

DER SPIEGEL

DER FALL RELOTIUS

Die Original-Texte
und die Ergebnisse
der Überprüfung

Im SPIEGEL und auf SPIEGEL ONLINE sind in den vergangenen Jahren rund 60 Texte erschienen, die Claas Relotius geschrieben hat oder an denen er beteiligt war. Kurze Interviews sind darunter, aber auch große Reportagen, die für Aufmerksamkeit sorgten und für die Relotius mit Preisen ausgezeichnet wurde. Viele haben sich als in wesentlichen Teilen gefälscht herausgestellt, der SPIEGEL hatte den Betrugsfall im eigenen Haus Ende 2018 offengelegt.

Der SPIEGEL hat nach Bekanntwerden des Falls viele Hinweise von Lesern bekommen, die auf Ungereimtheiten in den Texten aufmerksam gemacht haben - dafür ausdrücklich vielen Dank! Diese Hinweise haben geholfen, den Fall aufzuarbeiten.

Der SPIEGEL ist alle betroffenen Texte noch einmal durchgegangen: Einige wurden gründlich nachrecherchiert und verifiziert, andere in Stichproben überprüft. Claas Relotius hatte bereits im Dezember im Gespräch mit seinen Vorgesetzten weitgehende Fälschungen und Manipulationen eingeräumt. Kurz vor dem Jahreswechsel ließ er über seinen Anwalt in einer Pressemitteilung auch öffentlich noch einmal bestätigen, dass er bei seinen Reportagen »über mehrere Jahre hinweg vielfach Fakten falsch dargestellt, verfälscht und hinzuerfunden hat«.

Im Januar 2019 wurde dann seinem Anwalt ein Katalog mit Fragen zu den überprüften Texten übermittelt, mit Bitte um Stellungnahme. Der Anwalt teilte mit, Relotius sehe sich dazu »bedauerlicherweise nicht in der Lage«. Auch drei weitere Fragenkataloge von Anfang und von Ende Februar und von Anfang Mai blieben in der Sache unbeantwortet.

Die Nachverifikation der Texte ersetzt nicht die Aufarbeitung durch die von Verlag und Redaktion eingesetzte Kommission aus internen und externen Fachleuten, die die Routinen im Haus und die Sicherungssysteme überprüfen soll. Die Ergebnisse der Kommission werden an anderer Stelle veröffentlicht.

Der SPIEGEL stand bei der umfassenden Aufarbeitung des Falls vor der Frage: Wie umgehen mit den betroffenen Texten? Einerseits verfolgen Redaktion und Verlag den Anspruch maximaler Transparenz, andererseits fühlen sich zahlreiche Protagonisten in den Relotius-Texten zu Recht falsch dargestellt und zitiert; vieles ist frei erfunden.

Der SPIEGEL hat sich daher entschlossen, die Relotius-Texte künftig nur noch kommentiert und gesammelt in dieser umfassenden Dokumentation zugänglich zu machen.

| | | |
|---|--|--|
| 1 Nass DER SPIEGEL 49/2018, 1.12.20184 | 21 Blind Date DER SPIEGEL 24/2017, 10.6.201788 | 41 Der Mann in der Menge DER SPIEGEL 34/2015, 14.8.2015 ...174 |
| 2 Jaegers Grenze DER SPIEGEL 47/2018, 17.11.2018 ...12 | 22 In einer kleinen Stadt DER SPIEGEL 13/2017, 25.3.201793 | 42 Mathys großer Schlaf DER SPIEGEL 30/2015, 18.7.2015 ...176 |
| 3 Kehrt nicht auch das Böse, wenn man es lässt, eines Tages zurück? DER SPIEGEL 39/2018, 22.9.201818 | 23 Löwenjungen DER SPIEGEL 18.02.2017104 | 43 Auge um Auge DER SPIEGEL 27/2015, 27.6.2015 ...180 |
| 4 Schwarze Witwe DER SPIEGEL 35/2018, 25.8.2018 ...24 | 24 Wütender weißer Mann DER SPIEGEL 46/2016, 12.11.2016 ..110 | 44 Jedi-Radler DER SPIEGEL 19/2015, 2.5.2015182 |
| 5 Deutsch auf Bewährung DER SPIEGEL 31/2018, 28.7.201826 | 25 Versagt DER SPIEGEL 45/2016, 5.11.2016 ...114 | 45 Pizza Francescana DER SPIEGEL 18/2015, 25.4.2015 ...184 |
| 6 Sorry DER SPIEGEL 28/2018, 7.7.201831 | 26 Die Lebenden und die Toten DER SPIEGEL 34/2016, 20.8.2016 ...116 | 46 Rinderwahn DER SPIEGEL 14/2015, 28.3.2015 ...186 |
| 7 Jäger DER SPIEGEL 27/2018, 30.6.2018 ...36 | 27 Enricos großer Tag DER SPIEGEL 30/2016, 23.7.2016 ..125 | 47 Die letzte Passage DER SPIEGEL 8/2015, 14.2.2015188 |
| 8 Ein Kinderspiel DER SPIEGEL 26/2018, 23.6.2018 ...38 | 28 Königskinder DER SPIEGEL 28/2016, 9.7.2016127 | 48 Gottes Diener DER SPIEGEL 7/2015, 7.2.2015190 |
| 9 Endreinigung DER SPIEGEL 18/2018, 28.4.2018 ...44 | 29 Hi, Rahim, wie geht's? DER SPIEGEL 22/2016, 28.5.2016 ...135 | 49 Zeit ist Geld DER SPIEGEL 3/2015, 10.1.2015194 |
| 10 Karteileiche DER SPIEGEL 16/2018, 14.4.2018 ...46 | 30 Wo ist Debesay? DER SPIEGEL 19/2016, 7.5.2016137 | 50 Stadt ohne Gewissen DER SPIEGEL 38/2014, 15.9.2014 ...196 |
| 11 Die letzte Zeugin DER SPIEGEL 10/2018, 3.3.201848 | 31 Nummer 440 DER SPIEGEL 15/2016, 9.4.2016 ...139 | 51 Das hässliche Entlein DER SPIEGEL 36/2014, 1.9.2014 ...202 |
| 12 Letzte Ruhe DER SPIEGEL 01/2018, 30.12.2017 ...54 | 32 Ruhig Blut, Bruder DER SPIEGEL 6/2016, 6.2.2016145 | 52 Heim in die Hölle DER SPIEGEL 32/2014, 4.8.2014204 |
| 13 Todesengel DER SPIEGEL 50/2017, 9.12.201756 | 33 Hanswurst DER SPIEGEL 5/2016, 30.1.2016 ...147 | 53 Offener Vollzug DER SPIEGEL 21/2014, 19.5.2014 ...208 |
| 14 Der Spieler SPIEGEL CHRONIK, 6.12.201761 | 34 Angespannt DER SPIEGEL 51/2015, 12.12.2015 ...149 | 54 Wenn Mörder zu Pflegerinnen werden SPIEGEL ONLINE, 19.4.2014210 |
| 15 Der Mann von Zimmer 402 DER SPIEGEL 49/2017, 2.12.201763 | 35 Der Geschmack von Keksen DER SPIEGEL 50/2015, 5.12.2015 ...155 | 55 90 Zeichen Stuss DER SPIEGEL 16/2014, 14.4.2014 ...212 |
| 16 Touchdown DER SPIEGEL 44/2017, 28.10.2017 ...70 | 36 Blindgänger DER SPIEGEL 46/2015, 7.11.2015 ...157 | 56 Ins Mehl geboren DER SPIEGEL 15/2014, 7.4.2014214 |
| 17 Deutsche Erde, Vaterland DER SPIEGEL 39a/2017 (Sonderheft zur Bundestagswahl), 26.9.201775 | 37 Von Mülltonnen, Arschlöchern (»Dankeschön«) und Mädchen, die in Unterwäsche auf die Straße gehen DER SPIEGEL 43/2015, 17.10.2015 ...159 | 57 Julie Delpy: »Die Männer sind schuld« SPIEGEL ONLINE, 4.6.2013216 |
| 18 Home-Run DER SPIEGEL 34/2017, 19.8.201780 | 38 Verlust DER SPIEGEL 41/2015, 2.10.2015 ...165 | 58 Schönheit zahlt sich buchstäblich aus SPIEGEL ONLINE, 29.11.2011218 |
| 19 Kein Problem. Alles gut DER SPIEGEL 31/2017, 29.7.201782 | 39 Liebesbeweis DER SPIEGEL 40/2015, 26.9.2015 ...168 | 59 Wer bloggt, dem droht der Tod SPIEGEL ONLINE, 14.11.2011219 |
| 20 Gin und Tonic DER SPIEGEL 25/2017, 17.6.201786 | 40 Weltklasse mit Herz DER SPIEGEL 40/2015, 26.9.2015 ...170 | |

Nass

Treibhaus Erde Am 8. Dezember beginnt im polnischen Katowice die Uno-Klimakonferenz. Erneut wird die Weltgemeinschaft darum ringen, wie sie die Erderwärmung ausbreiten kann. Der SPIEGEL ver

trifft zu diesem Anlass eine große Geschichte. Sie erzählt vom Anstieg des Meeresspiegels und von den Folgen. Die andere stellt ein Konzept vor, wie sich der Ozean ausbreiten könnte.

Klimawandel Der Meeresspiegel steigt unaufhaltsam, für den Weltklimarat hat die Sintflut bereits begonnen. Was heißt das für die Menschheit? Was erwartet die Küsten, was kann man tun, um Häfen, Häuser, Inseln zu retten? Wie sollen wir künftig leben?



Überfluteter Marktplatz in Venedig am 30. Oktober

Vor ein paar Wochen stieg Ioane Teitiotia, Bewohner der Inselrepublik Kiribati, eines der entlegensten Staaten der Erde, in ein Fischerboot und fuhr gemeinsam mit sechs anderen Männern zum Verwandtenbesuch nach London, Paris und Polen. Die Überfahrt dauerte acht Tage. Als sie ankamen, waren London, Paris und Polen so gut wie menschenleer.

Die drei Siedlungen auf Kiribatis östlichem Atoll Kiritimati waren einst vom Weltumsegler James Cook der Bequemlichkeit halber so benannt worden. Und jetzt standen London, Paris, Polen zur Hälfte unter Wasser. Wellen erhoben sich auf der einen Strandseite und fielen, so wenig Land war übrig, auf der anderen wieder ins Meer.

Das Land, dessen Bürger Teitiotia ist, zählt gut 110 000 Bewohner, verteilt auf 32 Atolle und eine Insel, Punkte im weiten Blau, verstreut über eine Ozeanfläche größer als Indien. Es liegt, im Durchschnitt, keine zwei Meter über dem Meeresspiegel. 14 000 Kilometer von Ioane Teitiotias Fischerboot entfernt, auf der anderen Seite der Erde, stehen London, Paris, Danzig fest und sicher über dem Meeresspiegel. Es ist eine völlig andere Welt. Nur eines verbindet Europas Küstenstädte mit dem Pazifikatoll Kiritimati.

Das Meer. Es gibt nur eines. Es ist ein und dasselbe, egal, ob in Miami, in Shanghai oder an der Hallig Hooge. Und das Meer steigt. Niemand weiß genau, wie schnell und bis zu welcher Höhe die Ozeane ansteigen werden. Aber ansteigen werden sie.

Am Montag beginnt im polnischen Katowitz die Uno-Klimakonferenz, dort soll die Umsetzung des Pariser Klimaschutzabkommens diskutiert werden – nach einem Sommer rekordverdächtiger Dürren und Hurrikane der höchsten Kategorie.

Vor drei Jahren hatte die Weltgemeinschaft in Paris vereinbart, den globalen Temperaturanstieg auf deutlich unter zwei Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Zeitalter zu begrenzen. Die Sintflut

Nass

Klimawandel. Der Meeresspiegel steigt unaufhaltsam, für den Weltklimarat hat die Sintflut bereits begonnen. Was heißt das für die Menschheit? Was erwartet die Küsten, was kann man tun, um Häfen, Häuser, Inseln zu retten? Wie sollen wir künftig leben?

1 | DER SPIEGEL 49/2018, 1.12.2018

Vor ein paar Wochen stieg Ioane Teitiotia, Bewohner der Inselrepublik Kiribati, eines der entlegensten Staaten der Erde, in ein Fischerboot und fuhr gemeinsam mit sechs anderen Männern zum Verwandtenbesuch nach London, Paris und Polen. Die Überfahrt dauerte acht Tage. Als sie ankamen, waren London, Paris und Polen so gut wie menschenleer.

Die drei Siedlungen auf Kiribatis östlichem Atoll Kiritimati waren einst vom Weltumsegler James Cook der Bequemlichkeit halber so benannt worden. Und jetzt standen London, Paris, Polen zur Hälfte unter Wasser. Wellen erhoben sich auf der einen Strandseite und fielen, so wenig Land war übrig, auf der anderen wieder ins Meer.

Die Seedeiche, die Wellenbrecher aus Mangroven und die Schutzmauern aus Be-

ton hatten nicht gehalten, die Bewohner hatten ihre Häuser aufgegeben und ihre Heimat dem Ozean überlassen: London, Paris und Polen sind untergegangen.

Das Land, dessen Bürger Teitiotia ist, zählt gut 110 000 Bewohner, verteilt auf 32 Atolle und eine Insel, Punkte im weiten Blau, verstreut über eine Ozeanfläche größer als Indien. Es liegt, im Durchschnitt, keine zwei Meter über dem Meeresspiegel.

14 000 Kilometer von Ioane Teitiotas Fischerboot entfernt, auf der anderen Seite der Erde, stehen London, Paris, Danzig fest und sicher über dem Meeresspiegel. Es ist eine völlig andere Welt. Nur eines verbindet Europas Küstenstädte mit dem Pazifikatoll Kiritimati.

Das Meer.

Es gibt nur eines. Es ist ein und dasselbe, egal, ob in Miami, in Shanghai oder an der

Hallig Hooge. Und das Meer steigt. Niemand weiß genau, wie schnell und bis zu welcher Höhe die Ozeane ansteigen werden. Aber ansteigen werden sie.

Am Montag beginnt im polnischen Katowitz die Uno-Klimakonferenz, dort soll die Umsetzung des Pariser Klimaschutzabkommens diskutiert werden – nach einem Sommer rekordverdächtiger Dürren und Hurrikane der höchsten Kategorie.

Vor drei Jahren hatte die Weltgemeinschaft in Paris vereinbart, den globalen Temperaturanstieg auf deutlich unter zwei Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Zeitalter zu begrenzen. Die Sintflut allerdings hat bereits begonnen. Und sie wird nicht, wie die biblische, nach 150 Tagen wieder zurückgehen. Sie wird bleiben.

Jahrtausende wird es dauern, bis die Polkappen abgeschmolzen sind, vielleicht wird es in Gänze nie geschehen. Aber dass

die Grönland-Gletscher schwinden, dass die Schelfeis Massen der Antarktis in Bewegung geraten sind und ihre Ränder schneller abbrechen – das lässt sich heute schon messen.

Auch beim Klima gibt es einen Punkt, von dem an es keine Rückkehr mehr gibt. Dieser Punkt liegt hinter uns. Das Kohlendioxid ist in der Atmosphäre, es wird dort länger bleiben, als es die menschliche Zivilisation gibt. Und es wird die Erde weiter aufheizen.

Alles ist ganz einfach, es gelten die Gesetze der Physik. Wasser dehnt sich beim Erwärmen aus. Die Erde hat sich seit der Industrialisierung um rund ein Grad Celsius erwärmt, mit steigender Tendenz in den vergangenen Jahrzehnten. Ohne eine deutliche und rasche Reduzierung der Emissionen von Treibhausgasen würden nach Satellitenberechnungen der Nasa 1,5 Grad bereits Mitte dieses Jahrhunderts erreicht werden. Ein weiterer Anstieg auf 3 Grad würde den Meeresspiegel, so ein Gutachten des wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung, um bis zu fünf Meter steigen lassen, wenn auch mit einer Zeitverzögerung von einigen Hundert Jahren. Die Unsicherheiten dieser Projektionen sind naturgemäß groß. Ein entschlossenes Handeln der internationalen Gemeinschaft würde sie in jedem Fall nichtig werden lassen.

Jede Küste ist von der Gefahr einer Überflutung betroffen, egal ob in Kiribati, in Manhattan, Dhaka oder Rotterdam. Wir sitzen, das Wort muss hier erlaubt sein, alle in einem Boot.

Im Menschheitsgedächtnis hält sich die Erinnerung an eine »Sintflut«. Für die Mesopotamier war die Flut eine Strafe, ein Welt-Untergang, der alles Unreine verschlingen sollte.

Die christliche Überlieferung überhöhte die Sintflut zu einer globalen Taufe, eine tröstliche Vision tätiger Hoffnung. Noah wartete nicht jammernd auf die nassen Füße. Er griff zum Werkzeug und fing an, sich vorzubereiten.

Darum geht es auch in diesem Text. Überall auf der Welt sind Küstenbewohner, Stadtverwaltungen, Urbanisten, Versicherungsmathematiker und Hafeningenieurere dabei, an der Arche zu bauen. Sie denken nach über schwimmende Häuser und salzresistente Saaten, über intelligente Deiche und poröse Straßen.

Sie fragen sich, ob es vernünftig ist, wenn ein Viertel der hundert verkehrsreichsten Flughäfen auf der Welt weniger als zehn Meter über Normalnull liegen. Sie machen, wie in Indonesien, Pläne zur Verlegung ihrer Hauptstädte, kaufen, wie die Insulaner Mikronesiens, Land auf, um nicht untergehen zu müssen. Sie alle suchen einen Ausweg vor dem Wasser, und letzten Endes gibt es nur zwei Auswege,

gemäß der alten Weisheit der Friesen: »Deichen oder weichen«.

Was aber wissen wir, was erwartet uns wann und mit welcher Wahrscheinlichkeit? Wer ist betroffen, und was kann, was muss jetzt bereits getan werden? Reicht Ingenieurskunst, oder müssen wir radikal umdenken?

Ein Team von acht SPIEGEL-Reportern ist ausgeschwärmt, nach New Orleans und Bangladesch, nach Venedig, nach Texel und zu Ioane Teitiota in den Pazifik: nicht, um den Weltuntergang an die Wand zu malen, sondern, ähnlich Noahs Tauben, nach Ölzweigen zu suchen. Nach Modellen, Initiativen, Experimenten, Hoffnungen.

South Tarawa (Kiribati), 2 m ü.d.M.

Ioane Teitiota, nackt bis auf die Unterhose, schleppt Sandsäcke an einen Strand, um das Wasser, das sein Leben und sein Land bedroht, zu stoppen. Er wuchtet sie aufeinander, einen nach dem anderen, er baut aus Dutzenden Baumstämmen, aus Buschblättern und Säcken einen meterhohen Wall, der alles, was er hat, vor dem Ozean beschützen soll.

Sein Zuhause ist ein Verschlag aus Holzbrettern und Bambus, im Schatten dreier Pandanen. Davor sitzt seine Frau im Sand, sie heißt Angua Erika, trägt Muschelohrringe und ein Coca-Cola-T-Shirt und füttert singend ein paar Schweine.

Es sei einmal das Paradies gewesen, sagt Teitiota, aber das Meer sei böse, wie verhext: »Es zwingt uns, zu verhungern, zu verdursten und am Ende zu ertrinken.«

Er spricht jetzt von vergiftetem Ackerland und vergiftetem Trinkwasser, von sich ausbreitenden Krankheiten. Er zeigt in den steinernen Brunnen hinter der Hütte, aus dem sie jahrelang Grundwasser geschöpft haben und der nun, da das Meer immer weiter in die Erde sickert, nur noch ein Tümpel ist, das Wasser versalzen.

Er zeigt nach oben, in die Brotfruchtbäume und auf die Palmenplantagen, von denen sie früher große, prächtige Nüsse geerntet, sich vom Kopra, dem Fleisch der Kokosnuss, ernährt haben. Mittlerweile hängen, kilometerweit entlang der Küste, nur noch braune abgestorbene Blätter von den Wipfeln.

Als er mit dem Bau des Schutzwalls fertig ist, kniet Ioane Teitiota im Sand. Er blickt auf die türkisfarbene Lagune, dann spricht er leise ein Gebet. Er bittet Gott, dass seine Heimat noch nicht untergehen möge, die große Flut sie noch verschone; er betet, die Hände gefaltet, dass seine Familie bald, bevor das Wasser alles unter sich begrabe, in einem anderen, gelobten Land Zuflucht finden werde.

Ioane Teitiota kann sich nicht genau erklären, weshalb das Wasser vor seiner Im-

sel immer näher kommt. Er kann nicht er rechnen, wie viel Land es Jahr für Jahr von seinem Strand verschlingt. Er hat auch keine Ahnung, wie viel Zeit ihm bleibt, bis Tarawa endgültig im Meer versinkt.

Aber er hat einen Plan.

Potsdam, 94 m ü.d.M.

Das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung (PIK) liegt auf dem »Telegrafenberg«, einer Endmoräne, die in der letzten Eiszeit von den Gletschern hier aufgehäuft wurde. Das Institut ist eines der maßgeblichen Forschungszentren zum Klimawandel, und wie das Ziegelgebäude mit seinen Kuppeln auf der Spitze des Hügels balanciert, erinnert es an ein gerade gelandetes Raumschiff oder, passender noch: an eine Arche.

Wer wissen will, was kommt, ist hier richtig. Seit 1992 warnen die Forscher des PIK vor den Folgen der großen Erwärmung. Sie haben die Bundesregierung beraten, die EU-Kommission und andere nationale Regierungen, sind vertreten in internationalen Gremien, Panels und Arbeitsgruppen.

Man hört sie. Manchmal hört man sogar auf sie.

Derzeit sind es um die 200 Klimaforscherinnen und -forscher, die morgens den Telegrafenberg erreichen, meist mit dem Rad, ihre Rechner anschalten und sich in eine bessere Welt begeben, ein Universum des Wissens und des Prüfens. Und sie beginnen zu modellieren und zu projizieren, Konzepte zu ergrübeln, Codes zu schreiben oder Szenarien zu entwerfen über die Verwundbarkeit unserer Gesellschaft, über erdsystemische Zusammenhänge und Lösungsansätze. Durch die halb geöffneten Türen sind junge Menschen an ihren Monitoren zu sehen, und nur ein angepinnertes Foto, ein vorbeihuschender Bildschirm-schoner verrät, wo sich diese Forscher gerade aufhalten: im Delta des Ganges, in der Amundsensee oder zwei Kilometer tief im Granit Spitzbergens.

Stefan Rahmstorf war einer der leitenden Autoren des Weltklimarats, dem 2007 der Friedensnobelpreis verliehen wurde. Als Professor für die Physik der Ozeane ist Rahmstorf in Deutschland zum Mr Meeresspiegel geworden. Er tritt bei Konferenzen auf und wird interviewt, wenn ein Nordseeorkan wieder ein Stück Sylt weggespült hat.

Rahmstorf erzählt mit sanfter Stimme und faktensicher vom Ende einer Welt, wie wir sie kennen: »Es geht um die Erhaltung der menschlichen Zivilisation, das schon.«

Wie die meisten seiner Kollegen bewegt sich Stefan Rahmstorf in einer Welt des Komparativs. Immer steilere Kurven, im-

mer höhere Ausschläge, immer deutlichere Abweichungen von der bisherigen Normalverteilung.

»Ungewöhnlich hoch ... ganz systematische Entwicklung ... immer mehr Extremwetterlagen«, so zieht es sich durch seine Vorträge, die Kurven der Schaubilder steigen von links nach rechts an wie die Gewinnerwartungen eines Vermögensberaters. Es sind Fieberkurven des Weltklimas. **SPIEGEL:** Wie weit steigt das Meer?

Rahmstorf: Wir hatten in den vergangenen 100 Jahren einen Anstieg von 20 Zentimetern zu verzeichnen. Die bekommen wir in den nächsten 30, 40 Jahren noch einmal. Wenn wir die Erwärmung rasch begrenzen, könnten wir am Ende mit einem halben Meter davonkommen. Der aktuelle US-Klimabericht nennt allerdings einen Meter das »mittlere Szenario« und zwei Meter das »hohe Szenario«.

SPIEGEL: Wovon hängt das ab?
Rahmstorf: Ob das Pariser Klimaabkommen eingehalten wird und die Erwärmung im weltweiten Mittel auf deutlich unter zwei Grad begrenzt werden kann.

SPIEGEL: Unwahrscheinlich.

Rahmstorf: Und davon, wie sich die Eismassen in der Antarktis verhalten.

SPIEGEL: Eher unsicher.

Rahmstorf: Und wo auf dem Erdball man sich befindet, von den jeweiligen Strömungen und Winden. Auch wenn der Ozean überall letztlich derselbe ist – das Festland ist es nicht. Mal hebt sich ein Boden, wie in Skandinavien, mal senkt er sich, etwa im Süden der US-Atlantikküste oder auch an der Nordsee.

SPIEGEL: Und was ist so schlimm an ein paar Dezimetern mehr?

Rahmstorf: Schon wenige Zentimeter Anstieg des globalen Meeresspiegels vergrößern das Risiko von Extremwetterlagen und machen Sturmfluten und Hurrikane gefährlicher. Fragen Sie nur die Bewohner von Bangladesch.

Subhdia (Bangladesch), 6 m ü.d.M.

Steigende Meeresspiegel sind keine unlösbare Herausforderung für ein Land, wenn es reich ist und sich Küstenschutz leisten kann, wie die Niederlande oder Deutschland.

Bangladesch ist alles andere als wohlhabend. Hier gibt es doppelt so viele Menschen wie in Deutschland auf nicht einmal der Hälfte der Fläche. Zwei Drittel des Landes ragen nur wenige Meter über den Meeresspiegel hinaus. Ein Großteil der Bewohner lebt an der Küste.

In Dhaka, der Hauptstadt, ist vielerorts der Boden zubetoniert und damit so versiegelt, dass Wasser nicht mehr abfließen kann, zudem verstopft Plastikmüll die Kanalisation. Der Grundwasserspiegel sinkt

– mit der Konsequenz, dass eine ohnehin schon niedrig liegende Stadt noch weiter absackt.

Wenn der Monsun die Flüsse anschwellen lässt, wird bis zu einem Viertel des Landes überschwemmt. Wo ein Damm bricht, stehen Dörfer oft noch jahrelang unter Wasser. Hier gibt es Kinder, die kein anderes Leben kennen, als nach der Schule, mit dem Rucksack auf dem Kopf, durch brusthohes Wasser nach Hause zu waten.

Die Bauern und Fischer leben von und mit dem Hochwasser. Sie haben gelernt, zwischen guten und schlechten Fluten zu unterscheiden. Die guten bewässern die Felder. Die schlechten werden mehr, sie reißen Brücken weg, schwemmen Häuser fort, vertreiben Mensch und Tier. Die Intensität und Häufigkeit von Überschwemmungen wird zunehmen. Vergangenes Jahr starben rund 150 Menschen im Monsun, viele Millionen waren betroffen.

Wenn der Meeresspiegel steigt, dann könnten in 30 Jahren ganze Landstriche unter Wasser stehen. Die Nahrungsmittelproduktion würde einbrechen, Millionen Menschen sich auf die Wanderung machen.

Es gibt inzwischen ein »International Centre for Climate Change and Development« in Dhaka. Dort wird den Bauern geraten, Enten statt Hühner zu züchten. Fisch statt Reis. Regenwasser zu sammeln, weil Süßwasser knapp wird. Forscher haben schon vor Jahren angefangen, Reissorten zu züchten, die auch in Salzwasser gedeihen.

Mehr als 2000 Schutzräume sind in den vergangenen Jahren entstanden und Tausende Kilometer neuer Deiche. Es gibt schwimmende Gärten, Krankenhäuser auf Booten und Häuser auf Stelzen. Bangladescher führen schon heute vielerorts ein Leben im zweiten Stock, weil der erste unter Wasser steht.

Im Südwesten des Landes, in Küstennähe und damit an der verwundbarsten Stelle, liegt Subhdia. An den Ufern Pfahlhäuser mit Dächern aus Stroh. Eine Frau watet durch die Fluten und zieht ein Netz hinter sich her.

Shulota Mandol, klein, rund, mit einem großen Lächeln, sagt, sie sei jetzt 47 Jahre alt, so alt wie ihr Land, und genauso erfahren im Umgang mit Sturmfluten.

Zur Monsunzeit hängten sie die Töpfe und den Reis an die Decke und bockten die Feuerstelle auf. Sie rammten Bambuspfähle in den Morast und bauten Brücken. Sie erinnern sich daran, sagt Shulota Mandol, immerzu nass gewesen zu sein.

Einmal riss der Sturm ihr Haus entzwei. Dann nahm ihr ein Zyklon den Besitz. Zwei Jahre später rollte eine Welle ins Dorf, höher als ein Mensch. Die Sturmflut schwemmte ihr Haus fort. Und dann? »Dann haben wir es wieder aufgebaut.

Aber diesmal aus Holz.«

Die Klimapolitiker setzen einen Großteil ihrer Hoffnung auf die Widerstandsfähigkeit von Leuten wie Shulota Mandol.

Vor zwei Jahren aber hatte der Staat Bangladesch eine Idee und ein bisschen Geld. Er beauftragte die Hilfsorganisation »Adams« mit einem Experiment: Sie pumpten die Sedimente aus dem Fluss ans Ufer, sodass der Wasserstand sank.

Seither liegen Frau Mandols Zuhause und die umliegenden Dörfer einen Meter höher. Wenn es regnet, fließt das Wasser nun den Hang hinab. Das Hühnerhaus steht auf Stelzen und die Toilette auf einem Betonblock.

Mandol kann nun Bananen anbauen, früher sind die Pflanzen verrottet. Auch der Tempel neben ihrem Haus steht jetzt höher. Für ihren Gott hat Frau Mandol einen Teil ihres kostbarsten Besitzes gespendet: ein Stück trockene Erde.

Potsdam

Anders Levermann ist der Klimaphysiker am Potsdamer Institut. Er lehrt auch an der Columbia University, und auf seinen Berechnungen beruhen wesentlich die Illustrationen dieses Textes.

SPIEGEL: Einen Meeresspiegelanstieg von mehreren Metern, werden wir den bekommen oder nicht?

Levermann: Den bekommen wir, wenn wir weitermachen wie bisher. Aber auch dann erst in einigen Hundert Jahren. Letztlich ist der Meeresspiegelanstieg eine Zeitskalenfrage.

SPIEGEL: Das klingt beruhigend.

Levermann: Aber wir reden hier über Ozeane, enorme Wassermengen. Da steckt eine gewaltige Trägheit drin. Träge ist langsam, man denke an ein Faultier. Aber Trägheit in Kombination mit Massivität, das ist wie ein Fels, der einen Abhang runterrollt. Das gerät in Bewegung und beschleunigt sich und ist nicht mehr aufzuhalten. Was wir heute innerhalb weniger Jahrzehnte an Treibhausgasen ausstoßen, bestimmt den Meeresspiegel über viele Jahrhunderte.

SPIEGEL: Seit wann wissen Sie das?

Levermann: Theoretisch schon lange. Aber dann kam dieser Montag im Mai des Jahres 2014. Das war ein Schock für mich. Ich habe eine halbe Stunde nur so dageessen.

An diesem Tag erschienen unabhängig voneinander zwei wissenschaftliche Aufsätze, beide handelten von der Westantarktis. Einer betraf eine Modellierung, der andere stellte neue Messungen vor. Die Resultate deckten sich: »Wir präsentieren heute Messergebnisse, die zeigen, dass ein großer Teil des Eisschildes der Westantarktis unwiderrufflich ins Gleiten geraten ist«, erklärte auf der Pressekonferenz Eric Ri-

gnot vom Nasa Jet Propulsion Laboratory und Hauptautor einer der Studien. »Der ›point of no return‹ ist überschritten.«

Am Potsdam-Institut konnte dann noch ein wichtiges Detail hinzugefügt werden.

Levermann: Es gibt keinen natürlichen Mechanismus zur Stabilisierung. Zwar hatten die Glaziologen gehaut, dass sich die Westantarktis destabilisieren könnte. Das war eine theoretische Möglichkeit. Und nun wiesen diese Messungen darauf hin, dass dieser Kipp-Punkt wahrscheinlich schon überschritten ist. Es war für uns der Holy-Shit-Moment.

Bremerhaven, 2 m ü.d.M.

Die Westantarktis ist der Ground Zero beim Meeresspiegelanstieg. Bereits in den Siebzigern hatte der Glaziologe John Mercer vor einem Abbrechen der Antarktischilde gewarnt. Damals nahm ihn kaum jemand ernst. Heute weiß man, dass Mercer recht hatte mit seinen Befürchtungen.

In der Bundesrepublik ist das Alfred-Wegener-Institut für Polarforschung zuständig. Unter anderem betreibt es Deutschlands südlichstem Arbeitsplatz, die auf 16 Stelzen ruhende Forschungsplattform »Neumayer III« in der Antarktis. Koordiniert wird die Arbeit in Bremerhaven, aus einem Gebäudekomplex am Hafen. Gerade erhöht man dort die Deiche. Und das hat genau damit zu tun, was ungefähr 8000 Seemeilen entfernt in der Antarktis passiert und was auch Ioane Teitiota auf seiner Insel Sandsäcke wuchten lässt. Es hat zu tun mit der Westantarktis, einem der vielleicht entscheidenden Motoren für den Anstieg der Ozeane, einer Pumpe, die von Manhattan, Dhaka, Kiribati weltweit entfernt scheint, aber auf lange Sicht mit diesen Orten verbunden ist, als trennte sie nur eine Membran.

Die Glaziologin Angelika Humbert ist in der Westantarktis zu Hause. Sozusagen. Wobei sie sich in den Feinheiten der modellierten Version noch besser auskennt als auf dem Kontinent selbst. Sie kommt ursprünglich aus der Elementarteilchenphysik. Jetzt hat sie es mit Massen zu tun, die sich in Gigatonnen rechnen. Humbert erzählt, wie das »ewige Eis« des Planeten in Bewegung geraten ist und was das mit dem Deich vor ihrem Institut zu tun hat und demnächst mit allen 600 Millionen Menschen, die weltweit in Küstennähe leben.

Man kann sich die Westantarktis wie eine Schale vorstellen. Die Eismassen darin sind bis zu drei Kilometer dick. Der Tiefpunkt der Schale liegt unterhalb des Meeresspiegels. Im Landesinneren ragt der Schalenrand als Gebirge auf. Auf der anderen Seite aber erhebt sich der Rand nicht aus dem Meer. Der Zirkumpolar-

strom drückt relativ warmes und salzreiches Ozean-Tiefenwasser über die Schelfkante. Das nagt von unten am Eisschild. Eis bricht ab und treibt ins Meer. Von der anderen Seite der Schale fließen die Eismassen nach.

Bis zum Jahr 2012 verlor die Antarktis etwa 76 Milliarden Tonnen Eis im Jahr, was ungefähr dem doppelten Volumen des Bodensees entspricht. Seither, so kürzlich ein Report in der Zeitschrift »Nature«, hat sich dieser Prozess beschleunigt, auf 219 Milliarden Tonnen. Damit trägt das Eis der Antarktis heute ein Viertel zum weltweiten Meeresspiegelanstieg bei. Sollte sich die Westantarktis komplett zurückziehen, würden weltweit die Ozeane um mehr als drei Meter ansteigen. »Die spannende Frage ist, in welchem Zeitraum das passiert und ob es komplett geschieht«, sagt Angelika Humbert. »Die drei Meter haben wir nicht in 50 Jahren, wohl auch nicht in 200 Jahren. Aber das ist das Potenzial, das da drinsteckt.«

Beängstigend ist die Geschwindigkeit dieser Prozesse: »Die Glaziologen der Fünfziger, Sechziger hätten sich solch eine Dynamik schlechterdings nicht vorstellen können«, sagt Humbert. »Beim Jakobshavn-Gletscher in Grönland hat die Dynamik auf das Dreifache zugenommen. Von 5 Kilometern im Jahr auf 17, das ist für Glaziologen rasend schnell. Und die Beschleunigung hat innerhalb weniger Jahre stattgefunden.«

Sie habe, sagt Humbert, bei ihrem letzten Flug einen Schreck bekommen: »Der Eismassenverlust von Grönland ist jetzt auch im Nordosten angekommen. Man fliegt drüber und sieht nur noch einen Friedhof von Eisbergen.« Vergangenes Jahr brach vom antarktischen Pine-Island-Gletscher ein 265 Quadratkilometer großer Eisberg ab und trieb in die Amundsensee. Der Meeresspiegel stieg dadurch nicht an, weil das Eis schon auf dem Wasser gelegen hatte. Nur fiel der Gletscher jetzt als Bremsklotz für die Eismassen im Antarktischen inneren aus. Die Westantarktis ist in Bewegung geraten, und bei den beteiligten Massen ist es ausgeschlossen, diese Dynamik kurzfristig aufzuhalten. »Man kann sie nur noch verlangsamen«, sagt Angelika Humbert. Auch auf Baustellen gebe es Situationen, die man nicht mehr stabilisieren kann, wo sich eine Rutschung erst komplett entleeren muss.

Der Motor arbeitet bereits, da unten auf der anderen Seite der Erde.

Potsdam

SPIEGEL: Der Mensch stößt etwas an, die Dynamik verstärkt sich, von einem bestimmten Punkt an übernimmt die Physik. **Rahmstorf:** Das sind die Kipp-Punkte. Wir haben hier am Institut mehr als zehn

Stück ausgemacht.

SPIEGEL: Ein Beispiel?

Rahmstorf: Die messbare Verlangsamung des Golfstromsystems gehört dazu oder das Auftauen des Permafrostbodens in Sibirien. Die Kollegen vom Alfred-Wegener-Institut haben jetzt herausgefunden, dass der Anstieg des Meeresspiegels auch die Erosion des Dauerfrostbodens dort verstärkt. Dadurch werden Methan und Kohlendioxid freigesetzt.

SPIEGEL: Was wiederum den Planeten erwärmt.

Rahmstorf: Es ist ein sich selbst verstärkender Prozess und kaum aufzuhalten.

München, 510 m ü.d.M.

Naturkatastrophen heißen in der Versicherungsbranche »Nat Cats«. Zwei Silben, angenehm auszusprechen und so beruhigend wie eine Katze auf dem Schoß.

Seit 30 Jahren verfolgt der Geophysiker Ernst Rauch für den Versicherungskonzern Münchener Rück die Nat Cats. Um ihn zu überraschen, muss schon etwas Kollossales passieren. Etwas wie »Sandy«.

Als Hurrikan »Sandy« am Abend des 30. Oktober 2012 New York endlich hinter sich gelassen hatte, war dort nichts mehr wie zuvor. Der Sturm hatte große Teile Manhattans überflutet, U-Bahn-Tunnel standen unter Wasser, auch die Baustelle des 9/11-Museums war abgesoffen. Es gab keinen Strom mehr, es fuhren keine Züge, an der Wall Street setzte die Börse den Handel aus.

Alles wenig Wahrscheinliche kam damals zusammen: die immense Zerstörungskraft eines Sturms, seine merkwürdige Verlaufskurve, die Starkwindfront, die senkrecht zur Küste verlief. Und ein Mond, der so am Firmament stand, dass er zusätzlich eine Springflut verursachte.

Das Unheil erreichte aber nur deshalb eine solche Dimension, weil der Meeresspiegel über die Jahrzehnte ohnehin schon gestiegen war. Am Pegel »Battery Park«, der Südspitze Manhattans, in 93 Jahren beispielsweise um rund 35 Zentimeter, mit zunehmender Geschwindigkeit. Darauf war der Flutschutz nicht vorbereitet.

»Sandy« war ein Schlüsselmoment für Ernst Rauch und seine Profession. Die Flut war da. Sie wollte eingepreist werden.

Rückversicherer sind quasi die Versicherer der Versicherungen. Sie kommen ins Spiel, wenn Risiken so hoch sind, dass sie auf mehrere Schultern verteilt werden müssen. Das vergangene Jahr war für die Versicherer das bislang teuerste. Rund 135 Milliarden Dollar mussten sie 2017 aufbringen, um Schäden von Naturkatastrophen wie den Hurrikanen »Harvey«, »Irma« und »Maria« zu begleichen. Die

drei teuersten Jahre in der Geschichte der Branche fallen in die vergangenen 13 Jahre.

Der Klimawandel allein ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Es leben auch mehr Menschen als zuvor in Risikozonen, und ihr Eigentum ist im Wert gestiegen. Der Verweis aufs Klima macht es natürlich einfacher, Kunden zu höheren Prämien zu bewegen. Rauch leitet ein Team von rund 30 Wissenschaftlern, die weltweit für den Konzern arbeiten. Die Kunst besteht darin, erstens so präzise wie möglich die Eintrittswahrscheinlichkeit der Katastrophe zu berechnen, zweitens den möglichen Schaden zu beziffern und drittens eine angemessene Prämie zu berechnen.

Für alle drei Ziele gibt es »Nathan«: das »Natural Hazards Assessment Network«, eine digitale Plattform, die unentwegt mit klimarelevanten Informationen gefüttert wird. Mit Nathan lassen sich Naturgefahren besser einschätzen, und zwar für jede Adresse der Welt, auf 30 Meter genau.

Gibt man zum Beispiel »New York, Battery Park« ein, baut sich rund um Manhattans Südspitze ein breiter blauer Streifen auf; er bezeichnet das Gebiet, das in hunderten Jahren überflutet sein dürfte. Die Tabelle daneben zeigt die »Risk Scores«, sie geben die Wahrscheinlichkeit einer Überflutung an. Der Risk Score für den Battery Park liegt bei 38 von 100. Zum Vergleich: In der Nähe des French Quarter in New Orleans, wo 2005 der Sturm »Katrina« wütete, beträgt dieser Wert 78.

Potsdam

Beim PIK rief neulich eine Frau an. Sie wollte wissen, ob sie sich ein Grundstück in Berlin kaufen solle, in der Spandauer Vorstadt. Sie sei unsicher, sagte sie, wegen des Meeresspiegelanstiegs. Man höre so viel. Mittlerweile gibt es so viele Projektionen, Szenarien und Gegenszenarien, dass manche Menschen den Überblick verlieren.

Was man weiß und was man wissen kann und was folglich zu tun wäre, das erklärt einem das IPCC, das »Intergovernmental Panel on Climate Change« – der Uno-Weltklimarat.

Als einer von 17 Wissenschaftlern schreibt Anders Levermann hier, in der Arbeitsgruppe I, das Kapitel über Ozeane und Meeresspiegel.

Der Klimarat mit seiner Koordinierungsstelle in Genf (390 m ü. d. M.) ist eine einmalige weltumspannende Denkmühe, vergleichbar allenfalls mit dem Humangenomprojekt, der Entschlüsselung des menschlichen Erbguts. Ein Denkzentrum, das regelmäßig über den Klimawandel berichtet und den aktuellen Wissensstand feststellt, in größtmöglicher Transparenz und mit dem Ziel, auch prak-

tische Konsequenzen zu haben. Derzeit wird an dem sechsten Bericht gearbeitet, von 220 Leitautoren aus 60 Ländern.

Levermann: Man schreibt zunächst alles auf, was später im Bericht enthalten sein soll. Mit vielen Platzhaltern, weil die Wissenschaft noch gar nicht auf dem Stand ist, den wir liefern wollen. Dieser »Zero Order Draft« wird an Kollegen geschickt und kommentiert. Daraufhin wird ein »First Order Draft« geschrieben, schon mit Grafiken.

SPIEGEL: Wer darf mitreden?

Levermann: Jeder Wissenschaftler kann ihn herunterladen und kommentieren. Die Autoren müssen jeden Kommentar beantworten, jede Antwort wird öffentlich gemacht.

SPIEGEL: Das wären Hunderte Kommentare pro Kapitel.

Levermann: Bis zu 10 000, ja. Ein zeit- und nervenaufreibendes Verfahren. Anschließend geht ein »Second Order Draft« an die Öffentlichkeit, den jeder Bürger kommentieren kann.

SPIEGEL: Und dann?

Levermann: Am Ende steht eine zwei, drei Dutzend Seiten lange Zusammenfassung, die »Summary for Policy Makers«. Die wird dann Satz für Satz, Wort für Wort von Politikern durchgecheckt, damit nachher alle Regierungen unterschreiben können. Kein Politiker kann den Bericht selbst ändern.

New York City (USA), 10 m ü.d.M.

»Sandy« war ein Jahrhundertsturm. Allein in New York City starben 43 Menschen, 90 000 Gebäude standen unter Wasser, der Sturm richtete Sachschäden in Höhe von fast 20 Milliarden Dollar an.

Es folgten Krisensitzungen, Arbeitsgruppen, ambitionierte Pläne. Der Stadtrat diskutierte das Flutzonensystem und änderte die Bauvorschriften, eine Zeit lang dachten die New Yorker in dreistelligen Millionenbeträgen, wenn es um den Flutschutz ging; getan hat sich dennoch wenig. New York ist ein Beispiel dafür, wie schwer es ist, sich gegen etwas zu wappnen, das unwahrscheinlich und unvorhersagbar ist.

Die ehrgeizigen Pläne wurden bis heute nicht umgesetzt. Ein acht Kilometer langes Sturmflutsperrwerk beispielsweise, die Outer Harbor Gateway, die New Yorks gesamte Hafengebucht zum Atlantik hin abschotten sollte: eine Mauer, gebaut durchs Meer.

Das ist die New Yorker Lektion: Warte nicht darauf, dass die Stadtverwaltung dir hilft. Vertraue nicht darauf, dass es die große, übergreifende Lösung geben wird.

Stattdessen überlegt jeder einzelne Bürger, wie sich zu Hause weniger Energie verbrauchen und weniger CO₂ produzie-

ren ließe. Wie man umweltfreundlich pendelt, mit dem Fahrrad und der Fähre; wie das Stromnetz lokal entlastet werden könnte. Und wie sich die Stadt gegen das nächste Hochwasser wappnen kann.

Denn das nächste Hochwasser wird kommen. Die ungeschützten Regionen der amerikanischen Ostküste werden nach Messungen der Ozeanografiebehörde NOAA mittlerweile beinahe jeden zweiten Tag überflutet. Die höchstbedrohte Stadt, noch vor Miami und Fort Lauderdale: New York City.

Allein hier leben fast eine halbe Million Menschen in einem unmittelbaren Gefahrenbereich, der bis 2050 ganz überflutet sein könnte, das hat die Forschungsgruppe Climate Central ausgerechnet.

Südlich des Uno-Gebäudes, direkt am Wasser, stehen zwei von New Yorks markantesten Wolkenkratzern, sie ragen am Abend schräg in den Himmel: Die kupferverkleideten Zwillingstürme mit 41 beziehungsweise 48 Etagen neigen sich zueinander und sind in 90 Meter Höhe durch eine Skybridge verbunden.

»Sandy« kam, als die Türme gerade geplant wurden. Das bereits drei Meter tief ausgebaggerte Schottergelände wurde innerhalb weniger Stunden zum See. »Als wir es zum ersten Mal sahen, konnte man mit einem Kanu drüberpaddeln«, erinnert sich Simon Koster, einer der beteiligten Ingenieure. »Da wussten wir, dass wir unsere Pläne ändern mussten.«

Die Lösungen sind naheliegend und trotzdem ungewöhnlich. Im Falle der schrägen Wolkenkratzer etwa wurden Baugruben ausgeschachtet, 15 Meter tief, dann wurden die Kelleretagen versiegelt. Hier unten, wo früher die Notstromgeneratoren untergebracht worden wären, findet sich nun ein Parkhaus, das mit Stahltonnen abgeschottet werden kann.

Das Notfallsystem des Baus wiederum befindet sich in sicherer Entfernung vom Wasser, in 160 Meter Höhe: Im Dachgeschoss stehen jetzt fünf Stromgeneratoren, Wände und Fenster sind mit Schaltanlagen ausgestattet. Die 400-Kilowatt-Generatoren sind erdgasbetrieben und können beide Türme mit Strom versorgen, ohne dass sie das städtische Netz anzapfen müssen.

Jedes der 760 Apartments ist autark. Die Kühlschränke funktionieren unter allen Bedingungen, ebenso eine Steckdose pro Wohnung. Was jenseits der Doppelglasfenster los ist, muss die Bewohner nicht kümmern – solange sie zu essen haben und solange das Smartphone funktioniert.

Potsdam

Jahrhundertlang war das Erste, was den Menschen einfiel, wenn die Wasser stiegen, »noch 'ne Schippe Sand auf den

Deich« zu schütten. Heute können das milliardenteure Pump- und Abschottungsanlagen sein, der Gedanke dahinter ist derselbe.

Levermann: Machbar ist vieles. Die Frage ist: Welche Orte wollen wir schützen, und bei welchen ist der Aufwand nicht zu beantworten?

SPIEGEL: Das heißt?

Levermann: Die Copacabana, der Stadtstrand von Rio de Janeiro, ist nicht schützenswert, sie liegt zu offen. Oder Miami. Die Stadt steht auf porösem Untergrund, deswegen nützen dort Deiche wie in Holland nicht viel.

SPIEGEL: Was ist mit New Orleans, das der Hurrikan »Katrina« im Jahr 2005 innerhalb weniger Stunden flutete?

Levermann: New Orleans ist mit seiner Kessellage im Mississippi-Delta denkbar ungeeignet zur Besiedlung.

SPIEGEL: Für rund eine Milliarde Dollar ist dort eine der größten und stärksten Pumpstationen gebaut worden, der »Gulf Intracoastal Waterway West Closure Complex«. Ein enormes Schleusentor und elf Pumpen zu je über 5000 PS, mit Diesel betrieben. Es soll Sturmfluten, die vom Meer kommen, rechtzeitig abbremsen – und zugleich das Regenwasser in die Gegenrichtung abpumpen.

Levermann: Mit Geld geht vieles. Vor allem ist diese Anlage ein Monument US-amerikanischer Zuversicht. Natürlich ist es einfacher, auf die Ingenieure zu setzen, als zu lernen, anders zu leben.

Venedig (Italien), 1 m ü.d.M.

Diese Lektion muss die Menschheit lernen: Nicht alles wird zu schützen sein. Was also geben wir auf? Sind die Malediven den Aufwand wert? Oder die Hallig Hooge? Und wer entscheidet darüber?

Nirgendwo stellt sich diese Frage so drängend wie in Venedig, nirgendwo sollte sie so leicht zu beantworten sein. Tatsächlich lässt sich in der Wasserstadt Venedig vor allem lernen, wie schwer es mit der Vernunft ist, auch wenn Geld und gute Ideen nur so sprudeln.

Auf lediglich sieben Quadratkilometern, getrennt durch 182 Kanäle, verbunden durch 435 Brücken, findet man in Venedig die wohl dichteste Ballung von Kulturschätzen weltweit. Ein Wunder, in vielerlei Hinsicht, leider eben etwas feucht, auf Wasserlinie gebaut und stetig am Sinken.

Hochwasser sind die Venezianer gewohnt. Die Lagune schwillt Dutzende Male im Jahr an, in der Regel um 80 bis 100 Zentimeter, die Italiener nennen es »acqua alta«, das Hochwasser. Bei Acqua Alta von 100 Zentimetern steht der Markusplatz 20 Zentimeter unter Wasser, die Menschen laufen dann in Gummistiefeln

durch ihre Stadt, Ratten klettern an den Renaissance-Fassaden hoch.

Venedig soll für die Nachwelt konserviert werden. Wasseringenieure fanden 1989 eine Lösung: MO.S.E. Der »Modulo sperimentale elettromeccanico«, ein Sperrwerk für die gesamte Lagune.

Jede der drei Öffnungen der Lagune zur Adria sollte mit aufschwimbaren Barrieren versehen werden, 78 insgesamt. Bei ruhiger See liegen die Barrieren auf dem Meeresboden, bei Fluten über 110 Zentimeter werden sie hochgefahren.

Damals, bei ihrer Planung, gingen die Ingenieure noch von einem Anstieg des globalen Meeresspiegels um 20 Zentimeter aus.

2003 wurde mit dem Bau begonnen. Er dauert bis heute an. Niemand weiß, wann die Fluttore funktionsfähig sein werden. Mittlerweile ist vom Jahr 2022 die Rede.

In der Biblioteca Marciana am Markusplatz, einer der ältesten Bibliotheken Italiens, haben sie einen Notfallplan erarbeitet und eine Abteilung für Prävention und Restauration gegründet. Die Bibliothek, erbaut im 16. Jahrhundert zwischen Dogenpalast und Giradini Reali, direkt am Wasser, wurde schon einmal überflutet, beim Hochwasser von 1966.

Silvia Pugliese ist die verantwortliche Konservatorin, sie leitet die Präventionsabteilung. Die wertvollsten Bestände befinden sich heute im ersten Stock, fünf Meter höher als damals: mehr als 900 000 Bände, Karten, Handschriften, darunter das Testament von Marco Polo, einem Sohn Venedigs, eine Homer-Ausgabe aus dem 11. Jahrhundert, mittelalterliche Bibeln mit juwelbesetzten Buchdeckeln.

Der Notfallplan der Biblioteca Marciana ist kein Evakuierungsplan, niemand rechnet damit, dass Venedig im Meer versinkt. »MO.S.E. wird halten«, sagt Pugliese.

Und was, wenn MO.S.E. tatsächlich hält, die Lagune aber eben dadurch zu einer Kloake verkommt, weil das Wasser nicht mehr zirkulieren kann?

»In Venedig«, sagt Silvia Pugliese, »wurde schon immer zugunsten der Kultur entschieden. Nicht zugunsten der Umwelt.«

Den Haag (Niederlande), 1 m ü.d.M.

Würden die Niederlande heute als Bauprojekt eingereicht, bekämen sie niemals eine Genehmigung. Nicht in den Niederlanden. Die Hälfte des Landes liegt weniger als einen Meter über dem Meeresspiegel, ein Viertel liegt darunter, Rotterdam, neben Amsterdam die wichtigste Stadt, wurde in einem riesigen Delta errichtet, Rhein, Maas und Waal münden hier in die Nordsee. Ein Land wie ein löchriger Kunst-rasen, über einer Wasserwelt ausgerollt bis zum Horizont.

Wim Kuijken ist hier der Delta-Kommissar, geboren zwei Monate vor »de Ramp«, der großen Flut. Damals, in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1953, wurde ein schwerer Sturm durch eine Springflut unheilvoll verstärkt. Das »Sandy«-Szenario. 89 Deiche brachen, 1835 Menschen starben.

Diese Katastrophe hat das Land zwei Dinge gelehrt: Gegen das Meer muss man sich, erstens, so gut schützen, wie es überhaupt geht. Gegen das Meer gibt es, zweitens, keinen absoluten Schutz. Es ist stärker als der Mensch, und stärker wird es bleiben.

Die Niederlande, sagt Delta-Kommissar Kuijken in seinem Büro in Den Haag, sind, was den Klimawandel angeht, eines der am meisten gefährdeten Länder weltweit. Zugleich, sagt Kuijken, sind die Niederlande so sicher wie kaum ein anderes Land. Denn die Menschen wissen, wie gefährdet ihr Land ist. Und sind bereit, für den Schutz zu zahlen.

Eine Milliarde Euro kann das »Delta-Programm« jedes Jahr für den Flutschutz ausgeben, darauf haben sich die Parteien vor beinahe zehn Jahren geeinigt. Ständig werden Dünen erweitert und Strände aufgeschüttet, Deiche verstärkt und Sand vorgespült.

Die Niederländer setzen dabei, das ist revolutionär, auf Fantasie und Technik. Fantasie, das heißt: Dächer werden begrünt und Rasenflächen angelegt, damit die Städte wie Schwämme funktionieren, wenn das Wasser kommt. Sie bauen, in Kinderdijk, ein Parkhaus in einem Deich, sie verbinden Stadtplanung und Raumplanung mit Design, mit Ästhetik also, sie überdenken ihr Verhältnis zum Meer, zur Natur. Das Wasser nicht länger bekämpfen, darum geht es, sondern lernen, mit dem Wasser zu leben: Parkgaragen, die bei Überschwemmungen zu Reservoirs, und öffentliche Plätze, die zu Rückhaltebecken werden – eine wirkungsvolle Kombination aus Erfahrung, Verstand und Geld.

Je mehr sie anpacken, die Niederländer, desto deutlicher sehen sie, dass sich aus dem Wissen, wie man mit dem Wasser lebt, ein Geschäft machen lässt.

Was den Wandel angeht, die Kunst also, das Alte so zu verändern, dass daraus etwas Neues entsteht, so hilft es, gemeinsam mit Piet Dircke ein wenig durch Rotterdam zu laufen. Dircke arbeitet seit 25 Jahren bei Arcadis, einem Anbieter für Ingenieurleistungen und Projektmanagement, 27 000 Leute weltweit, Dircke hat den schönen Titel »Global Leader – Water Management« und soll außerhalb der Niederlande niederländische Lösungen verkaufen helfen. Der Markt ist so gewaltig wie das Problem. Vor allem die Megahäfen Asiens sind gefährdet – Shanghai, Mumbai oder Osaka.

Arcadis unterzeichnete 2004 einen Rah-

menvertrag mit der Stadt New Orleans. Das war zufällig genau ein Tag bevor der Hurrikan »Katrina« loslegte. Kaum war die Stadtverwaltung wieder arbeitsfähig, bekam Arcadis den Auftrag, New Orleans »hurrikansicher« zu machen. Es waren Niederländer, die jene größte Pumpstation der Welt bauten, von der Anders Levermann in Potsdam erzählte. Die verantwortlich zeichneten für Hunderte Kilometer Deiche, fünf Sturmschutzwehre und riesige Fluttore – teilweise arbeiteten im Arcadis-Büro in New Orleans 350 Leute an 65 Projekten gleichzeitig.

»Playing the orange card«, so nennt Dircke das, übersetzt in etwa: das Holland-Ass ausspielen.

Texel (Niederlande), 2 m ü. d. M.

Marc van Rijsselberghe ist einer von denen, die nach Lösungen suchen. In Den Hoorn, dem südlichsten Dorf der Nordseeinsel Texel, stellt van Rijsselberghe einen Teller mit Tomaten auf den Tisch.

Seit ein paar Jahren experimentiert er damit, Pflanzen auf salzhaltigen Böden zu ziehen. Auf Freilandflächen und in Gewächshäusern bewässert er verschiedene Nutzpflanzen mit Salzwasser – Tomaten und Erdbeeren, Wicken und Möhren, Salat, Kartoffeln und Eiskraut. Er will herausfinden, wie viel Salz Pflanzen vertragen. Wenn der Meeresspiegel steigt, wenn das Grundwasser versalzt, dann muss sich auch die Landwirtschaft anpassen. Der Teller mit den Tomatenvierteln ist Teil seiner Strategie. Van Rijsselberghe, der die Skepsis und die Sturheit vieler Bauern und vieler Politiker kennt, setzt auf Zahlen und auf Geschmack, auf Verstand und Gefühl.

Die Zahlen: 1,5 Milliarden Hektar weltweit seien von Versalzung betroffen, sagt er, jede Minute kämen drei Hektar hinzu. Auf 27 Milliarden Dollar wird der Ernteausfall geschätzt, der durch Versalzung hervorgerufen wird. Es geht also darum, sagt van Rijsselberghe, mehr zu produzieren und dabei weniger Wasser zu verbrauchen.

Als van Rijsselberghe anfang, sich für die Landwirtschaft zu interessieren, gab es eine allgemein akzeptierte Grenze für den Salzgehalt des Wassers: 1,7 Dezisimens pro Meter. Jenseits davon, hieß es, gehen Pflanzen kaputt.

An dieser Stelle schiebt van Rijsselberghe den Teller mit den Tomatenstücken über den Tisch. Sie wurden mit Wasser gegossen, das deutlich salziger ist als 1,7 Dezisimens.

Tatsächlich schmecken die Tomaten ein wenig süßlich, sie sind jedenfalls weniger salzig als erwartet. »Ich glaube, dass das Meer mehr Kraft und Vitalität hat, als wir denken«, sagt van Rijsselberghe.

Vielleicht ist das die einzigartige niederländische Art, mit der Bedrohung durch steigende Meeresspiegel umzugehen: das Problem so lange zu verdichten, bis es auf einen Tomatenteller passt.

Wie die Niederländer überhaupt gut darin sind, das große Ganze in Geschichten zu zerlegen.

»Kommen Sie mit auf den Balkon«, ruft Peter van Wingerden, der für sein Projekt am Nordrand des Rotterdamer Hafens eine Fabriketage gemietet hat. In wenigen Wochen soll hier im Merwehaven von Wingerdens schwimmender Bauernhof eröffnet werden, 40 Kühe, vielleicht sogar 55, untergebracht in einem gläsernen, hochautomatisierten Show-Bauernhof, drei Stockwerke hoch, fest verankert im Hafengrund.

Vom Balkon aus zeigt van Wingerden auf die Lagerhalle gegenüber. Dort werden Kiwis gelagert, die per Schiff nach Rotterdam kommen. Sie werden dann auf Lkw geladen und nach Italien gefahren, um geschält und geschnitten zu werden. Per Lkw geht es zurück in die Niederlande.

Kann es sein, sagt van Wingerden, dass diese Form des Konsums unsinnig ist? Dass wir umdenken müssen, wenn das Wasser steigt und Land knapp wird?

Die Flut zwingt dazu, in Kreisläufen zu denken und in Partnerschaften.

Van Wingerdens Kühe sollen, neben Gras, auch Brauereirückstände fressen, Abfälle aus Restaurants oder aus örtlichen Getreidemühlen. Der Fußballklub Feyenoord liefert den Rasenschnitt der sieben Vereinsstadien – gegen Molkereiprodukte aus Wingerdens schwimmender Farm.

Gemolken werden die Kühe von Robotern, der Urin wird gesammelt, der Dung zusammengetragen, ebenfalls von Robotern. Van Wingerden will das Wasser aus dem Dung pressen und dann das Salz aus dem Wasser herausfiltern lassen; er wird das Salz als Dünger verkaufen und das Wasser zurück in die Maas leiten.

Vielleicht ist es ein Vorteil, vielleicht hilft es beim Nachdenken, dass die Niederlande schon heute zu großen Teilen unterhalb des Meeresspiegels liegen. Wer fünf Meter unter dem Meer lebt, hat einen anderen Blick auf steigende Ozeane als jemand, der einen halben Meter über dem Meer ist.

»Lasst uns die Welt ins Wasser erweitern«, ruft van Wingerden auf dem Balkon. »Lasst uns das Wasser umarmen! Hört auf, es zu bekämpfen, nutzt es! Wir haben dem Wasser viel zu verdanken.«

Potsdam

Ottmar Edenhofer ist Chefökonom am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung, er war früher Mitglied des Jesuitenordens. Das hilft, um Antworten auf

bohrende Menschheitsfragen zu finden: Was ist richtig? Was ist zu tun? Wie schützt man möglichst viele möglichst gut in einer ungleichen, unvollkommenen Welt?

SPIEGEL: Sie sind seit Kurzem einer der beiden Direktoren des PIK. Wo stehen für Sie denn heute die Archen?

Edenhofer: Es geht natürlich darum, jetzt die Deiche zu erhöhen, Straßen zu verlegen, auf eine resiliente Landwirtschaft umzusteuern. Das reicht aber nicht. Die menschengemachte Destabilisierung unseres Klimas ist ein Fundamentalproblem. Entsprechend müssen wir handeln.

SPIEGEL: Konkret?

Edenhofer: Wir müssen den Kohlendioxidausstoß bepreisen. Dadurch würde CO₂-freie Technologie billiger. Fossile Energieträger würden teurer.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass höhere Steuern, egal wofür, politisch durchsetzbar sind?

Edenhofer: Durch eine Kohlendioxidbesteuerung würden Einnahmen entstehen, mit denen man etwa Steuern senken könnte und die Staatsverschuldung abbauen. Die Leute sind durchaus bereit dafür. Man muss ihnen nur klarmachen, was mit dem Geld geschieht.

South Tarawa (Kiribati), 2 m ü.d.M.

Ioane Teitiota, Bürger eines der flachsten und entlegensten Länder der Erde, Bewohner einer Punktwolke aus Atollen weit weg von allen Forschern und Tomatenzüchtern, hat sich einen Plan ausgedacht, in seiner Bambushütte. Die Welt soll wissen, was eines Tages auf sie zukommen wird. Nicht nur das Wasser selbst, sondern auch Menschen, Völker, ganze Nationen, die vor Klimakatastrophen fliehen.

Von seiner Hütte aus hat Teitiota die Vereinten Nationen verklagt. Er will, als einer der ersten Menschen überhaupt, zum Klimaflüchtling erklärt werden.

Er suchte in Neuseeland Asyl und nun weltweit, weil er in seiner Heimat kaum noch leben kann, weil das Meer ins Grundwasser sickert und nur noch abgestorbene Blätter von den Palmen hängen.

Bis heute werden Menschen, die aus Kiribati fliehen, in keinem Land der Erde als Flüchtlinge anerkannt. Die Genfer Flüchtlingskonvention bietet nur denen Schutz, die aufgrund ihrer Rasse, Religion, Nationalität oder politischen Überzeugung verfolgt werden. Nichts davon, so befand etwa der Supreme Court von Neuseeland, treffe auf Teitiota zu.

Ioane Teitiota will sich nicht damit abfinden. Die Vereinten Nationen sollten ihre Konvention aus dem Jahr 1951 ändern und den Begriff »Klimaflüchtling« darin aufnehmen. Er weiß, dass sein Fall in eine juristische Lücke des internationalen Rechts vorstößt, dass es um eine große Fra-

ge geht, auf die bislang kein Staat der Welt eine verbindliche Antwort gibt, dabei wird sie, in Zukunft noch mehr als heute, beantwortet werden müssen: Haben Menschen, die nicht vor Kriegen oder Verfolgung, sondern vor Dürren oder Fluten fliehen, das gleiche Recht auf Schutz?

Auf der Weltklimakonferenz 2017 in Bonn, auf der auch Kiribatis ehemaliger Präsident sprach, schätzten Uno-Experten, dass bereits heute 20 Millionen Menschen auf der Flucht vor Hitze, Dürren, Stürmen oder Überschwemmungen seien. Laut einer Weltbank-Studie könnten es bis zum Jahr 2050 mehr als 140 Millionen werden.

Es sind die Bewohner jener Inseln und Inselstaaten im Pazifik – Kiribati, Tuvalu, Samoa, Nauru, die Salomonen und die Marshall-Inseln –, die am wenigsten zur Erderwärmung beitragen, deren Leben aber schon heute durch immer heftiger

werdende Zyklone bedroht wird.

So wie die Bewohner der drei Atoll-siedlungen London, Paris und Polen. Sie sind, wie Zehntausende aus allen Teilen des Archipels, nach South Tarawa geflohen. Die Hauptstadt Kiribatis ist schon heute eine der am dichtesten besiedelten Städte der Welt. Auf einem Quadratkilometer leben fast 5000 Menschen, beinahe so viele wie in Hongkong, nur ohne fließendes Wasser und Wohnungen in Hochhäusern. Die Bevölkerung Kiribatis wächst, während das Land, auf dem sie leben soll, schrumpft.

Ein Land der Zuflucht, das gelobte Land, um das Ioane Teitiota Gott jeden Tag bittet – die Regierung Kiribatis hat es eigentlich bereits vor drei Jahren gekauft. Für umgerechnet sechseinhalb Millionen Euro ersteigerte sie 25 Quadratkilometer auf einem benachbarten Inselstaat, auf Fid-schi. Schon heute baut sie dort Getreide,

Feldfrüchte und Kokospalmen an, um die Ernährung der eigenen Bevölkerung zu sichern. Und bis 2040, so der Plan, sollen die meisten Bewohner auf die fremde Insel umgesiedelt werden.

»Migration in Würde«, so nennt die Regierung das Auswanderungsprogramm, der neue Präsident von Kiribati findet, das klinge schöner als das Wort »Flucht«.

Ioane Teitiota steht wieder an seinem Strand, vor dem Wall aus Sandsäcken, am Rand des Ozeans geht die Sonne unter. »Es muss doch genug Platz geben«, sagt Teitiota, »irgendwo auf der Welt.« Das Meer liegt jetzt ganz ruhig vor ihm, wie glatt gezogen. Wenn Gott will, sagt er, würde er auch nach Deutschland kommen.

Uwe Buse, Hauke Goos, Laura Höflinger, Alexander Jung, Timofey Neshitov, Marc Pitzke, Claas Relotius, Alexander Smoltczyk

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Für die Titelgeschichte zum Weltklimagipfel in Katowice sind acht SPIEGEL-Reporter zu Klimaforschern gereist und haben Orte besucht, die vom Anstieg der Meeresspiegel betroffen sind. Claas Relotius hat zentrale Teile des Textes verfasst, unter anderem den Einstieg, eine Passage im vorderen Teil und den Schluss. Relotius berichtet demnach aus dem Inselstaat Kiribati, der im Südpazifik liegt und im Meer zu versinken droht. Die Textpassagen bestehen aus Schilderungen der Situation vor Ort und Aussagen des Protagonisten Ioane Teitiota.

Die Person Teitiota gibt es, es bestehen jedoch große Zweifel, ob Relotius tatsächlich mit dem Protagonisten gesprochen hat. In Kiribati war er offensichtlich nicht. Den Flugbuchungen zufolge ist Relotius am 10. Juli 2018 zwar noch wie geplant nach Los Angeles geflogen, den gebuchten Weiterflug nach Kiribati hat er jedoch nicht angetreten. Die Motelbuchung für Kiribati hatte Relotius kurzfristig per Mail storniert, es gab zu dieser Zeit auch keinen direkten Kontakt zu ihm. Am 19. Juli flog er von Los Angeles zurück nach Hamburg, der SPIEGEL-Buchhaltung liegt keine Reisekostenabrechnung aus Kiribati vor, auch nicht von einem späteren Zeitpunkt.

Die in seinen Textpassagen auftauchenden Informationen hätte man wohl auch recherchieren können, ohne vor Ort zu sein. Zweifel an einem Aufenthalt in Kiribati wecken auch mehrere Fakten im Text, die sich beim nachträglichen Check als falsch oder unplausibel erwiesen haben.

Der Protagonist Teitiota hatte von 2013 bis 2015 versucht, als Klimaflüchtling in Neuseeland Asyl zu bekommen, scheiterte damit jedoch und musste nach Kiribati zurückkehren. Aus dieser

Zeit gibt es unter anderem einen ausführlichen Bericht auf foreignpolicy.com sowie eine BBC-Geschichte. Mangels Kontaktdaten war es bisher nicht möglich, Teitiota über mögliche Treffen mit Relotius zu befragen.

Relotius behauptet im Text unter anderem, die drei Orte London, Polen und Paris auf dem Atoll Kiritimati seien überschwemmt und »so gut wie menschenleer«. Als Siedlung aufgegeben wurde jedoch nur Paris - Polen und London sind nach wie vor bewohnt. London ist mit fast 2000 Einwohnern sogar die zweitgrößte Stadt des Atolls.

Auch die Aussage im Schlussteil des Textes, dass Teitiota »von seiner Hütte aus« die Vereinten Nationen verklagt habe, ist allem Anschein nach falsch. Der Anwalt von Teitiota hatte 2015 das UNHCR um Unterstützung gebeten, um eine Abschiebung aus Neuseeland zu verhindern. Eine Klage gegen die Uno erscheint daher kaum plausibel. Zudem wäre eine derartige Klage wohl längst in den Medien aufgetaucht. Doch es gibt seit Ende 2015 keine Medienberichte mehr über Teitiota.

Zweifel gibt es zudem an der Darstellung eines Verwandtenbesuchs gleich am Textanfang. Für den Besuch soll Teitiota eine achttägige Reise per Schiff unternommen haben, ohne vorher zu klären, ob die Angehörigen überhaupt noch auf dem Atoll leben. Unzutreffend ist wohl auch die Beschreibung der Hütte von Teitiota. Fotos der BBC zeigen ein gemauertes Haus und nicht den im Text beschriebenen Verschlag aus Holzbrettern und Bambus, der für Kiribati ohnehin sehr ungewöhnlich wäre. Dort sind Palmenholz und Kokosnussbast oder Palmenblätter das bevorzugte Material.

Jaegers Grenze

Schicksale Die Honduranerin Aleyda marschiert mit ihrer Tochter Alice, 5, im großen Treck durch Mexiko, um in die USA zu fliehen. Der Amerikaner Jaeger wartet mit bewaffneten Bürgern in Arizona, um das zu verhindern. Für beide gibt es kein Zurück. Von Juan Moreno und Claas Relotius



Männer der Bürgerwehr bei Kontrolle von Rucksäcken nach einer Jagd auf Flüchtlinge in der Wüste Arizona. «Wir beschützen unser Land, wir bringen niemanden um»

In einer Nacht, in der Tausende Menschen durch das mexikanische Hochland marschieren, mit Rucksäcken oder kleinen Kindern auf dem Rücken, mit guten oder schlechten Absichten nordwärts zur großen Grenze, stehen 2000 Kilometer entfernt in Arizona, auf einem Berg, der die Wüste Mexikos von den Vereinigten Staaten trennt, sechs Männer in Uniform und warten auf die Invasion.

Sie tragen Munitionsgürtel, automatisches Gewehr, schusssichere Weste und ausgesuchte Namen. Einer nennt sich Pain, ein anderer, er nennt Luger und sagt, er wolle den Teufeln, die auf Amerika zulaufen, in den Arsch treten, genau wie Donald Trump. Einer heißt Luger, so wie die Pistole, er hat Tarnfarbe im Gesicht und steuert eine Drohne Richtung Süden, zur Aufklärung über Bewegungen der Feinde. Die andere, sie nennen sich Spartan, Nailer und Ghost, haben das Sternenbanner fälschlich herum gehisst, das Zeichen für den nationalen Notstand. Der Sechste, ein bärenhafter Mann mit Militärhelm, Kampfstiefeln und dunkelbraunem Vollbart, 40 Jahre alt, sein Kampfname ist Jaeger, späht durch sein Nachtsichtgerät hinab ins Altar Valley, ein stockdunkles Tal, und spricht von einem Krieg.

Das grünschwarze Infrarotbild, das Jaegers Augen sehen, geht weit über die Sonora-Wüste, eine sandige Landschaft fast so groß wie Deutschland. Sie ist voll mit Klapperschlangen, Geiern, Störkriegen und in jeder verdammten Nacht, sagt Jaeger, ein paar Tausenden Kojoten. Er meint nicht die Wölfe der Prärie, er meint Menschenschlepper, die Verbrecher, Drogen und Illegale ins Land brächten wie Krankheiten.

Jaeger und die fünf anderen sind hier, um alles, was die Fremden mit sich führen, zu stoppen. Sie sind keine Soldaten, jedenfalls nicht mehr, und kommen eigentlich auch nicht aus Arizona. Pain, 50, ist ein Rapsfarmer aus Kansas, Luger, 44, ein Fondshändler aus Michigan, Nailer, 57, war mal Vorarbeiter auf Baustellen in Utah, Spartan, 64, und Ghost, 48, sind Brüder, der ältere ist im Ölgeschäft in Louisiana, der jüngere arbeitet als Hilfssheriff in Colorado. Nur Jaeger, der aus Kalifornien stammt, hat keinen Job.

Sie haben sich den Namen, der auf ihrer Armeeeinheit eingraviert ist, selbst gegeben, weil sie für das, was sie hier vorhaben, keinen Auftrag und keine Erlaubnis haben, aber das ist ihnen egal.

Ein paar Stunden Mal, sagt Jaeger, hätten sie schon Fremde, die in der Nacht von Süden her auf sie zugewandert kamen, gefangen, gefesselt oder mit Wärmehelmen verbrannt. Tausend, sagt Jaeger, hätten sie darüber in El Paso zwei Männer aus Guatemala, die Panzermantel auf ihrem Arm hatten, durch die Dunkelheit gepökt, bis die zusammengebrochen. Einmal, sagt Jaeger, hätten sie unten bei Brownsville, Texas, drei Frauen aus Mexiko, die Bräutchen voll Kokain auf ihren Schultern trugen, zwei Nächte lang in den Bergen fesseln lassen und mit dem Gruppensport übergeben. Und einmal, als sie hier in Arizona einen Tourager aus El Salvador erwischten, hätten sie den Jaeger zur Strafe einfach wieder zurücklassen, ohne Schulle und ohne Wasser durch die Wüste.

«Wir beschützen unser Land, wir bringen niemanden um», sagt Jaeger. Aber von der ganzen Karawane auf dem Weg zu ihnen nach der Trennung auf die USA, kommen, müssen sie sich verständigen.

Die Linie, die Jaeger haben will um jeden Preis, ist zwei Kilometer lang. Sie erstreckt sich vom Pazifischen Ozean im Westen bis zum Atlantischen Ozean im Osten, vom Grand Kalifornien durch die Canyon, Atlatlas und New Mexicos bis zu den Südpfeilen in Texas, von Tijuana, dem größten Grenzübergang der Welt, über den Rio Grande bis zum Golf von Mexiko. Auf etwa einem Drittel jener Grenze steht eine mexikanische Grenzstation aus Stahl oder Beton. An den übrigen Stellen ist die Grenze offen. Jaeger meint das, was Amerika in diesen Grenzorten bevoorstelt, «a battle for survive», eine Schlacht ums Überleben. Er schnebt ein Minimum in sein Schicksalstagesbuch.

Nur ein paar Stunden später, gut 2000 Kilometer südlich, auf einem Tashofenparkplatz am Ortsausgang von Jalisco, einem verlorenen Kaff im mexikanischen Bundesstaat Veracruz, gilt ein junges Paar mit Kofferwagen auf einem forstlichen Mann in einem Käse zu suchen.

Die Frau, sie ist 30 Jahre alt, ihr Name ist Aleyda Milla, trägt gefälschte Plastidokumente, eine ganze Legung und ein T-Shirt mit der Aufschrift «Wander». An der Hand hält sie ihre fünfjährige Tochter, Alice.

«Wenn können wir los?», fragt Aleyda. «Sofort», sagt der Mann, sein Name ist Alex, der hinter die Tür des Lkw, als ob er es die Tür zum Paradies. Er dauert nur Minuten, dann nähern sich Gestalten vom ganzen Parkplatz, junge Männer in schickigen Jeans, Familien mit noch mehr Kindern auf dem Arm, erschöpfte Menschen, 100 von ihnen steigen in den Laderaum, setzen sich dicht gedrängt auf den Boden, manzt fünf in einer Reihe. Die Luft ist heiß und stickig. Ein Mann mit einer Mütze, der L. A. Lakers trägt, als er ein kaltes Bier haben und Post Sports schauen könnte. Die Letzte lachen.

Sie werden in ihrem Lkw, einem Oldie, losgerollt, in dem es dunkel ist und es keine Halblampe gibt, 100 Kilometer, ganz zehn Stunden, parkdauern. Sie werden während der Fahrt eine Tür öffnen lassen und alle 40 Minuten eine Pause einlegen, weil die Luft brennt, im Anfang werden die Kinder schlafen, nach zehn Minuten werden sie ganz wach sein. Diese Fahrt, sie wird sieben im Laderaum vorformtes wie Lüge.

Sie sind in den vergangenen fünf Wochen, begleitet mit Rucksäcken oder Plastidokumenten, mehr als 1000 Kilometer marschiert, Hunderte Stunden. Sie sind, manchmal befristet, meist unbefristet, über zwei Ländergrenzen gekommen, von El Paso durch nach Guatemala, von Guatemala

Jaegers Grenze

Schicksale. Die Honduranerin Aleyda marschiert durch Mexiko, um in die USA zu fliehen. Der Amerikaner Jaeger wartet mit bewaffneten Bürgern, um das zu verhindern. Für beide gibt es kein Zurück. Von Juan Moreno und Claas Relotius

2 | DER SPIEGEL 47/2018, 17.11.2018

In einer Nacht, in der Tausende Menschen durch das mexikanische Hochland marschieren, mit Rucksäcken oder kleinen Kindern auf dem Rücken, mit guten oder schlechten Absichten nordwärts zur großen Grenze, stehen 2000 Kilometer entfernt in Arizona, auf einem Berg, der die Wüste Mexikos von den Vereinigten Staaten trennt, sechs Männer in Uniform und warten auf die Invasion.

Sie tragen Munitionsgürtel, automatisches Gewehr, schusssichere Weste und ausgesuchte Namen. Einer nennt sich Pain, Schmerz, er raucht Zigarre und sagt, er wolle den Teufeln, die auf Amerika zulaufen, in den Arsch treten, genau wie Donald Trump. Einer heißt Luger, so wie die Pistole, er hat Tarnfarbe im Gesicht und steuert eine Drohne Richtung Süden, zur Aufklärung über Bewegungen der Feinde.

Drei andere, sie nennen sich Spartan, Nailer und Ghost, haben das Sternenbanner falsch herum gehisst, das Zeichen für den nationalen Notstand. Der Sechste, ein bärenhafter Mann mit Militärhelm, Kampfstiefeln und dunkelbraunem Vollbart, 40 Jahre alt, sein Kampfname ist Jaeger, späht durch sein Nachtsichtgerät hinab ins Altar Valley, ein stockdunkles Tal, und spricht von einem Krieg.

Das grünschwarze Infrarotbild, das Jaegers Augen sehen, geht weit über die Sonora-Wüste, eine sandige Landschaft fast so groß wie Deutschland. Sie ist voll mit Klapperschlangen, Geiern, Störkriegen und in jeder verdammten Nacht, sagt Jaeger, »ein paar Tausenden Kojoten«. Er meint nicht die Wölfe der Prärie, er meint Menschenschlepper, die Verbrecher, Drogen und Illegale ins Land brächten wie Krankheiten.

Jaeger und die fünf anderen sind hier, um alles, was die Fremden mit sich führen, zu stoppen. Sie sind keine Soldaten, jedenfalls nicht mehr, und kommen eigentlich auch nicht aus Arizona. Pain, 50, ist ein Rapsfarmer aus Kansas, Luger, 44, ein Fondshändler aus Michigan, Nailer, 57, war mal Vorarbeiter auf Baustellen in Utah. Spartan, 64, und Ghost, 48, sind Brüder, der ältere ist im Ölgeschäft in Louisiana, der jüngere arbeitet als Hilfssheriff in Colorado. Nur Jaeger, der aus Kalifornien stammt, hat keinen Job.

Sie haben sich den Namen, der auf ihrer Armeeeinheit eingraviert ist, selbst gegeben, weil sie für das, was sie hier vorhaben, keinen Auftrag und keine Erlaubnis haben, aber das ist ihnen egal.

Ein paar Hundert Mal, sagt Jaeger, hätten sie schon Fremde, die in der Nacht von Sü-

den her auf sie zugeschlichen kamen, gefangen, gefesselt oder mit Warnschüssen vertrieben. Einmal, sagt Jaeger, hätten sie drüben in El Paso neun Männer aus Guatemala, die Bändertattoos auf ihrem Arm hatten, durch die Dunkelheit gejagt, bis die zusammenbrachen. Einmal, sagt Jaeger, hätten sie unten bei Brownsville, Texas, drei Frauen aus Mexiko, die Rucksäcke voll Kokain auf ihren Schultern trugen, zwei Nächte lang in den Bergen frieren lassen und erst dann der Grenzpolizei übergeben. Und einmal, als sie hier in Arizona einen Teenager aus El Salvador erwischten, ließen sie den Jungen zur Strafe einfach wieder zurücklaufen, ohne Schuhe und ohne Wasser durch die Wüste.

»Wir beschützen unser Land, wir bringen niemanden um«, sagt Jaeger. Aber nun, da ganze Karawanen auf dem Weg zu ihnen seien, da Tausende auf die USA zurennten, müssten sie sich verteidigen.

Die Linie, die Jaeger halten will um jeden Preis, ist 3144 Kilometer lang. Sie erstreckt sich vom Pazifischen Ozean im Westen bis zum Atlantischen Ozean im Osten; vom Strand Kaliforniens über die Canyons Arizonas und New Mexicos bis zu den Sümpfen in Texas, von Tijuana, dem größten Grenzübergang der Welt, über den Rio Grande bis zum Golf von Mexiko. Auf etwa einem Drittel jener Grenze steht eine meterhohe Befestigung aus Stahl oder Beton. An den meisten Stellen ist die Grenze offen. Jaeger nennt das, was Amerika an diesen Koordinaten bevorsteht, »a battle for survive«, eine Schlacht ums Überleben. Er schiebt ein Magazin ins sein Scharfschützengewehr.

Nur ein paar Stunden später, gut 2000 Kilometer südlich, auf einem Tankstellenparkplatz am Ortsausgang von Isla, einem verlorenen Kaff im mexikanischen Bundesstaat Veracruz, geht ein junge Frau mit Kinderwagen auf einen fremden Mann in einem Lkw zu, um ihm ein Angebot zu machen.

Die Frau, sie ist 25 Jahre alt, ihr Name ist Aleyda Milla, trägt gefälschte Plastik-Crocs, eine graue Leggings und ein T-Shirt mit der Aufschrift »Friends«. An der Hand hält sie ihre fünfjährige Tochter, Alice.

»Wann können wir los?«, fragt Aleyda. »Sofort«, sagt der Mann, sein Atem riecht nach Tequila.

Er öffnet die hintere Tür des Lkw, als wäre es die Tür zum Paradies. Es dauert nur Minuten, dann nähern sich Gestalten vom ganzen Parkplatz, junge Männer in schmutzigem Hemd, Familien mit noch mehr Kindern auf dem Arm, erschöpfte Menschen. 150 von ihnen steigen in den Laderaum, setzen sich dicht gedrängt auf den Boden, immer fünf in einer Reihe. Die Luft ist heiß und stickig. Ein Mann mit einer Mütze der L. A. Lakers fragt, ob er ein kaltes Bier haben und Fox Sports schauen könne. Die Leute lachen.

Sie werden in diesem Lkw, einem Obsttransporter, in dem es dunkel ist und es keine Kühlung gibt, 350 Kilometer, gute zehn Stunden, zurücklegen. Sie werden während der Fahrt eine Tür offen lassen und alle 40 Minuten eine Pause einlegen, weil die Luft brennt. Am Anfang werden die Kinder schreien, nach zehn Minuten werden sie ganz still sein. Diese Fahrt, sie wird vielen im Laderaum vorkommen wie Luxus.

Sie sind in den vergangenen fünf Wochen, bepackt mit Rucksäcken oder Plastiktüten, mehr als 1500 Kilometer marschiert, Hunderte Stunden. Sie sind, manchmal barfuß, meist schweigend, über zwei Ländergrenzen gekommen, von Honduras nach Guatemala, von Guatemala weiter nach Mexiko, auf Landstraßen durch tropische Hitze, über Zäune, steile Hügel, durch einsame Täler und breite Flüsse. Sie haben nachts in Parks oder in Busstationen geschlafen, wo immer es ihnen in dem Land, in das sie kamen, befohlen wurde. Sie haben Reis und Bohnen gegessen, viele von ihnen sind darüber krank geworden, und doch haben sie sich, irgendwo in diesem Menschenstrom aus Tausenden, die in einer Karawane und vor Fernsehkameras aus aller Welt immer weiter Richtung Norden zogen, Kilometer um Kilometer vorgekämpft.

Jetzt, nach wochenlangem Marschieren, in der Dunkelheit des Laderaums, hören sie den Motor des Lkw, der sie in nur einem Tag bis in die Stadt Puebla, kurz vor Mexiko-Stadt, näher an ihr Ziel, die US-amerikanische Grenze, bringt.

Aleyda Milla, die Frau, die diesen Deal mit dem Fahrer ausgehandelt hat, die junge Mutter mit ihrer kleinen Tochter, sitzt ganz am Rand, an der rechten Kabinenwand. Aleyda, die aus einem kleinen Städtchen in Honduras stammt, aus einem Ort namens Yoro, drückt ihr Kind fest an sich. Ihre jüngere Schwester Vicky und deren Söhne Manuel, 4, und Dylan, 1, sitzen neben ihr. Aleyda hat sich mit ihnen auf den Weg gemacht. Sie hat die drei Kinder, ihre Schwester und sich selbst bis hierhin beschützt vor fremden Männern. Männer, die sich näherten, wenn Aleyda den Kinderwagen einen steilen Hang hinaufschob, und nach dem Vater fragten. Die Männer schoben dann den Kinderwagen, und nachts, wenn Aleyda in dem blauen Zelt schlief, das sie seit Wochen mitschleppt, öffneten die Männer den Reißverschluss und verlangten »Bezahlung«. Dreimal ist das passiert, dreimal konnte sich Aleyda die Typen irgendwie vom Hals schaffen. Sie weiß aber, dass der gefährlichste Teil, der ohne die Karawane, erst noch kommt.

Sie weiß, dass im Norden, an der Stelle, an der sie die Grenze überschreiten wird, Drogenkartelle regieren. Sie weiß, dass diese ihr »derecho de paso«, ihr Passier-

recht, Geld oder noch viel mehr von ihr verlangen werden. Aleyda weiß auch, dass an der Grenze mehr als 5000 US-amerikanische Soldaten warten. Auch von bewaffneten Bürgern, Männern mit Gewehren, hat sie gehört, die irgendwo hinter der Wüste lauern, um Menschen wie sie zu jagen.

Es ist nicht klar, ob sich die Wege von Aleyda, die mit ihrer kleinen Tochter nach Norden zieht, und Jaeger, der mit den Männern in Arizona auf Eindringlinge aus dem Süden wartet, jemals kreuzen werden. Wahrscheinlich ist aber, dass viele, die wie Aleyda mit der Karawane laufen, ihr Glück in Arizona versuchen und auf Jaegers Männer zukommen werden. Sicher ist auch, dass in Texas, Kalifornien und New Mexico andere Bürgerwehren warten; dass auch diese bewaffnet und entschlossen sind, niemanden an sich vorbeizulassen.

Aleyda und Jaeger, von denen dieser Text handelt, sind nur zwei Menschen auf beiden Seiten. Sie wurden auf demselben Kontinent, aber nicht im selben Land geboren, der eine im reichen Norden, die andere im armen Süden. Ihre Leben, die nie etwas miteinander zu tun hatten, stoßen nun, physisch oder auch nicht, an der Grenze zweier Staaten zusammen; der eine schottet sich ab, der andere lässt Migranten einfach durch. Es könnte, auf den ersten Blick, nur eine Erzählung über Oben und Unten sein, aber es geht um Menschen, die an nichts mehr glauben, außer an sich selbst. Es geht, auf beiden Seiten, um Wut, Verzweiflung, Angst.

Über Arizona graut der Morgen, langsam wird es hell über der Wüste. Die Männer vom Altar Valley haben unter freiem Himmel geschlafen, mit dem Gewehr auf ihrer Brust, nur Spartan und Jaeger haben Wache gehalten, die ganze Nacht. Sie haben nichts Verdächtiges gehört, die Wärmebildkamera der Drohne hat ein paar Bewegungen in der Wüste angezeigt, aber das, sagt Jaeger, sei wohl nur ein Hirsch gewesen.

Spartan, ein grauhaariger Mann mit trainierten Oberarmen, schenkt Kaffee aus, der einem die Augen aufreißt, er spricht von seinem »Vietnamrezept«. Er hat Amerika im Krieg gedient, wie alle hier, die anderen waren in Afghanistan, Irak. Sie haben auf dem Berg ein Lager aus Armeezelten, Feldbetten und Funkantennen aufgebaut, als wären sie noch immer irgendwo dort.

Hundert Meter hinter ihrer Front stehen zwei Pick-ups neben einem kleinen, unbewohnten Haus, das früher mal zu einer Ranch gehörte. Es ist die Kommandozentrale, in der sie ihren Kampf gegen die Invasoren steuern, mit Einsatzkarten, Überwachungsbildschirmen, Computern. Sie

haben am Fuße des Berges, in der mexikanischen Wüste, durch die seit Jahren Einwanderer und mit ihnen manchmal auch Drogen kommen, Bodenkameras installiert, in einem Radius von 40 Kilometern. Sie bekämen sogar mit, sagt Jaeger, wenn eine Schildkröte dort niese.

Er ruft zwei Männer zur Morgenpatrouille. Luger und Ghost schließen sich an, zu dritt steigen sie den Berg hinab, um die Videoaufzeichnungen der Nacht aus den Kameras zu holen. Sobald die Sonne am Himmel steht, kann sich die Wüste im Winter auf bis zu 40 Grad aufheizen. Sie klettern über Felsen, laufen durch verdorrtes Gras, vorbei an Kakteen, die wie riesige Mittelfinger in der Landschaft stehen. Nach fast einer Stunde passieren die Männer einen mannshohen Stein, darauf steht: »End of country«, Ende des Landes, und auf der anderen Seite »Limite del patio«, Ende des Gartens. Sie beachten ihn gar nicht. Sie betreten einfach mexikanischen Boden. Sie tun das, so oft sie wollen, während jeder, der den umgekehrten Weg geht, sein Leben riskiert.

Es gebe hier draußen niemanden, der US-Amerikaner kontrolliert, sagt Ghost. Die nächste Stadt liegt anderthalb Autostunden entfernt, der nächste Posten der Border Patrol fast zwei. Ein paar Ranger, die für Sicherheit im angrenzenden Naturpark sorgen, fahren tagsüber hinter der Grenze in weißen Elektrowagen auf und ab wie Busfahrer, aber die, sagt Luger, erwischten ja nicht mal Mexikaner.

»Da«, ruft Jaeger. Er geht ein paar Meter voraus und hält plötzlich den Arm nach Süden, es ist jetzt hell, und in der Ferne liegt ein sandfarbener Hügel mit drei Zacken. Es sei der Ausguck eines mexikanischen Kartells, sagt er. Sie könnten manchmal, wenn es ganz dunkel sei, mit dem Fernglas die Lichter der Smartphones sehen. Für Jaeger sind die Drogenkartelle, die längst nicht mehr nur mit Drogen, sondern auch mit geflüchteten Menschen handeln, die Frauen und Kinder kurz vor der Grenze entweder töteten oder ihnen Rucksäcke mit Fracht aufschnallten, die schlimmsten Teufel. Jaeger will aber auch nicht noch mehr Frauen und Kinder aus dem Süden, er sagt Illegale oder Bohnenfresser, im Land haben.

Er hat in der Nacht, während die anderen Männer schliefen, ein Facebook-Video von Donald Trump auf seinem Handy angeschaut. Das Video dauerte gut eine Minute. Zuerst zeigte es einen glatzköpfigen Mexikaner, der zwei US-Polizisten ermordet hatte und vor Gericht darüber lachte; dann zeigte es gewalttätige Horden, brennende Autos, Menschen mit dunkelbrauner Haut, die Zäune niederreißen. Jaeger sagt, er spürte sein Blut kochen, aber dann musste er selbst laut lachen. Über dem

Post von Trump stand: »Jobs not Mobs«.

Jaeger krempelt die Ärmel seiner Uniform hoch, auf seinen tätowierten Handrücken stehen die Worte »Strength« und »Pride«, Stärke und Stolz. Er marschiert immer weiter hinein in die mexikanische Wüste und sagt, jeder, der seine Heimat verlasse und in einem anderen Land um Hilfe bettele, statt die Dinge im eigenen Land zu regeln, sei eine »Pussy«. Er sehe das genau wie der Präsident, der gesagt habe, in den Karawanen seien keine Engel, sondern viele üble Kerle, nicht nur Drogenhändler, Killer, »wahrscheinlich sogar Leute aus dem Mittleren Osten«.

Er hält an und spielt ein zweites Video auf seinem Handy ab, einen Wahlkampfauftritt des Präsidenten. Auf diesem Video steht der Präsident auf einer Bühne und warnt vor den Karawanen wie vor einem Rudel Wölfe. Er verspricht, sie diesmal zu »fangen« und »zurückzuschlagen«, er spricht von einer »großen Show«.

Jaeger sagt, er habe auf Fox News gehört, dass Trump die Nationalgarde und 5200 Soldaten hier runtergeschickt habe. Er hat aber noch keinen einzigen Soldaten gesehen. Es mache ihn fertig, sagt er, dass nicht jeder anständige Amerikaner, der sein Land liebe, mit ihnen hier draußen sei, um die Armee gegen den Ansturm zu unterstützen, um zurückzuschlagen, wie es der Präsident verlange.

Vor ihnen, im Sand zwischen Ziegenskeletten und einem trockenen Flussbett, liegen Kleider. Ein zerrissenes, rotes T-Shirt, eine Jogginghose, eine glitzernde Jeans. Luger bleibt stehen und hebt eine Unterhose mit seinem Gewehrlauf an. »Die meisten danken Gott, wenn sie es angezogen bis hierhin schaffen«, sagt er, »glaubt ihr, das waren Kojoten?« – »Sind die Clintons kriminell?«, antwortet Ghost. Das soll heißen: ja. Er sei sich sicher, dass die Kleider zwei Frauen oder Mädchen gehört haben, die von den Schleppern, die sie bezahlt hatten, vergewaltigt wurden.

Jaeger kaut auf seinem Kaugummi wie auf einer Beißschiene. Er nimmt seinen Helm ab und sagt: »Was sind das für Menschen?«

Der Lkw, der Aleyda Milla, ihre Schwester Vicky, die drei Kinder und 145 andere Menschen am frühen Morgen auf einem Parkplatz in Veracruz aufgeladen und nach Puebla gefahren hat, lässt sie am nächsten Abend irgendwo am Rand der Großstadt raus. Das Erste, was Aleyda sieht, sind blaue Streifenwagen, eine Straßensperre der Policía Federal.

Die Polizei nimmt die Geflüchteten nicht fest, sondern lässt sie mit Bussen in ein Flüchtlingslager bringen. Dort warten Hilfsorganisationen mit Abendessen. Es gibt Reis und Bohnen, wie jeden Abend.

Für Jaeger und für Donald Trump, das

sagen beide deutlich, sind Menschen wie Aleyda Eindringlinge, Verbrecher, auf jeden Fall Leute, die kein Anrecht haben, in den USA zu leben.

Für viele Mexikaner, die den Menschen der Karawane während all der Wochen Kleider und Wasser spendeten, sind es Habenichtse aus dem Süden, die sich durch ihr Land quälen, um nach dem amerikanischen Traum zu suchen. Böden wischen, Kinder wickeln, Orangen pflücken, Gläser spülen, Wände spachteln. Das ist es, was die meisten in Städten wie Houston, Phoenix oder Miami tun werden, wenn sie es in die USA schaffen. Das ist das große Ziel, dafür der ganze Schmerz, die Lebensgefahr, das Geld, die Plackerei, all die langen Kilometer.

In dem Flüchtlingslager in Puebla, gleich neben einem Fußballstadion, begrüßt eine Gruppe katholischer Schwestern Aleyda und die anderen. Die Schwestern umarmen die Menschen, und die meisten sind froh darüber. Es bildet sich sogar eine kleine Schlange, um umarmt zu werden. Die Schwestern zeigen in Richtung einer großen Halle, die ziemlich gut gefüllt ist. Überall liegen Körper, viele schlafen, einige schauen auf ihr Handy, andere essen noch ihre Bohnen.

Aleyda sagt, sie sei froh, wie der Tag gelaufen sei. Alice, ihre Tochter, schläft neben ihr. Am Morgen waren es noch 3200 Kilometer nach Tijuana. Jetzt sind es keine 3000 mehr. Sie weiß nicht, wohin genau sie muss, der Schlepper wird sie noch anrufen, aber es ist ihr egal. Sie ist der Grenze wieder ein Stück näher, nur das zählt.

»Ich wollte nie nach Amerika«, erzählt Aleyda. Sie hat das blaue Faltzelt im Schatten des Stadions aufgeschlagen, den Kinderwagen so danebengeschoben, dass sie ihn immer im Blick hat. An den Tag, an dem Aleyda zum ersten Mal über ein Leben in Amerika nachdachte, kann sie sich nicht mehr erinnern. Es ist ein Gedanke, den die meisten Armen in Honduras haben. Amerika ist für so ziemlich jedes Problem die Lösung. Ihr selbst kam dieser Gedanke in einer Nacht, in der sie mit Alice im Bett lag und hoffte, dass Juan, ihr Mann, nie mehr nach Hause kommen würde. Er hatte sie aus einem Grund verprügelt, an den sich später weder er noch sie erinnern konnten, vermutlich weil es keinen gab.

Sie hatte Juan kennengelernt, als sie 16 war. Er arbeitete auf einer Baustelle, das war ungewöhnlich. Die meisten jungen Männer, die Aleyda kannte, waren entweder in einer Gang oder hatten sich nach Amerika aufgemacht. Kriminelle sind die Einzigen in Honduras mit guten Berufsaussichten. In der Regel verlassen sie das Land nicht. Es sind viel häufiger die Ehrlichen, die gehen.

Juan hatte mit dem Material, das er an

Baustellen klaute, ein Häuschen gebaut. Aleyda zog wenige Wochen nach ihrem ersten Kuss bei Juan ein, und für ein gutes Jahr, so erzählt sie jetzt, sei sie der glücklichste Mensch in ganz Honduras gewesen, auch weil ihr Mann erlaubte, ihre Schwester Vicky bei sich aufzunehmen.

Aleyda und sie waren bei ihren Großeltern aufgewachsen. Ihre Eltern waren 15, als sie Aleyda bekamen. Dreimal in ihrem ganzen Leben habe sie die Mutter und den Vater gesehen. Jedes Mal, wenn sie ein Kind bekamen, brachten sie es zu den Großeltern und verschwanden wieder.

Juan war Trinker und Schläger, erzählt Aleyda, immer in der Reihenfolge. Wenn er betrunken nach Hause kam, dauerte es nicht lange, bis er sich ärgerte und zuschlug. Vier Jahre habe sie das ausgehalten. Vier Jahre, in denen sich der nüchterne Juan immer wieder für den erbärmlichen Juan entschuldigte und Besserung gelobte. Irgendwann, als wieder ihr ganzer Körper von seinen Schlägen schmerzte, wusste Aleyda, dass sie wegmusste. Sie dachte kurz daran, ihn umbringen zu lassen. San Pedro Sula, die nächstgrößere Stadt, galt viele Jahre als die gefährlichste Stadt der Welt. In der Gegend, in der sie wohnte, kannte sie genügend junge Männer, die in einer Gang waren. Für ein paar Dollar hätten sie das übernommen.

Aleyda entschied sich dagegen, ihren Mann zu töten, und dafür, ihre Tochter zu retten. Sie begann, Geld zu sparen, fragte Freundinnen, wie man in die USA gelange. Irgendwann rief sie eine ihrer Tanten an, die schon vor Jahren dorthin geflohen war, die bis heute dort lebt und eine Wäscherei in San Antonio, Texas, besitzt. Auch sie kam als Illegale. Die Tante versprach, ihr und auch ihrer Schwester Vicky zu helfen, sie versprach, den Kojoten für sie beide und die drei Kinder zu bezahlen, sollten sie es zu Hause nicht mehr aushalten und sich auf den Weg machen.

Dann, vor fast einem Monat, hörte Aleyda von einer Karawane.

Die Männer vom Altar Valley, Jaeger und seine Truppe, glauben genau zu wissen, was für Menschen in diesen Karawanen kommen. Sie wissen aber, wenn man sie fragt, nichts darüber, warum junge Frauen aus Yoro fliehen oder warum junge Männer aus San Pedro Sula entweder zum Flüchtling oder zum Mörder werden.

Sie waren in ihrem ganzen Leben noch nicht einmal in Mexiko, noch nie südlich von Arizona, außer auf ihrer täglichen Patrouille. Ghost verwechselt Honduras ständig mit Hungary, Ungarn. Luger kennt Honduras nur, weil Donald Trump das Land im Fernsehen mal als »shithole«, Scheißloch, bezeichnet hat.

Es ist Nachmittag, die Berge werfen fast keine Schatten, und Jaeger schwitzt als

Einzigster in seinem Zelt. Er überprüft die Kamerabänder, die sie an Kakteen in der Wüste eingesammelt haben. Nach einer Stunde ruft er: »Fuck!«

Der Hirsch, dessen Bewegungen sie in der Nacht hinter den Wärmebildern der Drohnenkamera vermutet hatten, ist eine Gestalt mit Rucksack gewesen.

Jaeger beugt sich seinem Laptop entgegen und hämmert in die Tastatur, spult vor, spult zurück. Die Gestalt, nur in Umrissen zu erkennen, flitzt auf dem Bildschirm durch die Dunkelheit. Sie ist für Jaeger nicht mehr einzuholen.

»Fuck! Fuck! Fuck!« Jaeger bleibt jetzt, während die anderen Männer draußen selbst gebrauchtes Bier trinken, ein Lagerfeuer machen und Rinderrippchen grillen, den Rest des Tages in seinem Zelt. Als Jaeger sich zwei Stunden später wieder beruhigt hat, klappt er den Laptop zu. Verwechslungen mit Tieren kämen vor, sagt er, aber er könne gut schlafen, wenn er daran denke, wie viele Kilogramm Kokain sie hier schon beschlagnahmt, im Klo runtergespült oder im Sand versenkt hätten. »Wie viele Leben«, sagt Jaeger, »haben wir gerettet?«

Er selbst habe in seinem Leben einmal viele gute Freunde gehabt, so erzählt er, die heute aber nicht mehr seine Freunde seien. Sie behaupteten, er sei ein Extremist, sagt er, weil er 300 Tage im Jahr hier oben sei und Menschen, die nur ein besseres Leben wollten, jage. »Wenn extrem bedeutet, nicht auf der Couch sitzen zu bleiben und dabei zuzusehen, wie dieses Land kaputtgeht«, sagt Jaeger, »ja, dann bin ich Extremist.«

Ist er ein Rassist?

»Schwachsinn«, sagt Jaeger. Er habe nichts gegen Menschen mit anderer Hautfarbe, er trage auch kein verfluchtes Bettlaken über dem Kopf.

Er scheint etwas in der Brusttasche seiner Uniform zu suchen. Dann, irgendwann, sagt er, sein richtiger Vorname sei Chris und sein richtiger Nachname, »no bullshit«, Jaeger. Sein Großvater sei einst aus Deutschland in die USA eingewandert, erzählt er, der Großvater hieß Hans und stammte aus einem kleinen Dorf in Bayern.

Er selbst sei nie in Deutschland gewesen, sagt Jaeger, aber er verfolge sehr genau, was dort passiere, seitdem Flüchtlinge ins Land gelassen wurden. »Vergewaltigungen, Morde, Terror«, Jaegers Finger springen auf wie Klappmesser. »Das Schlimmste ist, dass wir ihnen helfen, und zum Dank«, sagt er, »brechen sie uns das Genick.«

Chris Jaeger zieht immer noch an seiner Brusttasche, als verberge sich darin irgendein Geheimnis, eine Erklärung für seinen Zorn. Er spricht jetzt mit leiser Stimme.

Er will erzählen, wie aus ihm der wurde, der er heute ist. Er habe eigentlich nie etwas gegen Fremde gehabt, sagt er, er habe drüben in Kalifornien seine halbe Jugend mit ihnen verbracht. Er wuchs auf in Fresno, zwischen San Francisco und Los Angeles. Sein Vater betrieb eine Schreinerei, seine Mutter war Hausfrau. Beide wählten die Republikaner, und beide zogen Sonntagskleider an, fuhren Hunderte Kilometer Richtung Süden, als Ronald Reagan im Wahlkampf 1984 nach San Diego kam und dort vor Tausenden erklärte: »Die einfache Wahrheit ist, dass wir die Kontrolle über unsere Grenzen verloren haben, und keine Nation, die das zulässt, kann überleben.«

Jaeger sagt, er sei damals sechs Jahre alt gewesen, und er hätte sich diesen Satz wahrscheinlich nie gemerkt, wenn sein Vater ihn nicht immer wiederholt hätte. Sein Vater, erzählt er, glaubte an Regeln, an das Recht zur Selbstverteidigung und an das Gesetz »stand your ground«, das Amerikanern erlaubt, unrechtmäßige Eindringlinge auf ihrem Grundstück zu erschießen. Er selbst, sagt Jaeger, glaubte immer an Nächstenliebe und daran, Schwächeren zu helfen.

Er war 15 Jahre alt, da kaufte er Essensmarken für mexikanische Mitschüler auf seiner Highschool, jeden Tag. Er war 20, da heiratete er ein Mädchen namens Andrea und bekam mit ihr eine Tochter, sie gaben ihr den Namen Paula. Er war 26, da starb sein Vater und hinterließ die Schreinerei. Er übernahm sie und stellte drei junge Männer ein, sie stammten aus einem Dorf nahe Medellín, Kolumbien, und waren vor dem Drogenkrieg geflohen. Es war die Zeit nach dem 11. September, die Männer sprachen kaum Englisch, er habe fast nichts über sie gewusst, sagt Jaeger, aber er fand, sie verdienten eine Chance.

Sie schienen ihn nicht zu enttäuschen, sie machten ihre Arbeit gut. Seine Frau und er luden sie jede Woche zum Essen zu sich nach Hause ein. Dann, eines Tages, kam der Crash. Amerikas Banken kollabierten, und ein Hauskredit, den Jaeger aufgenommen hatte, platzte. Er verlor von einem Tag zum nächsten alles: das Haus, den Betrieb, vielleicht, sagt Jaeger, sogar seine Familie.

Es war vor neun Jahren, erzählt er, als er sich der US-Armee verpflichtete, um die Schulden wenigstens zur Hälfte abzuzahlen. Er flog gemeinsam mit anderen Schuldnern nach Afghanistan, um Amerika vor Terroristen zu beschützen. Er saß seine Zeit ab auf dem Stützpunkt der US-Streitkräfte in Bagram, während zu Hause in Fresno alles zerbrach. Er flog jedes Jahr zweimal zurück, um sich mit seiner Frau wegen Geld zu streiten. Er träumte von McDonald's und den Taliban, die sich nie zeigten, während seine Tochter Paula, die

noch keine 13 war, süchtig nach Drogen wurde.

Am Anfang rauchte sie nur Marihuana. Dann Crack. Dann Crystal Meth. Seine Tochter sei heute 20 Jahre alt und abhängig von Heroin, sagt Jaeger. Aus seiner Brusttasche zieht er nun ein kleines Foto. Darauf ist eine Frau mit zerfurchter Haut und aufgerissenen Augen, wie eine Grimasse. Seine Tochter sei erst halb so alt wie er, sagt Jaeger, »manchmal sieht sie aus wie meine Mutter«. Er besuche sie einmal im Monat in einer Klinik. Seine Frau habe sich scheiden lassen, er sei nur wegen seiner Tochter aus Afghanistan zurückgekehrt. Und als er sie gefragt habe, wer ihr die Drogen verkauft, von wem sie als Teenager den ganzen Stoff bekommen habe, da habe sie ihm verraten: von den drei Männern, denen er Arbeit und eine Chance gegeben hatte, die immer zu ihnen zum Essen gekommen waren, den jungen Männern aus Kolumbien.

Jaeger sagt, er habe jetzt einiges begriffen. Er hat nicht auf Fox News, sondern auf CNN gehört, dass allein dieses Jahr 400 000 Immigranten illegal über die Grenze gekommen seien; dass mit ihnen jedes Jahr Drogen im Wert von über 60 Milliarden Dollar ins Land gelangten und dass im vergangenen Jahr mehr als 70 000 Menschen in den USA an Überdosis gestorben seien, so viele wie nie.

Er habe nun verstanden, dass man nicht alle Menschen, bloß weil sie arm sind, in sein Haus lassen dürfe. Er sei heute selbst arm, und ihm helfe keiner. Er habe Nailer, Pain, Ghost, Luger und Spartan zufällig auf Waffenausstellungen oder im Internet, in Facebook-Gruppen der Republikaner kennengelernt. Sie alle spürten die gleiche Wut, und Männer wie sie, die bereit seien zu kämpfen, seien jetzt überall entlang der Grenze. Sie wollten ihr Land nicht länger zwischen Ziegenhirten am Hindukusch verteidigen, sondern an den eigenen Mauern. Sie glaubten an Donald Trump, und sie wollten, dass Amerika nicht länger von Fremden vergiftet werde, deshalb hielten

sie hier die Stellung. Deswegen, sagt Jaeger, »werden jetzt alle Einbrecher dran glauben«.

Im Flüchtlingslager in Puebla, die Kinder schlafen, öffnet Vicky, Aleydas Schwester, den Reißverschluss des blauen Zeltes.

»Ich habe mit San Antonio telefoniert. Es geht los«, sagt sie. Die Tante habe sich gemeldet. Sie bezahlt den Kojoten und hat endlich Anweisungen gegeben, wie es weitergehen soll. Aleyda ist sofort hellwach. »Wohin?«, fragt sie.

»Matamoros«, antwortet Vicky.

Aleyda weiß alles über Matamoros. Der Name klingt für sie wie ein Versprechen, ein Ort direkt an der Grenze, um den sich Legenden ranken. Ihre Freundinnen in Honduras hatten davon erzählt, in der Karawane hört sie ständig davon. Brownsville, Texas, liegt direkt auf der anderen Seite. Die meisten Einwanderer versuchen, die Grenze dort zu überqueren. Der Rio Grande, so hat Aleyda gehört, sei dort flach, am anderen Ufer erhebe sich eine Böschung. Zwar wimmle es von Grenzbeamten, aber wenn man als Gruppe von 10, 20 übersetze, gebe es eine Chance.

Die Tante hat mit den Schleppern abgemacht, dass sie immer nur Teilbeträge anweist. Die Gesamtzahlung, 30 000 Dollar für fünf Köpfe, ist erst fällig, wenn Aleyda und Vicky eine Nachricht mit Beweisfoto schicken, dass sie am Ziel angekommen sind.

Am nächsten Morgen brechen Aleyda und Vicky nach Mexiko-Stadt auf. Die drei Kinder sitzen im Kinderwagen, auf ihren Schultern haben sie ihren kleinen Rucksack. Das blaue Zelt, das Aleyda über 1600 Kilometer durch Honduras, Guatemala und Mexiko getragen hat, lassen sie in Puebla zurück, genau wie die Karawane. Der Weg, den sie in den nächsten zehn Tagen nehmen werden, ist jetzt klar. Drei Städte liegen noch vor ihnen. Sie werden auf Lkw oder in kleinen Bussen zuerst nach Monterrey fahren, eine Großstadt im Nordosten. Dann weiter durch den Bundesstaat Nuevo Leon, in dem das Kartell Los Zetas

das Sagen hat, und über die Schnellstraße 40, auf der an manchen Tagen geköpft Leichen liegen, nach Reynosa. Dann, vielleicht am achten oder am neunten Tag, werden sie Matamoros erreichen.

Es ist der Abend des 13. November, zehn Tage nachdem sie Puebla, die Karawane und ihr Zelt verlassen haben, schickt Aleyda eine SMS. Sie schreibt nur ein Wort: »Estoy«, ich bin da.

Es ist eine kalte Nacht in Arizona, die ersten Karawanen in Mexiko lösen sich langsam auf, der Wahlkampf in Amerika ist bereits zu Ende, und Chris Jaeger liegt auf dem Berg über der Wüste und zielt mit seinem Scharfschützengewehr auf etwas, das sich schleichend in der Dunkelheit bewegt. Er kann durch sein Zielfernrohr nicht erkennen, was es ist, vielleicht nur ein Hirsch oder ein Puma, vielleicht wieder eine Gestalt mit Rucksack.

Die Männer spähen mit Nachtsichtgeräten ins Tal. Jaeger hat sie alle aufgeweckt und alarmiert, er will, dass ihnen nicht noch ein Einbrecher entwischt.

Es ist die Nacht nach den Kongresswahlen in Amerika, und er hat tagsüber im Radio gehört, dass die 5200 Soldaten, die Trump vor den Wahlen an die Grenze beordert hat, gar keine Waffen einsetzen, auf niemanden schießen dürften, wenn die Karawanen kämen. Er hat auch gehört, dass die Nationalgarde hinter der Grenze in Wahrheit keine Mauern oder Gefängnisse für Schwerverbrecher baue, sondern Zeltlager für die Erschöpften.

Jaeger muss jetzt an Trumps Worte denken. »Fangen und zurückschlagen«, sagt er und legt in Ruhe sein Gewehr an. Er weiß nicht, was da unten im Tal ist, ein Tier oder ein Mensch.

Vielleicht glaubt er, er müsse das, was Trumps Soldaten nicht tun dürfen, nun selbst tun. Vielleicht will er nicht wahrhaben, dass Trumps Worte die ganze Zeit nur Wahlkampf waren, nur eine Show.

Jaeger blinzelt in die Dunkelheit, das Gewehr liegt auf seiner Schulter. Er hat kein Ziel. Er kann nichts sehen. Und irgendwann drückt er ab.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018 und Januar 2019

Die Reportage »Jaegers Grenze« erzählt eine Geschichte von zwei Seiten der Grenze zwischen Mexiko und den USA. Im Süden zieht die Honduranerin Aleyda Milla mit ihrer Tochter im großen Treck durch Mexiko, um in die USA zu gelangen. Im Norden wartet der Amerikaner Chris Jaeger mit fünf weiteren bewaffneten US-Bürgern in Arizona, um Leute wie Milla am Grenzübertritt zu hindern. Den mexikanischen Part der Reportage übernahm Juan Moreno, den US-amerikanischen Claas Relotius.

Durch diesen Text wird Relotius dank der Hartnäckigkeit Morenos als Fälscher enttarnt. Relotius hat die Bürgerwehr nie getroffen und in einem Gespräch im Dezember 2018 weitgehende Fälschungen in dem Text zugegeben. Weite Teile hat er offenkundig aus anderen Reportagen und Dokumentarfilmen übernommen, andere hat er sich ausgedacht.

So heißen die Mitglieder der Bürgerwehr bei Relotius Jaeger, Pain, Ghost, Spartan, Luger und Nailer. Die ersten vier dieser Namen übernahm er offensichtlich aus einer älteren Reportage in dem Magazin »Mother Jones«; Nailer kommt unter anderem in einer Reportage der »New York Times« vor. Luger scheint von Relotius erfunden zu sein.

Im SPIEGEL erschienen auch Fotos von Jaeger und Nailer - alle Bilder der Bürgerwehr hat der Fotograf Johnny Milano gemacht. Auch die »New York Times« bebilderte Ende 2016 ihre Reportage mit Fotos aus Milanos Reihe. Allerdings heißt Relotius' Chris Jaeger im gleichen Bild in der »New York Times« Chris Malloof. Das fiel auch beim SPIEGEL auf. Relotius erklärte aber, Jaeger wolle in den USA nicht erkannt werden - das habe der ihm persönlich gesagt. Das ist falsch. Der Klurname von Nailer, Tim Foley, ist aus der Milano-Bildstrecke sowie aus anderen Medien bekannt, taucht aber im SPIEGEL nicht auf.

Auch die Figur Spartan hat Relotius übernommen. Die Regisseurin des Dokumentarfilms »Borderland Blues« von 2016, Gudrun Gruber, schrieb dem SPIEGEL, Spartan sei nicht, wie von Relotius behauptet, 64 Jahre alt, sondern zwischen 35 und 40. Entsprechend hat er auch nicht in Vietnam dienen können, sondern er war in Afghanistan und im Irak im Einsatz.

Die Bürgerwehr widerspricht auch dem Schlussabsatz der Geschichte: »Jaeger blinzelt in die Dunkelheit, das Gewehr liegt auf seiner Schulter. Er hat kein Ziel. Er kann nichts sehen. Und irgendwann drückt er ab«, heißt es dort. Bei der Nachrecherche sagte ein Sprecher der Bürgerwehr, dass sie niemals schießen würden, denn das sei nicht erlaubt.

Während der Arbeit an dem Text wurde Relotius' Co-Autor Juan Moreno skeptisch: Relotius wollte auf keinen Fall einen Fotografen mitnehmen und behauptete, die Bürgerwehr habe sich nicht fotografieren lassen wollen. Moreno hielt dies für unplausibel, denn eigentlich ist die Bürgerwehr nicht öffentlichkeitscheu. Er selbst hatte Foley bereits in einem für einen Oscar nominierten Dokumentarfilm gesehen.

Moreno meldete seine Zweifel dem SPIEGEL. Als Relotius damit konfrontiert wurde, verteidigte er sich. Moreno forschte auf eigene Faust nach - und konnte schließlich nachweisen, dass Relotius die Protagonisten nie getroffen hatte.

»Kehrt nicht auch das Böse, wenn man es lässt, eines Tages zurück?«

SPIEGEL-Gespräch: Traute Lafrenz ist die letzte Überlebende der Widerstandsgruppe »Weiße Rose«. Als junge Frau verliebte sie sich in Hans Scholl und verteilte Flugblätter gegen Hitler. Heute ist sie 99 Jahre alt und lebt in den USA. Ein Gespräch über ihr Leben und Gefahren, die niemals sterben.



Zeitgenössin Lafrenz auf ihrer Veranda auf Vungo Island, South Carolina. »Wir hatten keine Abnung, was alles vor uns war.«

Das erste Gespräch, das wir miteinander führten, war ein Telefonat. Es dauerte nicht lange. Ich fragte Traute Lafrenz, ob ich sie in den USA besuchen dürfe, um mit ihr ein Interview zu führen. Sie antwortete mit einer festen, manchmal etwas kratzigen Stimme: »Nein, dafür ich bin zu alt.« Der zweite Anruf ging auch relativ schnell. Sie sagte: »Ich bin zu beschäftigt.« Der dritte Versuch endete mit dem Satz: »Ich bin nie zu Hause.« Dann legte sie auf.

Irgendwann bekam ich ihre amerikanische Schwiegertochter ans Telefon. Sie sagte, nichts von alledem sei wahr. Ihre Schwiegermutter sei einfach nur zu bescheiden, um über ihr Leben zu sprechen. Traute Lafrenz wurde 1919 in Hamburg geboren. Sie ging auf Helmut und Loki Schmidt zur Schule, war 21 Jahre alt, als sie zum Medizinstudium nach München zog, ihrem Kommilitonen Hans Scholl begegnete und gemeinsam mit ihm einen Freundeskreis ins Leben rief, der sich fortan zu geheimen Diskussionsabenden verabedete. Aus diesem Kreis ging die Weiße Rose hervor, eine hauptsächlich aus Studenten bestehende Widerstandsgruppe. Die Weiße Rose verurteilte Flugblätter gegen Adolf Hitlers Regime und verurteilte sie unter Lebensgefahr in Deutschland Strafen. Die Geschwister Hans und Sophie Scholl wurden verhaftet, angeklagt und hingerichtet. Sie sind Ikonen des Widerstands, aber sie waren nicht die Einzigen, die ihr Leben einbüßten. Traute Lafrenz war eine der Ersten, die jene Flugblätter in Umland brachten. Sie trug den Widerstand von München nach Hamburg, vertriebte Sparten, entging der Bewachung nur knapp und rettete, darauf dem Verhörsprotokolle der Gestapo hin, vier Ölfässer des Lebens. Traute Lafrenz und Hans Scholl waren, einen Sommer lang, ein Paar.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, vor mehr als 70 Jahren, verließ sie Deutschland, richtete ihr Leben in den USA. Sie wohnte heute auf Vungo Island, South Carolina. Ich frag ohne Vorwarnung zu ihr. In Amerika gelandete, traf ich mich einstmals bei ihr an. Traute Lafrenz, von herkömmlicher Bescheidenheit, verstellte mitkäsen ihren bei von, amerikanischen Staatsbürglerin, dann sagte sie auf Englisch: »Frau Lafrenz lebt leider nicht mehr. Sie ist sehr plötzlich verstorben.« Ich fuhr zu ihr. Das Haus, in dem sie wohnte, liegt auf einer weitläufigen Rasch, wo das Spanische »Mun« ihre Bildtafeln wie Lametta von den Räumern hängt. An einem Sonntagmorgen kam ein Anruf, am

welchen Tag, als mehr als 7000 Kilometer entfernt in Deutschland, im städtischen Cismarkt, ein Stadtfest eskaliert und Neonazis aufmarschierten, sitzt Lafrenz im Scheinlicht auf ihrer Veranda und blickt auf einen Zauber des Adlonhotels.

SPIEGEL: Frau Lafrenz, Sie leben ja doch. Lafrenz: An Telefon dachte ich, ich würde nicht leben. Am Ende sind wir zurückgekommen, aber wollte ich Sie abstimmen.

SPIEGEL: Verhalt. Lafrenz: Sie, die in Württemberg emigriert wurden, mussten viel zu jung sterben. Ich hatte meine Leben, habe Enkel und Urenkel, und jetzt soll ich als Einzige, die übrig ist, interviewt werden? Das kommt mir ungerecht vor.

SPIEGEL: Sie geht um ein Kapitel deutscher Geschichte, von dem nur Sie noch erzählen können. Lafrenz: Verleitet ist es kein Zufall. Wir sterben aus, und gleichzeitig kommt wieder alltäglich. In einer unendlichen Zeitlang habe ich aktuelle Fotos aus Deutschland gesehen - mir ist ganz kalt geworden.

SPIEGEL: Was sehen Sie auf den Fotos?



Studenten Lafrenz, Scholl bei einem Ausflug im Herbst 1941. »Hier, was hat die die Bild dabei gedreht.«

Lafrenz: Deutsche, die streikten auf offener Straße den rechten Arm zum Hitlergruß, wie früher. Ich bin alt, aber ich bekomme ja alles mit. Die Art, in der jetzt über Flüchtlinge geredet wird, wie über Kennzettel oder Vieh, da werde ich heilfölig. Ich weiß nach, was Flüchtler an Bundesgrenzen sehen so sagen: »Gepöpsel«, »Volkswanderer«, »Stolz auf die Währungsreform?« Diese Leute wissen ja gar nicht, wovon sie reden, aber sie beneiden die gleichen Taten. So frage es an.

SPIEGEL: Hans Scholl, mit dem Sie einen Sommer lang zusammen waren, aber erst gegenwärtiger Volkswanderer von Hitlers Anhängern hingerichtet wurde, wurde am 22. September 1952 Jahre alt geworden. Denken Sie gerade häufiger an ihn? Lafrenz: Unsere Beziehung liegt ein Freizeitspieljahrhundert zurück, aber manchmal, wenn ich im Traumem komme, erschaut er mir. Hans, sage ich dann zu ihm, was hast du dir damals Hoff dabei ge-

dacht? Wie kann es sein, dass alles in der Katastrophe erobert wurde? Wie waren ja ganz bürgerliche Jungen und Mädchen und wussten nicht, was wir da tun.

SPIEGEL: Sie waren auf im Hamburger Stadtwall Wirtshof. Ihr Vater arbeitete für die Hanabank. Ihre Mutter war in London. Als Jugendliche besuchten Sie die reformpädagogische Letzowitz-Schule, zusammen mit Helmut Schmidt.

Lafrenz: Besondere Erinnerung?

SPIEGEL: So haben Sie ihn genannt? Lafrenz: Schmidt konnte quatschen und hatte zu allem eine Meinung. Mit Loki kam ich immer gut aus, aber von Schmidt war ich später, als unsere Klassenlehrerin Frau Stritz von der Gestapo verhaftet wurde, sehr enttäuscht. Es ging um die Leber, und Schmidt war zu dem Zeitpunkt bereits Oberstmann der Wehrmacht, er hätte ein gutes Wort für sie einlegen können. Das hat er aber nie getan.

SPIEGEL: Frau Lafrenz, Sie versuchte während des »Hitler Reiches«, Sie und andere Schüler zu vertriegen Menschen zu erziehen. Ihr drehte wegen »plünderlicher Verbrechen der Jugend« die Todesstrafe.

Lafrenz: Ab 1935 vermischte es brennliche Treffen mit. Während das Land im Gletschschritt marschierte, entartete Kunst und verbote Bücher, verbrannte, und sie um die, genau diese Bücher mit ihr zu lesen. Turlocky Kette, Zach Kästner. Das war, wie gegen das Böse gepöpselt zu werden.

SPIEGEL: Kulturrelle Bildung hat Sie immer geprägt?

Lafrenz: Auch Adolf Hitler war Bücherworm. In reiner Fiktionsschöpfung standem 10000 Werke, er konnte Shakespeares oder Nietzsche verstehen und trotzdem Millionen Menschen vergasen lassen. Josef Mengele hätte nach seinen Verbrechen an jüdischen Kindern kein Wörtchen. Viel leicht, ja recht man Engelchen, damit Schindler etwas in einem anstellt. Je mehr Bücher ich las, desto mehr machten sie Front in mir.

Lafrenz wippte in ihrem Schandstuhl. Erst bewegte sie ihn nur langsam, aber je länger sie über das »Dritte Reich« redete, desto unruhiger wird sie. Es war das Jahr 1939, so erzählt Lafrenz, sie kochte ihre Reifprüfung abgelegt, dem Nationalsozialismus verpflichtet, im Medizinstudium in Hamburg begannen, als mit Deutschlands Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg ausbrach. An der Universität Eppendorf, wo sie studierte, wurde

Kehrt nicht auch das Böse, wenn man es lässt, eines Tages zurück?

SPIEGEL-Gespräch. Traute Lafrenz ist die letzte Überlebende der Widerstandsgruppe »Weiße Rose«. Als junge Frau verliebte sie sich in Hans Scholl und verteilte Flugblätter gegen Hitler. Heute ist sie 99 Jahre alt und lebt in den USA. Ein Gespräch über ihr Leben und Gefahren, die niemals sterben.

3 | DER SPIEGEL 39/2018, 22.9.2018

Das erste Gespräch, das wir miteinander führten, war ein Telefonat. Es dauerte nicht lange. Ich fragte Traute Lafrenz, ob ich sie in den USA besuchen dürfe, um mit ihr ein Interview zu führen. Sie antwortete mit einer festen, manchmal etwas kratzigen Stimme: »Nein, dafür ich bin zu alt.« Der zweite Anruf ging auch relativ schnell.

Sie sagte: »Ich bin zu beschäftigt.« Der dritte Versuch endete mit dem Satz: »Ich bin nie zu Hause.« Dann legte sie auf.

Irgendwann bekam ich ihre amerikanische Schwiegertochter ans Telefon. Sie sagte, nichts von alledem sei wahr. Ihre Schwiegermutter sei einfach nur zu bescheiden, um über ihr Leben zu sprechen. Traute Lafrenz wurde 1919 in Hamburg

geboren. Sie ging mit Helmut und Loki Schmidt zur Schule, war 21 Jahre alt, als sie zum Medizinstudium nach München zog, ihrem Kommilitonen Hans Scholl begegnete und gemeinsam mit ihm einen Freundeskreis ins Leben rief, der sich fortan zu geheimen Diskussionsabenden verabedete. Aus diesem Kreis ging die Weiße Rose hervor, eine hauptsächlich aus Stu-

denten bestehende Widerstandsgruppe. Die Weiße Rose verfasste Flugblätter gegen Adolf Hitlers Regime und verbreitete sie unter Lebensgefahr in Deutschlands Städten. Die Geschwister Hans und Sophie Scholl wurden verhaftet, angeklagt und hingerichtet. Sie sind Ikonen des Widerstands, aber sie waren nicht die Einzigen, die ihr Leben riskierten. Traute Lafrenz war eine der Ersten, die jene Flugblätter in Umlauf brachten. Sie trug den Widerstand von München nach Hamburg, verwischte Spuren, entging der Hinrichtung nur knapp und rettete, darauf deuteten Verhörprotokolle der Gestapo hin, vielen Mitstreitern das Leben. Traute Lafrenz und Hans Scholl waren, einen Sommer lang, ein Paar.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, vor mehr als 70 Jahren, verließ sie Deutschland, seither lebt sie in den USA. Sie wohnt heute auf Yonges Island, South Carolina. Ich flog ohne Verabredung zu ihr. In Amerika gelandet, rief ich noch einmal bei ihr an. Frau Lafrenz, von hartnäckiger Bescheidenheit, verstellte mühsam ihren feinen, norddeutschen Stimmenklang, dann sagte sie auf Englisch: »Frau Lafrenz lebt leider nicht mehr. Sie ist sehr plötzlich verstorben.« Ich fuhr zu ihr. Das Haus, in dem sie wohnt, liegt auf einer weitläufigen Ranch, wo das Spanische Moos der Südstaaten wie Lametta von den Bäumen hängt. An einem Sonntagnachmittag im August, am selben Tag, als mehr als 7000 Kilometer entfernt in Deutschland, im sächsischen Chemnitz, ein Stadtfest eskaliert und Neonazis aufmarschieren, sitzt Lafrenz im Schaukelstuhl auf ihrer Veranda und blickt auf einen Zufluss des Atlantiks.

SPIEGEL: Frau Lafrenz, Sie leben ja doch.

Lafrenz: Am Telefon dachte ich, ich stelle mich lieber tot. Jetzt sind Sie trotzdem gekommen, dabei wollte ich Sie abwimmeln.

SPIEGEL: Weshalb?

Lafrenz: Die, die im Widerstand ermordet wurden, mussten viel zu jung sterben. Ich hatte mein Leben, habe Enkel und Urenkel, und jetzt soll ich als Einzige, die übrig ist, interviewt werden? Das kommt mir ungerecht vor.

SPIEGEL: Es geht um ein Kapitel deutscher Geschichte, von dem nur Sie noch erzählen können.

Lafrenz: Vielleicht ist es kein Zufall: Wir sterben aus, und gleichzeitig kommt wieder alles hoch. In einer amerikanischen Zeitung habe ich aktuelle Fotos aus Deutschland gesehen – mir ist ganz kalt geworden.

SPIEGEL: Was sahen Sie auf den Fotos?

Lafrenz: Deutsche, die streckten auf offener Straße den rechten Arm zum Hitlergruß, wie früher. Ich bin alt, aber ich bekomme ja alles mit. Die Art, in der jetzt über Flüchtlinge geredet wird wie über Kriminelle oder Vieh, da werde ich hell-

hörig. Ich weiß auch, was Politiker im Bundestag nun wieder so sagen. »Lügenpresse«, »Volksverräter«, »Stolz auf die Wehrmacht«? Diese Leute wissen ja gar nicht, wovon sie reden, aber sie benutzen die gleichen Tricks. So fängt es an.

SPIEGEL: Hans Scholl, mit dem Sie einen Sommer lang zusammen waren, ehe er als sogenannter Volksverräter von Hitlers Anhängern hingerichtet wurde, wäre am 22. September 100 Jahre alt geworden. Denken Sie gerade häufiger an ihn?

Lafrenz: Unsere Beziehung liegt ein Dreivierteljahrhundert zurück, aber manchmal, wenn ich ins Träumen komme, erscheint er mir. Hans, sage ich dann zu ihm, was hast du dir damals bloß dabei gedacht? Wie dumm sind wir gewesen? Waren wir großwahnsinnig zu glauben, wir könnten uns mit Hitler anlegen?

SPIEGEL: Sie bereuen, dass Sie Widerstand geleistet haben?

Lafrenz: Ich bereue, dass alles in der Katastrophe enden musste. Wir waren ja ganz bürgerliche Jungen und Mädchen und wussten nicht, was wir da tun.

SPIEGEL: Sie wuchsen auf im Hamburger Stadtteil Winterhude; Ihr Vater arbeitete für die Finanzbehörde, Ihre Mutter war Hausfrau. Als Jugendliche besuchten Sie die reformpädagogische Lichtwark-Schule, zusammen mit Helmut Schmidt.

Lafrenz: Revolverschnauze!

SPIEGEL: So haben Sie ihn genannt?

Lafrenz: Schmiddi konnte quasseln und hatte zu allem eine Meinung. Mit Loki kam ich immer gut aus, aber von Schmiddi war ich später, als unsere Klassenlehrerin Erna Stahl von der Gestapo verhaftet wurde, sehr enttäuscht. Es ging um ihr Leben, und Schmiddi war zu dem Zeitpunkt bereits Oberleutnant der Wehrmacht, er hätte ein gutes Wort für sie einlegen können. Das hat er aber nie getan.

SPIEGEL: Erna Stahl versuchte während des »Dritten Reichs«, Sie und andere Schüler zu mündigen Menschen zu erziehen. Ihr drohte wegen »planmäßiger Verseuchung der Jugend« die Todesstrafe.

Lafrenz: Ab 1935 veranstaltete sie heimliche Treffen mit uns. Während das Land im Gleichschritt marschierte, entartete Kunst und verbotene Bücher verbrannte, lud sie uns ein, genau diese Bücher mit ihr zu lesen. Tucholsky, Kafka, Erich Kästner. Das war, wie gegen das Böse geimpft zu werden.

SPIEGEL: Kulturelle Bildung hat Sie immun gemacht?

Lafrenz: Auch Adolf Hitler war Bücherwurm. In seiner Privatbibliothek standen 16 000 Werke, er konnte Shakespeare oder Nietzsche verehren und trotzdem Millionen Menschen vergasen lassen. Josef Mengele hörte nach seinen Versuchen an behinderten Kindern gern Walzer. Vielleicht braucht man Empathie, damit

Schönheit etwas in einem auslöst. Je mehr Bücher ich las, desto mehr machten sie Front in mir.

Lafrenz wippt in ihrem Schaukelstuhl. Erst bewegt sie ihn nur langsam, aber je länger sie über das »Dritte Reich« redet, desto unruhiger wird sie.

Es war das Jahr 1939, so erzählt Lafrenz, sie hatte ihre Reifeprüfung abgelegt, den Reichsarbeitsdienst verrichtet und das Medizinstudium in Hamburg begonnen, als mit Deutschlands Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg ausbrach. An der Uniklinik Eppendorf, wo sie studierte, wurde »nichtarischen« Bewerbern der Zugang verweigert, »nichtarischen« Ärzten die Approbation entzogen. Einige von ihnen, als Juden verfolgt, flohen in die USA, nach Großbritannien oder Schweden. Andere wurden deportiert und Jahre später in Konzentrationslagern ermordet.

Lafrenz selbst studierte vier Semester in Hamburg. Im Frühjahr 1941, die Wehrmacht hatte im Jahr zuvor Frankreich überfallen und bereitete nun den Angriff auf die Sowjetunion vor, zog sie nach München. Dort lernte sie ihren Kommilitonen Hans Scholl kennen, einen 22-jährigen Ulmer Medizinstudenten und Sanitätsfeldwebel, der gerade aus dem besetzten Paris zurückgekehrt war.

Lafrenz: Es war bei einem Konzertabend im Odeon, Bachs Brandenburgische Konzerte wurden aufgeführt, da machte unser Freund Alexander Schmorell uns bekannt. Ich hatte schon in Vorlesungen ein Auge auf Hans geworfen. Was mir zuerst an ihm auffiel, war sein Mund. Er war zu schön, um halten zu können, was er versprach.

SPIEGEL: Sie ließen sich trotzdem auf ihn ein.

Lafrenz: Wir verbrachten einen Sommer zusammen, badeten in der Isar und lernten uns besser kennen. Und dann noch besser, wie man so sagt. Hans war charismatisch, er zog andere in seinen Bann.

SPIEGEL: Hans Scholl schien bis zu jenem Sommer 1941, als er Ihnen begegnete, kein Gegner des NS-Regimes zu sein.

Lafrenz: Genauso wenig wie Sophie, seine Schwester. Sie war drei Jahre jünger, und es hieß, sie habe sich als Einzige ihres Jahrgangs in der Uniform des »Bund Deutscher Mädel« confirmieren lassen. Auch Hans war in der Hitlerjugend ganz vorn mit dabei gewesen, war beim großen Reichsparteitag sogar einmal als Fähnleinführer stramm an Hitler vorbeimarschiert. Als ich ihn kennenlernte, träumte er noch von einer Wehrmacht Karriere, aber es gab auch schon Brüche. Da war die Sache, wegen der er vor dem Studium verhaftet worden war: Verstoß gegen Paragraph 175, Homosexualität. Er hatte in der Hitlerjugend ein Verhältnis zu einem Jungen gehabt. Heute würde man sagen: so what? Aber dafür haben sie ihn eingesperrt. Das hat

er, glaube ich, nie wieder vergessen.

SPIEGEL: Wie kam der konspirative Freundeskreis zusammen, aus dem die Weiße Rose entstanden ist?

Lafrenz: Hans liebte Literatur, genau wie ich, also führten wir die Leseabende, die ich aus Hamburg kannte, auch in München ein. Am Anfang waren wir nur eine Handvoll Leute, dann kamen auch Sophie Scholl und etwa zehn andere Studenten, denen wir vertrauen konnten, dazu. Wir hörten Swing und tranken Wein, lasen Puschkin oder redeten über Malerei.

SPIEGEL: In halb Europa herrschte Krieg, und Sie erfreuten sich an Kunst?

Lafrenz: Die Männer mussten immer wieder an die Front, wir Frauen arbeiteten in den Munitionsfabriken, doch insgesamt ging es uns gut. Wir diskutierten über Philosophie und Moral, natürlich ging es dabei auch um Hitler. Aber es gibt das Missverständnis, dass die Weiße Rose aus hochpolitischen Menschen bestand. Das waren wir nicht, schon gar nicht Hans. Auch deshalb habe ich mich später häufig gefragt: warum er? Warum hat ausgerechnet Hans getan, wozu kein anderer imstande war?

SPIEGEL: Sie haben sich bald wieder von ihm getrennt.

Lafrenz: Er war in allem impulsiv, ein Draufgänger, er handelte oft im Übermut, ohne die Dinge vorher ganz zu Ende zu denken. Heute weiß ich: Wenn er die Konsequenzen immer durchdacht hätte, dann hätte er das, was er dann bald darauf tat, nie tun können.

SPIEGEL: Wie ist es zu den Flugblättern gekommen?

Lafrenz: Was uns alle verband, war die Verachtung der Masse. Alle sahen gleich aus, alle verhielten sich gleich. Das war wie eine Schlinge, es wurde einfach kein wahres Wort mehr gesprochen, es war zu gefährlich. Wir aber wollten uns nicht vorschreiben lassen, was wir zu denken hatten, also hörten wir Feindsender, zum Beispiel die BBC. Dort liefen die Rundfunkansprachen Thomas Manns, der von Verbrechen der Wehrmacht erzählte, von den Massakern in Polen. Was wir da hörten, deckte sich mit dem, was Hans und andere bald während Einsätzen an der Ostfront selbst erlebten. Was sie vom Warschauer Ghetto erzählten, war grauenhaft. Und dann sahen viele von uns auch, wie die Juden abgeführt wurden und nicht mehr wiederkamen.

SPIEGEL: Die meisten Deutschen sahen dies, aber sie unternahmen nichts.

Lafrenz: Uns stürzte es in eine Not des Gewissens. Das Wegsehen war nicht mehr möglich, denn es hätte bedeutet, die eigenen Werte zu zerstören. Also haben wir darüber beraten, wie sich das Volk aufrütern ließe, welches Zeichen man setzen müsste, Funken in dunkelster Nacht. Ich glaube, Sophie Scholl war es, die einmal

gesagt hat: »Es fallen so viele Menschen für dieses Regime. Da wird es Zeit, dass jemand dagegen fällt.«

Traute Lafrenz hat ihre Hände gefaltet, presst sie beim Erzählen nun so fest zusammen, dass ihre Fingerknochen weiß hervortreten. Auf dem Tisch vor ihr liegt ein altes Foto von Hans Scholl, sie betrachtet es lange und schüttelt dann immer wieder den Kopf.

Es war im Sommer 1942, auf der Wannseekonferenz hatten führende Nationalsozialisten die systematische Ermordung der Juden beschlossen, in Auschwitz wurden seit Monaten Menschen vergast, da schrieben die Medizinstudenten Hans Scholl und Alexander Schmorell vier Flugblätter gegen »Hitler und seine Genossen«. Per Post schickten sie je etwa hundert Exemplare an ausgewählte Personen im Raum München. Ihre Zielgruppe waren vor allem Akademiker, Menschen mit Einfluss. Scholl und Schmorell, die ihre Flugblätter auf einer Schreibmaschine in der Münchner Benediktenwandstraße 12 verfassten, in Nachbarschaft zum Haus von Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess, waren nicht die Ersten, die Verbrechen des NS-Staats anprangerten, aber wohl die Einzigen, die die Judenverfolgung ausdrücklich als Grund ihres Widerstands benannten.

Aus dem ersten Flugblatt, überschrieben mit »Flugblatt der Weissen Rose«, die ersten beiden Sätze: Nichts ist eines Kulturvolkes unwürdiger, als sich ohne Widerstand von einer verantwortungslosen und dunklen Trieben ergebenden Herrscherclique »regieren« zu lassen. Ist es nicht so, dass sich jeder ehrliche Deutsche heute seiner Regierung schämt, und wer von uns ahnt das Ausmass der Schmach, die über uns und unsere Kinder kommen wird, wenn einst der Schleier von unseren Augen gefallen ist und die grauenvollsten und jegliches Mass unendlich überschreitenden Verbrechen ans Tageslicht treten?

Lafrenz: Wir anderen wussten nichts von der Aktion. Eines Abends zeigte mir Hans das Flugblatt, ich las es und erkannte sofort Verweise auf Friedrich Schiller, auf dessen Kritik am blinden Gehorsam der Spartaner. Darüber hatten wir häufig gesprochen, also fragte ich Hans, ob er das geschrieben habe. Er antwortete, so etwas solle ich nicht fragen. Ich verstand den Wink und tat es dann auch nie wieder.

SPIEGEL: Wir schweigen nicht, wir sind Euer böses Gewissen; die Weiße Rose lässt Euch keine Ruhe! Das Ende des vierten Flugblatts klang wie die Drohung einer größeren Organisation.

Lafrenz: Das sollte es wohl, und auch bei mir kam es so an. Ich dachte, dahinter stünde eine richtige Verschwörung, jedenfalls viel mehr als nur zwei meiner Freunde.

SPIEGEL: Woher stammt der Deckname Weiße Rose?

Lafrenz: Ich weiß es bis heute nicht, wir selbst haben uns nie so genannt. Hans liebte Blumen, vielleicht ist die Antwort so einfach.

SPIEGEL: Sie waren nicht ganz sicher, wer hinter den Flugblättern steckte, dennoch haben Sie die verteilt.

Lafrenz: Ich fuhr zu meiner Tante nach Wien, von der ich wusste, dass sie wie wir eingestellt war, um einen Vervielfältigungsapparat zu beschaffen. Danach fuhr ich nach Hamburg und übergab meinem alten Schulfreund Heinz Kucharski ein Exemplar des dritten Flugblatts, damit er es im Norden verteilt. Während der gesamten Zugfahrt, während der die Polizei ja dauernd kontrollierte, trug ich die Flugblätter in einer Tasche auf meinem Schoß.

SPIEGEL: Eine Sonderkommission der Gestapo suchte längst nach den Verfassern, verdächtige reisende Aktivisten. Hatten Sie keine Angst?

Lafrenz: Nein, nie. Ich wusste ja, dass es das Richtige war.

SPIEGEL: Sie und Ihre Freunde waren, trotz Kriegsdiensten, vergleichsweise gut gestellt, dennoch riskierten Sie alles. Dabei waren Sie keine militärische Elite wie später die Hitler-Attentäter um Stauffenberg, sondern handelten als Privatmenschen.

Lafrenz: Ich habe darüber, während ich in hohen Mengen verdächtige Ware wie Briefmarken oder Briefumschläge kaufte, gar nicht nachgedacht. Wir waren alle so gleich gesinnt, dass wir annahmen, wir seien viele, also fühlten wir uns stark.

SPIEGEL: Von den Empfängern der ersten vier Flugblätter, verfasst mit der Aufforderung, sie weiterzugeben, meldeten etwa zwei Drittel die Schreiben der Gestapo.

Lafrenz: Tja. Wir hatten überhaupt keine Ahnung, wie allein wir waren.

Im Januar 1943, ein halbes Jahr nach der ersten Aktion, erschien das fünfte Flugblatt »Aufruf an alle Deutsche!«. Es wurde in einer deutlich höheren Auflage von bis zu 9000 Exemplaren durch Kurierfahrten und Postversand in vielen deutschen Städten verbreitet. Die Verfasser riefen nun die breite Masse dazu auf, sich vom »nationalsozialistischen Untermenschentum« zu trennen. Sie warben, ihrer Zeit voraus, für ein neues, föderalistisches Deutschland in einem vereinten Europa nach dem Krieg. Die Gestapo startete eine Großfahndung.

Es war etwa drei Wochen später, am Morgen des 18. Februar 1943, das Oberkommando der Wehrmacht hatte die Niederlage von Stalingrad im Großdeutschen Rundfunk eingestanden, in Berlin bereitete Joseph Goebbels seine Rede im Sportpalast vor, um das Volk auf den »totalen Krieg« einzuschwören, als Hans und Sophie Scholl die Ludwig-Maximilians-Universität in München betreten. Sie legten dort vor den Hörsälen mehrere Hundert Exemplare des sechsten Flugblatts aus, ver-

fasst vom befreundeten Philosophieprofessor Kurt Huber, einem 49-jährigen Mitverschwörer:

Kommilitoninnen! Kommilitonen! Erschüttert steht unser Volk vor dem Untergang der Männer von Stalingrad. Dreihundertdreissigtausend deutsche Männer hat die geniale Strategie des Weltkriegsgefreiten sinn- und verantwortungslos in Tod und Verderben gehetzt. Führer, wir danken dir!

Lafrenz: Ich kam gerade aus der Vorlesung und wunderte mich, dass Hans mit Akten tasche und Koffer zur Uni gekommen war. Ich wusste nicht, was sie planten, sie wirkten ganz ruhig. Sophie sagte zu mir: »Die Skistiefel, die du dir leihen wolltest, stehen zu Hause. Du kannst sie dir holen, falls ich heute Nachmittag nicht komme.« Danach habe ich sie und Hans nie wiedergesehen.

SPIEGEL: Die Geschwister legten die Flugblätter aus, warfen einen Stapel in den Lichthof der Eingangshalle. Dabei wurden sie vom Hausmeister beobachtet und denunziert.

Lafrenz: Die Gestapo verhörte Sophie und Hans getrennt voneinander. Sophie wurde vom Fahndungsleiter persönlich vernommen und gestand, obwohl sie die Zeilen gar nicht selbst geschrieben hatte, erst nach dem Geständnis ihres Bruders.

SPIEGEL: Der Fahndungsleiter Robert Mohr, der sie verhörte, berichtete später dem Vater Scholl, sie sei »krampfhaft bemüht« gewesen, alle Schuld auf sich zu nehmen. Er habe ihr als »Fräulein« angeboten, sich als Mitläuferin zu bekennen und so um die Höchststrafe herumzukommen, doch sie lehnte ab.

Lafrenz: Das muss man sich vorstellen: In Berlin tritt ein zwerghafter Goebbels vor das Volk, schreit »Wollt ihr den totalen Krieg?«, und die Menge tobt. Und zur gleichen Zeit sitzt eine 21-Jährige in München ganz allein vor der Gestapo und unterschreibt ganz aufrecht ihr Todesurteil.

SPIEGEL: Hans Scholl sagte während der Vernehmungen, nach Mitstreitern befragt: »Lafrenz ist mir völlig gleichgültig.«

Lafrenz: Zur Hälfte stimmte das vielleicht sogar, wir waren ja kein Liebespaar mehr.

SPIEGEL: Vier Tage später verurteilte der Volksgerichtshof die Angeklagten Hans und Sophie Scholl sowie ihren Kommilitonen Christoph Probst, dessen Entwurf für ein siebtes Flugblatt in Hans Scholls Tasche lag, zum Tod durch Enthauptung.

Lafrenz: Ich half den Eltern Scholl, Gnadengesuche einzuholen. Laut Gesetz waren 99 Tage dafür Zeit, aber der Präsident des Volksgerichtshofs, Roland Freisler, der auch bei der Wannseekonferenz mit am Tisch gesessen hatte, wurde ja berüchtigt für sein Gekreische: »Gesetz? Wir brauchen doch kein Gesetz!« Ich war gerade bei der Frau von Christoph Probst, die ihr

drittes Kind bekommen hatte, sie unterschrieb das Gnadengesuch für ihren Mann, da bekam sie einen Anruf aus Stadelheim. Die Hinrichtungen, hieß es, keine vier Stunden nach Urteilsverkündung, würden bereits vollstreckt.

SPIEGEL: Sophie Scholl schrieb kurz vor ihrem Tod in ihrer Zelle: »So ein herrlicher Tag, und ich soll gehen. Aber was liegt an unserem Leben, wenn wir es damit schaffen, Tausende von Menschen aufzurütteln und wachzurütteln.« Der Henker Johann Reichhart, ein gelernter Metzger, der in der Zeit des Nationalsozialismus fast 3000 Hinrichtungen vollzogen hatte, sagte später, er habe nie jemanden so sterben sehen wie sie.

Lafrenz: Ich erinnere mich an einen Morgen kurz vor ihrer Verhaftung, wir standen auf der Straße, und neben uns schnoben Pferde. Sophie sagte »Ha, Kerle«, dann ging sie lachend in ein Briefwarengeschäft, um heiße Ware für unsere Aktionen zu kaufen, arglos, mit kindlicher Bereitschaft und ganz frohem Gesicht. Manchmal träume ich, sie ist mit dem gleichen Gesicht auf das Schafott zugegangen.

SPIEGEL: In Ihr Tagebuch notierten Sie an jenem Abend: »Leichen abgekauft zum zu beerdigenden.«

Lafrenz: Als Medizinstudentin fürchtete ich, dass sie sonst nicht begraben würden. So kamen sie zum Perlacher Forst, Grabnummer 73-1-18. Die Särge wurden auf Karren gebracht, hinter dem ausgehobenen Grab standen überall Gestapo-Leute. Sie hatten den ganzen Friedhof umstellt.

SPIEGEL: Sie waren das einzige Mitglied der Weißen Rose, das sich zur Beerdigung traute.

Lafrenz: Ich war ja fast die Einzige, die nicht schon tot oder verhaftet war. Sie ließen die Särge brutal in die Erde fallen, man hörte es rumpeln. Sie wurden nicht nebeneinandergelegt, sondern gestapelt. Ich höre die Mutter Scholl sagen: »Jetzt soll Sophie sich auf Hans ausruhen.«

Traute Lafrenz steht nun, 75 Jahre danach, aus ihrem Schaukelstuhl auf. Sie bittet um Entschuldigung und sagt, sie müsse etwas im Haus suchen. Sie geht hinein und kommt fast eine Stunde lang nicht wieder. Durch die Fenstergardinen ist zu sehen, dass sie im Wohnzimmer auf ihrem Sofa sitzt, ganz in Gedanken.

Am 24. Februar 1943, kurz nach den Hinrichtungen ihrer Freunde, rief der Gaustudentenführer der Universität zu einer »Treuebekundung« für Hitler auf und beschimpfte die Hingerichteten als »ehrlöse und niederträchtige Gesellen«. Hunderte Studierende trampelten Beifall und zeigten den Hitlergruß zu Ehren des Hausmeisters, der die Scholls verraten hatte. Es war Traute Lafrenz, noch von niemandem verraten, die in jenen Tagen bei der Familie Scholl blieb, belastendes Material des

Freundeskreises vernichtete und gefährdete Unterstützer warnte.

Am 13. Juli 1943, die Verhaftungen gingen weiter, wurden auch Alexander Schmorell und Professor Kurt Huber enthauptet. Der Medizinstudent Willi Graf, der gemeinsam mit Hans Scholl Parolen wie »Freiheit!«, »Nieder mit Hitler!« und »Massenmörder Hitler« an Münchner Gebäude geschrieben hatte, starb am 12. Oktober 1943 unter dem Fallbeil. Dank der Verbindungen nach Hamburg, die Traute Lafrenz hergestellt hatte, konnte das sechste Flugblatt auch nach der Ermordung der sechs Freunde über Skandinavien nach Großbritannien gelangen und als »Manifest der Münchner Studenten« von britischen Fliegern über Deutschland abgeworfen werden. Thomas Mann, im Exil in Los Angeles lebend, jubelte im Rundfunk der BBC: »Brave, herrliche junge Leute! Ihr seid nicht umsonst gestorben, sollt nicht vergessen sein.«

Als Traute Lafrenz auf die Veranda zurückkehrt, sind ihre Augen gerötet. Sie bringt zwei Gläser Ginger Ale auf Eiswürfeln und sagt: »Sie sind ja immer noch da!«

SPIEGEL: Können wir noch weiterreden?

Lafrenz: Im Leben geht es ja immer weiter, ob man will oder nicht. Wissen Sie, was Hans und Sophies Vater nach der Beerdigung machen wollte? Die Scholls saßen zu Hause, er war ganz verzweifelt und sagte: »Kommt, jetzt schneiden wir uns auch noch die Pulsadern auf, alle zusammen!« Die Mutter, eine sehr religiöse Frau, war dagegen, sie sagte: »Nein, jetzt machen wir erst mal was zu essen.«

SPIEGEL: Nur Tage später wurde die Familie in Sippenhaft genommen. Auch Sie wurden bald wegen Mitwisserschaft dem Volksgerichtshof vorgeführt.

Lafrenz: Ich entkam der Hinrichtung zunächst nur, weil der Blutrichter Freisler mich für ein dummes Mädchen hielt, Frauen wurde ja nichts zugetraut. Aber dann lieferte mein alter Schulfreund Heinz Kucharski, dem ich vertraut und das dritte Flugblatt nach Hamburg gebracht hatte, mich und viele andere ans Messer. Ich wurde ins Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel überstellt und wochenlang verhört. Das war wie Pokern, nur dass es um das eigene Leben ging. Als ich einmal ins Vernehmungszimmer kam, hatten sie das Radio an und hörten Mozarts »Zauberflöte«, es klang gerade die Arie: »In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht ...«

SPIEGEL: In einer Stellungnahme zu Ihrem Gnadengesuch schrieb die Gestapo: »Bei ihren späteren Vernehmungen hat die Lafrenz sich selbst als Staatsgegnerin bekannt und in keiner Weise während der Dauer der Polizeihaft sowie bei ihren späteren wiederholten Vernehmungen Reue gezeigt.«

Lafrenz: Die wollten mich brechen und

Namen von mir hören. Einmal holten sie meine Mutter herbei und sagten, ich würde sie nie wiedersehen. Ich habe geweint wie ein kleines Mädchen, aber es war klar, dass ich niemanden verrate.

SPIEGEL: Es gab leider nicht so viele Menschen mit so einer Einstellung.

Lafrenz: Nachdem Christoph Probst unter Schafott gekommen war, schickten die Nationalsozialisten seiner Frau eine Rechnung: 600 Reichsmark für die Benutzung der Fallbeilmaschine. Bei den Scholls standen fremde Leute vor der Haustür und sagten: »Grüß Gott, wir wollten nur mal schauen, wie Eltern aussehen, deren Kinder geköpft wurden.« Was geht in manchen Seelen vor? Bei Dostojewski heißt es: »Der Mensch ist breit angelegt, gar zu breit; ich wollte ihn enger fassen.«

SPIEGEL: Anfang der Sechzigerjahre, während Adolf Eichmann in Israel der Prozess gemacht wurde, untersuchte der Psychologe Stanley Milgram die Bereitschaft durchschnittlicher Bürger, autoritären Anweisungen auch dann Folge zu leisten, wenn sie im Gegensatz zu ihrem Gewissen stehen. Den Versuchspersonen wurde befohlen, anderen Testteilnehmern Stromschläge zu verpassen. Obwohl ihre Gegenüber, in Wahrheit Schauspieler, schrien und scheinbar um Gnade bettelten, folterte die Mehrheit der Probanden, zumindest theoretisch, bis zum Tod.

Lafrenz: Das Böse ist banal. Die amerikanische Ärztin Susan Benedict hat ein Buch über Euthanasie in Nazideutschland geschrieben, ich habe ihr dabei geholfen. Ein Kapitel handelt von Krankenschwestern der Nervenheilanstalt Meseritz-Obrawalde, die Hunderte Patienten töteten und 20 Jahre später, also Mitte der Sechziger, im Münchner Euthanasieprozess angeklagt wurden. Die meisten rechtfertigten ihr Handeln mit Respekt vor höhergestellten Ärzten, sie übernahmen für ihr Handeln keinerlei Verantwortung. Manche waren gläubige Katholikinnen, aber sie bewerteten die Pflicht, dem Staat zu dienen, höher als ihre Werte. Ich glaube sogar, sie fühlten sich moralisch überlegen.

SPIEGEL: Der Henker Reichhart, der feierlich gekleidet die Mitglieder der Weißen Rose enthauptet hatte, wechselte nach dem Krieg die Seiten, henkte 156 Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher und lernte die Amerikaner vor den Nürnberger Prozessen im Umgang mit dem Galgen an. Als Altbundeskanzler Konrad Adenauer nach einer Mordserie an Taxifahrern 1964 verlangte, die Todesstrafe wieder einzu-

führen, sprach Reichhart sich dagegen aus und sagte: »Ich tät's nie wieder.«

Lafrenz: Darüber kann einem schwindelig werden. Was entmenschlicht uns, und was macht uns dann wieder zum Menschen? Und wenn für beides nur ein Wimpernschlag genügt, müssen wir dann nicht immer wachsam sein? Kehrt nicht auch das Böse, wenn man es lässt, eines Tages zurück?

Traute Lafrenz blickt schweigend auf den Fluss vor ihrem Haus, in der Ferne kreuzen Mississippi-Dampfer. Es wird Abend über Yonges Island, das Wasser liegt ganz still, Grillen zirpen, langsam verschwindet die Sonne hinter den Bäumen.

Es war im Herbst 1944, Dutzende Unterstützer des Weißen Rose waren verhaftet worden, da wurde Lafrenz als Gefangene in einem Viehwagon von Hamburg nach Berlin-Moabit überstellt. Zusammen mit anderen Widerstandskämpferinnen kam sie ins Zuchthaus Cottbus, wo eines Tages ein Transport aus Auschwitz das Lager erreichte. Es war das erste Mal, sagt Lafrenz, dass sie von Auschwitz hörte.

Im Februar 1945 wurde sie nach Bayreuth verschleppt, wo ihr wegen Hochverrats, Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung erneut die Hinrichtung drohte. Am 14. April des Jahres, nur wenige Tage vor Prozessbeginn, befreiten amerikanische Soldaten das Gefängnis. Lafrenz und andere Inhaftierte, darunter auch ihre ehemalige Hamburger Klassenlehrerin Erna Stahl, spannten weiße Bettlaken über die Dächer, aus Angst vor den Fliegerbomben.

Nach Kriegsende setzte Traute Lafrenz ihr Medizinstudium in München fort und schloss es drei Jahre später in Berkeley, Kalifornien, ab. Sie blieb in den USA, heiratete den Augenarzt Vernon Page, bekam drei Söhne und eine Tochter mit ihm und wurde Leiterin einer heilpädagogischen Schule für geistig behinderte Kinder in Chicago. Dort traf sie Anfang der Achtzigerjahre Helmut Schmidt wieder, ihren früheren Mitschüler, der in der Stadt war, um als Bundeskanzler außer Dienst einen Vortrag zu halten. Lafrenz saß im Publikum und rief: »He, Revolverschnauze!« Danach reichte sie ihm die Hand.

SPIEGEL: Sie haben in all den Jahren nie von ihrer Vergangenheit erzählt. Ihre Kinder erfuhren erst als Erwachsene während einer Europareise, dass ihre Mutter im deutschen Widerstand aktiv war. Warum haben Sie so lange geschwiegen?

Lafrenz: Ich wollte da nichts Großes draus machen. In Deutschland gab es seit Kriegs-

ende ein großes Verlangen nach Personen wie den Geschwistern Scholl. Auch die Amerikaner brauchten dringend deutsche Vorbilder, nur gab es ja keine, also haben sie den Mythos der reinen Märtyrer gefördert und ihr Bild ikonisiert. Es gibt so viele Filme und Bücher allein über Sophie Scholl, dass man glauben könnte, sie hätte den Widerstand angeführt. Dabei hatte sie kein einziges Flugblatt geschrieben.

SPIEGEL: Dennoch werden bis zum heutigen Tag Schulen, Straßen oder Stiftungen vor allem nach Sophie benannt.

Lafrenz: Das hat sie verdient, darüber würde ich nie klagen. Was mir verdächtig vorkommt, ist, dass sie und Hans zu übermenschlichen Helden gemacht wurden, zu Heiligen. So musste sich kein Deutscher mehr fragen, warum er selbst nichts unternommen hatte, denn die Scholls waren eben einfach so viel größer und besser. Dass auch sie von Hitler verführt wurden und ihre Schwächen hatten, dass sie gleichzeitig unsagbar mutig und leichtsinnig gewesen sind, dass sie vielleicht sogar fahrlässig gehandelt und für ihre Überzeugungen das Leben anderer riskiert haben, für diese Differenzierung war nie Platz. Denn das würde den Mythos brechen, sie als Menschen zeigen und einen mit der eigenen Schuld konfrontieren. Keiner von uns war heilig, jeder hätte das machen können. Ich habe Flugblätter verteilt. Das war doch in Wahrheit mickrig.

SPIEGEL: Ein ehemaliger Gefangener eines Konzentrationslagers berichtete über die Reaktionen im Lager, nachdem man dort von den Flugblättern erfahren hatte: »Als wir hörten, was in München geschehen war, umarmten wir einander und applaudierten. Es gab also trotz allem noch Menschen in Deutschland.«

Lafrenz: Mensch sein, was heißt das? Als Schulleiterin wurde ich gefragt, was es bringe, mit geistig behinderten Kindern zu arbeiten, wozu das gut sei. Ich antwortete, ich wolle ihnen helfen, sich als Mensch zu fühlen, Herausforderungen zu meistern. Für manche bestehen diese darin, sich zu waschen oder mit Messer und Gabel zu essen. Andere fühlen das Menschsein, wenn sie ein Gemälde ansehen, Dostojewski lesen oder einfach nur ihrem Gewissen folgen. Darum geht es doch im Leben: Jeder muss seine Aufgabe erfüllen.

SPIEGEL: Frau Lafrenz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Gespräch führte der Redakteur Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018

Für ein SPIEGEL-Gespräch mit Traute Lafrenz, der letzten Überlebenden der »Weißen Rose«, ist Claas Relotius im August 2018 in die USA geflogen, wo er die 99-Jährige in ihrem Haus in South Carolina getroffen hat - dieser Besuch ist nachweisbar, auch das Foto von Lafrenz auf ihrer Terrasse hat Relotius gemacht. Im Text wechseln sich Interviewpassagen und Beschreibungen sowie historische Einordnungen ab.

Das Interview enthält in wesentlichen Teilen offenkundig Fälschungen: Dazu zählen mehrere Aussagen, die so wohl nicht gefallen sind. Auch die Umstände des Interviews hat Relotius offenbar falsch dargestellt. Schon in der dritten Antwort lässt der SPIEGEL-Reporter Lafrenz sagen: »In einer amerikanischen Zeitung habe ich aktuelle Fotos aus Deutschland gesehen - mir ist ganz kalt geworden.« Dabei soll es sich um Bilder von Deutschen handeln, die den Hitlergruß zeigen - wie bei den Vorfällen in Chemnitz Ende August 2018. Auf telefonische Nachfrage des SPIEGEL im Dezember 2018 sagte Lafrenz, sie habe solche Fotos nicht gesehen und deshalb auch nicht mit Relotius darüber gesprochen.

Anders als in Deutschland ist es in den USA unüblich, dass Interviews von den Gesprächspartnern vor der Veröffentlichung noch einmal autorisiert werden. Auch später hat Lafrenz das SPIEGEL-Gespräch offenbar nie genau gelesen. Auf Nachfrage distanzierte sie sich von dem Interview: An mehreren Stellen seien es nicht ihre Worte gewesen. So bestreitet sie, ihren damaligen Mitschüler Helmut Schmidt Anfang der Achtzigerjahre »Revolver-schnauze« genannt zu haben. Diesen Ausdruck habe sie gegenüber Schmidt nie benutzt. In einem auf Video aufgezeichneten Interview mit der »Bild«-Zeitung benutzt Lafrenz den Begriff allerdings, als sie über Schmidt spricht.

Auch von »heimlichen Treffen« der Schüler, die Lafrenz im Interview angeblich erwähnt, hat sie nach eigener Aussage nicht gesprochen - ihre Klassenlehrerin Erna Stahl aus dem späteren Umfeld der »Weißen Rose« habe ganz normale Leseabende veranstaltet, keine »heimlichen Treffen«, sagt Lafrenz.

Der SPIEGEL hat im vergangenen Dezember auch Lafrenz' Schwiegertochter kontaktiert, die bei dem Gespräch mit Relotius anwesend war. Sie sagt, mehrere Passagen über die Umstände des Interviews seien erfunden: So habe der Reporter nicht fünf Stunden mit Lafrenz verbracht, wie es im SPIEGEL hieß, das Interview habe nicht länger als eine Stunde gedauert, insgesamt sei Relotius nicht länger als zwei Stunden geblieben. Die Schwiegertochter sagte zudem, Relotius habe das Gespräch mit seinem Mobiltelefon aufgezeichnet - er selbst sagte dem SPIEGEL im Dezember 2018, von dem Gespräch mit Lafrenz gebe es keine Tonaufnahme.

SPIEGEL-ONLINE-Artikel vom 20.12.2018

Letzte Überlebende der »Weißen Rose« Lafrenz-Interview vom Fall Relotius betroffen

Kaum ein Text von Claas Relotius wurde so gelobt wie sein Gespräch mit Traute Lafrenz, der letzten Überlebenden der »Weißen Rose«. Jetzt zeigen erneute Recherchen: Auch in diesem Text sind Passagen offenbar erfunden.

Traute Lafrenz, letzte Überlebende der »Weißen Rose«, ist nach SPIEGEL-Recherchen von dem Fall Claas Relotius betroffen. In einem im September dieses Jahres im SPIEGEL veröffentlichten Interview mit ihr sind offenbar mehrere Passagen nicht akkurat - die 99-Jährige nennt Teile des Texts nach einem erneuten Gespräch mit einem anderen SPIEGEL-Redakteur »miserabel« und moniert mehrere Stellen. Lafrenz wurde vom SPIEGEL an diesem Mittwoch zweimal kontaktiert. Im ersten Telefonat bestätigte sie, mit Relotius in ihrem Haus in South Carolina gesprochen zu haben.

Sie las den Artikel danach noch einmal im Detail und distanzierte sich dann von dem Interview. An mehreren Stellen in dem Text handle es sich nicht um ihre Worte.

Konkret geht es zum Beispiel um folgende Passagen:

- Auf Neonazis in Chemnitz bezogen, zitiert Relotius sie so: »Deutsche, die streckten auf offener Straße den rechten Arm zum Hitlergruß, wie früher.« Die Sätze in der vierten Antwort habe sie nie benutzt, sagt Lafrenz. Sie habe auch nie aktuelle Fotos in US-Zeitungen von entsprechenden Aufmärschen in Deutschland gesehen.
- Von »heimlichen Treffen« der Schüler, die Lafrenz im Interview angeblich erwähnt, habe sie bestimmt nicht gesprochen - ihre Klassenlehrerin Erna Stahl aus dem späteren Umfeld der »Weißen Rose«, sagt Lafrenz, habe ganz normale Leseabende veranstaltet, keine »heimlichen Treffen«.
- Im Relotius-Interview heißt es, Lafrenz habe Helmut Schmidt, der dieselbe Schule wie sie besucht hat, zugerufen: »He, Revolver-schnauze« - diesen Ausdruck, sagt Lafrenz, habe sie gegenüber Helmut Schmidt nie benutzt. Sie habe Schmidt aber nach einem Vortrag begrüßt und mit ihm gesprochen, das ja. In einem Video-Interview, das die »Bild« mit ihr führte, benutzt sie den Begriff allerdings, als sie über Schmidt spricht. Möglich, dass Relotius sich im »Bild«-Interview bedient hat.
- »Nachdem Christoph Probst unters Schafott gekommen war« - auch diese Worte im Relotius-Interview habe sie nie verwendet. »Den Absatz können Sie streichen«, sagte sie.

Lafrenz wiederholte während des zweiten Gesprächs am Mittwoch mehrmals: »Das habe ich bestimmt nicht gesagt.« Nach weiteren Beispielen für falsche Zitate gefragt, sagte sie: »Ja, reicht Ihnen das denn nicht?«

Auch ihre Schwiegertochter wurde angerufen, die in Chicago lebt und bei dem Gespräch mit Relotius anwesend gewesen ist. Sie sagte, Relotius sei am Tag des Interviews gegen 17 Uhr an Lafrenz' Haus angekommen und maximal anderthalb Stunden geblieben - »bestimmt nicht länger als zwei Stunden«. In der SPIEGEL-Hausmitteilung zu dem Gespräch hieß es, Relotius habe fünf Stunden mit Lafrenz verbracht.

Das Gespräch habe zwischen 45 Minuten und einer Stunde gedauert, nicht länger, anschließend habe sie ihn über das Grundstück geführt und verabschiedet. Auf die Stelle in Relotius' Text angesprochen, in der er schreibt, Lafrenz gehe ins Haus und »kommt fast eine Stunde lang nicht wieder«, sagte die Schwiegertochter nun: »Nein! Nein! Unmöglich, so lange ist er nie geblieben.«

Die Schwiegertochter sagte, Relotius habe das Gespräch mit seinem Mobiltelefon aufgezeichnet - er selbst sagte dem SPIEGEL dagegen in seinem Geständnis, von dem Gespräch mit Lafrenz gebe es keine Tonaufnahme.

Im SPIEGEL hatte niemand einen Nachweis des Gesprächs durch Vorlage einer Aufzeichnung oder Ähnliches verlangt. Üblicherweise wird das sogenannte SPIEGEL-Gespräch den Gesprächspartnern zur Autorisierung vorgelegt, weshalb auch die Dokumentationsabteilung die Texte im Verifikationsprozess nur auf Fakten prüft - Relotius zufolge bestand Lafrenz aber auf keiner Autorisierung, was nicht überrascht, weil dies in Amerika unüblich ist. Die in Deutschland geübte Praxis, Interviews autorisieren zu lassen, ist international unüblich. Diese Lücke und das Vertrauen seiner Kollegen nutzte Relotius aus.

Wie jetzt hausintern klar wurde, bat Relotius die Mitarbeiter der englischsprachigen Seite des SPIEGEL wiederholt, seine Texte nicht ins Englische zu übersetzen. Er begründete dies in jedem Einzelfall anders und nach Angaben der Kollegen jeweils plausibel. Allerdings liefen diese Informationen nicht an einer Stelle zusammen.

Auch deshalb wurden seine Texte, die oft im Ausland spielen, nicht so schnell als Fälschungen oder als in Teilen manipuliert entlarvt. Ob es auch hier andere Sicherheitsmechanismen geben muss - das zu klären wird Teil der Arbeit der vom SPIEGEL eingesetzten Kommission sein, die den ganzen Fall Relotius untersuchen soll.

Schwarze Witwe

Warum eine kolumbianische Schäferhündin Personenschutz bekommt

Sie sei eine Bestie, sie kenne keine Gnade, heißt es im Regenwald von Tinigua, wo sie die Kokapflanzen anbaut und in Dschungellaboren zu Rauschgift kocht. Sie sei wie der Teufel, listig und böse, heißt es im Hafen von Buenaventura, wo sie die Drogen auf U-Boote verladen und Richtung Vereinigte Staaten schickt. Sie ruiniere das Geschäft, deswegen müsse sie sterben, sagt Dairo Antonio Úsuga, Oberhaupt des Úsuga-Clans, Kolumbiens mächtigster Drogenboss seit Pablo Escobar, einer der meistgesuchten Männer Südamerikas.

Er hat, so steht es auf Flugblättern von Cali bis nach Medellín, ein Kopfgeld auf sie ausgesetzt: 200 Millionen Pesos, fast 60 000 Euro, für den, der die »schwarze Witwe«, die auf den Namen »Sombra« hört, beseitigt.

Wahrscheinlich wäre Sombra, deutschen Ursprungs und dunkelbraunen Haars, eine junge Dame von geheimnisvollem Wesen, eine im Fadenkreuz des Kartells geraten, wäre sie mit durchschnittlich begabt. Aber Sombra, ihr Name bedeutet Schatten, war schon immer anders. Sie besitze ein Talent, sagen die, die ihr Vertrauen haben und die sie an sich heranlässt. Er sei ihre feine, untrügliche Nase, ihr unvergleichliches Gespür, ein Instinkt, so selten wie ein sechster Sinn.

Ihre Ausbilder an der Polizeiakademie erkannten es schon früh. Sie hatte gerade mit einem Monat des einjährigen Lehrgangs absolviert, da war allen klar, dass sie Karriere machen würde. Sombra schien unbestechlich und loyal, hartnäckig und unerschrocken. Einsatztaktik, Stoffkunde, Geländetraining, in jedem Fach war sie die Beste, in jedem Rätsel, das es zu lösen galt, die Schnellste. Für manche ihres Jahrgangs waren die Übungen bloß ein Spiel, anderen ging es vor allem um Belohnungen oder Applaus, wieder andere, faul und träge, jaulten, verloren das Interesse und machten sich einfach aus dem Staub, nur Sombra erledigte jede Aufgabe gewissenhaft.

Nach ihrem Abschluss, so erzählten ihre Förderer, stand sie eigentlich die Einsatzbereiche der Drogenfahndung offen. Marihuana patet für immer. Auch Crystal Meth schürte sie zu reizen. Aber Sombra spezialisierte sich auf die ganz großen Verbrechen, auf jene Drogen, die in Kolumbien produziert und von dort exportiert wird wie von keinem anderen Land der Welt, auf Kokain.

Es war im März 2016, als sie erst drei Jahre im Dienst, als sie im Hafen von Turbo, an der Karibikküste, ihre wichtigste

Operation durchführte. Ihre Vorgesetzten hatten von einem Informanten einen Tipp bekommen: Irgendwo auf den Terminals des Hafens, in einem von mehr als 2000 Containern, die nach Europa verschifft werden würden, sollte verbotene Fracht versteckt sein.

Sombra nahm die Fährte auf, sie Sombra lauten Befehl, sie wartete nicht auf Verifikation, sondern machte sich einfach auf die Suche. Sie lief ganz langsam von Tür zu Tür, folgte ihrem Gespür und nach vier paar Stunden, vor einem Bauxitcontainer mit dem Ziel Aachen, Belgien, blieb sie stehen. 2,9 Tonnen reines Kokain, in der USA bis zu 90 Millionen Dollar wert, es war eine der größten Beschlagnahmungen seit Jahren.

Der Chef der Anti-Drogen Behörde ließ sich im Fernsehen dafür feiern. Sombra, im Rampenlicht ihrer Sache, lächelt sich, auf einer Westtafel, im Hintergrund. Doch bald sollte jeder Narco, jeder Drogenhändler, mit ihr arbeiten. Sie wurde auch in andere Häfen geschickt, nach Barranquilla, Cartagena, Michas. In einer Bodega in Santa María fand sie die Spur zu einem unterirdischen Versteck, zu weiteren 1,1 Tonnen des weißen Pulvers. Am Coll von Utrá, dem Drogenmischplatz des Landes, schlug sie am Herdstein eines korrupten Zollbeamten Alarm und ließ mit dem Verfall ein halbes Kartell hoch gehen.

In den vergangenen fünf Jahren, in nicht als 390 Einsätzen, stieß Sombra auf insgesamt neun Tonnen Kokain und brachte gut 50 Männer, darunter auch Familienmitglieder des gefährlichen Úsuga-Clans, ins Gefängnis. Es war vor einigen Monaten, Kolumbiens Staatspräsident hatte sie gerade für ihre Verdienste im Kampf gegen die Drogen mit einer Medaille geehrt, da erwiderte das Flugblatt mit dem Kopfgeld: da rief das Kartell Menschen überall im Land dazu auf, Sombra zu töten.

Die Behörden für die mittlerweile, zögerten nicht einen Tag, sie zogen Sombra aus dem Verkehr und verorteten

sie, zu ihrer eigenen Sicherheit, in die Hauptstadt Bogotá. Dort, am Flughafen El Dorado, patrouilliert sie bis heute, unter falschem Namen, im Gipskleid und Passagierberock.

Sie geht jetzt nicht mehr den ganz großen Fällen nach, sondern einem geregelten Achtstundentag mit Mittagspause. Sie erntet kaum noch Aufmerksamkeit, statt ihrer Modelle muss sie eine kugelförmige Weste tragen, aber dafür wird sie rund um die Uhr bewacht. Zwei Leibwächter mit Maschinengewehr, die nicht von ihrer Seite weichen, begleiten sie auf Schritt und Tritt. Sie würden, sollten Auftraggeber kommen, sogar ihr Leben für sie geben, das haben sie geschworen.

Aber nicht immer gelang es, Sombra konzentriert abzuschalten. Manchmal, wenn sie am Flughafen das Gepäck durchstöbert, gehen Kinder auf sie zu und lassen sie einfach im Märchenland machen. Fotos von ihr oder stellen vorzüglich viele Fragen zu ihrer Identität. Wie alt sie sei, woher sie stamme? Was sie hier mache und wie sie heiße? Sombra, Pato, spricht leicht Wort, ohne Ironie.



Sombra

Sombra, la perra desplazada por la guerra de las drogas en Colombia

Von der Website Andino.pe

Schwarze Witwe

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum eine kolumbianische Schäferhündin Personenschutz bekommt

4 | DER SPIEGEL 35/2018, 25.8.2018

Sie sei eine Bestie, sie kenne keine Gnade, heißt es im Regenwald von Tinigua, wo sie die Kokapflanzen anbaut und in Dschungellaboren zu Rauschgift kocht. Sie sei wie der Teufel, listig und böse, heißt es im Hafen von Buenaventura, wo sie die Drogen auf U-Boote verladen und Richtung Vereinigte Staaten schickt. Sie ruiniere das Geschäft, deswegen müsse sie sterben, sagt Dairo Antonio Úsuga, Oberhaupt des Úsuga-Clans, Kolumbiens mächtigster Drogenboss seit Pablo Escobar, einer der meistgesuchten Männer Südamerikas.

Er hat, so steht es auf Flugblättern von Cali bis nach Medellín, ein Kopfgeld auf sie ausgesetzt: 200 Millionen Pesos, fast 60 000 Euro, für den, der die »schwarze Witwe«, die auf den Namen »Sombra« hört, beseitigt.

Wahrscheinlich wäre Sombra, deutschen Ursprungs und dunkelbraunen Haars, eine junge Dame von geheimnisvol-

lem Wesen, nie ins Fadenkreuz des Kartells geraten, wäre sie nur durchschnittlich begabt. Aber Sombra, ihr Name bedeutet Schatten, war schon immer anders. Sie besitze ein Talent, sagen die, die ihr Vertrauen haben und die sie an sich heranlässt. Es sei ihre feine, untrügliche Nase, ihr unvergleichliches Gespür, ein Instinkt, so selten wie ein sechster Sinn.

Ihre Ausbilder an der Polizeiakademie erkannten es schon früh. Sie hatte gerade mal einen Monat des einjährigen Lehrgangs absolviert, da war allen klar, dass sie Karriere machen würde. Sombra schien unbestechlich und loyal, hartnäckig und unerschrocken. Einsatztaktik, Stoffkunde, Geländetraining, in jedem Fach war sie die Beste, in jedem Rätsel, das es zu lösen galt, die Schnellste. Für manche ihres Jahrgangs waren die Übungen bloß ein Spiel, anderen ging es vor allem um Belohnungen oder Applaus, wieder andere, faul und träge, jaulten, verloren das Interesse und mach-

ten sich einfach aus dem Staub, nur Sombra erledigte jede Aufgabe gewissenhaft.

Nach ihrem Abschluss, so erzählen ihre Förderer, standen ihr eigentlich alle Einsatzbereiche der Drogenfahndung offen. Marihuana gefiel ihr immer. Auch Crystal Meth schien sie zu reizen. Aber Sombra spezialisierte sich auf die ganz großen Verbrechen, auf jene Drogen, die in Kolumbien produziert und von dort exportiert wird wie von keinem anderen Land der Welt, auf Kokain.

Es war im März 2016, sie war erst drei Jahre im Dienst, als sie im Hafen von Turbo, an der Karibikküste, ihre wichtigste Operation durchführte. Ihre Vorgesetzten hatten von einem Informanten einen Tipp bekommen: Irgendwo auf den Terminals des Hafens, in einem von mehr als 2000 Containern, die nach Europa verschifft werden würden, sollte verbotene Fracht versteckt sein.

Sombra nahm die Fährte auf, sie brauchte keinen Befehl, sie wartete auch nicht

auf Verstärkung, sondern machte sich einfach auf die Suche. Sie lief ganz langsam von Tür zu Tür, folgte ihrem Gespür, und nach ein paar Stunden, vor einem Bananencontainer mit dem Ziel Antwerpen, Belgien, blieb sie stehen. 2,9 Tonnen reines Kokain, in den USA bis zu 90 Millionen Dollar wert, es war eine der größten Beschlagnahmungen seit Jahren.

Der Chef der Anti-Drogen-Behörde ließ sich im Fernsehen dafür feiern. Sombra, im Rampenlicht eher scheu, hielt sich, auf einer Wurst kauend, im Hintergrund. Doch bald wollte jeder Narco, jeder Drogenfahnder, mit ihr arbeiten. Sie wurde auch in andere Hafentstädte gerufen, nach Barranquilla, Cartagena, Riohacha. In einer Bodega in Santa Marta fand sie die Spur zu einem unterirdischen Versteck, zu weiteren 1,1 Tonnen des weißen Pulvers. Am Golf von Urabá, dem Drogenumschlagplatz des Landes, schlug sie am Hosenbein eines korrupten Zollbeamten

Alarm und ließ mit dem Verräter ein halbes Kartell hochgehen.

In den vergangenen fünf Jahren, in mehr als 300 Einsätzen, stieß Sombra auf insgesamt neun Tonnen Kokain und brachte gut 50 Männer, darunter auch Familienmitglieder des gefürchteten Úsuga-Clans, ins Gefängnis. Es war vor einigen Monaten, Kolumbiens Staatspräsident hatte sie gerade für ihre Verdienste im Kampf gegen die Drogen mit einer Medaille geehrt, da erschien das Flugblatt mit dem Kopfgeld; da rief das Kartell Menschen überall im Land dazu auf, Sombra zu töten.

Die Behörden, für die sie arbeitete, zögerten nicht einen Tag, sie zogen Sombra aus dem Verkehr und versetzten sie, zu ihrer eigenen Sicherheit, in die Hauptstadt Bogotá. Dort, am Flughafen El Dorado, patrouilliert sie bis heute, unter falschem Namen, im Gepäck- und Passagierbereich.

Sie geht jetzt nicht mehr den ganz gro-

ßen Fällen nach, sondern einem geregelten Achtstundentag mit Mittagspause. Sie erlebt kaum noch Abenteuer, statt ihrer Medaille muss sie eine kugelsichere Weste tragen, aber dafür wird sie rund um die Uhr geschützt. Zwei Leibwächter mit Maschinengewehr, die nicht von ihrer Seite weichen, begleiten sie auf Schritt und Tritt. Sie würden, sollten Auftragskiller kommen, sogar ihr Leben für sie geben, das haben sie geschworen.

Aber nicht immer gelingt es, Sombra komplett abzuschotten. Manchmal, wenn sie am Flughafen das Gepäck durchstöbert, gehen Kinder auf sie zu und fassen sie einfach an. Manchmal machen Fremde Fotos von ihr oder stellen verdächtig viele Fragen zu ihrer Identität. Wie alt sie sei, woher sie stamme? Was sie hier mache und wie sie heiße? Sombra, Profi, spricht kein Wort.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« berichtet Relotius über »Sombra«, eine Deutsche Schäferhündin im Dienst der kolumbianischen Drogenfahndung, auf die ein Kopfgeld von umgerechnet rund 60.000 Euro ausgesetzt worden sein soll. Relotius erzählt das als Geschichte über einen Ausnahme-Droghund und einen angeblichen Aufruf zur Tötung des Tiers.

Ein Abgleich mit den Quellen der Sombra-Geschichte deutet darauf hin, dass sich Relotius wohl vorwiegend bei solchen Fremdquellen bedient hat: Die meisten konkreten Personen zugeordneten Aussagen finden sich in Zeitungs- und TV-Berichten wieder, die vor der Relotius-Geschichte veröffentlicht wurden, einige auch bei Twitter. Gleiches gilt für die zitierten Zahlen.

Aus denen sticht das angeblich auf Tötung des Hundes ausgesetzte Kopfgeld von 200 Millionen Pesos (umgerechnet rund 60.000 Euro) hervor, durch das die Geschichte Schlagzeilen machte. Sie findet sich sogar in einer Twitter-Äußerung von General Jorge Nieto, der bis zum 10. Dezember 2018 Polizeichef von Kolumbien war.

Lokale Medien berichteten am 25. Juli 2018 darüber, die Nachrichtenagentur AFP verbreitete die Nachricht international und CNN machte sie populär. Nach einer Meldung der dpa am 27. Juli berichteten zahlreiche deutsche Medien basierend auf diesen

Falschangaben. Bereits am 26. Juli 2018 hatte die BBC allerdings wichtige Aspekte relativiert: »Die Counternarcotics-Direktion der kolumbianischen Polizei bestätigte gegenüber BBC Mundo, dass die für Sombra gebotene Belohnung 20 Millionen kolumbianische Pesos (rund 7.000 US-Dollar) und nicht 70.000 US-Dollar beträgt, wie zuvor in den lokalen Medien angegeben.«

Nachfragen von Medien zeigten schnell, dass Sombra zwar ein erfolgreicher Droghund war, die Geschichte ansonsten aber nicht wirklich ungewöhnlich: Die Hündin wurde vor allem an Massenumschlagplätzen wie Häfen oder Bahnhöfen eingesetzt, das erklärt ihren Erfolg. Auch Drohungen gegen Polizeihunde gebe es »täglich«.

Sombra gilt allerdings als wenig nervöser Hund, sie wird deshalb von der kolumbianischen Drogenfahndung auch für PR-Zwecke eingesetzt. Die Behörde twittert in ihrem Namen und bietet beispielsweise Kindern an, am Flughafen von Bogotá Selbies mit dem berühmten Droghund zu machen. Der Hund trägt dabei keineswegs eine »schussichere Weste«, wie Relotius schrieb. Auch wird er nicht von zwei Leibwächtern mit Maschinengewehren begleitet, sondern nur von seinem normal bewaffneten Hundeführer.



Deutsch auf Bewährung

Debatten. Die Affäre um Mesut Özil steht in der Tradition ausländerfeindlicher Tendenzen in Deutschland. Sarrazin, »Dönermorde«, AfD, »Der Islam gehört nicht zu Deutschland«. Was macht das mit Menschen, die jahrzehntelang für eine offene Gesellschaft gekämpft haben?

Sie sind selbst als »Türkenschlampen« beschimpft worden, als »Araberpäck« oder als »ewige Ausländer«. Früher in der Schule wurde ihnen der Kopf nach Läusen abgesehen, das Tuch vom Kopf gerissen. Als Erwachsene wurden sie gefragt, warum sie nicht in ihrem Land arbeiten, wann denn ihr Rückflug gehe. Sie sind Frauen und Männer, geboren oder aufgewachsen in Deutschland. Sie haben Diskriminierung oft schon als Kinder erlebt, und sie haben sich seit Jahren dafür eingesetzt, Fremdenfeindlichkeit in diesem Land zu bekämpfen. Sie sind Beraterinnen und Künstler, Publizistinnen und Politiker, sie waren Staatssekretäre, sind Aktivistinnen. Sie

sich in Parteien, schreiben Bücher über Integration oder machen sich über kulturelle Anpassungsprobleme lustig. Sie vermitteln, unterhalten, provozieren und geben Millionen Menschen eine Stimme. Sie sind, in ihrer jeweiligen Rolle,utmacher und Hoffnungsträger. Aber nicht erst dieser Woche spüren viele von ihnen ein neues oder ganz altes, längst überwandenes Gefühl der Angst, der Wut oder der Lähmung. Was mit Sarrazin begann und jetzt bei Özil ankam, nimmt ihnen das Vertrauen in Deutschland. Warum?

»Eine Art Enthemmung«

Michel Abdollahi, 37, Künstler und Autor der Videokolumne »Der deutsche Schäferhund« beim Westdeutschen Rundfunk.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich in Deutschland noch zu Hause?
Abdollahi: Es ist normalerweise nicht so, dass ich das sage und mir denke: Was bin ich fremd in diesem Land. Bis dann wieder eine E-Mail kommt oder ein Tweet oder ein Kommentar auf der Straße. Immer, wenn es heißt: »Warum machen Sie Ihre Arbeit nicht in Ihrem Land?«, »Was machen Sie sich an, über uns Deutsche zu urteilen?«
»Als ich einmal mit meinem Schilf »Ich bin Muslim. Was wollen Sie wissen?« auf dem Hamburger Jungfernstieg stand, fragten mich viele, wann mein Rückflug geht.«
SPIEGEL: Hat Deutschland ein Problem mit neuen Deutschengewinnen?
Abdollahi: Die aktuelle Debatte um Mesut Özil hat auf ungesunde Art und Weise



»Wir sind die vielen«

Sören Tapken, 32, hat drei ehrenamtliche Bundespräsidenten gewählt in Inaugurationsprozessen, arbeitet am Internationalen Spracherwerb und an Deutschen. Botschafter, Arbeit für die Persönliche Büro der Ministerpräsidenten.

»Vorhergebracht, was sehr viele Ausländer und Migranten schon immer gesagt und gespürt haben. In diesen Tagen ist besonders schön zu beobachten, wie der weiche Deutsche ihren vermeintlichen »Ausländern« erklärt, was Rassismus ist und was nicht. Man sollte sich nicht so stellen. Man sei selbst schuld. Man dürfe sich auch nicht wundern. Das sind nur einige Sätze, die mich in den vergangenen Tagen erreicht haben.«
»Es geht hier gar nicht um die »ebenen Deutschen«. Es geht um diejenigen, die meinen, man werde ja wohl auch nach außen hin, dass Schwarz ist und weiß Araber klauen. Diese Art von Enthemmung klauen Sie weltweit beobachten. Rechtsnationalen Bewegungen sind jetzt in Deutschland kein Tabu mehr. Es ist eine gefährliche Befreiung für all jene, die der Meinung sind, dass es »einer mal reicht mit »diversen« Sätzen und Schuldfragen.«
SPIEGEL: Was müsste Ihrer Meinung nach passieren, damit Sie sich in Deutschland wieder weniger fremd fühlen würden?
Abdollahi: Ich möchte mich freuen zurückzukehren, um mir dann dort anzusehen, dass ich Deutscher sei.

»Sie werden es nie kapieren«

Selbi Baydar, 43, Comedian, erkrankte ihre Jugend auf einem Westküstener Sommercamp, promovierte über deutsche Gesellschaften als Jüdische Ära.

»Dönermorde« – als ich dieses Wort das erste Mal in den Nachrichten hörte, dachte ich: Wie sehr kann eine Gesellschaft einem Menschen eigentlich noch verzeihen? Ich habe mir vorgestellt, wie auch die Mütter der Biologielehrer vor dem Fernstudium sitzen. Haben diese Frauen einen Diner auf die Welt gebracht? Ich habe in dem Moment geglaubt, ich ertrage diese wiederholenden zukunftsgerichteten Angriffe auf die türkische Identität einfach nicht mehr. Und ich war glücklich. Türkei sei denn in Deutschland ja schon immer ein negativer Kontext, mit mehr, mit weniger, ist ja schließlich nicht das schöne Schweden. Deshalb geht es auch in alles Gesprächchen, das ich führen mag, um meine »Herzkönige« immer dieselben Fragen, immer diese psychologischen Löcher zu spüren. Ich würde zurückgehen und habe mich zurückziehen, ich spreche in Zukunft die Hausarbeit, die sie mit einem immer zu schreiben, ich bin, der Türkei. Die Cause Özil hat mich wiederbewusst, sie schaffen es einfach nicht, sie werden es nie kapieren, diese Gesellschaft ist auch nicht nicht in der Lage für mich zu kämpfen. Für sie ist es egal, ob die einen deutschen Pass hat oder nicht, ob die hier geboren sind oder nicht, ob die Türkisch sprechen oder doch besser Deutsch. Egal, was da hier ist, es reicht nicht, mein erstes Motto lautet: Lass mich mit diesem Deutschen in Ruhe, und integriere dich selbst, das sind die Verlierer einer offenen

Gesellschaft. Die, die sich die Nationalisten und Populisten. Leider habe ich den Eindruck, dass Letztere heute, stärker und aggressiver sind. Sie bestimmen die Debatte. Und im Jahr 2018 ist ein deutscher Nationalist wegen Rassismus verurteilt. In einem Land, in dem Deutschland mit Einwanderungsgeschichte sich das Deutschland aus anderen Ländern. Sie müssen die besten Deutschen sein, diesen kulturellen Faktor machen, zuweisen wird ihnen die Zugehörigkeit zu tragen. Deutscher auf Bewährung. Deutschland habe mein Land, aber für mein klares Bekenntnis erwarte ich jetzt ein klares Gegenüberhalten. Wie sagt man so schön? Integration ist kein Einbahnstraße. Ich möchte einen Aufstand der Ausländer. Wir sind die vielen. Es darf keine zurückliche Linien der AfD-Mitglieder geben, sondern eine klare und verantwortungsvolle Gegenpolitik. In Deutschland hat Merkel die Präsidentenwahl gewonnen – mit einem klaren Bekenntnis zu Europa und einer klaren Abgrenzung zum Front National.

Deutsch auf Bewährung

Debatten. Die Affäre um Mesut Özil steht in der Tradition ausländerfeindlicher Tendenzen in Deutschland. Sarrazin, »Dönermorde«, AfD, »Der Islam gehört nicht zu Deutschland«. Was macht das mit Menschen, die jahrzehntelang für eine offene Gesellschaft gekämpft haben?

5 | DER SPIEGEL 31/2018, 28.7.2018

Sie sind selbst als »Türkenschlampen« beschimpft worden, als »Araberpäck« oder als »ewige Ausländer«. Früher in der Schule wurde ihnen der Kopf nach Läusen abgesehen, das Tuch vom Kopf gerissen. Als Erwachsene wurden sie gefragt, warum sie nicht in ihrem Land arbeiten, wann denn ihr Rückflug gehe. Sie sind Frauen und Männer, geboren oder aufgewachsen in Deutschland. Sie haben Diskriminierung oft schon als Kinder erlebt, und sie haben sich seit Jahren dafür eingesetzt, Fremdenfeindlichkeit in diesem Land zu bekämpfen. Sie sind Beraterinnen und Künstler, Publizistinnen und Politiker, sie waren Staatssekretäre, sind Aktivistinnen. Sie

kümmern sich um Kinder von Migranten und um Deutsche, sie streiten und diskutieren mit ihnen, gründen Vereine, engagieren sich in Parteien, schreiben Bücher über Integration oder machen sich über kulturelle Anpassungsprobleme lustig. Sie vermitteln, unterhalten, provozieren und geben so Millionen Menschen eine Stimme. Sie sind, in ihrer jeweiligen Rolle,utmacher und Hoffnungsträger. Aber nicht erst dieser Woche spüren viele von ihnen ein neues oder ganz altes, längst überwunden geglaubtes Gefühl der Angst, der Wut oder der Lähmung. Was mit Sarrazin begann und jetzt bei Özil ankam, nimmt ihnen das Vertrauen in Deutschland. Warum?

»Eine Art Enthemmung«

Michel Abdollahi, 37, Künstler und Autor der Videokolumne »Der deutsche Schäferhund« beim Westdeutschen Rundfunk.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich in Deutschland noch zu Hause?

Abdollahi: Es ist normalerweise nicht so, dass ich das sage und mir denke: Was bin ich fremd in diesem Land. Bis dann wieder eine E-Mail kommt oder ein Tweet oder ein Kommentar auf der Straße. Immer, wenn es heißt: »Warum machen Sie Ihre Arbeit nicht in Ihrem Land?«, »Was machen Sie sich an, über uns Deutsche zu urteilen?«

teilen?« Als ich einmal mit meinem Schild »Ich bin Muslim. Was wollen Sie wissen?« auf dem Hamburger Jungfernstieg stand, fragten mich viele, wann mein Rückflug geht.

SPIEGEL: Hat Deutschland ein Problem mit seinen Dazugezogenen?

Abdollahi: Die aktuelle Debatte um Mesut Özil hat auf unsägliche Art und Weise hervorgebracht, was sehr viele Ausländer und Migranten schon immer gesagt und gespürt haben. In diesen Tagen ist besonders schön zu beobachten, wie der weiße Deutsche dem vermeintlichen »Ausländer« erklärt, was Rassismus ist und was nicht. Man solle sich nicht so anstellen. Man sei selbst schuld. Man dürfe sich auch nicht wundern. Das sind nur einige Sätze, die mich in den vergangenen Tagen erreicht haben. Es geht hier gar nicht um die »bösen Deutschen«. Es geht um diejenigen, die meinen, man werde ja wohl auch noch sagen dürfen, dass Schwarze stinken und Araber klauen. Und wer das ausspricht, der ist mutig. Diese Art von Enthemmung können Sie weltweit beobachten. Rechtsnationale Bewegungen sind jetzt in Deutschland kein Tabu mehr. Es ist eine fragwürdige Befreiung für all jene, die der Meinung sind, dass es »jetzt mal reicht mit ›Drittem Reich‹ und Schuldfrage«.

SPIEGEL: Was müsste Ihrer Meinung nach passieren, damit Sie sich in Deutschland wieder weniger fremd fühlen würden?

Abdollahi: Ich müsste nach Iran zurückziehen, um mir dann dort anzuhören, dass ich Deutscher sei.

»Wir sind die vielen«

Sinem Taşkın, 35, hat den ehemaligen Bundespräsidenten Gauck in Integrationsfragen beraten, arbeitet am Internationalen Strafgerichtshof und im Deutschen Bundestag, leitet heute das Persönliche Büro der Hessischen Umweltministerin.

»Vieles, was ich in letzter Zeit lese, höre und sehe, stimmt nicht mehr überein mit meinem Deutschland. Die Morde des NSU, der Einzug der AfD in den Deutschen Bundestag, Gaulands Warnung am Wahlabend »Wir werden sie jagen!« oder Beatrix von Storchs Forderung, auf Migranten an der Grenze zu schießen. Ich beobachte mit Sorge an mir selbst, dass ein Prozess der Entfremdung eintritt. Das erste einschneidende Erlebnis auf diesem Weg spielt für mich im Jahr 2010, da bin ich nach mehreren Jahren im Ausland nach Berlin gezogen. Ich bin faktisch von den Vereinten Nationen im Deutschland Sarrazins gelandet. Im Ausland war meine Multikulturalität ein »asset«, zurück in Deutschland: ein Manko. Damals habe ich für ein »neues deutsches Wir« gekämpft,

jetzt fange ich selbst an, Grenzen zu ziehen. »Wir«, das sind die Verfechter einer offenen Gesellschaft. »Die«, das sind die Nationalisten und Populisten. Leider habe ich den Eindruck, dass Letztere lauter, stärker und organisierter sind. Sie bestimmen die Debatte. Und im Jahr 2018 tritt ein deutscher Nationalspieler wegen Rassismus zurück. In einem Land, in dem Deutsche mit Einwanderungsgeschichte sich das Deutschein erst verdienen müssen. Sie müssen die besseren Deutschen sein, dürfen keinen Fehler machen, ansonsten wird ihnen die Zugehörigkeit entzogen. Deutsch auf Bewährung.

Deutschland bleibt mein Land, aber für mein klares Bekenntnis erwarte ich jetzt ein klares Gegenbekenntnis. Wie sagt man so schön? Integration ist keine Einbahnstraße. Ich möchte einen Aufstand der Anständigen. Wir sind die vielen. Es darf keine zärtliche Umarmung der AfD-Wähler geben, sondern eine klare und unmissverständliche Gegenpolitik. In Frankreich hat Macron die Präsidentschaftswahl gewonnen – mit einem klaren Bekenntnis zu Europa und einer klaren Abgrenzung zum Front National.«

»Sie werden es nie kapiern«

Idil Baydar, 43, Comedian, verbrachte ihre Jugend auf einem Waldorf-Internat, präsentiert der deutschen Gesellschaft den Klischeetürken als Jilet Aysel.

»Dönermorde« – als ich dieses Wort das erste Mal in den Nachrichten hörte, dachte ich: Wie sehr kann eine Gesellschaft einen Menschen eigentlich noch verachten? Ich habe mir vorgestellt, wie auch die Mütter der Mordopfer vor dem Fernseher sitzen. Haben diese Frauen einen Döner auf die Welt gebracht? Ich habe in dem Moment gespürt, ich ertrage diese wiederkehrenden mikroaggressiven Angriffe auf die türkische Identität einfach nicht mehr. Und ich war geduldig, »Türke sein« stand in Deutschland ja schon immer im negativen Kontext, mal mehr, mal weniger, ist ja schließlich nicht das schöne Schweden. Deshalb geht es auch in allen Gesprächen, die ich führen muss, um meine »Herkunft«, immer dieselben Fragen, immer diese psychopathischen Identitätsspiele. Ich wurde migrantisiert und habe mich entschieden, ich spiele in Zukunft die Hauptrolle, die sie mir schon immer zuschreiben, ich bin der Türke. Die Causa Özil hat mal wieder bewiesen, sie schaffen es einfach nicht, sie werden es nie kapiern, diese Gesellschaft ist auch 2018 nicht in der Lage für multikulti. Für sie ist es egal, ob du einen deutschen Pass hast oder nicht, ob du hier geboren bist oder nicht, ob du Türkisch sprichst oder doch besser Deutsch. Egal,

was du hier tust, es reicht nicht, mein neues Motto lautet: Lass mich mit deinem Deutschsein in Ruhe, und integriere dich selbst.«

»Die Fahnen kamen zurück«

Max Czollek, 31, Lyriker und Essayist, Initiator der Radikalen Jüdischen Kulturtage. Im August erscheint sein Sachbuch »Desintegriert euch!«.

»Die Idee einer deutschen Leitkultur ist eine restaurative Utopie, die in der Zukunft realisieren möchte, was in der Vergangenheit nie existiert hat. Ich habe kein Problem, sondern diejenigen, die Leitkultur, Heimatministerien und Integration fordern. Das sind neovölkische Diskurse, mit denen ich nichts zu tun habe. Die Frage ist, ob dieser Teil Deutschlands die Gegenwart anerkennt oder seine eigene Vergangenheit wiederholen wird. Ich bin im Berlin der Neunzigerjahre aufgewachsen. Damals bestand kein Zweifel daran, dass jedes Produkt, auf dem eine deutsche Flagge abgedruckt war, nicht gekauft wurde. Und zwar nicht, weil das jemand gesagt hatte, sondern weil wir das so entschieden hatten. Dann kam die Weltmeisterschaft 2006, und mit ihr kamen die Fahnen. Die Menschen verhielten sich plötzlich so, als würden sie eine lang getragene schwere Last abschütteln. »Endlich dürfen wir wieder«, riefen sie und malten sich Schwarz-Rot-Gold ins Gesicht. Gut zehn Jahre später zog die AfD mit wehenden Fahnen in den Bundestag ein. Aber wir sind immer noch da, und wir sind hier zu Hause, das kann uns keine AfD, kein Seehofer und kein DFB nehmen. Wir sind mehr als 25 Prozent, ein Viertel der Gesellschaft. Die Frage ist nicht, ob wir uns hier zu Hause fühlen, sondern ob wir dieses Gefühl mit oder gegen die Deutschen haben. Wir müssen deutlicher werden: Wer ein Deutschland ohne Muslime will, der will auch ein Land ohne Juden.«

»Lass mal die Deutschen unter sich«

Imran Ayata, 48, Autor und Campaigner, Berater für Bundesministerien, Verbände und Unternehmen, ist Mitbegründer von Kanak Attak und Leiter der Werbeagentur Ballhaus West in Berlin.

SPIEGEL: ... und, sind Sie Deutscher, Herr Ayata?

Ayata: Ich wuchs bei einer deutschen Tagesmutter auf und ging in einen deutschen Kindergarten. Ich verwechselte irgendwann auf Türkisch Gabel und Messer. Meine Eltern schulten mich in der Türkei ein, nach vier Jahren in der kurdischen Provinz

holten sie mich wieder in meine Geburtsstadt Ulm. Dort filzte meine deutsche Klassenlehrerin »dem kleinen Imran« sein Haar. Sie suchte Läuse. Noch über 40 Jahre später fällt mir unter der Dusche diese Szene ein.

SPIEGEL: ... das ist sehr lange her.

Ayata: Neulich war ich zu einem Geburtstag eingeladen, weiße Tischdecken, Sitzplätze mit Namensschildern, Konzeptgeburtstag. Noch bei der Vorspeise hatten meine beiden Tischnachbarn ihre Themen gefunden; Flüchtlinge, AfD, Seehofer, Özil und wie alles in Deutschland gerade auseinanderfällt. Und überhaupt, nichts werde von Merkel übrig bleiben, außer ihre »Millionen Flüchtlinge«. Meine Tischnachbarn wollten ständig meine Meinung hören. »Warum?«, fragte ich zurück. Ehe einer sagen konnte: »weil du Migrant bist«, ging ich vor die Tür zu den Rauchern. Dort redeten sie über Seehofers Transitzentren, wieder Blicke in meine Richtung. Bei der Nachspeise fragte mein Tischnachbar, ob ich nicht auch ein Problem damit hätte, dass unter den Flüchtlingen Kriminelle seien, Vergewaltiger und Islamisten. Doch, sagte ich. Dann lobte er mich noch dafür und dass ich mich bei #FreeDeniz engagiert hätte. Die Solidarität »unter euch«, das sei schon besonders, lächelte er zufrieden. Am liebsten hätte ich ihm eine geklatscht. Aber das gehört sich nicht – außerdem dachte ich, nein, für dich mache ich nicht den Kanaken. Auf dem Weg nach Hause dachte ich darüber nach, wohin ich auswandern könnte. Nach Uruguay vielleicht? Diese Idee schwirrt mir seit ein paar Jahren im Kopf herum. Lass mal die Deutschen unter sich, dann werden sie sehen, was sie davon haben.

SPIEGEL: Was müsste sich ändern, damit Sie wieder sagen, das ist mein Land?

Ayata: Ich brauche kein Land, ich möchte ein gutes Leben.

»Für immer Esel«

Cansel Kızıltepe, 42, sitzt seit 2013 für die SPD im Bundestag. Sie ist Diplom-Volkswirtin und hat vor ihrer politischen Karriere für Volkswagen gearbeitet.

»Ich bin in Berlin geboren, Deutschland ist meine Heimat, ich habe kein anderes Zuhause. Umso befremdlicher finde ich es, dass man mir immer wieder zu vermitteln versucht, dass ich nicht dazugehöre. In Behörden erlebe ich, dass Sachbearbeiter ganz langsam mit mir sprechen, weil sie automatisch davon ausgehen, dass ich ihnen ansonsten nicht folgen kann. Kürzlich war ich mit meiner Familie bei einem Bootsverleih. Als ich mit der älteren Dame dort sprechen wollte, drehte sie sich von mir weg und sagte stattdessen zu meinem

Mann, der keinen Migrationshintergrund hat: »Sie verstehen mich besser.« Während des letzten Wahlkampfes beschimpfte mich ein Mann als »Türkenschlampe« und sagte, mich würde sowieso keiner wählen. Daraufhin antwortete ich ihm, dass ich in Deutschland geboren sei und bereits im Bundestag sitze. Er hatte nur noch einen Satz für mich übrig: »Selbst wenn ein Esel im Pferdestall zur Welt kam, bleibt er trotzdem immer ein Esel.«

»Das kann nicht mein Land sein«

Ferda Ataman, 38, Publizistin, frühere Redenschreiberin für Armin Laschet (CDU), später Referatsleiterin in der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Mitbegründerin der Neuen Deutschen Medienmacher.

»In der Nacht, in der die AfD mit knapp 13 Prozent in den Bundestag gewählt wurde, saß ich zu Hause und dachte: Das kann alles nicht wirklich passieren. Wir wählen nicht rechtsradikal, das kann nicht mein Land sein. In den Nachrichten ging es nur um Gefühle und Einstellungen der AfD-Wähler – wie viele von ihnen eine »Islamisierung« fürchten, wie viele von ihnen »Überfremdung« als Problem betrachten. Ein paar Wochen später sagte Bundespräsident Steinmeier, er verstehe, wenn sich Menschen inzwischen »fremd im eigenen Land« fühlen, und meinte die »besorgten Bürger«. Aber wir sind auch besorgt.

Der Rollback wird heute auch im Bundestag selbst deutlich: Warum heißen die wenigen Abgeordneten mit Migrationshintergrund bei der CDU Michaela, Paul, Gitta, Kai und Kees? Hat die CDU ausgerechnet jetzt auf ihren ersten schwarzen Abgeordneten und ihre erste muslimische Unionsfrau verzichtet? Und hat die SPD nicht eine Staatssekretärin mit Migrationshintergrund gehabt?«

»Absaufen! Absaufen!«

Gün Tank, 43, Geschäftsleiterin der Neuen Deutschen Organisationen.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich fremd in Ihrem Land?

Tank: Bei dieser Frage muss ich an einen Songtext der Neunziger denken. Kurz nach den Pogromen in Rostock-Lichtenhagen veröffentlichte die legendäre Hip-Hop-Crew Advanced Chemistry den Song »Fremd im eigenen Land«. In einer Passage heißt es: »Politiker und Medien berichten ob früh oder spät / Von einer überschrittenen Aufnahmekapazität / Es wird einem erklärt, der Kopf wird einem verdreht / Dass man durch Ausländer in eine Bedrohung gerät / Somit denkt der Bürger, der Vorurteile pflügt / Dass für ihn eine

große Gefahr entsteht.« In Rostock-Lichtenhagen hatten Passanten Beifall geklatscht, während Neonazis das Sonnenblumenhaus, ein Wohnheim für Vietnamesen, abfackelten. Sie brüllten »Sieg Heil!« und »Jetzt werdet ihr geröstet!«, heute rufen sie »Absaufen! Absaufen!«.

SPIEGEL: Was bereitet Ihnen am meisten Sorge?

Tank: Die Mitverantwortung staatlicher Behörden an den Verbrechen des NSU ist bis heute nicht genügend aufgeklärt worden. Wir fragen immer wieder: Wie kann es sein, dass unsere Sicherheitskräfte die Opfer jahrzehntelang zu Tätern gemacht und verfolgt haben? Wir fragen, wie das Schreddern und der Verschluss von Akten für 120 Jahre zur Aufklärung beitragen soll. Es sind nicht nur die Rechtsradikalen, die mir Sorgen machen. Es sind vor allem einzelne, aber nicht wenige bekannte Persönlichkeiten in allen demokratischen Parteien von rechts bis links, die am rechten Rand angeln. Mit jedem Wahlerfolg der Populisten lassen sich die demokratischen Parteien am Nasenring durch die Manege ziehen. So verlieren sie Stimmen, denn wer auf völkisch-national steht, wählt das Original und nicht den Abklatsch.

»Ich bin müde«

Kübra Gümüşay, 30, Autorin und Aktivistin.

»Ich bin es gewohnt, diskriminiert zu werden. Trotzdem gab es in Deutschland für mich immer ein Grundgerüst aus Anstand, dem ich vertrauen konnte – das ist jetzt weg. Für mich begann es mit dem Buch von Thilo Sarrazin im Jahr 2010, aus dem auch der SPIEGEL Auszüge druckte. Damals gab es viele, die gegen Sarrazin aufgestanden sind, aber damals ist auch ein Tor geöffnet worden. Seitdem glauben Parteien wie die SPD, sie müssten bestimmte Themen härter anpacken, wieder mehr zum Volk sprechen. Seitdem kreisen gesamtgesellschaftliche Debatten um das Bauchgefühl privilegierter, älterer weißer Herren. Können Schwarze gute Nachbarn sein? So eine Frage wird öffentlich gestellt. Judengene, Kopftuchmädchen, Flüchtlingswellen, Asyltourismus, ein Tabubruch nach dem anderen. Sind Muslime dümmert? Gehört der Islam zu Deutschland? Gehört also eine Religion zu einer bestimmten Anzahl Quadratmeter Nation? Das wird von erwachsenen Menschen ernsthaft seit acht Jahren diskutiert. Ich bin schon lange an dem Punkt, mich an vielen Debatten nicht mehr beteiligen zu wollen, ich bin müde, mich ständig darüber zu empören – weil sie mich als Mensch in diesem Land infrage stellen.«

»Ausländer kriegen wir nicht rein«

Riem Spielhaus, 43, Professorin für Islamwissenschaften und Schulbuchforscherin.

»Vergangenes Jahr war ich beim ›Brigitte‹-Interview im Maxim Gorki Theater, mit der Kanzlerin. Es war ein sehr schöner Nachmittag, die Kanzlerin wirkte auf mich unglaublich lustig, unglaublich schlagfertig, die unterkomplexen Fragen der Journalisten parierte sie mit Witz. Sie war ehrlich. Sie hat mich gepackt. Zum Ende hin wurde es politisch, es ging um Gefahren für unsere Demokratie, da nannte sie den Linksextremismus und islamischen Terrorismus. Wenig später kam das Kanzlerduell, und auch da wieder keine Erwähnung von Rechtsextremismus oder NSU. Und im selben Sommer sagte Gauland, dass er Aydan Özoğuz, eine deutsche Staatsministerin, in Anatolien entsorgen wolle. Dass sie bei der nächsten Regierungsbildung von der Kanzlerin und der SPD nicht mehr berücksichtigt worden ist, ist, gelinde gesagt, unglücklich. In einer Zeit, da Parteikollegen deutsche Nationalspieler als Ziegenficker bezeichnen, Ausländer-raus-Rufe und Deportationswünsche öffentlich geäußert werden, in so einer Zeit sagen unsere Parteien, Ausländer ›haben wir nicht, kriegen wir auch nicht mehr rein‹.«

»Wie in einer Zeitmaschine«

Esra Küçük, 35, Geschäftsführerin der Allianz Kulturstiftung, war lange im Direktorium des Berliner Gorki Theaters und ist die Gründerin der Jungen Islam Konferenz.

SPIEGEL: Wie empfinden Sie Deutschland in diesen Tagen?

Küçük: Ich fühle mich wie in einer Zeitmaschine. Während ich im modernen Deutschland von 2018 lebe, stammen die Debatten um uns herum aus den Neunzigern. Es wirft uns und unsere Errungenschaften auf dem Weg zu einem modernen Einwanderungsland um Meilen zurück.

SPIEGEL: Spüren Sie diesen Rückschritt bereits in Ihrem Alltag?

Küçük: Als Geschäftsführerin einer Stiftung, die sich mit kulturellem Austausch beschäftigt, habe ich mit vielen Menschen zu tun, die sich ehrenamtlich engagieren, die zum Beispiel zu den elf Prozent in diesem Land gehören, die nach wie vor in der Flüchtlingshilfe arbeiten und sich jetzt plötzlich von der Gesellschaft und der Abschottungspolitik, die wir gerade erleben, im Stich gelassen fühlen. Was soll ich den Jüngeren unter ihnen antworten, wenn sie mich auf den Grund von Özils Rücktritt ansprechen und sagen, dass sie an die Ge-

schichte nicht mehr glauben, dass mit genug Anstrengung auch Anerkennung in diesem Land folgt.

»Der Moment, an dem wir gehen müssen«

Tupoka Ogette, 38, Antirassismustrainerin.

»Mich erschüttert, dass meine Kinder jetzt Erfahrungen machen, die ich vor über 30 Jahren schon gemacht habe. Ich erlebe Rassismus, wenn im Jahr 2018 ein fünfjähriges schwarzes Kind zu mir sagt, sein größter Wunsch sei es, weiß zu sein, und ihm anschließend die Tränen kommen. Wenn ich in einem Workshop mit Berliner Erzieherinnen sitze und sie erzählen, dass das schwarze Kind ihrer Gruppe jede Woche einmal von den weißen Kindern abgeleckt werden dürfe, weil man ja schließlich wissen müsse, ob es nach Schokolade oder nach Kacka schmecke. Wenn Lehrer einer internationalen Schule ein schwarzes Kind zur Erziehung in einen Verschlager stecken. Wenn nun in öffentlichen Debatten ganz offen darüber diskutiert werden darf, ob schwarzes Leben nicht lieber im Mittelmeer ertrinken solle. Es verschieben sich ethische Grenzen, die ich lange für unverschiebbar gehalten habe. Die größte Angst habe ich gespürt, als mein 20-jähriger Sohn mich fragte, ob ich im Blick hätte, dass wir den Moment nicht verpassen, an dem wir genug gekämpft haben und gehen müssen.«

»Doch nicht meine Heimat«

Oliver Polak, 42, Komiker und Autor.

SPIEGEL: Ist Berlin Ihr Zuhause?

Polak: Ich lebe zu 50 Prozent im Ausland, und das Gefühl, nach Hause zu kommen, wenn ich zurück nach Berlin fliege, schwindet von Mal zu Mal. Es gab mal eine Zeit, ich glaube es waren die Achtziger, da war alles irgendwie okay. Ich fand einen Weg, mit dem Rassismus umzugehen. Aber wenn man schaut, wie die Westdeutschen mit den Ostdeutschen nach der Wende umgegangen sind – was erwartet man von ihnen, wie sie mit Fremden aus anderen Ländern umgehen? Ich musste irgendwann akzeptieren, obwohl ich Deutscher bin, dass Deutschland irgendwie dann doch nicht meine Heimat ist, ich war nicht immer willkommen. Wo mein Koffer geöffnet liegt und mein Hund sich an mich kuschelt, da ist jetzt meine Heimat. Was ich vermissen könnte: Deutsche Bahn fahren, Barmer-versichert sein und nachts mit dem Auto über die vierspurigen Straßen von Berlin fahren und laut Barry Manilow auf Radio Paradiso hören. Auch mag ich Menschen wie Nina Hagen, Wolfgang Joop, Karl La-

gerfeld, Otto Waalkes, Siegfried und Roy, sie gaben mir immer das Gefühl, hier vielleicht doch richtig zu sein.

SPIEGEL: Gibt es Schlüsselmomente für Ihr heutiges Unbehagen?

Polak: Boris Beckers Sohn wird vom AfD-Abgeordneten öffentlich als Halbneiger tituliert, der Holocaust wird von Bundestagsabgeordneten als Vogelschiss abgetan, und Seehofer witzelt über Abschiebungen von 69 Menschen. Die Würde des Menschen ist unantastbar, nur noch eine Farce!

SPIEGEL: Was muss passieren?

Polak: Aufrichtige Politik. Gegen Affenlaute in Stadien, gegen Judenhass und Scheiß-Türken-Rufe aufstehen. Und die, die seit Jahren »Wehret den Anfängen« geschrien haben, die sollten endlich handeln. Erst gestern saß ich mit meinem Hund auf einer Bank in einem Berliner Park, neben mir eine etwa 70-jährige Frau, auch mit ihrem Hund. Sie sprach über die Stolpersteine, dass das so grauenvoll war damals, was die Deutschen gemacht haben. Im nächsten Atemzug zeigte sie auf einen dunkelhaarigen Jungen, der im Schlafsack neben seinem Leergut unter einem Baum lag, die Frau sagte: »Das Problem ist, dass dieser ganze Schmutz jetzt auch hier rüberkommt.« Eigentlich habe ich keine Lösung. Ich lerne gerade loszulassen.

»Abdul, lass es«

Abdul Abbasi, 24, flüchtete vor fast fünf Jahren aus dem syrischen Aleppo nach Deutschland und studiert Zahnmedizin, er ist Mitgründer des YouTube-Kanals German Life Style. Im März ist sein Buch »Eingedeutscht« erschienen, 2016 zeichnete ihn die Bundesregierung mit der Integrationsmedaille aus.

»Als ich 2013 nach Deutschland kam, war mir alles fremd. Die Kultur, die Sprache, die Leute. Das hat mir ziemlich viel Angst gemacht. Dann habe ich Menschen kennengelernt, die mir gezeigt haben, wie das Leben in Deutschland ist, die gesagt haben: Komm, lass uns reden. Mittlerweile ist Deutschland meine Heimat geworden. Ich habe das nicht forciert, das ist einfach so passiert, und das innerhalb weniger Jahre, diese Stimmung überwiegt nach wie vor. Aber na ja, nun kämpfe ich plötzlich wieder gegen das Gefühl an, nicht dazuzugehören. Zum Beispiel wenn ich in den Medien von Pegida-Demonstrationen lese, bei denen Leute »Absaufen, absaufen« schreien, wenn es um die Seenotrettung von Flüchtlingen wie mir geht. Aber auch Seehofers ›Masterplan Migration‹ hat mich frustriert. Ich habe mir den durchgelesen und war gespannt darauf, was unter dem Punkt Integration stehen würde. Das

ist so ein wichtiges und großes Thema. Man sollte meinen, dass auch ein deutscher Innenminister das so sieht. Und dann handelt er das auf eineinhalb Seiten ab, am häufigsten kommt das Wort Verschärfung vor. Ich sage meinen Leuten immer, ihr müsst versuchen, Teil dieser Gesellschaft zu werden, lernt die Sprache, sucht euch Arbeit und bemüht euch. Manchmal schreiben mir Syrer: ›Abdul, komm lass es, wir werden hier immer die Fremden sein.«

Katrin Elger, Özlem Gezer, Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Die Titelgeschichte vom 28. Juli 2018 geht der Frage nach, wie es Menschen geht, die als Kinder von Migranten in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und die sich jahrzehntelang für eine offene Gesellschaft eingesetzt haben - und immer mit Rassismus zu kämpfen hatten und haben. Zu den 14 Kurz-Interviews hat Claas Relotius drei zugeliefert, eines mit Michel Abdollahi, eines mit Kübra Gümüşay und eines mit Oliver Polak. Diese drei Texte enthalten keine Verfälschungen. Die drei Gesprächspartner haben die Interviews vor Drucklegung zugesandt bekommen, und sie haben sie autorisiert.



Erhöhtes Flüchtlingskind an Bord der »Lifeline«: 100 Kilogramm Kopf

Sorry

Abgründe. Das deutsche Rettungsschiff »Lifeline« nimmt im Mittelmeer 234 Flüchtlinge an Bord. Der Kapitän versucht tagelang vergebens, die Menschen an Land zu bringen. Was er in dieser Zeit erlebt, könnte zum Sinnbild für das Scheitern Europas in der Flüchtlingskrise werden.

An einem Donnerstagsmorgen Anfang Juli, nach Wochen, in denen fast 700 Flüchtlinge im Mittelmeer ertrunken sind, betritt ein Mann, der gerade das Leben von 234 Menschen gerettet hat, das Gericht der maltesischen Hafenstadt Valletta, um sich dafür zu verantworten. Der Mann, sein Name ist Claus-Peter Reisch, 57 Jahre alt, blondes Haar, runder Bauch, trägt einen Anzug und Plastikschuhe, die er sich extra für diesen Tag gekauft hat. Er betritt den Saal 24 im dritten Stock, einen kleinen Raum mit drei Holzbänken. Auf dem Richterpult, bezogen mit grünem Leder, steht ein Kreuzifix.

Es ist 11.30 Uhr, draußen brennt die Sonne, die Stadt ist von Touristen bevölkert. Claus-Peter Reisch nimmt Platz auf der vordersten Bank links, neben ihm setzt sich eine Dolmetscherin. Dem deutschen Kapitän wird vorgeworfen, mit einem falsch registrierten Schiff im maltesischen Küstenmeer gefahren zu sein. Sein Schiff, es trägt den Namen »Lifeline«, gehört einem deutschen Verein, aber es fuhr unter niederländischer Flagge. Claus-Peter Reisch, wohnhaft in Landsberg am Lech, droht jetzt eine Geldstrafe oder, wenn das Gericht seine Schuld voll anerkennt, ein Jahr Gefängnis.

Der Fall »Pulizija vs. Claus-Peter Reisch«, könnte, auf den ersten Blick, einer jener unzähligen Fälle sein, die Woche für Woche vor Gerichten verhandelt werden. Er ist aber tatsächlich, eine der eindrucklichsten Erzählungen, die Europa derzeit vor sich anzubieten hat. Es handelt, im Großen, um den Unvermögen eines Kontinents, mit Flüchtlingen umzugehen. Er spielt in einer Woche, in der Europas Staatschefs zu eilig einberufenen Gipfeltreffen reisen, um Durchbrüche in der Migrationsfrage herzustellen. Um dann so planlos abzureisen, wie sie gekommen sind.

Der Fall handelt, im Kleinen, von einem Mann, der hinausfuhr, um Flüchtlinge zu retten, und dessen Schiff sieben Tage lang über das Mittelmeer irrte, weil ihm kein Staat die Geretteten abnehmen wollte. Das Schiff, auf dem sich dieser Fall abspielt, wird in den Tagen seiner Fahrt weltweit zum Symbol humanitären Handelns. Im selben Maß aber kann es auch als Chiffre benutzt werden, um ein Europa zu beschreiben, das nicht in der Lage ist, die Flüchtlingskrise zu lösen.

Nicht alles, was an Bord der »Lifeline« geschehen ist, was auf dem Meer und in den anliegenden Staaten verhandelt wurde, lässt sich mit Genauigkeit nacherzählen. Aber man kann Claus-Peter Reisch, den Kapitän, der bis zum Urteil unter Auflagen auf freiem Fuß ist, in Valletta treffen, wo er in vielen Gesprächen von seiner Fahrt berichtet. Man kann mit seinen Kollegen von dem Rettungsverein sprechen, die während dieser Tage an Land Kontakt zu ihm gehalten haben. Anfragen an die Anwälte. Amt zu koordinierten Verhandlungsbahnen mit der »Lifeline« haben beantwortet, aber es gibt, antwortweise, Unterfragen über die Kommunikation an Bord. E-Mails, Funkgeräte, Logbücher. Dies alles zusammengekommen

über das Mittelmeer irrt, weil ihm kein Staat die Geretteten abnehmen wollte. Das Schiff, auf dem sich dieser Fall abspielt, wird in den Tagen seiner Fahrt weltweit zum Symbol humanitären Handelns. Im selben Maß aber kann es auch als Chiffre benutzt werden, um ein Europa zu beschreiben, das nicht in der Lage ist, die Flüchtlingskrise zu lösen.

Nicht alles, was an Bord der »Lifeline« geschehen ist, was auf dem Meer und in den anliegenden Staaten verhandelt wurde, lässt sich mit Genauigkeit nacherzählen.



Rettungsschiff »Lifeline«, Boot der libyschen Küstenwache »Hilwa« (1000 Tonnen)

man macht es möglich, einen detailgetreuen Einblick in die Infanterie der »Lifeline« zu bekommen.

Bis in die Morgen des 13. Juni, gut zweiwöchentlich, hat Claus-Peter Reisch, gemeinsam mit 17 Crew-Mitgliedern im Fahren von Valletta, drei Kilometer entfernt vom Gerichtsgebäude, absteigt und zu einer Polizeifahrt über der Mittelmeer aufbricht. Der Wind ist mild, die See ruhig, fische Wellen umschäumen den Bug des Schiffes, gut 30 Meter lang, knapp 10 Meter hoch, vor 50 Jahren als Fischkutter in Maltesien erbaut.

Die »Lifeline« ist seit knapp einem Jahr im Besitz der Bremer Seemannschaft »Missio« Lifeline, eines Rettungsvereins, der sich im Jahr 2015 gegründet hat. Claus-Peter Reisch, ein ausgebildeter Elektro-Mechaniker, lizenziertes Segler, erst seit 14 Monaten als Rettungskapitän im Einsatz, hat das Kommando. Seine Crew ist jung. Viele Frauen und Männer der Besatzung sind noch keine 30 Jahre alt, einige sind Rentner, manche haben schon ein Dutzend Seemannsmissionen hinter sich.

Die ersten Tage, so vernehmen sie im Logbuch der »Lifeline«, verliefen planmäßig und ohne irgendwelche Exzesse, schloßen, abgesehen über Bord-Training. Sie folgten 24 Stunden im Tag, 24 Stunden die libysche Küste auf und ab. Ein paar mal rufen Handgelehrte der »Lifeline« zu Hilfe, um Flüchtlinge, die in Booten auf dem Meer treiben, zu Bord der Fregatte zu bringen. Die »Lifeline« ist ein »fast responders«, sie ist ausgerüstet, Flüchtlinge in Not aufzunehmen und schnell an größere Schiffe zu übergeben. Die Flüchtlings-Tage haben zu verweigern, darauf ist sie nicht vorbereitet, das hat die Crew noch nie gemerkt.

21. Juni, die Nacht der Bergung
Die »Lifeline« fährt an Libysens Hauptstadt Tripolis vorbei, nördlich der Küste von Gabrubi, dem Hauptfahrort der Schlepper-

Sorry

Abgründe. Das deutsche Rettungsschiff »Lifeline« nimmt im Mittelmeer 234 Flüchtlinge an Bord. Der Kapitän versucht tagelang vergebens, die Menschen an Land zu bringen. Was er in dieser Zeit erlebt, könnte zum Sinnbild für das Scheitern Europas in der Flüchtlingskrise werden.

6 | DER SPIEGEL 28/2018, 7.7.2018

An einem Donnerstagsmorgen Anfang Juli, nach Wochen, in denen fast 700 Flüchtlinge im Mittelmeer ertrunken sind, betritt ein Mann, der gerade das Leben von 234 Menschen gerettet hat, das Gericht der maltesischen Hafenstadt Valletta, um sich dafür zu verantworten. Der Mann, sein Name ist Claus-Peter Reisch, 57 Jahre alt, blondes Haar, runder Bauch, trägt einen Anzug und Plastikschuhe, die er sich extra für diesen Tag gekauft hat. Er betritt den Saal 24 im dritten Stock, einen kleinen Raum mit drei Holzbänken. Auf dem Richterpult, bezogen mit grünem Leder, steht ein Kreuzifix.

Es ist 11.30 Uhr, draußen brennt die Sonne, die Stadt ist von Touristen bevölkert. Claus-Peter Reisch nimmt Platz auf der vordersten Bank links, neben ihm setzt sich eine Dolmetscherin. Dem deutschen Kapitän wird vorgeworfen, mit einem falsch registrierten Schiff im maltesischen Küstenmeer gefahren zu sein. Sein Schiff, es trägt den Namen »Lifeline«, gehört einem deutschen Verein, aber es fuhr unter niederländischer Flagge. Claus-Peter Reisch, wohnhaft in Landsberg am Lech, droht jetzt eine Geldstrafe oder, wenn das Gericht seine Schuld voll anerkennt, ein Jahr Gefängnis.

Der Fall »Pulizija vs. Claus-Peter Reisch«, könnte, auf den ersten Blick, einer jener unzähligen Fälle sein, die Woche für Woche vor Gerichten verhandelt werden. Er ist aber, tatsächlich, eine der eindrucklichsten Erzählungen, die Europa derzeit von sich selbst anzubieten hat. Er handelt, im Großen, von dem Unvermögen eines Kontinents, mit Flüchtlingen umzugehen. Er spielt in einer Woche, in der Europas Staatschefs zu eilig einberufenen Gipfeltreffen reisen, um Durchbrüche in der Migrationsfrage herzustellen. Um dann so planlos abzureisen, wie sie gekommen sind.

Der Fall handelt, im Kleinen, von einem Mann, der hinausfuhr, um Flüchtlinge zu retten, und dessen Schiff sieben Tage lang über das Mittelmeer irrte, weil ihm kein Staat die Geretteten abnehmen wollte. Das Schiff, auf dem sich dieser Fall abspielt, wird in den Tagen seiner Fahrt weltweit zum Symbol humanitären Handelns. Im selben Maß aber kann es auch als Chiffre benutzt werden, um ein Europa zu beschreiben, das nicht in der Lage ist, die Flüchtlingskrise zu lösen.

planlos abzureisen, wie sie gekommen sind.

Der Fall handelt, im Kleinen, von einem Mann, der hinausfuhr, um Flüchtlinge zu retten, und dessen Schiff sieben Tage lang über das Mittelmeer irrte, weil ihm kein Staat die Geretteten abnehmen wollte. Das Schiff, auf dem sich dieser Fall abspielt, wird in den Tagen seiner Fahrt weltweit zum Symbol humanitären Handelns. Im selben Maß aber kann es auch als Chiffre benutzt werden, um ein Europa zu beschreiben, das nicht in der Lage ist, die Flüchtlingskrise zu lösen.

Nicht alles, was an Bord der »Lifeline« geschehen ist, was auf dem Meer und in den anliegenden Staaten verhandelt wurde, lässt sich mit Genauigkeit nacherzählen. Aber man kann Claus-Peter Reisch, den Kapitän, der bis zum Urteil unter Auflagen auf freiem Fuß ist, in Valletta treffen, wo er in vielen Gesprächen von seiner Fahrt

berichtet. Man kann mit seinen Kollegen von dem Rettungsverein sprechen, die während dieser Tage an Land Kontakt zu ihm gehalten haben. Anfragen an das Auswärtige Amt zu konkreten Verhandlungsabläufen mit der »Lifeline« bleiben unbeantwortet, aber es gibt, seitenweise, Unterlagen über die Kommunikation an Bord. E-Mails, Funksprüche, Logbücher. Dies alles zusammen genommen macht es möglich, einen detailgetreuen Einblick in die Irrfahrt der »Lifeline« zu bekommen.

Es ist der Morgen des 13. Juni, gut zweiinhalb Wochen zuvor, als Claus-Peter Reisch gemeinsam mit 17 Crew-Mitgliedern im Hafen von Valletta, drei Kilometer entfernt vom Gerichtsgebäude, ablegt und zu einer Patrouillenfahrt über das Mittelmeer aufbricht. Der Wind ist stabil, Stärke zwei, flache Wellen umschäumen den Bug des Schiffes, gut 32 Meter lang, knapp 8 Meter breit, vor 50 Jahren als Fischkutter in Aberdeen erbaut.

Die »Lifeline« ist seit knapp einem Jahr im Besitz der Dresdner Seenotrettung »Mission Lifeline«, eines Rettungsvereins, der sich im Jahr 2015 gegründet hat. Claus-Peter Reisch, ein ausgebildeter Kfz-Mechaniker, leidenschaftlicher Segler, erst seit 14 Monaten als Rettungskapitän im Einsatz, hat das Kommando. Seine Crew ist jung. Viele Frauen und Männer der Besatzung sind noch keine 30 Jahre alt, einige sind Rentner, manche haben schon ein Dutzend Seerettungsmissionen hinter sich.

Die ersten Tage, so vermerken sie im Logbuch der »Lifeline«, verlaufen planmäßig und überwiegend ruhig. Essen, schlafen, »Mann über Bord«-Training. Sie fahren 24 Seemeilen am Tag, patrouillieren die libysche Küste auf und ab. Ein paarmal rufen Handelsschiffe die »Lifeline« zu Hilfe, um Flüchtlinge, die in Booten auf dem Meer treiben, an Bord der Frachter zu bringen. Die »Lifeline« ist ein »first responder«, sie ist ausgerüstet, Flüchtlinge in Not aufzunehmen und schnell an größere Schiffe zu übergeben. Die Flüchtlinge über Tage hinweg zu versorgen, darauf ist sie nicht vorbereitet, das hat die Crew noch nie gemacht.

21. Juni, die Nacht der Bergung

Die »Lifeline« fährt an Libyens Hauptstadt Tripolis vorbei, nördlich der Küste von Garabulli, dem Hauptabfahrtsort der Schlepper. Es ist halb vier Uhr am Morgen, die See liegt glatt, die »Lifeline« driftet leicht, der Motor ist aus, Kapitän Reisch schläft seit zwei Stunden in seiner Kabine unter der Brücke, da tauchen auf dem Schiffsradar drei kleine Punkte auf. Die Wache beschließt, den Kapitän zu wecken.

Die Punkte, im Logbuch eingetragen als »unidentifizierte Ziele«, könnten Fischerboote oder große Bojen sein, aber in die-

sem Gebiet, das weiß Reisch aus Erfahrung, sind es sehr häufig Flüchtlingsboote. Der Kapitän zieht seine Shorts an, tritt an Deck und sichtet durchs Fernglas, der »Lifeline« nur 500 Meter voraus, ein Schlauchboot in der Dunkelheit. Es fährt plötzlich einen Bogen, weg von der Küste, weg von der »Lifeline«. Die Flüchtlinge, begreift Reisch, fliehen vor seinem Rettungsschiff.

Er kennt diese Manöver. Der Himmel leuchtet sternenklar, aber über dem Wasser ist es finster, aus der Ferne könnte die »Lifeline« aussehen wie ein Schiff der libyschen Küstenwache. Die, so geht das Gerücht, nicht nur in Libyen, fängt Flüchtlingsboote ab und verkauft die Insassen an Menschenhändler. 100 Dollar pro Kopf, so hat auch Reisch einmal gehört, sei ein Leben in Libyen wert.

Der Kapitän ordnet an, zwei Rettungsboote, genannt »Christa« und »Hülse«, zu Wasser zu lassen, um das Schlauchboot einzuholen. Crew-Mitglieder, die sich den Flüchtlingen auf der »Christa« nähern, erkennen darin mehr als hundert Menschen, die eng nebeneinander sitzen. Die Crew ruft ihnen zu, dass sie keine Angst haben müssten, ein Mann der Crew schreit: »Hello, we are from Europe!« Schließlich hält das Schlauchboot an.

Reisch tippt in sein Bord-Tablet, um die Seenotrettungsleitstelle in Rom, eine Koordinierungsstelle der italienischen Küstenwache, zu informieren.

Logbuch, 05.57 Uhr, E-Mail an die italienische Seenotrettungsleitstelle:

»Wir haben Kontakt zu einem Schlauchboot auf Position 33° 07 N, 13° 47 E. Schätzungsweise 120 Passagiere, inklusive einer Frau und mindestens eines Neugeborenen. Boot ist überfüllt und in sehr instabiler Lage. Einer Kammer könnte die Luft ausgehen, wir überprüfen das. Es scheint notwendig, das Schlauchboot umgehend zu evakuieren.«

Die Crew der »Lifeline« verteilt Schwimmwesten und holt, im Rettungsboot »Christa«, zunächst eine Mutter und ihr Kind an Bord; dann, ohne eine Antwort aus Rom abzuwarten, auch alle anderen Flüchtlinge. Eine halbe Stunde später, die Sonne ist gerade aufgegangen, sitzen oder liegen die Menschen an Deck der »Lifeline«. Reisch blickt in erschöpfte Gesichter, er sieht dehydrierte Männer, die sich nicht mehr aufrecht halten können, die meisten haben Krätze. Reisch hat keine Zeit, mit ihnen zu sprechen, auf seinem Tablet geht eine Nachricht ein.

Logbuch, 06.38 Uhr, E-Mail der italienischen Küstenwache:

»Dear Sir, Ihre E-Mail betreffend informieren wir Sie, dass die libysche Küstenwache die Koordination für SAR-Fall 448 übernimmt.«

Das Kürzel SAR steht für Search and Rescue, aber Reisch und die Besatzung der

»Lifeline« haben die Antwort aus Italien nicht abgewartet, sondern die Rettung längst selbst in die Hand genommen. Ein paar Minuten später sichtet das Rettungsboot »Christa« auch das zweite Schlauchboot. Wieder verständigt Reisch die italienische Küstenwache. Er meldet noch einmal mehr als hundert Menschen in Seenot, darunter 15 Frauen und 2 Kinder. Bald darauf, es ist jetzt hell über dem Meer, taucht auch das dritte Schlauchboot in der Ferne auf.

Logbuch, 07.25 Uhr, E-Mail an die italienische Küstenwache:

»Nun haben wir ein drittes Schlauchboot gesichtet, etwa 3 Seemeilen westlich unserer Position. Um das dritte Boot zu retten, werden wir das zweite Boot unverzüglich evakuieren und dann zum dritten Boot fahren. Wir brauchen Unterstützung durch die italienische Küstenwache oder durch ein Frachtschiff für 300 bis 400 Passagiere.«

Die Italiener schicken keine Unterstützung, sie rufen auch kein Frachtschiff zu Hilfe. Sie informieren aber die libysche Küstenwache, dass ein fremdes Schiff Menschen aus ihren Gewässern rettet. Die Libyer wenden sich, nur vier Minuten später, direkt an den Kapitän der »Lifeline«.

Logbuch, 07.29 Uhr, E-Mail der libyschen Küstenwache:

»Guten Morgen, Sir, die libysche Küstenwache übernimmt die Verantwortung über die Koordination dieser beiden Suchen und Rettungen. »Sabratha« läuft Richtung Position und wird innerhalb der nächsten 30 Minuten dort sein. Bitte kontaktieren Sie »Sabratha«, und warten Sie auf Instruktionen.«

Reisch liest diese E-Mail, er wartet zehn Minuten, dann widersetzt er sich den Anweisungen und holt die Menschen aus dem zweiten Schlauchboot, trotz gegenteiliger Anweisung aus Libyen, an Bord.

Die Libyer erkennen das, ihr Ton wird plötzlich rauer.

Logbuch, 08.20 Uhr, Funkspruch der libyschen Küstenwache:

»Leave the Libyan sector immediately.«

Reisch verliert das dritte Schlauchboot aus den Augen, auch auf dem Radar der »Lifeline« verschwindet bald der dritte Punkt. Dafür taucht nun, an anderer Stelle, ein neuer Punkt auf. Das Schiff der libyschen Küstenwache, ein Patrouillenboot, nähert sich von Süden her. Der libysche Kapitän, der nun erkennt, dass der deutsche Kapitän sich seinen Befehlen widersetzt hat, droht Reisch und dessen Crew.

Logbuch, 08.53 Uhr, Funkspruch der libyschen Küstenwache:

»Go away, go away, helper, I kill you!«

Die Libyer kommen längsseits, fast sieht es aus, als wollte ihr Schiff die »Lifeline« rammen. Im Logbuch steht der Eintrag »unfriendly approach«, unfreundliche An-

näherung.

Ein junger Mann aus Bangladesch fällt auf die Knie, hält sich zitternd an Reischs Beinen fest.

Reisch versucht jetzt, per Funkgerät, die Lage zu beruhigen. Er bietet ein Gespräch auf seiner Brücke an, schickt ein Schlauchboot zu den Libyern. Zwei Männer steigen ein, einer von ihnen ist der Kapitän.

Reisch empfängt ihn auf seinem Deck mit Handschlag. Ein Crew-Mitglied filmt mit seinem Handy, wie sich die beiden Kapitäne gegenüberstehen. Reisch, unfrisiert, trägt Sonnenbrille und T-Shirt, der libysche Kapitän trägt ein blaues Kurzarmhemd. Reisch bietet ihnen Kaffee und Kekse an, bevor er über die Flüchtlinge auf seinem Schiff verhandelt.

»Wie viele hast du hier?«, fragt ihn der libysche Kapitän, er zeigt auf die Menschen an Bord, dann zeigt er mit beiden Händen nach Libyen, als würden sie dort hingehören.

»Ich kann die Menschen nicht zurückgeben«, antwortet Reisch, auf Englisch mit rollendem bayerischem Akzent. »Kennst du die Genfer Flüchtlingskonvention? Ich komme dafür in Deutschland ins Gefängnis.« Reisch verschränkt seine Hände vor seinem Bauch. Wer ihn so dastehen sieht, weiß, dass er gerade gewonnen hat.

In diesem Moment spiegelt sich an Deck der »Lifeline« das ganze Dilemma der Seenotrettung. Reisch ignoriert Befehle, er handelt nach Moral. Humanität kollidiert mit Justiz. Er hat zu oft von den Menschenrechtsverletzungen in Libyen gehört, den Misshandlungen, den Folterknästen. Er hat noch nie einen Passagier verloren, nicht an das Meer und auch nicht an die Libyer.

Nach ein paar Minuten winkt der libysche Kapitän ab. Er sieht genervt aus und geht ohne die Flüchtlinge wieder von Bord, aber er befiehlt Reisch, die libyschen Gewässer unverzüglich zu verlassen.

Der Mann aus Bangladesch legt seinen Kopf an Reischs Schulter und weint. Auch Claus-Peter Reisch weint jetzt, einen kurzen Moment lang, dann wischt er sich übers Gesicht und startet den Motor.

Die »Lifeline« fährt Richtung Norden, verlässt die 24-Meilen-Anschlusszone der libyschen Gewässer. Reisch steuert Europa an, er nimmt den Kurs 000°, dort liegen sichere Häfen wie Valletta, Catania, Lampedusa. Die meisten Menschen, die jetzt auf seinem Deck sitzen, sehen aus, als würden sie direkt aus einem Lager kommen, einige haben frische Folterwunden. Ein Minderjähriger erzählt der Crew, wie er mit einer Eisenstange geschlagen wurde. »Bluterguss in der Brusthöhle«, notiert der Schiffsarzt.

Noch rechnet Reisch nicht damit, die Flüchtlinge länger als 24 Stunden zu behalten. Er macht sich keine Gedanken über die knappen Lebensmittelvorräte im

Bauch der »Lifeline«. Er denkt, während sich sein Schiff Meile um Meile von Libyen entfernt, noch immer an die Geflüchteten im dritten Schlauchboot, die seine Crew nicht mehr an Bord holen konnte. Er wird erst Tage später, durch einen Tweet der libyschen Küstenwache, erfahren, dass in der Nähe der Rettungsstelle, kurz nach der Annäherung durch die »Sabratha«, mindestens fünf Menschen ertrunken sind.

Reisch hat, seitdem er sich als Kapitän gemeldet hat, schon mehr als 1000 Flüchtlinge gerettet, vielleicht 1200, genau weiß er es nicht. Er ruft jetzt, vielleicht um runterzukommen, per Satellitentelefon seine Mutter an. Die Mutter ist 92 Jahre alt und wohnt in einem Altenheim in Landsberg am Lech, in Bayern. Das Gespräch ist kurz. »Du wirst schon wissen, was du da tust, Peter«, sagt seine Mutter zu ihm. »Grüße mir schön die Mannschaft.«

Sein Schiff fährt, mit nur drei Knoten, länger als zehn Stunden Richtung Norden. Reischs Crew versorgt die Geschwächten an Bord mit Energieriegeln, während die Landcrew der »Lifeline«, die eine ehrenamtliche Mitarbeiterin in Brüssel hat, im Auswärtigen Amt anruft. Die Behörde soll helfen, die Geflüchteten mithilfe eines Handelsschiffes an Land bringen zu lassen. Es gibt im Außenministerium eine Hotline, eingerichtet für Rettungsaktionen auf hoher See, aber niemand geht ans Telefon. Erst am Nachmittag erklärt das Auswärtige Amt, für den Fall nicht zuständig zu sein: Die »Lifeline« gehöre zwar einem deutschen Verein, fahre aber nicht unter deutscher Flagge.

Tatsächlich hängt am Heck des Schiffes die rot-weiß-blaue Flagge der Niederlande. Der Verein aus Dresden hat das Boot dort registrieren lassen, weil es bereits unter seinem Vorbesitzer, dem Verein Sea-Watch, dort angemeldet war.

Die Mitarbeiterin in Brüssel ruft nun die niederländische Botschaft in Rom an und bittet dort um Unterstützung. Der Sachbearbeiter am Apparat verspricht, sich zu kümmern. Aber er ruft nicht mehr zurück. Ein paar Stunden später, Reisch bekommt auf seinem Schiff wenig von alledem mit, die Landcrew will ihn nicht beunruhigen, erklären auch die Niederlande, auf Twitter, nicht für die »Lifeline« zuständig zu sein: Sie fahre zwar unter niederländischer Flagge, werde aber geführt von einer deutschen Organisation.

Die Frau in Brüssel wendet sich nun an die spanische Regierung, schriftlich: ob Spanien mit Malta verhandeln könne, damit die »Lifeline« in Valletta anlegt, aber die Flüchtlinge nach Spanien weiterreisen? Der Eingang der E-Mail wird bestätigt. Mehr kommt nicht. Aus der Presse erfährt die Landcrew, dass Spanien für solche Verhandlungen nicht zur Verfügung stehe.

22. Juni, Tag 1 nach Bergung

Um kurz nach Mitternacht sichtet Reisch das dänische Containerschiff »Alexander Mærsk« und direkt daneben, wieder nur als kleinen Punkt auf dem Radar, ein weiteres Schlauchboot, auf dem mehr als hundert Flüchtlinge sitzen. Die Crew der »Lifeline« hilft in der Nacht, die Menschen aus dem Boot an Bord des Frachters zu bringen. Für die Flüchtlinge der »Lifeline« ist danach kein Platz mehr auf der »Alexander Mærsk«. Das Schiff fährt noch im Morgengrauen weiter nach Italien, um die Aufgenommenen dort abzusetzen.

Reisch schläft nur drei Stunden. Der Schiffsarzt an Bord, ein Student im letzten Semester, 25 Jahre alt, ordnet an, die Flüchtlinge mit Essen zu versorgen.

Logbuch, 08.45 Uhr:

»Die meisten Migranten sehen unterernährt aus.«

Am gleichen Morgen, nur wenig später, liest Reisch eine Nachricht der Seenotrettungsleitstelle in Rom. Auch diese erklärt, nicht länger für die »Lifeline« zuständig zu sein.

Logbuch, 09:17 Uhr, E-Mail der italienischen Küstenwache:

»Lieber Kapitän, da Sie den Anweisungen der libyschen Küstenwache nicht gefolgt sind, legen wir Ihnen nahe, die Behörden Ihres Flaggenstaates zu kontaktieren. Beste Grüße.«

Zur selben Zeit, auf dem italienischen Festland, stellt Matteo Salvini, der Innenminister Italiens, ein Video auf seine Facebook-Seite. In diesem Video nennt der Minister Männer wie Reisch »Unwürdige«, die das Leben von Migranten riskierten, um mit ihnen zu handeln; er unterstellt ihm, in den Flüchtlingen, die auf seinem Schiff sind, nur eine »Ware« zu sehen, nur »Menschenfleisch«. Die Landcrew und die Crew auf der »Lifeline« versuchen regelmäßig zu kommunizieren, aber nicht immer funktioniert die Satellitenverbindung. Reisch hat keine Ahnung davon, was sich in Europa gerade zusammenbraut.

Er konzentriert sich auf die Organisation an Bord. Er lässt eine Plane über Deck spannen, um die Flüchtlinge, er nennt sie seine »Gäste«, vor der Sonne zu schützen. Er lässt in der Küche, nur fünf Quadratmeter groß, 500 Mahlzeiten am Tag zubereiten; Couscous, Gurken, Tomaten und Obst aus der Dose. Es gibt nur zwei Toiletten für die Flüchtlinge, er lässt sie ständig putzen. Er teilt einen Krankenhausdienst, einen Achterdeckdienst und einen Vordeckdienst ein, um auf alle Gäste aufpassen zu können. Er übernimmt selbst Schichten, verteilt Essen, aber er findet keine Zeit, mit den Flüchtlingen auf seinem Schiff zu sprechen. Er erfährt nichts über ihre Geschichten, er erfährt nicht mal ihre Namen, auch sie sind zu erschöpft und fragen nicht nach seinem.

Claus-Peter Reisch, seine Freunde in Landsberg nennen ihn CP, redet nicht gern, erst recht nicht über sich selbst. Seine Freunde in der Heimat bezeichnen ihn als »wilden Hund«, sie bewundern ihn und nennen das, was er auf dem Mittelmeer tut, eine »Topleistung«.

Reisch, Sohn eines Sanitärgrößhändlers, ist eigentlich nicht der Typ, den man als Gutmenschen bezeichnen würde. Er hat jahrelang CSU gewählt. Er hat zu Hause einen Daimler, einen BMW und einen Porsche. Er hat eine Freundin, aber wohnt allein in einem Einfamilienhaus mit Garten, in dem er am liebsten Steaks grillt oder Weißbier trinkt. Er besitzt diverse Sportbootführerscheine und ein Segelboot. Er träumt davon, einmal um die ganze Welt zu segeln. Er müsste nicht auf einem alten Schiff über das Meer fahren und sich um Menschen kümmern, die er noch nie zuvor gesehen hat. Aber seit drei Jahren, seit die Flüchtlingskrise Deutschland erreichte, seitdem Hunderttausende sich auf den Weg über das Mittelmeer machen, beschäftigt ihn eine Frage: Wenn jede Woche in Afrika Boote mit Flüchtlingen losfahren, wenn sehr viele dieser Boote früher oder später sinken, aber Europa die Menschen darin nicht rettet, nur um sie nicht aufzunehmen zu müssen – wer rettet sie dann?

23. Juni, Tag 2 nach Bergung

Noch in derselben Nacht, alle Flüchtlinge verbringen sie an Deck im kalten Wind, nähert sich die »Lifeline« dem maltesischen Küstenmeer. Reisch achtet darauf, nicht in die Hoheitsgewässer des Inselstaates einzulaufen. Ab 1.00 Uhr dreht das Schiff Kreise, stundenlang. Reisch weiß nicht, welchen Hafen er ansteuern darf. Auch die maltesische Küstenwache hat sich für nicht zuständig erklärt. Schließlich schaltet Reisch den Motor ab. Die »Lifeline« driftet.

Die Flüchtlinge werden jetzt, zwei Tage nach ihrer Rettung, nochmals gezählt. Die Crew kommt auf 234 Menschen, darunter 14 Frauen und 5 Kinder, 3 davon sind Säuglinge, 77 unbegleitete Minderjährige. Woher sie kommen, ist an Bord kaum zu ermitteln. Bei der Essensverteilung fragen Crew-Mitglieder: »How are you, where are you from?« Viele antworten, sie stammten aus dem Sudan, ein Dutzend gibt an, aus Somalia zu kommen, auch Menschen aus Eritrea scheinen an Bord zu sein, aus Togo, Kenia, der Elfenbeinküste.

Reisch legt sich unruhig schlafen. Drei Stunden später ist er wieder wach und schreibt erneut eine E-Mail an die Küstenwachen Maltas und Italiens. Fürs Protokoll schickt er dieselbe E-Mail, er will den Druck erhöhen, auch an die libysche Marine, an das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, sogar an die libysche Zivilluftfahrt.

Logbuch, 10.02 Uhr, E-Mail an die maltesische und italienische Küstenwache:

»Dear Officer on duty, ich, der Kapitän, musste aus der Not heraus handeln und die Menschen an Bord nehmen. Welche Autorität koordiniert die Fälle? Wer übernimmt die Verantwortung, die 234 Menschen von Bord zu holen?«

Eine Frau, schreibt Reisch, sei bereits ins Koma gefallen. Die medizinischen Vorräte reichten nicht mehr lange, man benötige dringend Desinfektionstücher, Seife, Sani-tätstücher, Tampons. Auch Zucker, Dosengemüse und Energieriegel seien so gut wie aufgebraucht. Reisch gibt die Koordinaten der »Lifeline« durch, aber er wartet stundenlang auf eine Antwort. Er fährt weiter Kreise zwischen Malta und Lampedusa und fordert bei den verbündeten NGOs Sea-Watch und Sea Eye Hilfspakete an. Kurz vor Mittag nähert sich ein Boot der maltesischen Küstenwache, es bringt Nudelsuppen, Cracker, Kekse, Wasser, später auch Feuchttücher und Decken. Der maltesische Ministerpräsident lässt sich im Radio dafür feiern.

Bald erkundigt sich die maltesische Küstenwache per Funk, ob es medizinische Notfälle an Bord der »Lifeline« gebe. Aktuell nicht, meldet Reisch. Seine Frage, welchen Hafen er denn nun anlaufen solle, wer endlich die Verantwortung für die Menschen übernehme, wird auch für den Rest des Tages ignoriert.

15.02 Uhr, Italiens Innenminister Salvini auf Facebook: »Diese Schiffe können es vergessen, Italien zu erreichen. Ich will die Geschäfte von Schleppern und Mafiosi unterbinden!«

Am Nachmittag fordert die Küstenwache Maltas den Kapitän der »Lifeline« auf, die maltesische Zone unverzüglich zu verlassen. Reisch fügt sich. Die »Lifeline« entfernt sich von Malta und fährt erneut Kreise.

24. Juni, Tag 3 nach Bergung

Die See bleibt ruhig an diesem Sonntag, aber für Dienstag sagt der Wetterbericht eine Windstärke von 6 voraus, grobe See, bis zu sieben Meter hohe Wellen. Claus-Peter Reisch weiß, wie leicht Menschen, die nie zuvor auf dem Meer gewesen sind, seekrank werden. Er weiß, dass sie dann nichts mehr essen, nichts mehr trinken und irgendwann, unterzuckert, einfach umfallen. Sie brauchen Infusionen. Im Bordkrankenhaus der »Lifeline« können nur zwei Menschen gleichzeitig behandelt werden.

Reisch wird nervös, aber er versucht, sich nichts anmerken zu lassen. Wenn er über Deck läuft, meidet er den Blickkontakt. Manchmal, wenn er den Flüchtlingen trotzdem in die Augen sieht, fragen sie ihn, wohin es gehe, wie lange die Fahrt noch

dauern werde. Reisch antwortet: »Keine Ahnung, sorry, sorry.«

Den halben Tag lang steht eine große Putzaktion an. Viele Flüchtlinge mussten sich an Deck übergeben, mehrere hatten Durchfall, andere bekamen einen Blasen-katheter, um sich zu entleeren, wieder anderen liefen Blut und Eiter aus den Wunden. Der Kapitän lässt den Hochdruckreiner mit Desinfektionsmittel befüllen. Die Crew bringt den Flüchtlingen bei, wie man das Gerät benutzt.

Am Abend kommen, mithilfe der maltesischen Küstenwache, parlamentarische Abgeordnete aus drei Ländern auf die »Lifeline«, drei Deutsche, ein Portugiese, eine Spanierin. Die Landcrew hat sie eingeladen, sich ein Bild über die Zustände an Bord zu machen. Reisch, seit Tagen übermüdet, hat eigentlich keine Lust, mit ihnen zu reden. Er fragt sich: Wie lange kann er noch im Kreis fahren?

25. Juni, Tag 4 nach Bergung

Noch vor dem Frühstück verschickt Claus-Peter Reisch eine weitere E-Mail an Rom, an Valletta, an die Vereinten Nationen:

Logbuch, 07.09 Uhr, E-Mail an die italienische und die maltesische Küstenwache:

»Bis jetzt hat keine Behörde auf unsere Mail vom 23. Juni reagiert. Bitte bestätigen Sie den Eingang dieser Mail, und seien Sie so nett, unsere Fragen zu beantworten. Die Lage an Bord erfordert sofortiges Handeln.«

Auch dieser Versuch bleibt ohne Reaktion.

Nach vier Tagen haben sich auf der »Lifeline« vier Kubikmeter Müll angesammelt. Kartonagen, Fetzen von Plastikdecken, Wasserflaschen, Essensreste. Kapitän Reisch würde den Gestank gern loswerden. Er schreibt noch eine E-Mail an Valletta, diesmal reagiert die maltesische Küstenwache. Sie teilt mit, sie dürfe, genau wie die Flüchtlinge, auch den Müll nicht annehmen. Die Crew der »Lifeline« presst den Abfall in Bigbags und hängt diese an die Heckreling.

Die See wird jetzt zum ersten Mal ruppig, anderthalb Meter hohe Wellen. Der Wind kommt aus Nordwesten, Stärke 4 bis 5. Um das Schaukeln des Bootes zu verhindern, fährt Reisch mit Welle und Wind, Richtung Südosten, Richtung Libyen. Die Flüchtlinge an Bord flehen ihn an, sie nicht dorthin zurückzubringen. »Na, na«, sagt Reisch, er hat jetzt keinen Nerv, sein Manöver zu erklären, er muss sich konzentrieren.

Kurz nach Mittag nähert sich achtern ein maltesisches Militärschiff, 60 Meter lang, der »Lifeline« und fordert den Kapitän auf, den Kurs wieder zu ändern. Er soll zurückfahren und eine Hilfslieferung empfangen. Reisch dreht um, sein Schiff schau-

kelt. Die maltesische Marine, die Reisch nicht auf Malta anlegen lässt, drängt der »Lifeline« nun ihre Hilfe auf: Wasser, Dosentomaten, Dosenobst und Zucker.

Die See wird immer rauer, die Flüchtlinge werden mit Schwimmwesten ausgestattet. Am Abend melden die Ärzte einen Notfall. Leistenbruch, ein Mann hat sich den Darm eingeklemmt, er muss dringend operiert werden, andernfalls, so sagen die Ärzte, sei er in spätestens sechs Stunden tot. Reisch schreibt der italienischen Küstenwache, fordert per E-Mail eine Evakuierung an. Keine Reaktion. Kurz vor Mitternacht versucht Reisch, die maltesische Küstenwache am Satellitentelefon zu erreichen. Er erreicht niemanden.

Zehn Minuten später hört er einen Funkpruch des maltesischen Militärschiffs: »Sie dürfen nicht näher als 24 Meilen an Malta herankommen.«

»Wir haben einen Notfall an Bord«, funkt Reisch zurück.

»Bleiben Sie stehen«, funkt das Militärschiff.

26. Juni, Tag 5 nach Bergung

Reisch verbringt die ganze Nacht auf seiner Brücke.

Gegen 1.20 Uhr wird der Mann in Lebensgefahr von der Küstenwache abgeholt.

Der Seegang treibt die »Lifeline« wieder weg von Malta. Die Gischt fegt übers Deck, die Menschen frieren. Fast jeder Zweite ist inzwischen seekrank, erbricht im Dunkeln, die Crew hört immer wieder Schreie.

Die Ärzte stellen Krankheitsbilder fest: »Bewusstlosigkeit mit erforderlicher intravenöser Infusionstherapie, chronische, infizierte, eitrige Wunden, psychogener Harnverhalt, plötzliches Aufschrecken und haltloses Weinen.«

Reisch steht am Ruder und fragt sich in dieser Nacht, ob er irgendeinen Politiker wegen unterlassener Hilfeleistung drankriegt.

Vergangenes Jahr hatte er in Tunesien einen Friedhof besucht, auf dem tote Migranten, die auf See geborgen wurden, begraben liegen. Der Friedhofswärter hat ihm gesagt, der Friedhof sei voll, für weitere Gräber gebe es keinen Platz.

Es wird Morgen, Reisch fährt mit der Welle, dann gegen die Welle. Es wird Mittag, Reisch funkt weiter Malta an. Während er unentwegt nach einem Hafen sucht, wird auf der großen Bühne der Politik bereits eine Lösung gefeiert.

»Ich habe gerade mit Premierminister Muscat gesprochen: Das Schiff »Lifeline« wird in Malta anlegen«, verkündet der italienische Ministerpräsident Giuseppe Conte. »Italien wird einige der Migranten aufnehmen und hofft, andere europäische Staaten werden das Gleiche tun.«

Reisch erfährt davon, aber nichts passiert.

Es wird Nachmittag, er fragt weiter nach freien Häfen und bekommt noch immer keine Antwort. Am Abend ruft Reisch persönlich das Auswärtige Amt an, Krisenhotline. Das Gespräch ist kurz. Reisch kündigt an, wenn nicht bald eine Entscheidung falle, werde er SOS rufen. »Das liegt in Ihrem Ermessen«, antwortet der zuständige Beamte in Berlin. Reisch weiß nicht, was er tun soll. Er kann die Konsequenzen eines SOS-Rufes nicht abschätzen, in seinem Kopf geht alles durcheinander, Asylrecht, Dublin, Flüchtlingslager: Was, wenn Malta seine Gäste festhält? Was, wenn sie nicht weiterreisen dürfen?

Reisch drückt den Knopf nicht.

Er wartet eine Stunde, dann ruft er das Auswärtige Amt ein zweites Mal an. Er sagt, Grüß Gott, nun wolle er aber endlich eine Entscheidung. Der Beamte am anderen Ende der Leitung antwortet, es sei ein Stück vorangegangen. Was er mit »es« meint, sagt der Beamte nicht.

Reisch fragt: »Ist es der Seehofer, der das alles blockiert?«

27. Juni, Tag 6 nach Bergung

Um zwei Uhr nachts übergibt Reisch das Ruder und geht in seine Kajüte, er stellt den Wecker auf drei Uhr.

Als er wieder wach ist, ruft er ein drittes Mal in Berlin an. Die Dame in der Vermittlung begrüßt ihn mit den Worten »Guten Morgen, Herr Kapitän!« Im Ministerium hat bereits der nächste Beamte Dienst, er sagt Reisch, er möge sich gedulden.

Im Morgengrauen bittet Reisch die maltesische Küstenwache um Erlaubnis, eine der vielen Buchten der Insel anzusteuern. Er gibt durch, Schutz vor dem angesagten Sturm zu suchen. Malta ist, zur Überraschung des Kapitäns, einverstanden. Reisch weiß nicht genau, warum, aber er glaubt, dass es mit dem Auswärtigen Amt zu tun hat. Er darf vorübergehend einfahren. Er steuert zur Marsaxlokk-Bucht im Südosten.

Nur wenige Stunden später, etwa 2000 Kilometer entfernt von seiner Position, äußert sich jetzt auch Horst Seehofer, der deutsche Innenminister, in einer nicht öffentlichen Sitzung in Berlin zur »Lifeline«. Er wird später mit den Worten zitiert wer-

den, dass es zwischen Libyen und Südeuropa kein »Shuttle« geben dürfe. Er spricht davon, Reisch und seine Crew zur Rechenschaft ziehen zu wollen.

Am Nachmittag, die »Lifeline« hat gerade die Bucht erreicht, es geht jetzt auf einmal alles ganz schnell, kriegt Reisch endlich die Nachricht, auf die er seit sechs Tagen gewartet hat.

14.08 Uhr, E-Mail der maltesischen Marine:

»Ohne dass Maltas Haltung zu internationalem Recht Schaden nimmt, und einzig auf der Basis von Humanität, informieren wir Sie, dass Ihnen jetzt die Einfahrt in den Hafen von Valletta gestattet ist.«

Fünfeinhalb Stunden später, nach zwei Wochen auf See, legt das Schiff endlich an. Reisch wird noch am selben Abend von der Polizei verhört. Sie will wissen, wie viel Geld er von Flüchtlingen genommen habe. Die »Lifeline« wird festgesetzt.

Sie war vorerst das letzte private Rettungsboot, das vor Libyen Flüchtlinge geborgen hat. Die Internationale Organisation für Migration meldet 483 Ertrunkene zwischen dem 19. Juni und dem 3. Juli.

5. Juli, Tag der Verhandlung

Claus-Peter Reisch sitzt in Saal 24 des Gerichts von Valletta auf einer Holzbank und wartet auf die Verhandlung. Nach anderthalb Stunden wird das Verfahren vertagt, die Fortsetzung ist am 10. Juli.

Es geht bei diesem Prozess nicht um die 234 Menschen, die an Bord der »Lifeline« waren und bald von Malta auf andere Staaten verteilt werden. Es geht nicht um Tausende, die jährlich im Mittelmeer ertrinken. Es geht nicht um Schlepper, die sie in den Tod schicken. Es geht nicht um die Frage, was höher einzuschätzen ist, Humanität oder die Regeln des internationalen Seerechts. Es geht nicht um Europa, nicht darum, was wichtig ist. Es geht um die Frage, ob ein Schiff korrekt angemeldet war, als sein Kapitän entschied, mit diesem Schiff 234 Menschen das Leben zu retten.

Özlem Gezer, Felix Hutt, Timofey Neshitov, Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Unter dem Text »Sorry« über das deutsche Rettungsschiff »Lifeline«, deren Kapitän im Mittelmeer 234 Flüchtlinge an Bord genommen und tagelang vergebens versuchte, die Menschen an Land zu bringen, steht neben drei anderen Namen auch Claas Relotius als Autor. In diesem Fall war Relotius nicht selbst unterwegs, sondern hat lediglich die Teile, die von den anderen Reportern recherchiert wurden, in der Hamburger Redaktion zu einem Text zusammengefasst.

sagt McWilliams, »war mein Schädel.« Ein ausgewachsener Schwarzbär hatte seinen Kopf im Maul, zog ihn aus seinem Schlafsack in den Wald.

Eigentlich, das weiß McWilliams heute, ist die Wahrscheinlichkeit, von einem Bären angegriffen zu werden, verschwindend gering. Für Besucher des Yellowstone-Nationalparks liegt sie bei 1 : 1,9 Millionen. Seit dem Jahr 1900 wurden in den USA, den nördlichsten Bundesstaat Alaska ausgenommen, weniger als 20 Menschen von einem Schwarzbären getötet.

McWilliams hatte friedlich geschlafen, aber dann kämpfte er mit Händen und Füßen ums Überleben. Der Bär krallte sich in seine Stirn, an seinem Hinterkopf klaffte eine lange Wunde, sein Gesicht war voller Blut. Er schrie um Hilfe, er trat um sich, irgendwann presste er mehrere Finger ins Auge des Bären, erst dann, nach minutenlangem Kampf, ließ dieser von ihm ab. »Nach dieser Nacht«, sagt Dylan McWilli-

ams heute, »fühlte ich mich eigentlich sicherer als je zuvor.« Bis zu jenem Morgen vor der Küste von Kauai dachte McWilliams, ein Schlangenbiss und ein Bärenangriff, das sei für ein Menschenleben eigentlich genug. Er paddelte sorglos hinaus auf den Ozean und glaubte, das Schicksal könne unmöglich ein drittes Mal zuschlagen. Die Chance, in US-amerikanischen Gewässern von einem Hai attackiert zu werden, liegt laut Forschern bei 1 : 11,5 Millionen. »Wieso zur Hölle«, sagt McWilliams, »sollte es ausgerechnet mich erwischen?«

Aber dann, plötzlich, spürte er diesen brennenden Schmerz, dann erblickte er das aufgerissene Gebiss eines gestreiften Tigerhais, eines fast alles fressenden Jägers. Er schlug dem Hai mit einer Faust aufs Auge, wehrte den nächsten Angriff ab, dann paddelte er, so schnell er konnte, zurück in Richtung Ufer. »Ich drehte mich nicht mehr um«, sagt McWilliams, »ich wusste nicht, ob mein Bein noch dran ist.« Nach etwa 30

Metern erreichte er, stark blutend, den Strand. Dort wurde sein Unterschenkel von Rettungsärzten sofort genäht, dort fragte McWilliams, auf die verschiedensten Bisswunden von Kopf bis Fuß hinabsehend: »Wollt ihr mich verarschen?«

Das berühmte US-Magazin »National Geographic« schätzt die Wahrscheinlichkeit, in den USA von einer Schlange, einem Bären und einem Hai gebissen zu werden, auf 1 : 893 Milliarden.

Zeitungen in der ganzen Welt, die jetzt über Dylan McWilliams berichten, nennen ihn einen »Pechvogel«, aber er selbst sieht das ein wenig anders. »Ich bin noch am Leben«, sagt er, »also bin ich der größte Glückspilz aller Zeiten.« In ein paar Tagen wird er nach Florida trampeln, in die Everglades. Alligatoren, sagt McWilliams, habe er sich schon immer einmal aus der Nähe ansehen wollen.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Claas Relotius über den Fall eines US-Amerikaners, der innerhalb von drei Jahren den Angriff einer Klapperschlange, eines Bären und eines Hais überlebt. Über den Protagonisten Dylan McWilliams gibt es zahlreiche Texte und einige Videos anderer Medien, die alle deutlich früher erschienen.

Zwei Leser haben sich mit Hinweisen auf mögliche Unstimmigkeiten in diesem Text beim SPIEGEL gemeldet. Die in den Mails geäußerten Zweifel decken sich weitgehend mit den Ergebnissen des eigenen Faktenchecks.

Die Darstellung von Relotius stimmt in vielen Punkten mit anderen Medienberichten und Interviewaussagen überein, dafür hätte Relotius kein Interview mit McWilliams führen müssen. Es gibt jedoch Details, bei denen einiges darauf hindeutet, dass sie erfunden wurden, um die Geschichte dramatischer und spektakulärer wirken zu lassen. McWilliams selbst reagierte auf eine Anfrage des SPIEGEL bislang nicht.

Beim Haiangriff gibt es offenkundig starke Übertreibungen. So ist es unwahrscheinlich, dass McWilliams das »aufgerissene Gebiss« des Tieres gesehen und diesem aufs Auge geschlagen hat. Diese Details tauchen in anderen Berichten über den Fall nicht

auf. Unglaublich ist auch, dass McWilliams im Moment des Haiangriffs darüber nachgedacht hat, wie unwahrscheinlich es sei, nacheinander von einer Schlange, einem Bären und einem Hai attackiert zu werden. Und dass McWilliams diese Wahrscheinlichkeiten später selbst ausrechnet - und dabei auf exakt jene Werte kommt, die die Zeitschrift »National Geographic« aus mehreren Quellen recherchiert hat.

Starke Übertreibungen gibt es auch in der Darstellung des Schlangenbisses. Angeblich wanderte McWilliams allein, verlor nach dem Biss das Bewusstsein und lag anschließend zwei Tage am Wegesrand. Laut anderen Medienberichten war er jedoch nicht allein und auch nicht bewusstlos. Er setzte vielmehr nach einer kurzen Pause die Wanderung fort und berichtete, dass ihm eine Zeit lang unwohl gewesen sei.

Die Beschreibung des Bärenangriffs deckt sich weitgehend mit Berichten anderer Medien. Einzig das angebliche Knacken des Schädels ist wohl eine dramatisierende Übersetzung: McWilliams selbst hatte das Geräusch in einem Interview als Knirschen (»crunching«) beschrieben, sein Schädel war auch nicht gebrochen.

Ein Kinderspiel

Schicksale Mouawiya Syasneh ist 13 Jahre alt, als er Baschar al-Assad mit einem Graffito beleidigt. Er wird als Held gefeiert, später verteufelt als derjenige, der den Syrienkrieg auslöste. Jetzt, eingeschlossen in seiner Heimatstadt, wartet er auf das Ende. *Von Claus Relotius*



Kämpfer Syasneh vor zerstörtem Elternhaus in Syrien. *Ich habe Daraa noch nie verlassen.*

In Daraa, einer syrischen Stadt an der Grenze zu Jordanien, 3000 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt, schaltet ein junger Mann, sein Name ist Mouawiya Syasneh, die Kamera seines Mobiltelefons ein, damit man ihn am anderen Ende der Verbindung sehen kann, er hebt seine rechte Hand, er winkt und fragt:

»Könnt ihr mich sehen?« Das Kamerabild rauscht und wackelt im Rhythmus seiner Schritte, man kann ihn trotzdem gut erkennen. Er bewegt sich durch eine Landschaft aus Ruinen, von der Sonne grell beschienen, kein Mensch ist zu erkennen außer ihm. Es ist ganz still, nur Vögel singen, ein Morgen im April, der 2601. Tag im Krieg. Im Norden Daraas rücken Truppen mit Raketenwerfern von Baschar al-Assad näher, im Osten sprengen sich Selbstmordattentäter des islamischen Staates in die Luft, im Westen verpressen Panzer die letzten Auswege zur Flucht, und Mouawiya Syasneh, vor 20 Jahren geboren im Süden Daraas und nun gefangen in den Mauern der Stadt, sagt in die Kamera:

»Jalla, kommt mit. Ich zeige euch, wo alles begonnen hat.« Er hält sein Handy in die Luft und läuft, geduckt, weil ihn Kugeln treffen könnten von überallher, durch verlassenem Wohnviertel, er filmt die letzten Straßen, die Assads Truppen nach von ihm und den letzten Rebellen trennen, er zeigt die Lüden erschlichen links, wo sie die Bomben des Regimes erwarten, und die ausgehobenen Erdlöcher rechts, wo sie ihre Toten begraben, Frauen und Kinder zuerst. Nach ein paar Hundert Schritten hockt sich Mouawiya in den Staub vor einer alten, halb zerstörten Mauer.

Es war diese Mauer, sagt Mouawiya, auf die er vor sieben Jahren arabische Buchstaben gesprüht hat. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Wo sie einst standen, sind heute nur noch Einschusslöcher. Die Buchstaben, schon vor langer Zeit weggesprengt von den Kugeln irgendwelcher Waffen, ergaben den Satz: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Mouawiya hockt neben der Mauer, man hört ihn atmen, er sagt:

»Bei Gott, ich hätte das nie schreiben dürfen.«

Der Doktor, dem Mouawiya damals drohte, war Baschar al-Assad. Es waren nur Worte, flüchtig hingesprühte Zeichen, der Streich eines Kindes. Aber es gab damals Menschen, Tausende, in Daraa und überall

im Land, die schworen, diese Worte machten Syrien befreit. Und es gibt heute, im Jahr zwei, Tausende, die sagen, er allein, Mouawiya Syasneh, habe zu diesem Graffito den Krieg entfacht, er sei verantwortlich für all die Mörder und Flüchtlinge, für 14 Millionen Vertriebene, für 500.000 Tote.

Mouawiya, ein junger Mann mit leichtem Schulters und einem weichen Gesicht, aus dem Rechtecke wachsen, kann den Blick in die Kamera nicht halten. Er dreht sich weg, sieht zu den Ruinen hinter sich und sagt mit leiser Stimme:

»Ich war 12 Jahre alt. Ich habe mir selbst überlegt...«

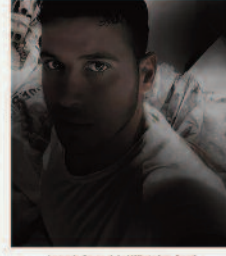
Man vom der Wüste Jordaniens aus, nur fünf Kilometer entfernt von der Front, die zerstörten Häuser Daraas sehen. Und man kann mit Mouawiya Syasneh, dem jungen Mann, per WhatsApp telefonieren, mit und ohne Kamera. Man kann ihn, wie durch ein Mobiltelefon, durch die Luft hören, wie er diese Krieger begleitet und verurteilt, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, die eng verknüpft ist mit der Geschichte Syriens.

Er hat sein Handy Tag und Nacht eingeschaltet. Er schalt jetzt, ein einseitiges Mörsergeräusch den Sturm auf die Stadt anzuzeigen, fast nie. Nicht alles, was er sagt, ist sich verständlich. Manchmal, aber man kann das, was er über sein Graffito und den Ausbruch der Gewalt erzählt, mit dem verglichen, was andere darüber berichten, die länger aus Daraa geflüchtet sind und heute in Jordanien oder Europa leben. Es deckt sich mit gebundenen Dokumenten des syrischen Militärs, mit Berichten der Vereinten Nationen und mit dem, was Forscher hier für die Rekonstruktion des Krieges wissen.

Mouawiya hält sein Handy vor sein Gesicht wie ein Teufel, der sich selbst fotografiert, er hockt im Schatten eines Orangenbaumens, ein paar Meter neben der Mauer, auf die er einst das Graffito gesprüht hatte. Er trägt keine Uniform, nur ein weißes T-Shirt und über der Schulter eine Kettenschloße. Er sagt, er schaltet die Kamera erst aus. Vielleicht will er die Verbindung verlieren, damit man ihn besser hören kann. Vielleicht möchte er beim Sprechen nicht beobachtet werden. Er redet langsam, so, wie auf Arabisch mit ein paar Worten Englisch.

»Ich ging gerade erst in die dritte Klasse. Ich war nur in der Schule. Ich wollte, immer ich weiß, Wirtschaft studieren, als Erste in meiner Familie. Ich habe mir nicht für Waffen. Ich wusste nicht, wie man Panzer sprengt oder auf Menschen schießt. Ich dachte, den Krieg nur aus dem Koran oder aus Mühsal.«

Es ist das Jahr 2011, Mouawiya ist fast noch ein Kind. Bilder, die er aus dieser Zeit schick, zeigen ihn als schlafenden Jungen, der auf den Straßen Daraas Fußball spielt. Er trägt fast immer ein Baseball-T-Shirt. Er verbringt mit seinen Eltern, Weizenbrot, und zwei kleinen Brüdern in Daraa, am südwestlichen Rand Syriens, wo sich Mörserkanonen gegen ihn. Das schlimmste: Dörre seit Jahrzehnten lässt die Bewohner verarmen, während die



Legende Syasneh bei WhatsApp-Anruf. *»Ich bin sicher und ich habe noch Assad beobachtet.«*

Es ist heute nicht mehr mit Gewissheit zu sagen, welche Rolle das Graffito für die Geschichte dieses Krieges gespielt hat. Sicher ist, dass Mouawiya Syasneh, der in diesem Krieg zu einem Erwachsenen wurde, damit leben muss, dass er eine Rolle gespielt haben könnte. Sicher ist, dass er seit sieben Jahren, seitdem aus einer Revolution keine ein Willkür wurde, ein Leben kämpft und um sein Überleben. Er kämpft erst auch, als er nur der wenigen Überlebenden, gegen den Fall seiner Heimatstadt Daraa, von der nur noch ein alltagsengpassartiges und in der Assad sind, die Zeichen in den neuen Land, den letzten Widerstand endgültig brechen will.

Als Journalist kommt man nicht mehr nach Daraa hinein, man kann Mouawiya nicht mehr persönlich treffen. Aber man kann an die Grenze zu Syrien fahren, man

Ein Kinderspiel

Schicksale. Mouawiya Syasneh ist 13 Jahre alt, als er Baschar al-Assad mit einem Graffito beleidigt. Er wird als Held gefeiert, später verteufelt als derjenige, der den Syrienkrieg auslöste. Jetzt, eingeschlossen in seiner Heimatstadt, wartet er auf das Ende. *Von Claus Relotius*

8 | DER SPIEGEL 26/2018, 23.6.2018

In Daraa, einer syrischen Stadt an der Grenze zu Jordanien, 3000 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt, schaltet ein junger Mann, sein Name ist Mouawiya Syasneh, die Kamera seines Mobiltelefons ein, damit man ihn am anderen Ende der Verbindung sehen kann, er hebt seine rechte Hand, er winkt und fragt:

»Könnt ihr mich sehen?«

Das Kamerabild rauscht und wackelt im Rhythmus seiner Schritte, man kann ihn trotzdem gut erkennen. Er bewegt sich durch eine Landschaft aus Ruinen, von der Sonne grell beschienen, kein Mensch ist zu erkennen außer ihm. Es ist ganz still, nur Vögel singen, ein Morgen im April, der 2601. Tag im Krieg. Im Norden Daraas rücken Truppen mit Raketenwerfern von Baschar al-Assad näher, im Osten sprengen sich Selbstmordattentäter des »Islamischen Staates« in die Luft, im Westen versperren Panzer die letzten Auswege zur Flucht, und Mouawiya Syasneh, vor 20 Jahren geboren im Süden Daraas und nun gefangen in den Mauern der Stadt, sagt in die Kamera:

»Jalla, kommt mit. Ich zeige euch, wo alles begonnen hat.«

Er hält sein Handy in die Luft und läuft, geduckt, weil ihn Kugeln treffen könnten von überallher, durch verlassenem Wohnviertel, er filmt die letzten Straßen, die Assads Truppen noch von ihm und den letzten Rebellen trennen, er zeigt die Häuser-schluchten links, wo sie die Bomben des Regimes erwarten, und die ausgehobenen Erdlöcher rechts, wo sie ihre Toten begraben, Frauen und Kinder zuerst. Nach ein paar Hundert Schritten hockt sich Mouawiya in den Staub vor einer alten, halb zerstörten Mauer.

Es war diese Mauer, sagt Mouawiya, auf die er vor sieben Jahren arabische Buchstaben gesprüht hat. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Wo sie einst standen, sind heute nur noch Einschusslöcher. Die Buchstaben, schon vor langer Zeit weggesprengt von den Kugeln irgendwelcher Waffen, ergaben den Satz: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Mouawiya hockt neben der Mauer, man hört ihn atmen, er sagt:

»Bei Gott, ich hätte das nie schreiben dürfen.«

Der Doktor, dem Mouawiya damals drohte, war Baschar al-Assad. Es waren nur Worte, flüchtig hingesprühte Zeichen, der Streich eines Kindes. Aber es gab damals Menschen, Tausende, in Daraa und überall im Land, die schworen, diese Worte machten ihn, Mouawiya Syasneh, zur Legende, zu Syriens Befreier. Und es gibt heute, im-

mer noch, Tausende, die sagen, er allein, Mouawiya Syasneh, habe mit diesem Graffito den Krieg entfacht, er sei verantwortlich für all die Massaker und Bomben, für 14 Millionen Vertriebene, für 500 000 Tote.

Mouawiya, ein junger Mann mit breiten Schultern und einem weichen Gesicht, aus dem Barthaare wachsen, kann den Blick in die Kamera nicht halten. Er dreht sich weg, sieht zu den Ruinen hinter sich und sagt mit leiser Stimme:

»Ich war 13 Jahre alt. Ich habe mir nichts dabei gedacht.«

Es ist heute nicht mehr mit Gewissheit zu sagen, welche Rolle das Graffito für die Geschichte dieses Krieges gespielt hat. Sicher ist, dass Mouawiya Syasneh, der in diesem Krieg zu einem Erwachsenen wurde, damit leben muss, dass es eine Rolle gespielt haben könnte. Sicher ist, dass er seit sieben Jahren, seitdem aus einer Revolution beinahe ein Weltkrieg wurde, um Sühne kämpft und um sein Überleben. Er kämpft jetzt auch, als einer der wenigen Übriggebliebenen, gegen den Fall seiner Heimatstadt Daraa, von der mutmaßlich alles ausgegangen ist und in der Assad nun, als Zeichen an das ganze Land, den letzten Widerstand endgültig brechen will.

Als Journalist kommt man nicht mehr nach Daraa hinein, man kann Mouawiya nicht mehr persönlich treffen. Aber man kann an die Grenze zu Syrien fahren, man kann von der Wüste Jordaniens aus, nur fünf Kilometer entfernt von der Front, die zerstörten Häuser Daraas sehen. Und man kann mit Mouawiya über Wochen hinweg per WhatsApp telefonieren, mit und ohne Kamera. Man kann ihn, wie durch ein Schlüsselloch, durch die letzten Tage dieses Krieges begleiten und versuchen, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, die eng vernäht ist mit der Geschichte Syriens.

Er hat sein Handy Tag und Nacht eingeschaltet. Er schläft jetzt, da einschlagende Mörsergranaten den Sturm auf die Stadt ankündigen, fast nie. Nicht alles, was er sagt, lässt sich verlässlich überprüfen. Aber man kann das, was er über sein Graffito und den Ausbruch der Gewalt erzählt, mit dem vergleichen, was andere darüber berichten, die längst aus Daraa geflüchtet sind und heute in Jordanien oder Europa leben. Es deckt sich mit geheimen Dokumenten des syrischen Militärs, mit Berichten der Vereinten Nationen und mit dem, was Forscher über die Entstehung des Krieges wissen.

Mouawiya hält sein Handy vor sein Gesicht wie ein Tourist, der sich selbst fotografiert, er hockt im Schatten eines Orangenbaumes, ein paar Meter neben der Mauer, auf die er einst das Graffito gesprüht hatte. Er trägt keine Uniform, nur ein weißes T-Shirt und über der Schulter eine Kalaschnikow. Er sagt, er schaltet die

Kamera jetzt aus. Vielleicht will er die Verbindung entlasten, damit man ihn besser hören kann. Vielleicht möchte er beim Sprechen nicht beobachtet werden. Er redet langsam, meist auf Arabisch, durchsetzt mit ein paar Worten Englisch.

»Ich ging gerade erst in die siebte Klasse. Ich war gut in der Schule. Ich wollte, wenn ich groß bin, Wirtschaft studieren, als Erster in meiner Familie. Ich interessierte mich nicht für Waffen. Ich wusste nicht, wie man Panzer sprengt oder auf Menschen schießt. Ich kannte den Krieg nur aus dem Koran oder aus Märchen.«

Es ist das Jahr 2011, Mouawiya ist fast noch ein Kind. Bilder, die er aus dieser Zeit schickt, zeigen ihn als schwächlichen Jungen, der auf den Straßen Daraas Fußball spielt. Er trägt fast immer ein Ronaldo-Trikot. Er wohnt mit seinen Eltern, Weizenbauern, und zwei älteren Brüdern in Daraa, am südwestlichen Rand Syriens, wo seit Monaten kaum Regen fällt. Die schlimmste Dürre seit Jahrzehnten lässt die Bewohner verarmen, während die Regierung, die über Saatgut und Steuern bestimmt, sich bereichert.

Als in Syrien der Winter endet, zieht im Norden Afrikas der Arabische Frühling auf. Jeden Abend, wenn in ihrem Wohnzimmer der Fernseher läuft, erzählt Mouawiya, sehen er und seine Brüder, wie in nahen Ländern Hunderttausende auf die Straßen ziehen, gegen Korruption und Unterdrückung protestieren. Auch auf syrischen Facebook-Seiten, die Mouawiya und seine Brüder illegal nutzen, kursieren Hashtags gegen die Regierung. Auch in Syrien fordern Studenten, die Präsidentenfamilie, die schon seit 40 Jahren herrscht, zu stürzen. Auch Mouawiya hört seinen Vater heimlich auf Baschar al-Assad und dessen Vetternwirtschaft schimpfen. Aber auf den Straßen von Damaskus und Aleppo protestiert fast niemand, noch nicht.

Es ist der 16. Februar 2011, einen Monat nachdem Tunesiens Herrscher Ben Ali aus seinem Palast geflohen ist, drei Tage nachdem das Militär in Ägypten das Kriegsrecht verhängt hat, nur einen Tag bevor Aufständische in Gaddafis Libyen den »Tag des Zorns« ausrufen werden, und Mouawiya Syasneh, so erzählt er in sein Handy, ist langweilig.

»Ich kam mit ein paar Freunden vom Fußballtraining. Wir liefen durch unser Viertel, kamen vorbei an unserer Schule. Wir hatten eine Spraydose dabei, wie immer. Es war der erste warme Abend, es war schon lange dunkel. Auf einmal hatte einer von uns die Idee, etwas auf die Schulmauer zu schreiben, etwas streng Verbotenes.«

Es war wie eine Mutprobe, sagt Mouawiya: Wer würde es wagen, Assad, den lis-

pelnden Präsidenten, der nicht wie die anderen Diktatoren aussieht, sondern eher wie ein Filialleiter, öffentlich zu verspotten?

»Ich war der Kleinste von allen, ich wollte vor den anderen mutig sein.«

Mouawiya steht damals vor jener Mauer, neben der er heute mit seinem Handy sitzt und mit schnellen Sätzen davon erzählt. Er macht sich keine Gedanken darüber, dass das jetzt Folgen haben könnte. Womöglich ist es der kleine Moment, den große Geschichte manchmal braucht.

»Ich nahm die Spraydose, ich habe wirklich an nichts gedacht. Ich schrieb in roter Farbe: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Der Satz, den er schreibt, klingt wie eine Drohung, aber er ist, noch schlimmer, eine Verhöhnung. Baschar al-Assad hat in London studiert und war eigentlich nicht vorgesehen, über Syrien zu herrschen. Wäre sein älterer Bruder Basil nicht vor Jahren bei einem Autounfall gestorben, er selbst wäre kein Autokrat, vielleicht nur Augenarzt geworden.

Mouawiya erzählt, er schläft an jenem Abend ruhig ein. Um vier Uhr in der Nacht stehen fremde Männer an seinem Bett, Polizisten aus Latakia, der Heimat der Assad-Familie.

»Ich dachte, es wäre ein Albtraum, ich wollte aufwachen, aber sie standen wirklich in meinem Zimmer. Sie trugen graue Uniformen und schwarze Mützen. Ich erkannte sofort, sie sind vom Muchabarat, dem syrischen Geheimdienst. Ich hatte Angst, ich habe versprochen, das Graffito wieder abzuwaschen. Sie zerrten mich aus unserem Haus, mitten auf die Straße. Dann schlugen sie mit Gewehrkolben auf meinen Kopf. Unsere Nachbarn sahen zu, meine Eltern und meine Brüder schrien, aber sie konnten mir nicht helfen. Ein Mann zog mein T-Shirt hoch, zwei andere peitschten mich mit Stromkabeln aus. Irgendwann habe ich nichts mehr gefühlt. Ich war wie tot.«

Als Mouawiya erwacht, liegt er nackt in einem Kerker außerhalb der Stadt, in einem unterirdischen Gefängnis. Seine Zelle ist ein Hundezwinger, am Gitter hängt ein Schild: »Die hier eintreten sind vermisst. Die hinausgehen sind wie neugeboren.«

»Alles war nass und dunkel. Ich sah vier Wochen lang kein Tageslicht. Sie hängten mich jeden Tag an Viehhaken auf, an nur einer Hand. Sie lachten laut, als wäre es ein Spiel. Sie nannten es »Die lange Hand«. Sie steckten mich in Autoreifen und gaben mir Elektroschocks. Sie wetteten, dass ich nach meiner Mutter rief. Ich konnte kaum schlafen, ich dachte, sie holen mich wieder. Ich hörte ständig andere Jungen schreien.« Mouawiya weiß damals nicht, dass Män-

ner in den Zellen nebenan auch seine Mitschüler quälen, alle 22 Jungen seiner Klasse. Auch sie sind verschleppt worden, auch sie werden jede Nacht gefoltert.

Ihre Eltern, so erzählen es die Menschen in Daraa bis heute, flehen, ihre Jungen freizulassen, ihre Väter belagern das Quartier der Geheimpolizei.

Am 18. März 2011, einen Monat nachdem die Schüler verschwunden sind, rufen die ältesten Prediger Daraas zum Protest. Es gibt Videoaufnahmen, die zeigen, wie ein paar Hundert Menschen vor das Rathaus ziehen, als Sicherheitskräfte plötzlich, aus Helikoptern in der Luft, mit Gewehren auf sie schießen. Die Demonstranten rennen auseinander, aber einige von ihnen fallen zu Boden. Nur Stunden später erscheinen Bilder ihrer Leichen auf Twitter. Noch am selben Abend meldet ein Nachrichtensender aus Damaskus vier Tote in Daraa. Nur zwei Abende darauf, nach 33 Tagen in Gefangenschaft, werden Mouawiya und die anderen Jungen freigelassen.

Vielleicht fürchtet die Regierung noch größere Proteste. Vielleicht ordnet Baschar al-Assad die Freilassung persönlich an. Aber als die Eltern ihre Jungen zurückbekommen, erkennen sie ihre eigenen Kinder kaum. Mouawiyas Körper ist blutig geprügel, seine Haut übersät mit Brandmalen und Schnittwunden, ihm fehlen alle Fingernägel.

»Meine Mutter weinte. Mein Vater fotografierte mich mit seinem Handy. Er wollte, dass alle sehen, was sie mit mir gemacht haben.«

Mouawiya hat das Foto auf seinem Handy gespeichert, er schickt es heute, gut sieben Jahre später, per WhatsApp. Es zeigt einen erschöpften Jungen mit aufgeplatztem Gesicht. Dieses Foto, auf Bettlaken und Flugblätter gedruckt, hängt damals bald überall in der Stadt, wie bis dahin nur Präsidentenposter von Assad. Die Bewohner Daraas tragen es durch die Straßen, sie skandieren »Mouawiya huwa al-Salam!«, Mouawiya heißt Frieden!

Als seine Eltern ihn aus dem Krankenhaus nach Hause bringen, jubeln ihm Tausende Menschen zu.

»Es war eine Stimmung wie bei einer Hochzeit. Fremde Frauen warfen Rosen für mich. Erwachsene Männer, die ich gar nicht kannte, klopfen mir auf die Schulter. Sie nannten mich einen Märtyrer. Die Leute dachten, ich hätte Assad, vor dem jeder Angst hatte, absichtlich provoziert.«

Zuerst, sagt Mouawiya heute, habe ihm das gefallen. Zunächst habe er, ein Siebtklässler, dessen Namen sie nun überall in Syrien rufen sollten, sich geehrt gefühlt. Es gab Zeitungen in Damaskus, die bezeichneten ihn als »Ikone der Freiheit«. Es gab den Fernsehsender Al Jazeera, der nannte ihn den »schlimmsten Albtraum

der Regierung«. Es gab auch Nachrichtensprecher auf CNN, die behaupteten, er habe sein Leben riskiert, um Assad zu entlarven.

Mouawiya, am Handy, sagt:

»Die Wahrheit ist: Ich wollte das nie. Aber dann, als ich es getan hatte, fühlten sich alle stark. Auf einmal wollten alle, jeder Bäcker und jeder Bauer, Assad beleidigen.«

Während damals sein gefolterter Körper langsam verheilt, während die Despoten anderer Länder wie Märchenfiguren zu verschwinden scheinen, stürzen junge Männer in Daraa eine Statue von Hafis al-Assad, dem verstorbenen Vater des Präsidenten. Es gibt ein YouTube-Video, auf dem zu sehen ist, wie sie ihr lachend den Kopf abschlagen. Es gibt auch Fotos von Familienvätern mit Benzinkanistern, die eines Nachts das Büro von Assads Baath-Partei niederbrennen. Einen Tag später nehmen Schergen der Geheimpolizei, so geht das Gerücht in Daraa, Rache. Sie stürmen die Omari-Moschee im Zentrum, wo sich Demonstranten zum Freitagsgebet treffen, und erschießen 37 Menschen.

Die Lust am Töten, erinnert sich Mouawiya, so lässt sich die Spur der Gewalt an Nachrichtenmeldungen zurückverfolgen, so steht es heute in Geschichtsbüchern über den Krieg, erfasst ganz Daraa wie ein großes Gesellschaftsspiel. Junge Männer wie Mouawiyas ältere Brüder zünden Autos und Barrikaden an, andere plündern Waffendepots der Polizei, wieder andere besorgen Gewehre aus Jordanien und prügeln Beamte tot, die dem Geheimdienst dienen. Der Statthalter erklärt den Ausnahmezustand, Soldaten und Regierungspanzer sollen Daraa abriegeln, aber die Panzer stoppen nur die Menschen, nicht die Bilder.

Bald erreichen Fotos der anrückenden Armee auch Protestierende in Homs und in Aleppo, in Damaskus und in Hama. Bald werden Aufständische im ganzen Land getötet.

Die syrische Regierung tritt zurück, aber nicht Assad. Der Präsident verspricht Reformen, doch das hält die Wütenden nicht mehr auf. Am 22. April melden Oppositionelle zwei Massaker an 72 Demonstranten in Daraa und in einem Vorort von Damaskus. Am 6. Juni laufen Soldaten in der nördlichen Stadt Dschisr al-Schughur zu den Aufständischen über, die sie erschießen sollen. Am 29. Juli 2011, fünfeinhalb Monate nachdem Mouawiya das Graffito gesprüht hat, gründen Deserteure in der Türkei die Freie Syrische Armee und erklären allen, die in Assads Namen Zivilisten ermorden, den Krieg.

Sieben Jahre später spricht Mouawiya in seine Kamera:

»Salam aleikum, Friede sei mit euch.«
Es ist ein früher Morgen im Mai, ein neues

Gespräch mit ihm beginnt. Mouawiya sitzt jetzt nicht mehr unter dem Orangenbaum neben der Mauer. Er steht, in Militärhose und Tarnweste, neben anderen jungen Männern vor einem zerstörten Haus. Sie selbst hätten es gesprengt, sagt er, um die letzte Zufahrtsstraße in ihr Viertel zu blockieren.

»Assads Armee rückt immer näher, die Raketenwerfer sind keine 500 Meter mehr entfernt, nur noch zwei Straßen. Unsere Feinde könnten mit Panzern angreifen, aber wir hören schon ihre Kampffjets fliegen, wahrscheinlich werden wir die Feinde gar nicht sehen, wahrscheinlich werden sie Fassbomben aus der Luft auf uns herabwerfen.«

Manchmal hört man das Grollen, das aus dem Himmel kommt, dann zittert das Handy in Mouawiyas Hand. Wir reden jetzt alle drei Tage miteinander, für ein paar Stunden oder auch nur Minuten, solange die Verbindung hält, solange noch keine Raketen kommen. Manchmal schickt er nur kurze SMS- oder Sprachnachrichten, als Zeichen, dass er noch lebt. Manchmal sendet er Fotos, die er auf seinem Handy gespeichert hat und die sieben Jahre seiner Jugend, sieben Jahre im Krieg dokumentieren. Ein paar dieser Bilder zeigen einen Jungen mit Gelfrisur, der Motorrad fährt und sich zum ersten Mal verliebt. Die meisten zeigen einen Jungen, der ohne Familie aufwächst und der eines Tages, fast noch ein Kind, selbst ein Gewehr in die Hand nimmt.

Die Mauer, auf die Mouawiya damals das Graffito gesprüht hatte, steht heute immer noch in Daraa, aber die Schule, zu der die Mauer gehörte, ist weg. Mouawiya, kein Junge mehr, geht wieder dahin zurück, steigt über ihre Trümmer, filmt Autowracks und Häuser wie Gerippe, kilometerweite Ruinen. Er führt vorbei an einem ausgebrannten Krankenhaus, an einem zerbombten Kindergarten, an Leichen in einem Flussbett – ein Fremdenführer aus der Unterwelt. Die Gliedmaßen der Toten sind verdreht, ihre Uniformen zerfetzt, manche haben kaum noch Gesicht. Es waren Soldaten von Assad, niemand hat sie begraben wollen, sagt Mouawiya, er verscheucht einen streunenden Hund, »Jalla, imschi!«, dann schwenkt er weg.

Daraa war früher, so erzählt Mouawiya, während er langsam durch zerstörte Straßen geht, eine bunte, jahrtausendealte Stadt, erwähnt im Alten Testament. Heute filmt er die letzten Bewohner, die vor ihren zerschossenen Häusern sitzen, die nicht mehr fliehen können und ihre eigenen Gräber ausheben oder vom Märtyrertod träumen.

Ein paar von ihnen stellt uns Mouawiya über seine Kamera vor; da ist Rabia, 40,

eine Frau mit Beinprothese, einem Kleinkind auf dem Arm und zwei weiteren Kindern an der Hand; da ist Mohammed, 80, der sein halbes Leben lang Apotheker gewesen ist und der heute das Krebsgeschwür, das seine Lunge auffrisst, mit Hustensaft behandelt; da ist auch Naef, 33, der nachts mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch einschläft, dessen ganze Familie von der syrischen Armee getötet wurde und der nun, wenn Assads Soldaten kommen, um auch ihn zu töten, mindestens zehn von ihnen mitnehmen will.

Viele, die in Mouawiyas Handy sprechen, verfluchen Assad. Andere verfluchen Putin, oder sie verfluchen die Islamisten, die ihre Revolution gestohlen hätten. Und fast alle in Daraa, die Mouawiya früher als Helden feierten, verfluchen auch ihn heute als Schuldigen.

»Sie sprechen es nicht aus, sie sagen es mir nicht ins Gesicht, aber ich sehe es in ihren Blicken. Ich weiß, dass sie es denken. Ich denke es ja selbst: dass es den Krieg ohne mich, der Assad beleidigte, niemals gegeben hätte.«

Kann ein 13-Jähriger, der ein Graffito sprüht, an einem Krieg schuld sein?

Mouawiya kann nicht mehr glauben, dass es ohne sein Graffito jemals zur Revolution gekommen wäre. Und selbst wenn das alles eine einzige Legende wäre, wie soll er sie vergessen?

Als der Bürgerkrieg beginnt, als die Menschen in Syrien noch seinen Namen rufen, erzählt er, will er der Held, zu dem er im ganzen Land gemacht wird, eigentlich nicht sein.

Er schaltet seine Kamera aus und sagt: *»Ich wollte nur weiter zur Schule gehen. Ich wollte niemanden mehr wegen dem, was ich getan hatte, sterben sehen. Nur ein paar Wochen noch, dachte ich, dann sei die Revolution vorbei, dann lebten wir in Freiheit. Alle in Daraa dachten, Assad würde jeden Tag verhaftet. Alle waren sich sicher, die Bilder aus Daraa, all die Leichen, seien sein Ende.«*

In den ersten Wochen glauben viele Syrer, Assads Sturz sei nur eine Frage der Zeit. Die Vereinigten Staaten und die Europäische Union fordern Assad zum Rücktritt auf. Aber dann, aus Wochen der Gefechte werden Monate, ziehen über die jordanische Grenze immer mehr bewaffnete Milizen nach Daraa, um gegen Assad zu kämpfen. Dann schicken Assads Generäle noch mehr Hubschrauber und Panzer der syrischen Armee nach Daraa, dann jagen 5000 Soldaten die Rebellen.

»Unser Vater schrie mich und meine Brüder an, still zu bleiben, nicht bei den Rebellen mitzumachen. Er verbot uns, Waffen anzufassen oder vor anderen Leuten über Assad zu reden. Meine Brüder dachten, er sei ein

Feigling. Ich weiß heute, mein Vater war ein kluger Mann.«

Das Haus seiner Familie liegt im Altstadtviertel Daraa al-Balad, in dem bald jeden Abend syrische Soldaten von Haus zu Haus ziehen, in dem ganz normale Väter, die angeblich Verräter sind, einfach so verschwinden.

Auch Mouawiya verschwindet. Seine Eltern verstecken ihn, um ihn zu beschützen, im Keller eines Onkels.

»Ich durfte nicht mehr auf die Straße, ich blieb fast ein Jahr lang im Haus. Das Haus hatte eine kleine Treppe vom Keller zu den Schlafzimmern, ich stieg sie jeden Abend nach oben. Durch das Fenster in der Küche konnte ich nach draußen sehen, überall auf den Dächern lagen Scharfschützen. An einem Morgen sah ich, wie kleine Mädchen, die mit einem Ball spielten, ins Schussfeld rannten. Und an einem Abend, das war schon im Winter, hörte ich Baschar al-Assad über mich sprechen. Er sprach in dem Radio neben meinem Bett. Er sagte, dass Homs und Aleppo nur meinetwegen, wegen eines Dummejungensstreichs, bombardiert würden und brennen.«

Nach einem Jahr, er ist 14 Jahre alt, holt sein Vater ihn aus dem Keller, zurück zu seiner Familie.

»Er sagte, ich müsse keine Angst haben. Europa, Saudi-Arabien, Amerika, alle wollten uns helfen, alle gäben den Rebellen Geld und Waffen. Er sagte, Obama sei ein großer Mann. Obama drohe Assad, und Assad würde auf Obama hören.«

Im Fernsehen sieht Mouawiya, wie Obama von Kriegsverbrechen redet, von Chemiewaffen und einer »roten Linie«. Genau ein Jahr und einen Tag später, am 21. August 2013, Mouawiya ist jetzt 15 Jahre alt, melden Nachrichtensender einen Giftgasanschlag in Ghuta, in den Vororten von Damaskus, es gibt Hunderte Opfer, aber nichts passiert; Obama schickt Inspektoren, keine Raketen. Seine Drohungen sind leer.

»Ich sah die Gesichter von vergifteten Kindern, manche waren fast so alt wie ich. Ich saß in unserem Haus und betete um Vergebung. Ich konnte nachts nicht mehr einschlafen. Ich konnte meine Augen nur noch zumachen, wenn Musik auf meinem Handy lief.«

Mouawiya schickt einen Link zu einem YouTube-Video, zu einem Lied, das er damals jede Nacht gehört habe. Es ist das Lied »Get Lucky« von Daft Punk und Pharrell Williams, der Sommerhit 2013: We're up all night 'til the sun / We're up all night to get some / We're up all night for good fun / We're up all night to get lu-

cky.

Er geht damals, so schreibt Mouawiya, schon seit zwei Jahren nicht mehr zur Schule. Er sieht seine Freunde nur noch auf Facebook, er übt nicht mehr Lesen, Schreiben oder Rechnen. Er zählt nur noch die Toten, die Al Jazeera im ganzen Land meldet. Mouawiya schreibt:

»Ich kam auf mehr als Hunderttausend.« Während Mouawiya die Toten zählt, Musik hört und um Vergebung betet, während Soldaten und Rebellen einander in Daraa bekämpfen, sitzen deren Anführer in Europa an einem Tisch, um miteinander zu reden. Es sind Delegationen der Regierung und der Opposition, die am Genfer See zusammen mit Diplomaten aus 30 Staaten über den Frieden verhandeln; die das Töten gemeinsam beenden könnten, aber keine Gemeinsamkeiten finden.

Die Opposition, die aus verschiedensten Gruppierungen besteht, will eine neue Regierung, ohne Baschar al-Assad. Die Regierung um Assad nennt die Oppositionsgruppen »Terroristen«. Die Friedenskonferenz endet ohne Ergebnis, der Sondergesandte der Vereinten Nationen entschuldigt sich beim syrischen Volk dafür, versagt zu haben. Auch der Weltsicherheitsrat versagt. Er beschließt Sanktionen und Resolutionen, die Untersuchung von Kriegsverbrechen beschließt er nicht.

Im Sommer 2014, 200 000 Menschen sind bereits getötet worden, der »Islamische Staat« hat die Stadt Rakka besetzt, das »Kalifat« ausgerufen und geschworen, Ungläubigen in aller Welt den Tod zu bringen, erlebt Mouawiya, so erzählt er, die besten Tage seiner Jugend.

Er ist 16 Jahre alt, als in Daraa für ein paar Monate keine Schüsse fallen, als er das Haus seiner Eltern verlassen darf und sein Vater ihm vor dem Ramadan ein altes Motorrad schenkt. Mouawiya fährt damit heimlich aus der Stadt, er fährt über die grünbraunen Hügel auf dem Land, wo Feigenbäume und leuchtend rote Kirschen wachsen. Hinter ihm auf dem Motorrad sitzt Esmā, ein Mädchen aus seinem Viertel, das kein Kopftuch trägt, sondern lackierte Fingernägel hat und lange, lockige Haare.

»Wir kletterten jeden Nachmittag auf Berge und versteckten uns in den Olivenhainen. Wir sahen die Sonne über Daraa untergehen. Ich nahm sie in den Arm. Von Weitem sah unsere Stadt friedlich aus.«

Hast du deinen Eltern von ihr erzählt?

»Ich habe ihnen nichts gesagt. Ich habe ganz normal getan. Nach einem der Ausflüge sah ich mit meinen Eltern die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien im Fernsehen. Wir sahen fast alle Spiele. Wir sahen, wie Brasilien gegen Deutschland verlor. Was für ein Spiel! Meine Brüder fluchten,

mein Vater lachte.
Und du?

»Ich konnte nicht an den Krieg und nicht an Fußball denken. Ich dachte die ganze Zeit an Esma.«

Vier Wochen später, an einem Abend nach dem Ramadan, auch daran erinnert sich Mouawiya genau, isst er zum letzten Mal mit seiner Familie. Seine Mutter hat frische Mazza zubereitet, so erzählt er, sein Vater redet über Assad, dessen Armee an immer mehr Fronten gegen immer mehr Feinde zu kämpfen hat, und über die Islamisten, die in der Wüste Menschen köpfen. Eine syrische Familie, versammelt an einem Tisch, während der Waffenruhe, als plötzlich, wie aus dem Nichts, eine Rakete vor ihrem Haus einschlägt.

»Die Explosion riss alles ein, die Erde wackelte, Betonplatten stürzten auf meine Brüder. Meinem Vater schossen Splitter in den Hals, er verblutete im Rauch. Meine Mutter und ich lagen unter Steinen, ich hörte sie atmen und um Hilfe rufen. Mein Vater und meine Brüder hörte ich nicht mehr.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya ganz ruhig, begraben den Vater und beide Brüder auf einem jener Felder, auf denen sie früher den Weizen angebaut hatten. Die Mutter ruft »Allahu akbar«, Gott ist groß.

»Aber wenn Gott groß ist, dachte ich, warum nimmt er mir dann meine Familie? Warum will er, dass meinewegen Menschen sterben?«

Mouawiya, wie die meisten in Daraa als gläubiger Sunnit erzogen, glaubt an eine Strafe. Er hört Männer, die in Daraa kämpfen, von einem »Heiligen Krieg« reden, und er beginnt zu glauben, so sagt Mouawiya, dass auch er, durch dessen Hand alles begonnen habe, für Syriens Freiheit kämpfen sollte.

Es ist der 30. Oktober 2014, eine Woche vor seinem 17. Geburtstag, in New York spricht der dritte Sondergesandte der Vereinten Nationen vor dem Weltsicherheitsrat, er spricht von »Aktionsplänen«, von »politischen Lösungen«, während Mouawiya mit seinem Motorrad in ein Rebellenslager südlich von Daraa fährt und sich der Freien Syrischen Armee anschließt.

»Ich schwor einen Eid und unterschrieb ein Blatt Papier, mehr nicht. Ich hatte noch keine Ahnung, wie man kämpft. Aber als ein Kommandeur im Lager meinen Namen rief, standen einige Soldaten auf, als könnten sie mit mir den Krieg gewinnen.«

Einen Monat lang übt Mouawiya, zusammen mit anderen Jungen, die noch nicht volljährig sind, den Umgang mit Gewehren. Er schießt auf Zielscheiben und Puppen, lernt, immer auf den Kopf zu zielen.

Nach zwei Monaten weisen Befehlshaber ihn einer Truppe zu, die das Viertel, in dem Mouawiya früher zur Schule ging, in dem er das Graffito sprühte, gegen Assads Armee verteidigt.

»Meine Mutter flehte mich an, nicht zu kämpfen. Auch Esma sagte, ich sei zu jung, ich sollte mit ihr aus Daraa fliehen. Ich sagte, ich kann nicht einfach fliehen. Es sind zu viele meinewegen gestorben.«

An einem Tag im nächsten Frühling, der »Islamische Staat« zerstört die antike Stadt Palmyra, Baschar al-Assad droht, seine Feinde »mit eiserner Faust auszurollen«, in Den Haag erhält der Internationale Strafgerichtshof Beweise für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, tötet Mouawiya zum ersten Mal einen Menschen.

»Ich lag auf einem Häuserdach. Im Fadenkreuz meines Gewehrs sah ich auf einem anderen Dach einen Soldaten der syrischen Armee. Der Soldat sah mich nicht. Er war, glaube ich, doppelt so alt wie ich, vielleicht genauso alt wie mein Vater. Ich zielte auf seinen Kopf. Dann drückte ich ab.«

Mouawiya sagt heute, er wisse nicht, wie viele Männer er danach getötet habe. Vielleicht stimmt das. Vielleicht will er es nicht wissen.

Was hast du beim ersten Mal gespürt?

Mouawiya schweigt lange, am Handy ist nur sein Atem zu hören. Irgendwann sagt er:

»Nichts.«

Während Mouawiya in seiner Heimat bleibt und kämpft, während immer mehr junge Männer aus Europa ausziehen, um nicht für Freiheit, sondern für den »Islamischen Staat« zu kämpfen, verlassen Millionen ihre Heimat Syrien, Hunderttausende flüchten nach Europa. Als sich Esma, die mit ihren Eltern flieht, von Mouawiya verabschiedet, macht er ein Foto von ihrer Hand auf seiner linken Brust, auf seinem Herzen. Er behält dieses Foto bis heute als Profilbild bei WhatsApp.

»Sie schickte mir auf der Flucht nur noch zwei Nachrichten, eine aus Ägypten, wo sie mit ihren Eltern durch die Wüste lief, und eine aus Libyen, wo sie mit Schleppern auf ein Boot wartete. Sie wollten über das Mittelmeer fahren, nach Italien. Ich war noch nie am Meer, Esma schrieb mir: »Die Wellen sind blau und schön. Bete für uns!« Danach schrieb sie nie wieder.«

Im Spätsommer desselben Jahres, im September 2015, fast zwölf Millionen Syrer sind auf der Flucht, sucht Mouawiya im Internet nach Bildern von Flüchtlingsbooten, er sucht immer noch nach Esma, aber er sieht nur das Foto eines dreijährigen syrischen Jungen am Strand von Bodrum,

an der türkischen Küste. Der Junge, sein Name ist Alan Kurdi, war noch nicht geboren, als Mouawiya das Graffito sprühte. Er ist im Meer ertrunken, das Meer hat seine Leiche an Land gespült, das Foto wird zum Schockbild dieser Zeit.

Ein paar Tage später, Regierungen in Europa sprechen von »menschlichen Tragödien« und schließen gleichzeitig ihre Grenzen, stößt Mouawiya auf Bilder, die eine ganz andere Botschaft senden, Bilder der Menschlichkeit, die er nicht mehr kannte, diese Bilder kommen aus Deutschland.

»Ich sah Syrer wie mich, Tausende, sie stiegen an Bahnhöfen aus Zügen. Da waren auch Deutsche mit Luftballons, sie haben jeden Syrer beklatscht. Da war auch diese deutsche Frau, die alle nach Deutschland einlud. Sie war überall bei Facebook. Jeder hat Bilder von ihr gepostet. Sie war berühmt.«

Mouawiya schweigt einen Moment, dann sagt er:

»Ich weiß ihren Namen nicht mehr.«

Auch Mouawiyas ehemalige Mitschüler, alle 22 Jungen, die einst wie er gefoltert worden waren, ehe die Revolution begann, versuchen damals, nach Deutschland zu gelangen. Bei Facebook verfolgt Mouawiya ihren Weg. Er sieht, dass manche, die Europa erreichen, auf Müllkippen oder in eingezäunten Lagern landen. Und er sieht andere, die es bis nach München, Dortmund oder Berlin schaffen, die Fotos von sich vor deutschen Fußballstadien posten.

Man kann einige dieser Jungen, die mittlerweile junge Männer sind, heute suchen, und man kann sie verteilt über Europa und den Nahen Osten finden. In einer Asylunterkunft in Darmstadt. In einer McDonald's-Filiale in Wien. In der jordanischen Zeltstadt Saatari, einem der größten Flüchtlingslager der Welt. Fast alle von ihnen waren einmal mit Mouawiya befreundet. Fast alle sagen heute, er, der Assad beleidigte, habe ihr Leben und ihr Land zerstört.

Nachdem Mouawiyas Freunde aus Syrien geflüchtet sind, kämpft er noch drei weitere Jahre lang in Daraa, aber er weiß von Jahr zu Jahr weniger, so sagt Mouawiya, wofür.

Einen Tag bevor er 18 Jahre alt wird, wird Donald Trump zum Präsidenten der USA gewählt. Trump nennt Assad nicht länger Amerikas Feind, sondern »Verbündeten« gegen den Terror. Mouawiyas Verbündete, mit denen er seinen Geburtstag feiert, sind junge Männer, die er kaum kennt.

»Sie kämpften mit der Freien Syrischen Armee, aber sie trugen lange Bärte und redeten vom Kalifat. Manchmal, wenn sie Soldaten von Assad gefangen nahmen, schlachte-

ten sie die Gefangenen ab wie Ziegen.«

Mouawiya schickt ein Foto, darauf stehen Geländewagen und ein paar Dutzend Männer im Kreis. Ein Mann filmt mit einer Videokamera, zwei andere führen einen Gefangenen in ihre Mitte, mit einem Sack über dem Kopf.

»Manchmal, wenn ich ihnen beim Schlachten zusah, wusste ich nicht mehr: Wer ist böser, Assad oder die Männer mit den Bärten, meine eigenen Kameraden?«

Es ist im Winter 2016, im Nordirak verliert der »Islamische Staat« den Kampf um Mossul, im kasachischen Astana bereiten die Vereinten Nationen die vierte Syrien-Konferenz vor, als Assads Armee im Kessel von Aleppo die vielleicht entscheidende Schlacht des Krieges gewinnt. Fünf Monate später, vor genau einem Jahr, versucht das Regime, auch Daraa zu erobern. In nur zwei Wochen im Juni, in Deutschland wird so gut wie nicht darüber berichtet, aber Weißhelme des Syrischen Zivilschutzes werden noch lange davon erzählen, fallen 645 Fassbomben, 91 Napalmraketen und 645 Mörsergranaten auf Daraa.

»Überall war Feuer, überall brannten Menschen. Ich sah Kinder, die im offenen Feuer Spatzen grillten, um nicht zu verhungern. Ich sah Familien, die erhängten sich vor ihren Häusern, nur aus Angst. Das Schlimmste

war das Warten auf die nächste Bombe, das Geräusch, wenn sie vom Himmel fiel.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya, überleben; glauben fest, die ganze Welt blicke auf Daraa, sehe einfach zu, wie Assad alles vernichte. Wie sollen sie sich vorstellen können, dass bis heute, nach sieben Jahren Krieg, nach Tausenden Bomben und Gefechten, kaum jemand da draußen jemals den Namen Daraa gehört hat?

An einem Abend Ende Mai springt Mouawiyas Kamera nicht mehr an. Er reagiert auch nicht mehr auf Anrufe. Die Verbindung ist zu schlecht, schreibt er per SMS, der Angriff auf den Süden der Stadt hat begonnen, die zweite Großoffensive der syrischen Armee steht bevor. Er schickt ein Foto von einem Flugblatt, das Hubschrauber über Daraa abgeworfen haben, darauf steht: »Ergebnis euch, oder ihr werdet alle sterben.«

Es ist der 2642. Tag des Krieges und die letzten tausend Kämpfer in Daraa, einer der letzten Rebellenhochburgen in Syrien, können sich kaum noch wehren. Mouawiya schickt eine Sprachnachricht, seine Stimme klingt erschöpft:

»Hier ist Mouawiya, könnt ihr mich hören? Sie beschießen uns mit Mörsern und Raketen. Wir haben fast keine Munition mehr, aus dem Ausland kommen kaum noch Waffen. Eigentlich sollten die Amerikaner uns be-

schützen, aber sie haben uns aufgegeben. Wir sitzen in einem Steinbunker.

Wir können nur beten.«

Einen Tag später schreibt Mouawiya, per WhatsApp-Nachricht:

»Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod.« Eine Woche danach, mittlerweile melden Rebellen und Dschihadisten in Daraa jeden Abend Raketeneinschläge, schreibt Mouawiya mitten in der Nacht:

»Vielleicht können meine Mutter und ich noch fliehen, vielleicht gibt es einen Weg. Es gibt einen Schlepper, er kann uns nach Jordanien bringen.«

Zwei Nächte darauf, es ist seine vorerst letzte Nachricht, für Tage das letzte Lebenszeichen, schreibt er nur:

»Ich habe Daraa in meinem ganzen Leben noch nie verlassen.«

Vielleicht ist die Legende von dem Jungen, der den Krieg auslöste, wie ein Fluch. Vielleicht ist sie auch alles, was Mouawiya noch hat.

An einem frühen Morgen im Juni, über Daraa steht schwarzer Rauch, umarmt eine Mutter irgendwo außerhalb der Stadt, auf einem Wüstenstreifen vor der jordanischen Grenze, ihren jüngsten Sohn. Die Mutter, so werden es Geflüchtete beschreiben, die mit ihr über die Grenze kommen, weint und schlägt ihrem Sohn gegen die Brust, dann küsst sie ihn. Der Sohn geht nicht mit ihr weiter, er flieht nicht nach Jordanien, er geht nicht fort aus Syrien. Er bleibt.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

In der Ausgabe vom 23. Juni 2018 erzählt Relotius in Form einer Reportage die Geschichte des syrischen Jungen Mouawiya Syasneh, der als 13-Jähriger den syrischen Präsidenten Assad mit einem Graffito beleidigt haben soll. Der Junge sei als Held gefeiert worden, heißt es in der Geschichte - später jedoch »verteufelt« worden als derjenige, der den Syrienkrieg auslöste. Er habe mit dem Jungen per Mobiltelefon kommuniziert, schreibt Relotius in seiner Geschichte. Über die Kamera des Telefons habe er Mouawiya sehen können, so seien die Eindrücke aus der Stadt Daraa zustande gekommen.

Relotius schreibt: »Als Journalist kommt man nicht mehr nach Daraa hinein, man kann Mouawiya nicht mehr persönlich treffen. Aber man kann an die Grenze zu Syrien fahren, man kann von der Wüste Jordaniens aus, nur fünf Kilometer entfernt von der Front, die zerstörten Häuser Daraas sehen. Und man kann mit Mouawiya über Wochen hinweg per WhatsApp telefonieren, mit und ohne Kamera. Man kann ihn, wie durch ein Schlüsselloch, durch die letzten Tage dieses Krieges begleiten und versuchen, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, die eng vernäht ist mit der Geschichte Syriens.«

Neben einzelnen Faktenfehlern enthält dieser Text offenkundig massive Fälschungen. Zutreffend ist, dass es Mouawiya Syasneh gibt. Er war tatsächlich an der Graffito-Aktion im Februar 2011 beteiligt. Die »Kamerafahrten« durch die zerstörte syrische Stadt Daraa sind allerdings erfunden, das hat Relotius im Dezember 2018 eingeräumt. Auch viele biografische Details stimmen nicht; Relotius hat sie Mouawiya wohl in den Mund gelegt. Der Versuch, zwischen »Erfindung«, »Faktenfehler« und »unzulässiger Dramatisie-

rung« zu unterscheiden, berührt ein grundsätzliches Problem: Zahlreiche Details aus einem Bürgerkriegsland sind nicht zweifelsfrei überprüfbar.

Eine Erfindung ist beispielsweise die Behauptung, die Kamera von Mouawiyas Handy sei immer wieder an- und ausgegangen. Damit ist auch das dramaturgische Konzept der Geschichte Fiktion.

Mindestens willkürlich ist die Behauptung, ein bestimmter Tag der Reportage spiele am »2601. Tag im Krieg«. Weil sich der Beginn des Bürgerkriegs nicht auf ein Datum genau festlegen lässt, kann es auch keinen 2601. Tag geben.

Eine Dramatisierung scheint beispielsweise die Behauptung zu sein, Mouawiya habe sein Handy (zu einer bestimmten Zeit) »Tag und Nacht eingeschaltet« bei sich gehabt. Dies scheint unwahrscheinlich, lässt sich aber nicht zweifelsfrei überprüfen. Sicher ist, dass die Handy-Gespräche mit Mouawiya Syasneh in dieser Form nicht stattgefunden haben. Es gibt zwar einen kurzen Chat der beiden, dieser enthält jedoch wenig Fakten. Der Kontakt lief über eine arabischsprachige Kollegin, mit der Relotius die Recherche gemeinsam begonnen hatte. Es gab auch ein Telefonat mit dem Jungen, im Beisein der Kollegin. Irgendwann arbeitete Relotius jedoch allein weiter.

Relotius stützt sich bei seinen Fälschungen in dieser Geschichte offenkundig auf die Berichte anderer Medien, beispielsweise auf einen Film, den Al Jazeera in englischer Sprache veröffentlicht hat. Allerdings verändert und dramatisiert er offensichtlich an zahlreichen Stellen dort aufgefundene Fakten und fügt Erfindungen hinzu.

Endreinigung

Ein kanadischer Geschäftsmann entschuldigt sich nach 17 Jahren für ein Fiasko auf seinem Hotelzimmer.

Nick Burchill war auf Geschäftsreise in Victoria, einer Stadt an der kanadischen Westküste, er kam gerade von einem Termin und hielt Ausschau nach einem schönen Hotel, als ihn, tief in seinem Inneren, das schlechte Gewissen einholte. Am Inneren Hafen sah er das Fairmont Empress, ein historisches Sternehotel, prächtig wie ein Schloss. Dann, plötzlich, zog sich sein Magen zusammen, wurde ihm heiß und übel. Er sah auf einmal wieder alles vor sich: »Den Dreck, das Chaos, die unglaublichste Sauerei«, sagt Burchill, »die ein Mensch in einem Hotel anrichten kann.«

Eigentlich hatte sich Nick Burchill, 49, ein Familienvater aus Nova Scotia, kanadische Ostküste, fest vorgenommen, nie wieder an das zu denken, was er eines Tages, als er noch ein junger Mann war, mit einem Zimmer jenes Hotels gemacht hatte. Er habe nie einem Menschen davon erzählt, sagt Burchill am Telefon, weder seiner Frau noch seinen besten Freunden. Er habe es einfach verdrängt, als wäre es nicht geschehen, totgeschwiegen wie einen Unfall, den er unmöglich irgendjemandem erklären könnte. »17 Jahre lang«, sagt Burchill, und er klingt, als würde er sich noch immer schämen, »habe ich ganz allein mit meiner Schuld gelebt.«

Es war im Jahr 2001, als Burchill das Fairmont Empress in Victoria, südlich von Vancouver, zum ersten Mal besuchte. Burchill, damals noch Jungeselle, war gerade neu bei seiner Firma, einem Hersteller für Schiffstechnik, er sollte an einer Konferenz in dem Hotel teilnehmen. Er wollte, schon mal in der Gegend, die Möglichkeit nach dem ersten, seine ehemaligen Kameraden von der Royal Canadian Navy zu treffen. Als Gastgeschenk wählte er eine Spezialität aus seiner Heimat, die TNT Peperoni, eine feurig scharfe Wurst. Er kaufte nicht nur ein paar davon, sondern »eine ganze Schiffsladung voll«, sagt er, genauer gesagt: einen großen, prall gefüllten Koffer. Burchill bezog ein Zimmer im vierten Stock, mit edlen Teppichen, Samtvorhängen und Blick über den Hafen. Das alte Schlosshotel, vor über hundert Jahren im edwardianischen Stil erbaut, gilt als eines der prunkvollsten Hotels der amerikanischen Pazifikküste.

Als Burchill den Koffer mit den Würsten, während der langen Anreise warm geworden, auf seinem Zimmer öffnete, so erzählt er, stieg ihm ein unappetitlicher Geruch entgegen. Burchill suchte nach einem Kühlschrank, einer Minibar zur Frischhaltung, aber er konnte nichts dergleichen finden. Irgendwann, er weiß heute selbst nicht mehr, was ihn gerieten hat, kam ihm eine Idee: Er öffnete das Fenster, draußen wehte kalter Wind, er schob einen Tisch ans Fensterbrett und breitete alle Würste zur Abkühlung an der frischen Seeluft darauf aus. Dann ging er draußen spazieren, ganz in Ruhe.

Als Nick Burchill vier Stunden später wieder das Zimmer betreten wollte, um sich für die Konferenz anzukleiden, vernahm er schon auf dem Flur Gerüche, wie im Zoo: Er öffnete die Tür und noch bevor er im Zimmer stand, so erzählt er, floß ihm ein »Torнадо aus Vogelfäeces« entgegen.

Mit Mühsal, 40 Sekunden, Burchill fand kurz Zeit zum gemessenen Zählen, waren durch das offene Fenster geflogen, sie waren überall im Raum und hatten sich, stundenlang, an Burchills scharfes Wissen bedient. Wer schon mal wirklich schief gewesen habe, sagt er, kann sich in etwa vorstellen, was das mit der Verdauung von Seemühen macht.

Burchill, geschick, schloß die Tür und steuerte ihnen entgegen, aber das machte die Sache nicht besser. Die aufgeschreckten Mäuse flohen nun quer durch sein Zimmer, gegen Wind und Notflucht, sich gegen ihre Lampen, Spiegel und geschlossene Fenster. Daß siegenen Federn auf dem Teppich, bild vor allem mit Wurstschichten und mit Kot bedeckt.

Burchill sagt, er sei sich vorgenommen wie in dem Hitchcock-Film »Die Vögel«. Die Tiere waren in der Oberrahl, aber irgendwie musste er sie loswerden. Er nahm einen Schuh und warf ihn nach einer Mäuse, sowohl der Schuh als auch die Mäuse flohen durchs Fenster, auf die Terrasse, wo andere Gäste gerade zum Nachmittagtee eintrafen. Dann nahm er ein Handtuch, wickelte es um die nächste Mäuse und warf es hinterher, ohne zu bedenken, dass Mäuse in Handtüchern schlüpfen können. Irgendwann »ab alle Vögel verstreut«, das Zimmer im Druck verpackt war – lief er nach unten und holte seinen verschmutzten Schuh. Er reingibt ihn im Waschbecken, er musste zu seinem Geschäftssachen, also versuchte er, den Schuh schnellstmöglich zu trocknen und steckte einen Film hinein. »Mein nächster Geschäftstreffen«, sagt Burchill, ein paar Augenblicke später klingelte das Telefon, er verließ das Bad, der Film drückte sich nur auf seinen Schuh, im vollen Waschbecken. Die Sicherung sprang raus, im Hotel wurde er durch Burchills Ruf ins Zimmermädchen herbei, das beim Anblick des Zimmers, so erzählt er, weinte und »unwissentlich aufhören zu atmen«.

Er sagte, es tue ihm leid. Dann verschwand er zu dem Geschäftssachen. In Wahrheit, sagt er heute, habe er nie richtig um Verzeihung gebeten. Seine Firma habe bald nach seinem Besuch einen Brief erhalten, darin hieß es, er sei der schlimmste Mitarbeiter aller Zeiten und bekomme lebenslanges Plausverbot. 17 Jahre lang sagte sich Burchill, damit sei es erledigt, eine Festschuldung nicht nötig. Bis vor Kurzem, als er wieder vor den Hotel stand und sein Gewissen ihn plagte wie eine alte, nie sanft verheilt Wunde.

Burchill schrieb dem Fairmont Empress noch am selben Abend einen langen Brief, in dem er alles noch mal erzählte, seine ganze persönliche Geschichte. Er postete das Brief auch auf seiner Facebook-Seite, wo ihn mehr als 2000 Leute aus der ganzen Welt teilten. Er hat öffentlich um Verzeihung, er gebietet: »Ich bin gerührt.« Er verbrachte 14 Stunden, dann nahm das Hotel seine Entschuldigung an und lud ihn ein, wieder im Fairmont Empress zu übernachten.

Nick Burchill sagt, er sei so erleichtert gewesen, endlich, er habe dem Manager sofort vorgezogen, allen Zimmermädchen TNT Würste mitzubringen, als Frischensagerbet. ©: JAMES MONTGOMERY



Burchill

Schiffsmutter Hotelgast aller Zeiten entschuldigt sich nach 17 Jahren

Von der Website travelbook.de

Endreinigung

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein kanadischer Geschäftsmann entschuldigt sich nach 17 Jahren für ein Fiasko auf seinem Hotelzimmer.

9 | DER SPIEGEL 18/2018, 28.4.2018

Nick Burchill war auf Geschäftsreise in Victoria, einer Stadt an der kanadischen Westküste, er kam gerade von einem Termin und hielt Ausschau nach einem schönen Hotel, als ihn, tief in seinem Inneren, das schlechte Gewissen einholte. Am Inneren Hafen sah er das Fairmont Empress, ein historisches Sternehotel, prächtig wie ein Schloss. Dann, plötzlich, zog sich sein Magen zusammen, wurde ihm heiß und übel. Er sah auf einmal wieder alles vor sich: »Den Dreck, das Chaos, die unglaublichste Sauerei«, sagt Burchill, »die ein Mensch in einem Hotel anrichten kann.«

Eigentlich hatte sich Nick Burchill, 49, ein Familienvater aus Nova Scotia, kanadische Ostküste, fest vorgenommen, nie wieder an das zu denken, was er eines Tages, als er noch ein junger Mann war, mit einem Zimmer jenes Hotels gemacht hatte. Er habe nie einem Menschen davon erzählt, sagt Burchill am Telefon, weder sei-

ner Frau noch seinen besten Freunden. Er habe es einfach verdrängt, als wäre es nicht geschehen, totgeschwiegen wie einen Unfall, den er unmöglich irgendjemandem erklären könnte. »17 Jahre lang«, sagt Burchill, und er klingt, als würde er sich noch immer schämen, »habe ich ganz allein mit meiner Schuld gelebt.«

Es war im Jahr 2001, als Burchill das Fairmont Empress in Victoria, südlich von Vancouver, zum ersten Mal besuchte. Burchill, damals noch Jungeselle, war gerade neu bei seiner Firma, einem Hersteller für Schiffstechnik, er sollte an einer Konferenz in dem Hotel teilnehmen. Er wollte, schon mal in der Gegend, die Gelegenheit auch dazu nutzen, seine ehemaligen Kameraden von der Royal Canadian Navy zu treffen. Als Gastgeschenk wählte er eine Spezialität aus seiner Heimat, die TNT Peperoni, eine feurig scharfe Wurst. Er kaufte nicht nur ein paar davon, sondern »eine ganze Schiffsladung voll«, sagt er, genauer gesagt: einen großen, prall gefüllten Koffer. Burchill bezog ein Zimmer im vierten Stock, mit edlen Teppichen, Samtvorhängen und Blick über den Hafen. Das alte Schlosshotel, vor über hundert Jahren im edwardianischen Stil erbaut, gilt als eines der prunkvollsten Hotels der amerikanischen Pazifikküste.

Als Burchill den Koffer mit den Würsten, während der langen Anreise warm geworden, auf seinem Zimmer öffnete, so erzählt er, stieg ihm ein unappetitlicher Geruch entgegen. Burchill suchte nach einem Kühlschrank, einer Minibar zur Frischhaltung, aber er konnte nichts dergleichen finden. Irgendwann, er weiß heute selbst nicht mehr, was ihn geritten hat, kam ihm eine Idee: Er öffnete das Fenster, draußen wehte kalter Wind, er schob einen Tisch ans Fensterbrett und breitete alle Würste zur Abkühlung an der frischen Seeluft darauf aus. Dann ging er draußen spazieren, ganz in Ruhe.

Burchill schrieb dem Fairmont Empress noch am selben Abend einen langen Brief, in dem er alles noch mal erzählte, seine ganze persönliche Geschichte. Er postete das Brief auch auf seiner Facebook-Seite, wo ihn mehr als 2000 Leute aus der ganzen Welt teilten. Er hat öffentlich um Verzeihung, er gebietet: »Ich bin gerührt.« Er verbrachte 14 Stunden, dann nahm das Hotel seine Entschuldigung an und lud ihn ein, wieder im Fairmont Empress zu übernachten.

Als Nick Burchill vier Stunden später wieder das Zimmer betreten wollte, um sich für die Konferenz umzukleiden, vernahm er schon auf dem Flur Geräusche »wie im Zoo«. Er öffnete die Tür, und noch bevor er im Zimmer stand, so erzählt er, flog ihm ein »Tornado aus Vogelkot« entgegen.

Mindestens 40 Seemöwen, Burchill fand keine Zeit zum genauen Zählen, waren durch das offene Fenster gekommen, sie waren überall im Raum und hatten sich, stundenlang, an Burchills scharfen Würsten bedient. Wer schon mal wirklich scharf gegessen habe, sagt er, »kann sich in etwa vorstellen, was das mit der Verdauung von Seemöwen macht«.

Burchill, panisch, schloss die Tür und stürzte ihnen entgegen, aber das machte die Sache nicht besser. Die aufgescheuchten Möwen flogen nun quer durch sein Zimmer, gegen Wände und Vorhänge, auch gegen teure Lampen, Spiegel und geschlossene Fenster. Bald segelten Federn auf den Teppich, bald war alles mit Würststücken und mit Kot bedeckt.

Burchill sagt, er sei sich vorgekommen wie in dem Hitchcock-Film »Die Vögel«. Die Tiere waren in der Überzahl, aber ir-

gendwie musste er sie loswerden. Er nahm einen Schuh und warf ihn nach einer Möwe; sowohl der Schuh als auch die Möwe flogen durchs Fenster, auf die Terrasse, wo andere Gäste gerade zum Nachmittagstee eintrafen. Dann nahm er ein Handtuch, wickelte es um die nächste Möwe und warf sie hinterher, ohne zu bedenken, dass Möwen in Handtüchern schlecht fliegen können. Irgendwann – als alle Vögel verschwunden, das Zimmer im Dreck versunken war – lief er nach unten und holte seinen verschmutzten Schuh. Er reinigte ihn im Waschbecken, er musste zu seinem Geschäftsessen, also versuchte er, den Schuh schnellstmöglich zu trocknen und steckte einen Föhn hinein. »Mein nächster Geniestreich«, sagt Burchill. Ein paar Augenblicke später klingelte das Telefon, er verließ das Bad, der Föhn drehte sich aus seinem Schuh, ins volle Waschbecken. Die Sicherung sprang raus, im Hotel wurde es dunkel. Burchill rief ein Zimmermädchen herbei, das beim Anblick des Zimmers, so erzählt er, weinte und ansatzweise aufhörte zu atmen. Er sagte, es tue ihm leid. Dann verschwand er zu dem Geschäftsessen.

In Wahrheit, sagt er heute, habe er nie richtig um Verzeihung gebeten. Seine Firma habe bald nach seinem Besuch einen Brief erhalten, darin hieß es, er sei der »schlimmste Hotelgast aller Zeiten« und bekomme lebenslanges Hausverbot. 17 Jahre lang sagte sich Burchill, damit sei es erledigt, eine Entschuldigung nicht nötig. Bis vor Kurzem, als er wieder vor dem Hotel stand und sein Gewissen ihn plagte wie eine alte, nie ganz verheilte Wunde.

Burchill schrieb dem Fairmont Empress noch am selben Abend einen langen Brief, in dem er alles noch mal erzählte, seine ganze peinliche Geschichte. Er postete den Brief auch auf seiner Facebook-Seite, wo ihn mehr als 7000 Leute aus der ganzen Welt teilten. Er bat öffentlich um Vergebung, er gelobte: »Ich bin gereift.« Es vergingen 24 Stunden, dann nahm das Hotel seine Entschuldigung an und lud ihn ein, wieder im Fairmont Empress zu übernachten.

Nick Burchill sagt, er sei so erleichtert gewesen, endlich, er habe dem Manager sofort vorgeschlagen, allen Zimmermädchen TNT-Würste mitzubringen, als Friedensangebot. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember und Januar 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Claas Relotius über den kanadischen Geschäftsmann Nick Burchill und wie dieser sich 17 Jahre nach seinem Besuch in einem Sternehotel in Victoria an der kanadischen Westküste für die »Sauerei« entschuldigt, die er damals in seinem Hotelzimmer hinterlassen hatte. Die Geschichte umfasst eine Seite.

Über diesen Text sagte Relotius im Dezember 2018, dass er den Protagonisten Nick Burchill nicht gesprochen habe. Der SPIEGEL hat Burchill im Januar 2019 kontaktiert. Auch er versicherte, dass er nie mit Relotius in Kontakt stand. Er hatte seine Geschichte selbst veröffentlicht - in einem offenen Brief via Face-

book, der dann ein großes Presse-Echo fand. Burchill habe daraufhin viele Anrufe von Journalisten aus aller Welt erhalten, aber bis auf ein Radio-Interview mit dem kanadischen Sender CBC News aus Nova Scotia alle Interviewanfragen abgelehnt. Vom SPIEGEL lag offenbar keine Anfrage vor.

Zu einem großen Teil stimmt die Relotius-Geschichte mit den persönlichen Schilderungen von Burchill überein. Allerdings finden sich in dem SPIEGEL-Text zusätzlich einige Details sowie Zitate, die weder dem Wortlaut des Facebook-Briefs noch dem Radiointerview entnommen sind und offenbar von Relotius erfunden wurden.

Karteileiche

Warum ein Gericht einen lebendigen Rumänen für tot erklärte

Constantin Reliu saß im Gericht von Bârlad, einer mittelgroßen Stadt in Ostrumänien, als darüber entschieden wurde, ob er für den Rest seines Daseins zu den Lebenden oder den Toten zählen würde.

Es war ein Donnerstagmorgen im März, Reliu, 63, ein runder Herr mit beigefarbener Jacke und beigefarbener Schiebermütze, hatte sein graues Haar gekämmt, um seinen Hals hing eine Krawatte. Er wollte einen guten Eindruck machen, vor allem jedoch wollte er dem Staat beweisen, dass er leibhaftig, am Leben sei. Der Richter, ein Mann in schwarzer Robe, blickte ihn an und zog die Augenbraue hoch.

Dann, Reliu faltete flehend seine Hände, fiel das Urteil. Er hieß: Du, Constantin Reliu, bist tot.

Eigentlich fühlt sich Constantin Reliu im Großen und Ganzen kerngesund. Er ist ein kleiner Mann mit einem großen Bauch, der gern Pflaumenschnaps und Raki trinkt. Er leidet an Diabetes, aber ansonsten, sagt Reliu, »lange noch lange nicht im Grab«. Er klingt ein wenig verwirrt.

Die Geschichte von Constantin Reliu ist die Geschichte eines Mannes, der unsichtbar werden wollte – und es eines Tages, zu seinem eigenen Unglück, auch wurde. Seine Geschichte könnte auch im Kopf von Franz Kafka entstanden sein, aber sie ist wahr und begann vor 26 Jahren. Es war im Sommer 1992, erzählt Reliu am Telefon, die Revolution in Rumänien lag zwei Jahre zurück, er selbst wohnte mit seiner Frau Andra in seiner Heimatstadt Bârlad, vier Autostunden nördlich von Bukarest. Sie waren gerade frisch verheiratet, gemeinsam hatten sie eine kleine Tochter, Bernina, als Reliu seine Frau umarmte und ihr sagte, er müsse für ein paar Jahre fortgehen.

Unter Ceausescu, dem später hingerichteten Diktator, hatte Reliu für die Götterstatue gearbeitet, nicht als Ingenieur, nur als Koch in einer Amtskantine. Aber nach dem Ende des Kommunismus durfte er nicht mehr kochen, angeblich, sagt Reliu, gab es Arbeit für einen, der die verhassten Spitzel bekocht hatte. Um seine Familie zu ernähren, irgendwie an Geld zu kommen, wanderte er aus in die Türkei.

Sein Bruder betrieb ein Restaurant in Istanbul, Reliu, der illegal über die Grenze gekommen war, begann, ohne Arbeitserlaubnis, dort zu kochen. Alle sechs Wochen, wenn er genug gespart hatte, fuhr er im Laderaum eines Lieferwagens versteckt zwischen Gemüseboxen, 15 Stunden lang nach Bârlad, zu seiner Familie. Er gab seiner Frau das Geld, küsste seine Tochter, dann verbrachte er wieder im Wagen.

So ging es etwa sieben Jahre lang. Reliu kann heute nicht mehr genau sagen, wie alles auseinanderbrach; wann seine Frau sich in einen anderen, wohlhabenderen Mann verliebte, wann er in seiner Wut darüber zum Trinker wurde. Vor allem versteht er selbst nicht, weshalb er irgendwann alle Verbindungen nach Bârlad kuppelte und nach sechs Wochen die Wiederbekehrung wollte. Er wollte nur noch, dass er sich früher, als er das Trinken in den Griff bekommen hatte, zu sehr schämte, um noch einmal in seine Heimat zurückzukehren.

Constantin Reliu blieb in Istanbul, für insgesamt 25 Jahre. Er lehrte im Restaurant und baute sich langsam ein neues Leben auf. Mit dem Geld, das er sozusagen für sich behielt, mietete er eine kleine Wohnung nahe dem Bosporus, Randstadt, seine Heimat, vermählte er sich dann, wenn er an seine Tochter dachte. Er reichte nicht mehr zurück, so sehr seine Frau jemals wiederzusehen. »Erwas in mir wusste«, sagt Reliu, »sich hin für sie gedulden«. Wie richtig er mit dieser Abmahnung lag, hätte Constantin Reliu wohl nie erfahren, hätte ihn die Behörden im vergangenen Dezember nicht nach seiner Arbeitserlaubnis verlangt, nach Papieren, die er nie bekommen hatte. Einen Monat später wurde Reliu abgeschoben. Als er im kalten Bukarest aus einem Flugzeug stieg, so erzählt er es, umstellte ihn eine Handvoll Polizisten, um mich über meines Tod zu informieren.

Seine Familie, so wurde ihm mitgeteilt, hatte angenommen, dass er nicht einfach abgetascht, sondern schon 1990 bei einem Fallüberfall in der Türkei ums Leben gekommen war. Als seine Frau ein zweites Mal heimwärts wollte, war fünf Jahre, heute sind ihn offiziell für tot erklärt worden. Reliu wurde schockiert. Er sprach von einem Fehler, einem Missverständnis. Er erzählte dies Polizisten, sechs Stunden lang, von seinem ganzen, komplizierten Leben, und schließlich, nachdem die sechs Fingerabdrücke verglichen hatten, ließen sie ihn passieren. Reliu ging zurück nach Istanbul, wo alle Dokumente über seinen Wiedererfindungs empfinden – bis auf zwei. Seine Tochter, er habe Reliu, wahren inwiefern in Spanien und habe selbst drei Kinder: Als er sie persönlich ansah, sagt er, sei sie im Ohnmatten gefallen. Sie sollte seine Tochter mit ihm zu tun haben. Seine Frau, erzählt Reliu, sei nach Italien gezogen, seine Stiefkinder habe sie mitgenommen.

Wegen dieser Unklarheit war er ein geschickter Mann im März vor Gericht gegangen. Er wollte sich annullieren lassen. Aber der Richter sagte, die Frau, um Einigkeit gegen den eigenen Tod einzuhalten, sei abgestorben. Reliu wohnt jetzt wieder in dem alten, heruntergekommenen Apartment seiner Familie, ganz allein. Er kann nicht mehr zurück nach Istanbul, weil die Türkei ihn als Lebewesen verbietet. Er kann sich aber geradezu arbeiten, weil niemand einen Toten einstellt. Er kann nicht wegen seines Diabetes zum Arzt gehen, weil kein Arzt einen Verstorbenden behandelt. Er kann nicht tot sein, er er eine Identität benötigt, weil es ihn offiziell nicht mehr gibt.

Constantin Reliu könnte gegen das Urteil vorgehen, aber auch ein höheres Gericht müsste einen Fallgegenstand kennen. Constantin Reliu, alles sei seine gerechte Strafe. Er hat sein Leben aufgegeben, und nun, da er es wieder braucht, ist es wieder, was sein Leben ist.



Reliu. Absurd: Darum ist dieser Rumäne tot, obwohl er lebt. Von der Website Bild24

Karteileiche

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum ein Gericht einen lebendigen Rumänen für tot erklärte

10 | DER SPIEGEL 16/2018, 14.4.2018

Constantin Reliu saß im Gericht von Bârlad, einer mittelgroßen Stadt in Ostrumänien, als darüber entschieden wurde, ob er für den Rest seines Daseins zu den Lebenden oder den Toten zählen würde.

Es war ein Donnerstagmorgen im März, Reliu, 63, ein runder Herr mit beigefarbener Jacke und beigefarbener Schiebermütze, hatte sein graues Haar gekämmt, um seinen Hals hing eine Krawatte. Er wollte einen guten Eindruck machen, vor allem jedoch wollte er dem Staat beweisen, dass er leibhaftig, am Leben sei. Der Richter, ein Mann in schwarzer Robe, blickte ihn an und zog die Augenbraue hoch.

Dann, Reliu faltete flehend seine Hände, fiel das Urteil. Es hieß: Du, Constantin Reliu, bist tot.

Eigentlich fühlt sich Constantin Reliu im Großen und Ganzen kerngesund. Er ist ein kleiner Mann mit einem großen Bauch, der gern Pflaumenschnaps und Raki trinkt. Er

leidet an Diabetes, aber ansonsten, sagt Reliu, »liege ich noch lange nicht im Grab«. Er klingt ein wenig verzweifelt.

Die Geschichte von Constantin Reliu ist die Geschichte eines Mannes, der unsichtbar werden wollte – und es eines Tages, zu seinem eigenen Unglück, auch wurde. Seine Geschichte könnte auch im Kopf von Franz Kafka entstanden sein, aber sie ist wahr und begann vor 26 Jahren. Es war im Sommer 1992, erzählt Reliu am Telefon, die Revolution in Rumänien lag zwei Jahre zurück, er selbst wohnte mit seiner Frau Andra in seiner Heimatstadt Bârlad, vier Autostunden nördlich von Bukarest. Sie waren gerade frisch verheiratet, gemeinsam hatten sie eine kleine Tochter, Iasmina, als Reliu seine Frau umarmte und ihr sagte, er müsse für ein paar Jahre fortgehen.

Unter Ceausescu, dem später hingerichteten Diktator, hatte Reliu für die Geheimpolizei gearbeitet, nicht als Informant, nur als Koch in einer Amtskantine. Aber nach

dem Ende des Kommunismus durfte er nicht mehr kochen, nirgendwo, sagt Reliu, gab es Arbeit für einen, der die verhassten Spitzel bekocht hatte. Um seine Familie zu ernähren, irgendwie an Geld zu kommen, wanderte er aus in die Türkei.

Sein Bruder betrieb ein Restaurant in Istanbul. Reliu, der illegal über die Grenze gekommen war, begann, ohne Arbeitserlaubnis, dort zu kochen. Alle sechs Wochen, wenn er genug gespart hatte, fuhr er im Laderaum eines Lieferwagens, versteckt zwischen Gemüseboxen, 15 Stunden lang nach Bârlad, zu seiner Familie. Er gab seiner Frau das Geld, küsste seine Tochter, dann verschwand er wieder im Wagen.

So ging es etwa sieben Jahre lang. Reliu kann heute nicht mehr genau sagen, wie alles auseinanderbrach; wann seine Frau sich in einen anderen, wohlhabenderen Mann verliebte, wann er in seiner Wut darüber zum Trinker wurde. Vor allem versteht er selbst nicht, weshalb er irgend-

wann alle Verbindungen nach Bârlad kappte und auch seine Tochter nie wieder besuchte. Er weiß nur noch, dass er sich Jahre später, als er das Trinken in den Griff bekommen hatte, zu sehr schämte, um noch einmal in seine Heimat zurückzukehren.

Constantin Reliu blieb in Istanbul, für insgesamt 25 Jahre. Er kochte im Restaurant und baute sich langsam ein neues Leben auf. Mit dem Geld, das er nun ganz für sich behielt, mietete er eine kleine Wohnung nahe dem Bosphorus. Rumänien, seine Heimat, vermisste er nur dann, wenn er an seine Tochter dachte. Er rechnete nicht mehr damit, sie oder seine Frau jemals wiederzusehen. »Etwas in mir wusste«, sagt Reliu, »ich bin für sie gestorben.« Wie richtig er mit dieser Ahnung lag, hätte Constantin Reliu wohl nie erfahren, hätten türkische Behörden im vergangenen Dezember nicht nach seiner Arbeitserlaubnis verlangt, nach Papieren, die er nie besessen hatte. Einen Monat später wurde Reliu abgeschoben. Als er im kalten Bukarest aus einem Flugzeug stieg, so erzählt er es, um-

stellte ihn eine Handvoll Polizisten, »um mich über meinen Tod zu informieren«.

Seine Familie, so wurde ihm mitgeteilt, hatte angenommen, dass er nicht einfach abgetaucht, sondern schon 1999 bei einem Erdbeben in der Türkei ums Leben gekommen war. Als seine Frau ein zweites Mal heiraten wollte, vor fünf Jahren, hatte sie ihn offiziell für tot erklären lassen.

Reliu wurde schwindelig. Er sprach von einem Fehler, einem Missverständnis. Er erzählte den Polizisten, sechs Stunden lang, von seinem ganzen, komplizierten Leben, und schließlich, nachdem sie seine Fingerabdrücke verglichen hatten, ließen sie ihn passieren. Reliu ging zurück nach Bârlad, wo alte Bekannte ihn wie einen Wiedererstandenen empfangen – bis auf zwei. Seine Tochter, erfuhr Reliu, wohne inzwischen in Spanien und habe selbst drei Kinder. Als er sie plötzlich anrief, sagt er, sei sie in Ohnmacht gefallen. Sie wolle nichts mehr mit ihm zu tun haben. Seine Frau, erzählt Reliu, sei nach Italien gezogen, seine Sterbeurkunde habe sie mitgenommen.

Wegen dieser Urkunde war er an jenem Morgen im März vor Gericht gezogen. Er wollte sie annullieren lassen. Aber der Richter sagte, die Frist, um Einspruch gegen den eigenen Tod einzulegen, sei abgelaufen. Reliu wohnt jetzt wieder in dem alten, heruntergekommenen Apartment seiner Familie, ganz allein. Er kann nicht mehr zurück nach Istanbul, weil die Türkei ihn lebenslang verbannt hat. Er kann auch nirgendwo arbeiten, weil niemand einen Toten einstellt. Er kann nicht wegen seines Diabetes zum Arzt gehen, weil kein Arzt einen Verstorbenen behandelt. Er kann nichts tun, wofür er eine Identität benötigt, weil es ihn offiziell nicht mehr gibt.

Constantin Reliu könnte gegen das Urteil vorgehen, aber auch ein höheres Gericht räumt einem Dahingegangenen kaum Chancen ein. Manchmal glaubt Reliu, alles sei seine gerechte Strafe. Er hat sein Leben aufgegeben, und nun, da er es wieder braucht, ist es vorbei.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« basiert auf Nachrichtenmeldungen über einen Rumänen, der in die Türkei gezogen und in Abwesenheit für tot erklärt worden war. Der Mann kehrte zurück in seine Heimatstadt und versuchte, dagegen vorzugehen, wobei er nicht sehr erfolgreich war.

Den Mann, der offiziell tot, in Wirklichkeit aber sehr lebendig war, gibt es wirklich. Relotius hatte im Dezember 2018 eingeräumt, nicht mit ihm gesprochen zu haben. Auch zahlreiche kleine Fehler, Unstimmigkeiten und ausgeschmückte Details legen das nahe. Es beginnt damit, dass der Mann im SPIEGEL Constantin Reliu heißt, in Wirklichkeit ist sein Name aber Reliu Constantin. Diesen Fehler haben sehr viele, auch rumänische Medien gemacht, in einem persönlichen Gespräch wäre das wohl aufgefallen.

Constantin zu erreichen, ist schwierig, und er spricht kaum Englisch. Der SPIEGEL hat deshalb den Autor einer der ersten größeren Geschichte über den Fall kontaktiert, den freien Journalisten Kit Gillet, der Reliu Constantin nach eigenen Angaben für die »New York Times« getroffen hat. Gillet hat demnach zweieinhalb Stunden mit Constantin gesprochen und zahlreiche Dokumente, unter anderem vom Gericht, eingesehen. Sehr viele Details in dem Text von Relotius seien zweifelhaft, sagt er, einige sind demnach sicher falsch.

So urteilte das Gericht in dem Fall nicht in der Stadt Bârlad, sondern in Vaslui. Die »Schiebermütze« aus dem Artikel dürfte Constantin während der Verhandlung nicht auf dem Kopf gehabt haben, Kopfbedeckungen sind vor rumänischen Gerichten abzu-

setzen. Auch die Vornamen von Constantins Frau und Tochter sind bei Relotius wohl falsch: Im Gespräch mit Gillet und in Gerichtsdokumenten heißt die Tochter nicht Iasmina sondern Luiza.

Constantin war 1992 nach Istanbul gegangen, um dort Geld für seine kleine Familie zu verdienen. Alle paar Monate kehrte er heim, verbrachte Zeit mit Frau und Tochter, gab ihnen Geld und fuhr dann wieder in die Türkei. So erzählte er es dem Journalisten. Bei Relotius ist alles dramatischer: »Alle sechs Wochen, wenn er genug gespart hatte, fuhr er im Laderaum eines Lieferwagens, versteckt zwischen Gemüseboxen, 15 Stunden lang nach Bârlad zu seiner Familie. Er gab seiner Frau das Geld, küsste seine Tochter, dann verschwand er wieder im Wagen.« Warum hätte er sich auf der Fahrt verstecken sollen, wo er doch wenigstens damals legal in der Türkei arbeitete?

Wie die Beziehung in die Brüche geht, ist bei Relotius unklar: »Reliu kann heute nicht mehr genau sagen, wie alles auseinanderbrach; wann seine Frau sich in einen anderen, wohlhabenderen Mann verliebte, wann er in seiner Wut darüber zum Trinker wurde.« Gillet erzählt, dass Constantin sehr lange und ausgiebig über die Schwierigkeiten in seiner Ehe sprach und darüber, dass beide Partner fremdgingen.

Am Ende verliert Constantin vor Gericht den Kampf um Annullierung seines eigenen Tods, und »auch ein höheres Gericht räumt einem Dahingegangenen kaum Chancen ein«, heißt es. In Wirklichkeit hatte er sich einfach an das falsche Gericht gewandt, so stand es auch in der »New York Times«.



Hinrichtungskammer mit Zuschauerfenster im Strafgefängnis von Huntsville, Texas. Foto: jeder Verurteilte muss vor 1.000

Die letzte Zeugin

Todesstrafe Gayle Gladdis reist durch die USA, um dabei zuzusehen, wie Menschen durch Giftspritzen getötet werden. Das Gesetz verlangt die Anwesenheit einfacher Bürger. Freiwillig sieht sie, was fast niemand mehr sehen will. Warum tut sie das? Von Claas Relotius

A n einem späten Januarabend, der Himmel über Joplin, Missouri, ist ohne Mond, verlässt eine kleine zierliche Frau ihr Haus, um einen Mann, den sie nicht kennt, sterben zu sehen. Sie verriegelt die Tür, dreht den Schlüssel dreimal um, dann geht sie eine menschenleere Straße entlang, zum Busbahnhof. Sie besorgt sich ein Greyhound-Ticket für 141 Dollar nach Huntsville, Texas, und zurück.

Sie hat nur eine Handtasche und einen leichten Rucksack mit einer Bibel, einer Zahnbürste und ein paar Keksen als Proviant dabei. Gayle Gladdis, 59, eine Frau mit schulterlangem Haar und Perlenohrringen, plant, nicht länger als 48 Stunden unterwegs zu sein, um das Böse aus der Welt zu schaffen.

Sie setzt sich auf einen Platz vorn rechts, auf langen Busfahrten, sagt sie, werde ihr oft übel. Die Reise nach Huntsville dauert gut 15 Stunden, Gladdis hat schon viele dieser Reisen hinter sich. In Jarratt, Virginia, hat sie einen Mann, der sich mit Händen und Füßen gegen die Spritze wehrte, um Gnade flehen hören. In Jacksonville, Florida, hat sie gesehen, wie sich einer, der sein Leben lang ein Teufel war, im letzten Moment vor Angst in die Hose machte. In Florence, Arizona, wurde sie Zeugin, wie

ein Verurteilter in dem Augenblick, als sie ihn töten, nach Gott und seiner Mutter rief.

Der Bus rollt langsam aus der Stadt, über den Freeway in die Nacht. In Huntsville wird Gayle Gladdis zum zehnten Mal Zuschauerin sein. Sie wird den Mann, dem sie noch nie zuvor begegnet ist, festgeschwollen auf einer weißen Liege sehen. Sie wird die Nadeln in seinen Armen zählen, und sie wird hören, ob er noch etwas zu sagen hat. Sie hat so etwas wie eine persönliche Einladung dabei: einen Brief mit dem Sternennbanner des Bundesstaates Texas, darauf steht: »Citizen witness to an execution«, bürgerliche Zeugin einer Hinrichtung. Ohne Leute wie sie, ohne Bürger, die freiwillig als Zeugen dienen, darf der Staat Texas den zum Tode Verurteilten nicht hinrichten.

Gladdis ist nicht ihr richtiger Nachname, aber sie will diesen lieber nicht öffentlich lesen. Gayle Gladdis hat fast niemandem verraten, wohin sie fährt und was sie dort erleben wird. In dem Büro in Joplin, wo sie als Sekretärin arbeitet, hat sie eine Woche Urlaub genommen. Ihrem Chef hat sie gesagt, sie wolle sich erholen. Ihren Freundinnen im Kirchenverein hat sie gesagt, sie fahre für zwei Tage ins schöne Land. Ihren Nachbarn hat sie erzählt, sie besuche ihre Schwiegermutter. »Gott weiß«, sagt Gladdis mit leiser Stimme und Südstaatenakzent, ob die Wirklichen wüssten, was ich in Wahrheit tue.

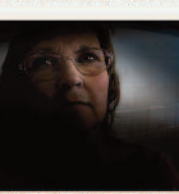
Gayle Gladdis liest einen Zeitungsartikel aus ihrer Handtasche und setzt die Leuchtblende auf. Der Artikel handelt von einem Mann, der in Huntsville getötet werden soll, in weniger als 30 Stunden. Sein Name ist Anthony Shreve. Das Foto der Zeitung zeigt einen Mann mit kurzen grauem Haar und hellem Gesicht. 55 Jahre alt, zupackend verheiratet, Vater zweier Kinder, Vegetarier und Sonnenanbeter. »Für Relotius wie Shreve« diesen Satz liest Gladdis aus dem Artikel vor, »weil die Todesstrafe erfordern.«

Sie hebt ihren Kopf an Fenster, drückt ihr flüchtlings Gesicht. Eigentlich, sagt sie, habe sie Hinrichtungen im Leben lang für unethisch und falsch gehalten. Gladdis hat sich, die meisten ihrer Pläne auf ihrem Schiff gegenströmend, so fast, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortreten. Dann erzählt sie, wie ein Mann, eine Amerikanerin der Todesstrafe, eine der letzten Hinrichtungen des Titus wurde.

Das Geschick, das so erwidert, beginnt an einem Tag vor 13 Jahren. Gayle Gladdis ist Witwe, ihr Ehemann ist früh an Krebs gestorben. Sie stirbt auf ihrem Veranda zu Hause in Missouri, sie erwartet Besuch von ihrem einzigen Sohn Stephen, einem Politiker, und ihrem vorläufigen Enkel Josh. Ihr Sohn will mit dem Auto aus einem anderen Bundesstaat anreisen, aber Josh und Stephen kommen nie bei ihr an. Am es Abend wird, erhält Gladdis einen Anruf des Sheriff's einer fremden Stadt. Ihre Liebster, so sagt der Sheriff, wurden Opfer eines Überfalls auf eine Tankstelle, sie wurden mit Schüssen in den Rücken und Bauch getötet. Gladdis versteht nicht, was der Sheriff dann noch sagt. In der Dämmerung fährt sie vor. Sie ist gelangweilt.

Ein halbes Jahr später stirbt sie dem Mörder in einem Gerichtsraum in Pennsylvania gegenüber. Beide sind kaum älter als ihr Sohn, beide fragen ungenügend Overall, und beide sagen, ihre Opfer seien ihnen unglaublich in die Quere gekommen. Sie zugehen keine Anzeichen von Reue. Sie lächeln als sie Witwe, ihr Ehemann ist früh an Krebs gestorben. Sie stirbt auf ihrem Veranda zu Hause in Missouri, sie erwartet Besuch von ihrem einzigen Sohn Stephen, einem Politiker, und ihrem vorläufigen Enkel Josh. Ihr Sohn will mit dem Auto aus einem anderen Bundesstaat anreisen, aber Josh und Stephen kommen nie bei ihr an. Am es Abend wird, erhält Gladdis einen Anruf des Sheriff's einer fremden Stadt. Ihre Liebster, so sagt der Sheriff, wurden Opfer eines Überfalls auf eine Tankstelle, sie wurden mit Schüssen in den Rücken und Bauch getötet. Gladdis versteht nicht, was der Sheriff dann noch sagt. In der Dämmerung fährt sie vor. Sie ist gelangweilt.

Ein halbes Jahr später stirbt sie dem Mörder in einem Gerichtsraum in Pennsylvania gegenüber. Beide sind kaum älter als ihr Sohn, beide fragen ungenügend Overall, und beide sagen, ihre Opfer seien ihnen unglaublich in die Quere gekommen. Sie zugehen keine Anzeichen von Reue. Sie lächeln als sie Witwe, ihr Ehemann ist früh an Krebs gestorben. Sie stirbt auf ihrem Veranda zu Hause in Missouri, sie erwartet Besuch von ihrem einzigen Sohn Stephen, einem Politiker, und ihrem vorläufigen Enkel Josh. Ihr Sohn will mit dem Auto aus einem anderen Bundesstaat anreisen, aber Josh und Stephen kommen nie bei ihr an. Am es Abend wird, erhält Gladdis einen Anruf des Sheriff's einer fremden Stadt. Ihre Liebster, so sagt der Sheriff, wurden Opfer eines Überfalls auf eine Tankstelle, sie wurden mit Schüssen in den Rücken und Bauch getötet. Gladdis versteht nicht, was der Sheriff dann noch sagt. In der Dämmerung fährt sie vor. Sie ist gelangweilt.



Zeugin Gladdis im Gerichtssaal vor Gericht. Foto: Jeff Seltzer

Gladdis und ihrer Schwiegertochter einfach ins Gesicht.

Ein Richter spricht die Männer schuldig. Er verurteilt sie, durch die Giftspritze zu sterben.

Sie wartet jeden Tag auf die Vollstreckung. Sie wartet drei Jahre lang, dann sechs, dann neun. Sie findet mit der Zeit zurück ins Leben, aber die Männer, die zugehen haben, leben noch immer. Der Termin ihrer Hinrichtung wird wieder und wieder verschoben, von Anwälten hat Gladdis, es geht einfach nicht genügend Zeugen. Das Gesetz von Pennsylvania schreibt vor, dass mindestens sechs Bürger, die nicht für den Staat arbeiten und nicht direkt betroffen sind, anwesend sein müssen. Aber sie kommen nie sechs Bürger zusammen.

Gladdis, verwirrt, verurteilt Relotius, um Freiwillige zu finden. Sie will, dass die

Männer ihre gerechte Strafe bekommen, aber eines Tages, vor einem Tag kommt sich ihrem Gedächtnis ein wie der Tag, an dem der Sheriff antwortet, er hat die Warten auf Geschicklichkeit. Der Indentifizierungssyria, der die Mörder ihres Sohnes und Enkels (oben) soll, stellt die Todesstrafe ein. Der Bus verlässt Missouri, passiert die Grenze nach Oklahoma. Gladdis sieht die Leuchtblenden von Tankstellen vorbeiziehen. Sie habe sich vorgestellt, sagt sie, wie die Mörder umhanteln weiterleben; wie im Gefängnis herumhocken, wie sie ihren fünfzigsten Geburtstag feiern. Er eigener Sohn, dachte Gladdis, würde ihr nie noch schreiben, ihr kind sie nie wieder besuchen. »Ich hätte sie im Tod verurteilt.«

Es war vor gut einem Jahr, sagt Gladdis, da wurde ihr klar. Sie ist mit ihren Gefühlen nicht allein. In den Nachrichten auf CNN hörte sie von Hinrichtungen anderer Hinrichtungsbeauftragter, die wie sie auf den Tod verurteilter Mörder warteten. Sie hörte, dass der Staat Arkansas sechs Männer hinrichten wollte, aber nicht die vorgeschlagen sechs Zeugen dafür finde.

Sie erfuhr, dass der Staat Florida dringend Freiwillige suche, dass man in Ohio angeblich 300 Dollar für Zuschauer bekommen, dass ein Gefängnis in Alabama, wie in Dänemark und Courtyrlande verschickte.

Überrascht hat Gladdis mindestens die Hälfte aller Amerikaner sei für die Todesstrafe. Aber höchstens noch ein paar Dutzend vor ihnen, so begriff sie, sind auch bereit, ihre Vollstreckung mitzusehen.

Gladdis, allein in ihrem stillen Haus, dachte an all die Opfer und deren Familien. Sie stellte sich vor, sagt sie, andere Eltern, in denen das Gleichgewicht zwischen Gerechtigkeit und Mitleid zerbrach. Sie dachte an die Todesstrafe für Kinder und die Todesstrafe für Frauen. Eigentlich sollte sie verstehen, dass sie es selbst verhindern könnte. Dann sie alt Zeugin, die zu ihr jeder Hinrichtung im Land wisse, aber Leben oder Tod entscheiden.

Der dritte Mann, der vor ihren Augen getötet wurde, war einer, der eine Mutter und einen Tochter erkrankt hatte. Im Zengemann neben ihr riefen die Pfleger, ein Schulmediziner, ein Ernährungswissenschaftler und ein Psychologe, die Hinrichtung dauerte 15 Minuten, der Hinrichtungsbeamte schob den Fußfalltrainer wandte sich vor Gladdis an. »Ich habe ein meeres Enkelkind«, sagt Gladdis. »Und gar nichts empfinden.«

Beim zweiten Mal hat sie der Anblick nicht mehr kalt. Sie sah einen gelbes Mann, der wimmerte wie ein Kind, und

Die letzte Zeugin

Todesstrafe. Gayle Gladdis reist durch die USA, um dabei zuzusehen, wie Menschen durch Giftspritzen getötet werden. Das Gesetz verlangt die Anwesenheit einfacher Bürger. Freiwillig sieht sie, was fast niemand mehr sehen will. Warum tut sie das? Von Claas Relotius

11 | DER SPIEGEL 10/2018, 3.3.2018

A n einem späten Januarabend, der Himmel über Joplin, Missouri, ist ohne Mond, verlässt eine kleine zierliche Frau ihr Haus, um einen Mann, den sie nicht kennt, sterben zu sehen. Sie verriegelt die Tür, dreht den Schlüssel dreimal um, dann geht sie eine menschenleere Straße entlang, zum Busbahnhof. Sie besorgt sich ein Greyhound-Ticket für 141 Dollar nach Huntsville, Texas, und zurück. Sie hat nur eine Handtasche und einen leichten Rucksack mit einer Bibel, einer Zahnbürste und ein paar Keksen als Proviant dabei. Gayle Gladdis, 59, eine Frau mit schulterlangem Haar und Perlenohrringen, plant, nicht länger als 48 Stunden unterwegs zu sein, um das Böse aus der Welt zu schaffen. Sie setzt sich auf einen Platz vorn rechts, auf langen Busfahrten, sagt sie, werde ihr oft übel. Die Reise nach Huntsville dauert

gut 15 Stunden, Gladdis hat schon viele dieser Reisen hinter sich. In Jarratt, Virginia, hat sie einen Mann, der sich mit Händen und Füßen gegen die Spritze wehrte, um Gnade flehen hören. In Jacksonville, Florida, hat sie gesehen, wie sich einer, der sein Leben lang ein Teufel war, im letzten Moment vor Angst in die Hose machte. In Florence, Arizona, wurde sie Zeugin, wie ein Verurteilter in dem Augenblick, als sie ihn töteten, nach Gott und seiner Mutter rief.

Der Bus rollt langsam aus der Stadt, über den Freeway in die Nacht. In Huntsville wird Gayle Gladdis zum zehnten Mal Zuschauerin sein. Sie wird den Mann, dem sie noch nie zuvor begegnet ist, festgeschwollen auf einer weißen Liege sehen. Sie wird die Nadeln in seinen Armen zählen, und sie wird hören, ob er noch etwas zu sagen hat. Sie hat so etwas wie eine per-

sönliche Einladung dabei, einen Brief mit dem Sternennbanner des Bundesstaates Texas, darauf steht: »Citizen witness to an execution«, bürgerliche Zeugin einer Hinrichtung. Ohne Leute wie sie, ohne Bürger, die freiwillig als Zeugen dienen, darf der Staat Texas den zum Tode Verurteilten nicht hinrichten.

Gladdis ist nicht ihr richtiger Nachname, aber sie will diesen lieber nicht öffentlich lesen. Gayle Gladdis hat fast niemandem verraten, wohin sie fährt und was sie dort erleben wird. In dem Büro in Joplin, wo sie als Sekretärin arbeitet, hat sie eine Woche Urlaub genommen, ihrem Chef hat sie gesagt, sie wolle sich erholen. Ihren Freundinnen im Kirchenverein hat sie gesagt, sie fahre für zwei Tage raus aufs Land. Ihren Nachbarn hat sie erzählt, sie besuche ihre Schwiegermutter. »Gott weiß«, sagt Gladdis mit leiser Stimme und Südstaatenak-

zent, »ob sie verstehen würden, was ich in Wahrheit tue.«

Gayle Gladdis holt einen Zeitungsartikel aus ihrer Handtasche und setzt ihre Le-sebrille auf. Der Artikel handelt von jenem Mann, der in Huntsville getötet werden soll, in weniger als 16 Stunden. Sein Name ist Anthony Shore. Das Foto der Zeitung zeigt einen Mann mit kurz rasiertem Haar und teigigem Gesicht, 55 Jahre alt, zweimal verheiratet, Vater zweier Kinder; Vergewaltiger und Serienmörder. »Für Bestien wie Shore«, diesen Satz liest Gladdis aus dem Artikel vor, »wurde die Todesstrafe erfunden.«

Sie lehnt ihren Kopf ans Fenster, draußen ist tiefe Nacht. Eigentlich, sagt sie, habe sie Hinrichtungen ihr Leben lang für unchristlich und falsch gehalten. Gladdis holt tief Luft, sie presst ihre Fäuste auf ihrem Schoß gegeneinander, so fest, dass ihre Fingerknochen weiß hervortreten. Dann erzählt sie, wie aus ihr, einer Gegnerin der Todesstrafe, eine der letzten Dinerinnen des Tötens wurde.

Die Geschichte, die sie erzählt, beginnt an einem Tag vor 13 Jahren. Gayle Gladdis ist Witwe, ihr Ehemann ist früh an Krebs gestorben. Sie sitzt auf ihrer Veranda zu Hause in Missouri, sie erwartet Besuch von ihrem einzigen Sohn Stephen, einem Polizisten, und ihrem vierjährigen Enkel Josh. Ihr Sohn will mit dem Auto aus einem anderen Bundesstaat anreisen, aber Josh und Stephen kommen nie bei ihr an. Als es Abend wird, erhält Gladdis einen Anruf des Sheriffs einer fremden Stadt. Ihre Lieben, so sagt der Sheriff, wurden Opfer eines Überfalls auf eine Tankstelle, sie wurden mit Schüssen in Rücken und Bauch getötet. Gladdis versteht nicht, was der Sheriff dann noch sagt. In der Dämmerung hört sie nur Vögel singen.

Ein halbes Jahr später sitzt sie den Mördern in einem Gerichtssaal in Pennsylvania gegenüber. Beide sind kaum älter als ihr Sohn, beide tragen orangefarbene Overalls, und beide sagen, ihre Opfer seien ihnen ungünstig in die Quere gekommen. Sie zeigen keine Anzeichen von Reue. Sie lächeln Gladdis und ihrer Schwiegertochter einfach ins Gesicht.

Ein Richter spricht die Männer schuldig. Er verurteilt sie, durch die Giftspritze zu sterben.

Sie wartet jeden Tag auf die Vollstreckung. Sie wartet drei Jahre lang, dann sechs, dann neun. Sie findet mit der Zeit zurück ins Leben, aber die Männer, die es zerstört haben, leben noch immer. Der Termin ihrer Hinrichtung wird wieder und wieder verschoben; von Anwälten hört Gladdis, es gebe einfach nicht genügend Zeugen. Das Gesetz von Pennsylvania schreibt vor, dass mindestens sechs Bürger, die nicht für den Staat arbeiten und nicht

direkt betroffen sind, anwesend sein müssen. Aber nie kommen diese sechs Bürger zusammen.

Gladdis, verzweifelt, verteilt Flugblätter, um Freiwillige zu finden. Sie will, dass die Männer ihre gerechte Strafe bekommen, aber eines Tages, und dieser Tag brennt sich ihrem Gedächtnis ein wie der Tag, an dem der Sheriff anrief, endet ihr Warten auf Gerechtigkeit: Der Bundesstaat Pennsylvania, der die Mörder ihres Sohnes und Enkels töten soll, stellt die Todesstrafe ein.

Der Bus verlässt Missouri, passiert die Grenze nach Oklahoma. Gladdis sieht die Leuchtreklamen von Tankstellen vorbeiziehen. Sie habe sich vorgestellt, sagt sie, wie die Mörder einfach weiterlebten; wie sie im Gefängnis Besuch bekämen, wie sie ihren Familien Briefe schrieben. Ihr eigener Sohn, dachte Gladdis, würde ihr nie mehr schreiben, ihr Enkel sie nie wieder besuchen. »Ich fühlte sie im Tod verraten.«

Es war vor gut einem Jahr, sagt Gladdis, da wurde ihr klar: Sie ist mit ihren Gefühlen nicht allein. In den Nachrichten auf CNN hörte sie von Hilferufen anderer Hinterbliebener, die wie sie auf den Tod verurteilter Mörder warteten. Sie hörte, dass der Staat Arkansas acht Männer hinrichten wolle, aber nicht die vorgesehenen sechs Zeugen dafür finde. Sie erfuhr, dass der Staat Florida dringend Freiwillige suche, dass man in Ohio angeblich 300 Dollar fürs Zuschauen bekomme, dass ein Gefängnis in Alabama, wie in blanker Not, Einladungen an Kirchen und Countryclubs verschicke.

Überall las Gladdis, mindestens die Hälfte aller Amerikaner sei für die Todesstrafe. Aber höchstens noch ein paar Dutzend von ihnen, so begriff sie, sind auch bereit, ihre Vollstreckung mitanzusehen.

Gladdis, allein in ihrem stillen Haus, dachte an all die Opfer und deren Familien. Sie stellte sich vor, sagt sie, andere Eltern müssten das Gleiche durchmachen wie sie; müssten erleben, wie die Mörder ihrer Kinder um die Todesstrafe herumkämen. Irgendwann habe sie verstanden, dass sie es selbst verhindern könne. Dass sie als Zeugin, die zu fast jeder Hinrichtung im Land reise, über Leben oder Tod entscheide.

Der erste Mann, der vor ihren Augen getötet wurde, war einer, der eine Mutter und deren Töchter ermordet hatte. Im Zeugenraum neben ihr saßen ein Priester, ein Schulbusfahrer, ein Fußballtrainer und ein Ehepaar, zwei Schornsteinfeger. Die Hinrichtung dauerte 16 Minuten, der Busfahrer musste sich übergeben, der Fußballtrainer wandte sich vor Grauen ab. »Ich habe an meinen Enkel gedacht«, sagt Gladdis, »und gar nichts empfunden.«

Beim zweiten Mal ließ sie der Anblick nicht mehr kalt. Sie sah einen gefesselten Mann, der wimmerte wie ein Kind, und

sie zitterte am ganzen Leib. Beim dritten Mal sah der Verurteilte sie direkt an, in seinem Blick lag etwas Vorwurfsvolles, der Blick ließ sie wochenlang nicht los. Das sechste Mal verfolgt sie bis heute. Es war so schrecklich, sagt Gladdis, dass sie darüber nicht reden könne.

Warum tut sie sich das an? Warum sitzt sie in diesem Bus, um den nächsten Mann sterben zu sehen?

Draußen wird es heller Morgen, der Bus überquert die Grenze nach Texas. Gladdis schläft keine drei Stunden, sie bleibt fast die ganze Fahrt lang wach. Beim Umsteigen in Dallas kauft sie sich einen Kaffee zum Frühstück und Zigaretten zur Beruhigung. Der Zeitungsartikel aus ihrer Handtasche, der mit dem Foto des Todes-kandidaten Anthony Shore, liegt während der ganzen Fahrt auf ihrem Schoß. Gladdis sagt, sie sei nervös bei dem Gedanken, Shore zu begegnen. Sie habe jemanden, der den Tod so sehr verdient habe wie er, noch nie zuvor sterben sehen.

Vier Stunden später, die Sonne neigt sich schon Richtung Westen, vor den Fensterscheiben reihen sich typische amerikanische Wohnhäuser aneinander, steht am Straßenrand ein Schild, »Welcome to Huntsville«. Die Busstation, an der Gladdis aussteigt, liegt keine 400 Meter vom Todestrakt entfernt. Das Staatsgefängnis von Texas, ein alter Klinkerbau hinter roten, meterhohen Backsteinmauern, Amerikas Hochburg der Hinrichtungen, steht mitten im Stadtzentrum, neben einem Donutladen und einer Wohnsiedlung, wo Kinder spielen.

In Huntsville leben knapp 40 000 Menschen, jeder zehnte arbeitet für das Gefängnis. Cowboys erbauten es einst auf einer Lichtung. Der Henker der ersten Hinrichtung, im Jahr 1924, weigerte sich, in Gottes Namen einen Menschen zu erschießen. Sechs Jahre später brach ein Häftling namens Clyde Champion Barrow aus dem Gefängnis aus. Er und seine Freundin Bonnie Parker, beide besser bekannt als Bonnie und Clyde, begingen mindestens noch 13 Morde. Die meisten Verurteilten kamen auf den elektrischen Stuhl, 361-mal floss Strom durch einen Körper, 361-mal flackerten die Straßenlaternen im ganzen Ort. Die Bewohner nannten den Stuhl aus Eichenholz »Old Sparky«, weil er so schöne Funken sprühte. Er steht mittlerweile im Museum, Touristen können für Selfies darauf sitzen. Es war das Jahr 1982, als in Huntsville ein Verurteilter durch die Giftspritze getötet wurde, zum ersten Mal weltweit. »Human penitentiary«, humaner Strafvollzug, so nennen sie das bis heute.

Gayle Gladdis geht langsam auf die Gefängnismauer zu. Auf den Wachtürmen sitzen Scharfschützen, die Zeiger der Uhr

über dem Eingang sind vor Jahrzehnten stehen geblieben. Sie betritt das Gebäude, gibt ihren Mantel und ihren Rucksack ab, legt einem Beamten ihren Führerschein als Ausweis vor, sie sagt: »Ich komme aus Missouri. Ich bin hier wegen der Hinrichtung.«

Der Beamte überreicht ihr ein Namensschild und antwortet, man habe sie erwartet, um 18 Uhr sei es so weit. Der Verurteilte Shore sei zum Duschen geschickt worden, er kriege gerade seine letzte Mahlzeit. Gladdis nickt, als wisse sie schon Bescheid, dann setzt sie sich auf einen Stuhl im Wartezimmer für Besucher. Sie ist das erste Mal hier. Eigentlich sind in Texas, wo fast jeden Monat jemand hingerichtet wird, wo sich der Gouverneur den Erfolg eines Strafvollzugs lediglich mangels Publikums nicht nehmen lässt, gar keine Zuschauer mehr vorgesehen. Nur noch dann, wenn keine Angehörigen des Verurteilten erscheinen, muss mindestens ein »reputable citizen«, ein ehrbarer, volljähriger Bürger ohne Vorstrafen, den Ablauf der Hinrichtung bezeugen.

Gladdis sagt, sie sei bereits vor Monaten informiert worden, dass niemand von Shores Familie kommen werde. In dem Zeitungsartikel hat sie gelesen, Shores eigene Schwester wünsche ihm den Tod, seine Eltern glaubten, eine Welt ohne ihn sei eine bessere. Seine erwachsenen Töchter, auch das las Gladdis, hofften, er werde für seine Taten leiden »wie ein Tier«.

Gladdis weiß fast alles über diese Taten. Als der Brief mit der Anfrage aus Huntsville kam, als sie gebeten wurde, die einzige neutrale Zeugin seiner Hinrichtung zu sein, begann sie Nacht um Nacht zu recherchieren. Im Fernsehen sah sie sich eine Dokumentation über Shores Leben an, im Internet stieß sie auf ein Buch über ihn, es heißt »Der Killer von nebenan«. Gladdis hat sich alles, was darin steht, genau notiert, die Namen der Opfer, die Jahreszahlen, die Tötungsmethoden.

Es begann im Jahr 1986, Anthony Shore, der nun auf seine Hinrichtung wartet, war 24 Jahre alt, ein junger Ehemann und Vater. Er arbeitete als Telefontechniker in Houston, als er eines Morgens auf dem Weg zur Arbeit ein 14-jähriges Mädchen in sein Auto lockte, vergewaltigte und erdrosselte. Gladdis hält ihre Bibel fest in beiden Händen, während sie ruhig weitererzählt, von Shores anderen Opfern. Von einem 21-jährigen mexikanischen Kindermädchen, das er in einem Treppenhaus strangulierte. Von einer 16-jährigen Highschool-Schülerin, die er bewusstlos schlug und tötete. Auch von einer 9-Jährigen erzählt Gladdis, sie war genauso alt wie seine älteste Tochter. Shore fesselte, folterte und missbrauchte sie, dann erdrosselte er sie langsam mit einer Schlinge,

schließlich ließ er ihre nackte Leiche neben ihrem Elternhaus liegen.

Gladdis hält lange inne, als suche sie nach Worten. Dann erzählt sie, dass Shore auf die Frage, warum er die Tatwaffe gewechselt habe, antwortete, dass er sich beim ersten Mord den kleinen Finger verletzt habe.

Verkörpert ein Mann wie Shore das pure Böse? Gibt es das? Und wenn ja, lässt es sich durch Hinrichtungen besiegen?

Gayle Gladdis sagt, sie sei schon ihr ganzes Leben lang sehr gläubig gewesen. Sie sitzt im Wartezimmer vor der Tür zum Gefängnishof, neben einem Limonadeautomaten und einem Gemälde des Revolverhelden Billy the Kid. Sie trägt eine Bluse und eine Halskette mit einem Kreuz, sie blättert in ihrer Bibel. Sie hat so oft darin gelesen, dass sich der Umschlag gegilbt und die Seiten gewellt haben. Sie schlägt das 3. Buch Mose auf, Kapitel 24, dort steht: »Wer irgendeinen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben.« Sie blättert weiter. »Und wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun«, liest Gladdis vor, »wie er getan hat.«

Die Verse sind ein paar Tausend Jahre alt. In der Bibel steht auch, als fünftes Gebot: »Du sollst nicht töten.«

Gladdis klappt das Buch wieder zu. Sie sagt, die neun Männer, bei deren Hinrichtung sie zuschaute, erschienen ihr oft nachts im Traum, sie sieht dann ihre Gesichter. Würden diese Männer ohne sie noch leben? Würde Anthony Shore auch dann, wenn sie nicht den weiten Weg hierher gekommen wäre, getötet werden?

In Texas wohnen gut 28 Millionen Menschen; die Justizverwaltung macht keine Angaben, wie viele sich als Zeugen melden, ob sich überhaupt jemand meldet. Gladdis weiß nur, wie kurz die Freiwilligenlisten anderer Staaten sind, wie häufig sie in Zeugenräumen neben denselben Leuten gegessen hat. Die meisten, sagt sie, hätten auch Angehörige verloren, genau wie sie. Die anderen kämen einfach so; aus Neugier oder aus Lust am Grusel. Einem Ehepaar aus Virginia, den beiden Schornsteinfegern, die sie bei ihrer ersten Hinrichtung kennengelernt hatte, ist sie schon viermal begegnet; auch sie reisen überall hin, um Zeugenplätze zu besetzen. Einmal, in Ohio, erzählt Gladdis, seien sie nach der Hinrichtung noch gemeinsam einen Burger essen gegangen. Die Frau schlug vor, Telefonnummern zu tauschen, sich für kommende Termine abzusprechen. Der Mann sagte, beim Töten zuzusehen sei kein Spaß, aber irgendwer müsse den Drecksjob ja machen. Gladdis bekam als Einzige keinen Bissen runter, aber sie fühlte sich verstanden.

Um den Tod als Strafe zu legitimieren, brauchten die USA schon immer beides,

Killer wie Anthony Shore und Hinterbliebene wie Gayle Gladdis. Die einen begehen Verbrechen, so grausam, dass der Staat ihnen das Recht zu leben abspricht. Die anderen suchen Vergeltung, so lange, bis der Staat das Leben des Verbrechens auslöscht. Um Zeugen, die das Töten freiwillig mitansehen, die dem Gesetz den Anschein des Volkswillens verleihen, musste kaum ein Bundesstaat je kämpfen.

Es war das Jahr 1936, da fand in Owensboro, Kentucky, die letzte öffentliche Hinrichtung der Vereinigten Staaten statt. Ein schwarzer Mann wurde gehängt. Tausende wollten ihn am Galgen sehen, die Gefängnisleitung soll Eintritt genommen haben. Noch im Jahr 1999 wurden fast hundert Männer in 20 Bundesstaaten getötet, und überall gab es Zeugen. Aber seitdem geht die Zahl der Hinrichtungen zurück, seitdem schaffen immer mehr Staaten die Todesstrafe ab.

Gladdis spricht von einer Schande, sie sagt, Menschen wie sie würden im Stich gelassen. Sie wisse nicht, ob die Todesstrafe christlich sei und wirklich von Gott gewollt. Sie glaube aber, dass sie Trauernden wie ihr den Weg ebne, Frieden zu finden, abzuschließen. »Rache ist ein Wort, das schrecklich klingt«, sagt Gladdis, »aber vielleicht ist Rache das Einzige, das hilft.«

Eine Viertelstunde vor der Hinrichtung betritt ein Wärter das Wartezimmer und erklärt Gladdis, was sie sehen wird. Er sagt etwas von einer »Operation« und von »Routine«. Er versucht, wie ein Arzt zu klingen, vielleicht will er ihr die Angst nehmen.

Bei Einbruch der Dämmerung wird Gayle Gladdis in den Gefängnishof geführt. Draußen weht ein kalter Wind. Der Verurteilte Shore, hört Gladdis auf dem Weg zur Hinrichtungskammer, habe für seine letzte Mahlzeit eine Cola, frittierte Shrimps, Pommies frites, Erdbeeren und Pekanus-Pie bestellt. Er hat nichts davon bekommen. Seit ein paar Jahren, seitdem jeder Verurteilte den Höchstbestellwert von 15 Dollar überschritt, gibt es nur Bohnen, Kartoffelbrei und einen Pfirsichjoghurt.

Gladdis versteht nicht, warum Shore überhaupt noch Essen kriegt. Ein paar Meter vor ihr laufen Familien in schwarzer Kleidung, es sind die Eltern und Brüder der Mädchen, die Shore vergewaltigt und getötet hat. Ein paar Meter hinter ihr gehen die Beamten, die Shore hinrichten werden. Sie tragen weiße Umhänge und Kapuzen, die ihre Gesichter verdecken.

Die Hinrichtungskammer befindet sich in einer kleinen, fensterlosen Steinbaracke, im Schatten der Nationalflagge. Shore sitzt schon seit Stunden darin, in einer Zelle für die letzten Augenblicke. Ein Priester ist bei ihm, er liest aus der Bibel vor.

Im vorderen Eingang stehen zwei Türen offen. Die Familien der Mädchen gehen durch die rechte, in den Raum für die Hin-terbliebenen der Opfer. Gladdis geht durch die linke, in den für die Angehörigen des Täters. Der Zeugenraum ist ein schmales, leer stehendes Zimmer, ohne Stühle. Es riecht nach starkem Putzmittel, so, als sei der Boden oft geschrubbt worden. Die Wände laufen zu auf ein tiefes, vergittertes Glasfenster. Noch sind die Vorhänge dahinter zugezogen, noch hört Gladdis kein Geräusch. Sie hat ihre Bibel mitgenommen.

Ein paar Meter weiter holen fünf Wärter Anthony Shore aus seiner Zelle. Es gibt Verurteilte, die verstecken sich unter ihrem Bettlaken, manche bekommen so lange Elektroschocks, bis sie endlich aufstehen. Shore, Häftlingsnummer 999488, so vermerken Wärter in ihrem Bericht, geht von allein. Er trägt nichts außer einer weißen Häftlingsuniform, er geht barfuß über grünen Linoleumboden, vielleicht neun oder zehn Schritte, bis in die Hinrichtungskammer, in grelles Neonlicht.

Der Raum, in dem der Staat Texas seine Verurteilten tötet, ist etwa 3,6 Meter lang und 2,8 Meter breit. Es passt kaum mehr hinein als eine große weiße Liege. Die Wärter befehlen Shore, sich mit dem Rücken darauf hinzulegen. Sie strecken seine Arme aus, fesseln seine Handgelenke. Dann schnallen sie ihn von den Füßen bis zum Halsende mit fünf Ledergurten fest. Ein Arzt misst seinen Puls und seinen Herzschlag, leuchtet in seinen Mund.

Der Staat muss feststellen, dass Anthony Shore gesund ist, erst dann darf er ihn töten.

Gladdis sieht im Zeugenraum nichts davon, aber sie hört nun, wie jemand hinter ihr die Tür verriegelt. Sie ist jetzt allein mit zwei Reportern der Gefängniszeitung, sie kann den Raum nicht mehr verlassen.

Als ausländischer Journalist darf man nicht bei ihr bleiben, die Hinrichtung nicht mit ihr ansehen. Aber es gibt Gefängnis-sprecher, die davon berichten können, und es gibt ein Protokoll.

Es ist 17.57 Uhr, als sich der Vorhang zu beiden Seiten öffnet wie bei einer Aufführung im Theater. Gladdis tritt ans Fenster. Direkt vor ihr, keine zwei Armlängen entfernt, liegt Anthony Shore wie ein Gekreuzigter. Er ist kleiner, als Gladdis ihn sich vorgestellt hat. Sein Gesicht, so wird sie später sagen, sieht genauso fahl aus wie auf dem Foto in der Zeitung. Sie legt ihren Kopf zur Seite, betrachtet seine weit aufgerissenen Augen. Sie sucht darin nach Angst oder nach Reue, aber sie kann nichts darin erkennen. Shore starrt zur türkisfarbenen Wand, auf eine Uhr mit Digitalanzeige. Vielleicht sieht er die umklappenden Ziffern, vielleicht zählt er die Sekun-

den.

Anthony Allen Shore, so steht sein Name in den Akten, kam an einem Juni-morgen 1962 in Rapid City, South Dakota, zur Welt. Seine Vater arbeitete für die Nasa, seine Mutter für die U. S. Air Force. Seine Schwester spricht von einer glücklichen Kindheit. Seine Eltern sagen, er sei ein hübsches Kind gewesen, das jeden zum Lachen gebracht habe.

Als Junge galt Anthony Shore als hochbegabt. Er spielte Gitarre, Trompete und Klavier, sein Lieblingssong war »All My Loving« von den Beatles. Als er sieben Jahre alt war, gewann er einen Wettbewerb für Bach-Konzerte. Als er acht Jahre alt war, tötete er sechs Katzen; er schlug ihnen mit einem Stein den Schädel ein, weil sie ihm zu laut miauten.

Auf der Highschool, las Gladdis in dem Buch über sein Leben, wurde Shore fast jeden Tag von Mitschülern verprügelt. Er wehrte sich nie, sein Vater nannte ihn deshalb eine »Schwuchtel«. Häufig, wenn der Vater getrunken hatte, verdrosch er ihn mit einem Gürtel, der Vater sagte, er wolle damit seinen Sohn abhärten.

Mit 19 Jahren flog Shore vom College, weil er kleinen Mädchen vor einem Kindergarten aufgelaert hatte. Mit 21 heiratete er Gina, eine Kassierererin, und zeugte mit ihr zwei Kinder. Mit 24 beging er seinen ersten Mord, aber er blieb noch 17 Jahre lang ein freier Mann. Er ging regelmäßig in die Kirche, besuchte Tanzabende mit seiner Frau, veranstaltete Barbues in seinem Garten. Manchmal, wenn seine Frau nicht zu Hause war, kroch er in die Betten seiner Töchter, um sie heimlich zu missbrauchen.

Eine Woche vor dem Hinrichtungstermin bekam Anthony Shore im Gefängnis Besuch von seinem Anwalt. Shore sprach mit dem Anwalt nicht über Gnade, nicht über Aufschub. Er fragte nur, ob seine beiden Töchter zur Hinrichtung kämen. Sein größter Wunsch, so sagte er, sei es, sich von ihnen zu verabschieden, ihnen noch einmal ins Gesicht zu sehen.

»Nein«, sagte der Anwalt.

In Shores Armen stecken zwei große Injektionsnadeln. Die Schläuche, die an den Kanülen hängen, führen durch ein Loch in der Wand hinüber in ein drittes Zimmer. Dort, hinter einer verspiegelten Fensterscheibe, sitzen zwei Beamte an einem Computer. Sie warten auf das Zeichen, um den Knopf für die Injektion zu drücken. Wer von ihnen drückt, werden sie niemandem verraten.

Gladdis hört einen Wärter das Todesurteil verlesen. Shore, so steht es in den Gerichtsakten, hatte bei seiner Verurteilung keinen Einspruch gegen die Todesstrafe erhoben, er hatte selbst darum gebeten. Der Wärter und der Priester sind jetzt die

Einzigen bei ihm. Der Wärter baut sich neben ihm auf, schiebt ein Mikrofon über seinen Kopf und fragt: »Do you have anything to say?«, haben Sie noch etwas zu sagen?

Gayle Gladdis hat diese Worte schon oft gehört. Sie hat daraufhin neun Verurteilte reden hören, manche wie Ertrinkende, die wussten, dass ihre Zeit abläuft. Sie hat sich die drei Worte, die sie am häufigsten benutzten, genau gemerkt. Viele sprachen von »Vergebung«, die meisten sprachen von »Frieden«, fast jeder redete von »Liebe«.

Anthony Shore räuspert sich, dann sagt er, mit tiefer Stimme, die nach jedem Satz wegbriecht: »Ich möchte den Moment nutzen, um den Familien meiner Opfer Entschuldigung zu sagen. Keine Worte können je rückgängig machen, was ich getan habe. Es ist, was es ist. Ich habe meinen Frieden gemacht. Gott schütze euch alle, bis wir uns wiedersehen.« Er sieht zu keinem der beiden Zeugenräume, nicht zu den Familien, nicht zu der Zeugin Gladdis. Er holt tief Luft wie vor einem Tauchgang, dann sagt er zum Wärter: »I'm ready«, ich bin bereit.

Es ist 18.06 Uhr, als sich der Wärter vor das verspiegelte Fenster stellt und zweimal deutlich nickt. Es vergehen nur Sekunden, dann sieht Gayle Gladdis, wie eine klare Flüssigkeit durch die Schläuche in Shores Venen schießt. Es ist eine Überdosis Pentobarbital, das auch zum Einschlafen von Tieren benutzt wird. Fünf Gramm des Gifts in einer Kochsalzlösung werden Shore injiziert.

Shores jüngstes Mordopfer, das neunjährige Mädchen, das er vergewaltigte und folterte, atmete noch stundenlang, ehe es seinen Verletzungen erlag. Gladdis' Sohn Stephen sah seinen eigenen kleinen Sohn blutend am Boden liegen, während er selbst langsam verblutete.

Der Staat Texas tötet schnell. Shores ganzer Körper zuckt plötzlich zusammen. Er ruft: »Ich fühle es!« Seine Augen rasen, er ruft: »Es brennt!« Dann entspannt das Betäubungsmittel seine Muskeln, dann werden seine Augenlider schwer. 30 Sekunden lang hört Gladdis ihn nach Luft schnappen, dann wird das Japsen zu einem Geräusch, das wie Schnarchen klingt. Nach etwa zwei Minuten verliert Shore das Bewusstsein. Gladdis achtet auf seinen Brustkorb, noch immer fährt er langsam auf und ab. Nach drei Minuten sind seine Muskeln wie gelähmt. Nach vier Minuten atmet er nicht mehr, nach spätestens fünf hört sein Herz auf zu schlagen.

Der Priester lässt seine Hand noch eine Viertelstunde lang auf Shores rechtem Bein liegen. Niemand sonst betritt währenddessen die Kammer. Alles ist still, Gayle Gladdis steht am Fenster, wie erstarrt.

Die Wand zwischen den Zeugenräumen ist dünn, sie hört nun leise Stimmen nebenan, sie hört, minutenlang, wie Frauen und Männer weinen. Vor Erleichterung? Vor Schmerz? Oder vor Schuld?

Um 18.26 Uhr betritt ein Arzt die Hinrichtungskammer und erklärt Anthony Shore für tot. Der Vorhang schließt sich, und die Tür hinter Gladdis wird wieder geöffnet. Sie verlässt den Zeugenraum und die Baracke. Während der Hinrichtung hat es geschneit. Mit verschränkten Armen, den Kopf gegen den Wind gesenkt, geht sie zurück durch den Gefängnishof. Im Wartezimmer unterschreibt sie auf zwei Formularen, was sie gesehen hat. Sie sagt dabei kein Wort.

Draußen vor dem Gefängniseingang spricht der Direktor von einer gelungenen Hinrichtung. Der Staat Texas, sagt er vor Fernsehkameras, sei wieder sicherer geworden. Ein Reporter fragt Gladdis, wie es war. Eine Anwohnerin, die zufällig im SUV vorbeifährt, dreht die Scheiben run-

ter und ruft: »Eine Hinrichtung, wie cool!« Ein paar Rentner, die mit Plakaten gegen die Todesstrafe demonstrieren, rufen: »Eye for an eye we will all go blind«, Auge um Auge werden wir alle blind. Gladdis geht stumm an ihnen vorbei. Sie zieht ihren Mantel an, wirft ihren Rucksack über. Sie verabschiedet sich von niemandem, sie will nur noch weg von hier.

Sie verlässt das Gelände und macht einen langen Spaziergang, vorbei an einem Baseballstadion, wo Väter mit ihren Jungen spielen, vorbei an Wohnhäusern, in denen Familien vor dem Fernseher sitzen oder gemeinsam zu Abend essen.

Irgendwann, hinter einem Schnellrestaurant, erreicht sie rechts vom Straßenrand einen weiten, abfallenden Hügel mit Hunderten Grabsteinen und Kreuzen. Der Friedhof, auf dem die Hingerichteten beerdigt werden, ist benannt nach Captain Joe Byrd, einem Wärter, der jahrzehntlang den Hebel für den Strom umgelegt hatte.

Gladdis zögert einen Moment, dann

geht sie über die grasbewachsenen Gräber, sie schreitet langsam die Reihen ab. Die ältesten Steine sind im Boden versunken, die Namen darauf kaum noch zu lesen. Andere, auf denen auch Frauennamen eingraviert sind, sehen aus wie frisch gelegt. Gladdis sagt, sie sei noch nie auf einem solchen Friedhof gewesen, sie wolle sehen, wo Anthony Shores Leiche liegen werde. Sie nimmt ihr Handy aus der Handtasche und leuchtet suchend in die Dunkelheit.

Wie oft erträgt sie noch das Töten? Sie kann den Männern, die ihren Sohn und ihren Enkel ermordeten, nicht mehr beim Sterben zusehen. Sie könnte ihnen vergeben, vielleicht fände sie dann ihren Frieden.

Von den Friedhofs-bäumen singen Vögel. Am Fuße des Hügels wurde Erde aufgeschüttet, ein Grab ausgehoben und mit Holzbrettern verdeckt. Gayle Gladdis tritt vorsichtig an seinen Rand, sie faltet ihre Hände und blickt schweigend zu Boden. Jemand hat Plastikblumen neben das Loch gelegt.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018 und Januar 2019

Ausgangspunkt der mehr als fünf Seiten langen Geschichte ist die Hinrichtung des Serienmörders Anthony Shore, der am 18. Januar 2018 im Staatsgefängnis von Huntsville, Texas, durch eine Giftspritze starb.

Die Hauptfigur des Textes ist eine angebliche Hinrichtungszeugin. Relotius beschreibt sie als 59-jährige Sekretärin aus Joplin, Missouri, die er dabei begleitet, wie sie mit dem Greyhound-Bus 15 Stunden lang nach Huntsville fährt. Sie erzählt ihm eine dramatische Lebensgeschichte, die ihre Handlungen verständlich macht. Immer wieder meldet sich die Frau als Zeugin, wenn irgendwo in den USA die Todesstrafe vollstreckt wird: Sie stellt sich in den Dienst eines Gesetzes, das die Anwesenheit »wehrbarer Bürger« verlangt. Relotius nennt sie Gayle Gladdis, das sei »nicht ihr richtiger Nachname«. Es heißt, sie habe »fast niemandem verraten, wohin sie fährt und was sie erleben wird«.

Nichts davon ist wahr. Relotius sagte zwar im Dezember 2018 im Gespräch mit seinen Vorgesetzten, er habe seine Hauptfigur nicht begleitet, sondern lediglich 20 Minuten lang kurz vor der Hinrichtung in Huntsville mit ihr gesprochen. Diese Frau gebe es also wirklich, aber alles Szenische, viele Zitate und Einzelheiten ihrer Biografie habe er erfunden.

Aus einer Stellungnahme der texanischen Justizbehörde vom Januar 2019 geht jedoch klar hervor, dass es bei der Hinrichtung von Anthony Shore keine Zeugin aus Joplin, Missouri, gab. Die zur Verfügung gestellte Zeugenliste umfasst 37 Personen, die namentlich aufgeführt sind: Staatsbedienstete, Journalisten, Freunde des Hingerichteten, Angehörige seiner Opfer, Mitglieder von Hilfsorganisationen.

Justizsprecher Jeremy Desel weist in einer E-Mail auf weitere Falschdarstellungen in der Relotius-Geschichte hin: »Der Staat Texas ist nicht verpflichtet, Zeugen zu einer Exekution hinzuzuziehen.« Ein zentrales Element der Erzählung stimmt also nicht einmal mit den nachprüfbaren Vorschriften überein.

Nachforschungen von Desel in Huntsville ergaben, dass sich Relotius am Tag der Hinrichtung anscheinend in der Nähe des Gefängnisses aufgehalten hat, aber: »Mit Sicherheit war er in keinem unserer Gebäude.« Das widerspricht der SPIEGEL-Hausmitteilung, in der es heißt: »Relotius konnte die Frau bis in den Zeugenraum begleiten.«

Die Überprüfung offenbart: Die Biografie der frei erfundenen »Gayle Gladdis« weist gewisse Übereinstimmungen mit der Biografie einer Frau auf, die den beinahe identischen Namen Gayle Gaddis trägt. Sie lebt in Pearland, Texas, 85 Meilen von Huntsville entfernt. Am 23. Juli 2017 hat die »New York Times« über ihr Schicksal berichtet: Ihr Sohn, ein Polizist, wurde im Dienst ermordet, der Mörder wurde in Huntsville hingerichtet. Gaddis sah zu.

Gaddis erzählt auf Nachfrage am Telefon auch, dass sie tatsächlich vorgehabt hatte, zur Hinrichtung des Frauenmörders Anthony Shore ins nahe gelegene Huntsville zu fahren. Daraus sei dann aber nichts geworden, weil sie vom Gefängnis keine Genehmigung zum Besuch der Exekution bekommen habe.

Von der fiktiven »Gayle Gladdis« heißt es bei Relotius, ihr Sohn, ebenfalls ein Polizist, und ihr Enkelkind seien ermordet worden. Die Mörder seien zum Tode verurteilt, aber nicht hingerichtet worden. Die für sie traumatische Erfahrung habe sie dazu getrieben, immer wieder als Zeugin an Hinrichtungen teilzunehmen.

Auf telefonische Nachfrage sagte Gaddis im Januar 2019, sie habe Relotius mit Sicherheit nie getroffen und könne sich auch an keinen anderen Kontakt mit ihm erinnern.

Der Artikel weist weitere Faktenfehler auf, zum Beispiel:

- Bei Relotius heißt es, der elektrische Stuhl mit dem Namen »Old Sparky« stehe »mittlerweile im Museum, Touristen können für Selfies darauf sitzen.« Der elektrische Stuhl befindet sich dort hinter einer Absperrung, niemand darf darauf sitzen und Selfies machen.

- Im Text steht: »Die Zeiger der Uhr über dem Eingang sind vor Jahrzehnten stehen geblieben.« Das ist falsch.

- Im Text steht: »Der Friedhof, auf dem die Hingerichteten beerdigt werden, ist benannt nach Captain Joe Byrd, einem Wärter, der jahrzehntlang den Hebel für den Strom umgelegt hatte.« Byrd hatte die Funktion eines »assistant warden« innegehabt, das ist der »assistierende Gefängnisdirektor«. Auch an anderer Stelle im Text übersetzt Relotius »warden« fälschlich als »Wärter«. Außerdem: Hingerichtete kommen nur dann auf den Gefängnisfriedhof, wenn sich sonst niemand um die Beisetzung kümmert. Der texanische Justizsprecher Desel sagt, dass Anthony Shore nicht dort beerdigt wurde: »Sein Leichnam wurde eingefordert.«

Einige Unstimmigkeiten fielen SPIEGEL-Lesern schon nach Erscheinen des Artikels auf. So meldete sich die deutsche Expertin Gaby Uhl, die selbst zu Hinrichtungen in Texas publiziert hat, bei Relotius. Sie schrieb ihm, dass sie kaum glauben könne, dass er tatsächlich vor Ort gewesen sei. In Mails und Telefonaten gelang es Relotius aber, diesen Zweifel auszuräumen.

So heißt es bei Relotius: »In Shores Armen stecken zwei große Injektionsnadeln. Die Schläuche, die an den Kanülen hängen, führen durch ein Loch in der Wand hinüber in ein drittes Zimmer. Dort, hinter einer verspiegelten Fensterscheibe, sitzen zwei Beamte an einem Computer. Sie warten auf das Zeichen, um den Knopf für die Injektion zu drücken. Wer von ihnen drückt, werden sie niemandem verraten.« Uhl sagt: »Das ist definitiv falsch. In Texas werden die Injektionen manuell verabreicht. Nicht wie im Film 'Dead Man Walking', der hier wohl als Quelle diente.« Relotius habe damals jedoch entgegnet, die Gefängnisverwaltung in Huntsville habe ihm den geschilderten Ablauf bestätigt.

Doch auch diese Bestätigung hat es wohl nie gegeben, wie sich jetzt herausstellte: Justizsprecher Desel sagt über die Textpassage, sie sei »nicht korrekt«. Nähere Auskünfte über den Ablauf von Hinrichtungen in Texas könne er wegen der gesetzlich vorgeschriebenen Geheimhaltung nicht geben.

Gesellschaft

Letzte Ruhe

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Vater seinen vermissten Sohn in der Wüste Kaliforniens suchte und fand

Es war ein Morgen im Oktober, fast drei Monate nachdem sein Sohn im Joshua-Tree-Nationalpark verschollen war, als Gilbert Orbeso in staubiger Wüste, zwischen Sand und Felsformationen, eine Spur zu ihm entdeckte.

Orbeso, 47 Jahre alt, ein dunkelhaariger, durchtrainierter Mann, eigentlich Fitnesstrainer in Los Angeles, schleppte sich durch die Hitze, da sah er in der Ferne, wie eine Fata Morgana, an einem Kaktus hängend die Baseballmütze seines Sohnes. Er folgte der Fährte, stieß auf Brotpapier und Plastikflaschen, etwas in ihm glaubte noch immer an ein gutes Ende. Dann blickte er in einen Abgrund.

80 Tage lang hatte Gilbert Orbeso in der Wüste nach seinem einzigen Sohn Joseph gesucht. 80 Tage waren vergangen, seit Parkwächter ihn und seine Freundin Rachel dort zum letzten Mal gesehen hatten.

Orbeso erzählt davon am Telefon, von Hoffnung und Verzweiflung, von der Besessenheit eines Vaters, der sein Kind nicht aufgeben kann, ehe er es gefunden hat.

Alles begann am 27. Juli dieses Jahres, als Joseph Orbeso, 22, gemeinsam mit seiner Freundin Rachel Nguyen, 20, in den Joshua-Tree-Nationalpark aufgebrochen war. Beide studierten in Kalifornien, beide wollten Unternehmensberater werden, beide waren schon im Hochgebirge der Anden gewandert, aber noch nie in einer Wüste.

Von ihrer Ferienwohnung in Palm Springs aus fuhren sie eine Stunde Richtung Norden, stellten ihr Auto am nordwestlichen Rand des Nationalparks ab. Mit zwei Rucksäcken, voll mit Proviant und ein paar Litern Wasser, betreten sie den Maze Loop Trail, einen ausgeschilderten, zehn Kilometer langen Pfad, berühmt für seine Schluchten. Wie andere Touristen, die auf der Route unterwegs waren, wollten sie nur einen Tag im Park verbringen, rechtzeitig zur Dämmerung wieder beim Auto sein, aber am Abend, als es längst dunkel war, kehrten sie nicht zurück.

Der Vermieter ihrer Ferienwohnung verständigte die Polizei. Das Sheriff's Department des San Bernardino County, bei dem jedes Jahr ein Dutzend Wüstentouristen vermisst gemeldet werden, schickte sofort einen Suchtrupp.

Der Joshua-Tree-Nationalpark, 225 Kilometer östlich von Los Angeles, ist 1200 Quadratkilometer groß, fast so groß wie Berlin. Er beherbergt mehr als 700 Pflanzenarten, aber nur fünf Orte, an denen man sich mit Wasser versorgen kann. Im Sommer, wenn es bis zu 40 Grad heiß wird, können Vermisste innerhalb von 48 Stunden verdursten.

Nach in derselben Nacht durchkämmten 30 Ranger mit Pferden, Spürhunden und Informationsdenken den Park. Am nächsten Tag kreuzten Pflanzengrenzen und Hektoliter über der Wüste. Am übernächsten schritten 250 Rettungskräfte die Umgebung ab, nach Gilbert Orbeso war dabei. Nach drei Tagen dachte er zum ersten Mal, dass Joseph und Rachel bereits tot sein könnten. Nach vier Tagen wurde ihr Hauptquartier geöffnet, aber nur eingemauerte Leichen in der Wüste. Nach zehn Tagen, als noch immer jede Spur von ihnen fehlte, stellten die Behörden die tägliche Suche ein.

Ein Ranger sagte zu Orbeso, es has ihm leid, es sei zu viel Zeit vergangen, es ergabe keinen Sinn mehr. Orbeso erwiderte, dass er ein starkes Zittern an seiner Brust gespürt habe, und es es Schlimmes gewesen, dann Wut, dann Liebe er gesunden, wie um alles zu betreiben. „Ich sollte weiter!“ Er stellte sich vor, Joseph sei immer noch da draußen. Er füllte sich schuldig, ihn der Wüste zu überlassen, und ihn qualte die Frage, was seinem Sohn widerfahren war. „Ich brauche Gewissheit“, sagt Orbeso, „so oder so.“

Bald kündigte er seinen Job als Fitnesstrainer, bald mietete er ein Motelzimmer nahe des Parks, bald wanderte er jeden Morgen weit hinaus, um auf eigene Faust weiterzusuchen. Er schickte darauf, sich nicht selbst zu verlieren.

Mit roten Rindern, die er nach jedem Kilometer an einem Kaktus knozierte, markierte er den Weg.

Zunächst vergangen Tage, dann Wochen, aus Wochen wurden Monate. Am 20. Tag seiner Suche rief er im Lokal fernsehen eine Bezahlung aus, in 100 Dollar für jeden Hinweis, der zur Rettung oder Bergung führen könnte. Am 32. Tag stellte er sich auf einen Felsen und brüllte während in die Wüste, er schrie so laut er konnte, sagt er, aber es kam kein leises Hälschrei zurück.

Es war erst an jenem Sonntag im Oktober, als Gilbert Orbeso die Mütze seines Sohnes entdeckte, als er in das Abgrund eines Carrons blickte, da sah er, weitab vom Pfad des Parks, zwei Leichen. Er erkannte zuerst Rachel, dann seinen Sohn Joseph. Bei Johnson Körper, so erzählt Gilbert Orbeso, „umarmten sich wie Liebende“.

Die Polizei fand neben ihnen je eine Wüstenschlange und eine Pistole, beide wurden mit Kopfschüssen getötet. Das Paar, so rekonstruierten die Ermittler, war vom Weg abgelenkt und hatte im Schatten Schlucht gesucht. Irgendwann, als ihre Vorräte aufgebraucht waren, muss Joseph Orbeso, der schon dem Sheriff für eine Schrottpistole gesteuert und immer eine Warte gestanden hatte, zuerst seine Freundin und dann sich selbst erschossen haben.

„Sie hatten die Wahl zwischen einem gewissen Tod und einem schmerzhaften Leiden“, sagt Gilbert Orbeso. Am Telefon bricht seine Stimme, aber er stürzt auch ein wenig erleichtert. Er habe Joseph müde werden auf einem Felsstück nahe Los Angeles bemerkt. Er grübe alle drei Tage an sein Grab, den Rest der Woche versuche er, irgendwie weiterzuleben. Seinen Sohn geliebten zu haben, endlich um ihn trauern zu können, sagt Gilbert Orbeso, helfe ihm.



Vermisstenfotos von Orbeso, Nguyen

A man and two dead hikers, locked in embrace: A sad story ends in the Joshua Tree wilderness

Von der Website Washingtonpost.com

Letzte Ruhe

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Vater seinen vermissten Sohn in der Wüste Kaliforniens suchte und fand

12 | DER SPIEGEL 01/2018, 30.12.2017

Es war ein Morgen im Oktober, fast drei Monate nachdem sein Sohn im Joshua-Tree-Nationalpark verschollen war, als Gilbert Orbeso in staubiger Wüste, zwischen Sand und Felsformationen, eine Spur zu ihm entdeckte.

Orbeso, 47 Jahre alt, ein dunkelhaariger, durchtrainierter Mann, eigentlich Fitness-trainer in Los Angeles, schleppte sich durch die Hitze, da sah er in der Ferne, wie eine Fata Morgana, an einem Kaktus hängend die Baseballmütze seines Sohnes. Er folgte der Fährte, stieß auf Brotpapier und Plastikflaschen, etwas in ihm glaubte noch immer an ein gutes Ende. Dann blickte er in einen Abgrund.

80 Tage lang hatte Gilbert Orbeso in der Wüste nach seinem einzigen Sohn Joseph gesucht. 80 Tage waren vergangen, seit Parkwächter ihn und seine Freundin Rachel dort zum letzten Mal gesehen hatten.

Orbeso erzählt davon am Telefon, von Hoffnung und Verzweiflung, von der Besessenheit eines Vaters, der sein Kind nicht aufgeben kann, ehe er es gefunden hat.

Alles begann am 27. Juli dieses Jahres, als Joseph Orbeso, 22, gemeinsam mit seiner Freundin Rachel Nguyen, 20, in den Joshua-Tree-Nationalpark aufgebrochen war. Beide studierten in Kalifornien, beide wollten Unternehmensberater werden, beide waren schon im Hochgebirge der Anden gewandert, aber noch nie in einer Wüste.

Von ihrer Ferienwohnung in Palm Springs aus fuhren sie eine Stunde Richtung Norden, stellten ihr Auto am nordwestlichen Rand des Nationalparks ab. Mit zwei Rucksäcken, voll mit Proviant und ein paar Litern Wasser, betreten sie den Maze Loop Trail, einen ausgeschilderten, zehn Kilometer langen Pfad, berühmt für seine Schluchten. Wie andere Touristen, die auf der Route unterwegs waren,

wollten sie nur einen Tag im Park verbringen, rechtzeitig zur Dämmerung wieder beim Auto sein, aber am Abend, als es längst dunkel war, kehrten sie nicht zurück.

Der Vermieter ihrer Ferienwohnung verständigte die Polizei. Das Sheriff's Department des San Bernardino County, bei dem jedes Jahr ein Dutzend Wüstenbesucher vermisst gemeldet werden, schickte sofort einen Suchtrupp.

Der Joshua-Tree-Nationalpark, 225 Kilometer östlich von Los Angeles, ist 3199 Quadratkilometer groß, fast viermal so groß wie Berlin. Er beherbergt mehr als 700 Pflanzenarten, aber nur fünf Orte, an denen man sich mit Wasser versorgen kann. Im Sommer, wenn es bis zu 40 Grad heiß wird, können Vermisste innerhalb von 48 Stunden verdursten.

Noch in derselben Nacht durchkämmten 30 Ranger mit Pferden, Spürhunden

und Infrarotkameras den Park. Am nächsten Tag kreisten Flugzeuge und Helikopter über der Wüste. Am übernächsten schritten 250 Rettungskräfte die Umgebung ab, auch Gilbert Orbeso war dabei. Nach drei Tagen dachte er zum ersten Mal, dass Joseph und Rachel bereits tot sein könnten. Nach vier Tagen wurde ihr Handysignal geortet, aber nur ungenau, irgendwo in der Wüste. Nach zehn Tagen, als noch immer jede Spur von ihnen fehlte, stellten die Behörden die tägliche Suche ein.

Ein Ranger sagte zu Orbeso, es tue ihm leid, es sei zu viel Zeit vergangen, es ergebe keinen Sinn mehr. Orbeso erzählt, dass er ein starkes Ziehen in seiner Brust gespürt habe, erst sei es Schmerz gewesen, dann Wut, dann habe er geschrien, wie um alles zu betäuben: »Ich suche weiter!«

Er stellte sich vor, Joseph sei immer noch da draußen. Er fühlte sich schuldig, ihn der Wüste zu überlassen, und ihn quälte die Frage, was seinem Sohn widerfahren war. »Ich brauchte Gewissheit«, sagt Orbeso, »so oder so.«

Bald kündigte er seinen Job als Fitnesstrainer, bald mietete er ein Motelzimmer nahe des Parks, bald wanderte er jeden Morgen weit hinaus, um auf eigene Faust weiterzusuchen. Er achtete darauf, sich nicht selbst zu verlaufen. Mit roten Bändern, die er nach jedem Kilometer an einen Kaktus knotete, markierte er den Weg.

Zunächst vergingen Tage, dann Wochen, aus Wochen wurden Monate. Am 30. Tag seiner Suche rief er im Lokalfernsehen eine Belohnung aus, 10 000 Dollar für jeden Hinweis, der zur Rettung oder Bergung führen könnte. Am 62. Tag stellte er sich auf einen Felsen und brüllte weinend in die Wüste, er schrie so laut er konnte, sagt er, aber es kam kein Hilfeschrei zurück.

Es war erst an jenem Sonntag im Oktober, als Gilbert Orbeso die Mütze seines Sohnes entdeckte, als er in den Abgrund eines Canyons blickte, da sah er, weitab vom Pfad des Parks, zwei Leichen. Er erkannte zuerst Rachel, dann seinen Sohn Joseph. Ihre leblosen Körper, so erzählt

Gilbert Orbeso, »umarmten sich wie Liebende«.

Die Polizei fand neben ihnen leere Wasserflaschen und eine Pistole; beide wurden mit Kopfschüssen getötet. Das Paar, so rekonstruierten die Ermittler, war vom Weg abgekommen und hatte im Schatten Schutz gesucht. Irgendwann, als ihre Vorräte aufgebraucht waren, muss Joseph Orbeso, der neben dem Studium für eine Sicherheitsfirma gearbeitet und immer eine Waffe getragen hatte, zuerst seine Freundin und dann sich selbst erschossen haben.

»Sie hatten die Wahl zwischen einem qualvollen Tod und einem schnellen ohne Leid«, sagt Gilbert Orbeso. Am Telefon bricht seine Stimme, aber er klingt auch ein wenig erleichtert. Er habe Joseph mittlerweile auf einem Friedhof nahe Los Angeles beerdigt. Er gehe alle drei Tage an sein Grab, den Rest der Woche versuche er, irgendwie weiterzuleben. Seinen Sohn gefunden zu haben, endlich um ihn trauern zu können, sagt Gilbert Orbeso, helfe ihm.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von einem Vater, der seinen in der kalifornischen Wüste bei einer Wanderung verschollenen Sohn und dessen Bekannte sucht und beide fast drei Monate später schließlich tot findet.

Der SPIEGEL-Text weicht von anderen Medienberichten in zahlreichen Details ab. Um über die von vielen Medien veröffentlichte Geschichte genauer zu berichten, wäre es notwendig gewesen, mit Gilbert Orbeso zu sprechen, dem Vater des vermissten Sohns. Als der SPIEGEL im Januar 2019 mit Orbeso telefoniert, kann der sich nicht erinnern, jemals mit einem Reporter namens Claas Relotius gesprochen zu haben. Die vielen Details, die er Relotius zufolge erzählt haben soll, sind laut Orbeso erfunden.

So schreibt Relotius, nach zehn Tagen hätten die Ranger die tägliche Suche eingestellt und Orbeso gesagt, es habe keinen Sinn mehr. Tatsächlich haben sie aber nach eigenen Angaben zumindest an den Wochenenden weitergesucht. Dabei waren auch Ehrenamtliche im Einsatz, die auch Orbeso bei der Suche beglei-

teten. Orbeso sagte dem SPIEGEL, dass er nie allein im Park unterwegs war, um nach seinem Sohn und der Freundin zu suchen, sondern immer in einer kleinen Gruppe.

Er habe auch nicht seinen Job gekündigt, sich in einem Motel in der Nähe des Parks eingemietet und 80 Tage lang jeden Tag gesucht, wie es bei Relotius steht. Zwölf Tage lang sei er dort geblieben, sagt Orbeso, mit Frau und Tochter, danach sei er jedes Wochenende zurückgekehrt und habe den Nationalpark durchsucht. Dabei habe er seinen Weg auch nicht mit »roten Bändern, die er nach jedem Kilometer an einen Kaktus knotete«, markiert, sondern sich auf die Ortskundigen verlassen, die mit ihm unterwegs gewesen seien.

Und so war es laut Orbeso auch eine Gruppe von »vier Männern und einer Frau«, die mit ihm unterwegs waren und die beiden jungen Menschen fanden. Das märchenhafteste Detail der Geschichte ist Orbeso zufolge allerdings wahr: Als sie die beiden fanden, lagen sie tot auf dem Boden und umarmten sich.



Angehängte Carter im Gerichtssaal in Taunton, Massachusetts. Ein Epochenbild von David J. Phillip

Todesengel

Macht Die Amerikanerin Michelle Carter ist 17 Jahre alt, als sie ihren Freund in SMS und Anrufen zum Suizid drängt. Staatsanwälte sprechen von einer Hinrichtung, aber sie hat die Tat nicht ausgeführt. Können Worte töten? Von Claas Relotius

Michelle Carter saß im Gerichtssaal von Taunton, Massachusetts, als die Worte verlesen wurden, mit denen sie Conrad Roy, ihren Freund, in den Tod getrieben hatte. Michelle Carter, 20 Jahre alt, eine junge Frau mit mädchenhaften Zügen, trug schulterlanges Haar und eine Blümchenbluse. Sie wollte einen Eindruck machen, wollte ganz Amerika zeigen, dass sie nicht die kaltblütige Hexe sei, zu der die Leute sie stempelten.

Die Angeklagten gegenüber, so zeigten Kameras, die den Prozess ins nationale Fernsehen übertrugen, präsentierten Staatsanwälte die Beweismittel für ihre Schuld: ein Handy, in Plastikfolie eingeschweißt wie eine Tatwaffe. Und, projiziert auf eine meterhohe Leinwand, Hunderte Zeilen Textnachrichten, die Michelle Carter ihrem Opfer Conrad Roy geschickt hatte.

SMS, 7. Juli 2014
Sei kein Feigling Conrad, du musst dich umbringen, du musst dich endlich töten. Was hast du zu verlieren?
Nach der letzten Nachricht wurde es sehr laut im Gerichtssaal. Angehörige des Gerichts sprangen von ihren Bänken auf und schrien auf Carter ein: »Miststück«, »Monster«, »Warum hast du das getan?« Michelle Carter drehte sich zu den Zuschauern um. Sie sah Roys Mutter in die Augen, sah sie weinen, aber sie sagte kein Wort. Sie sah endlich nur da mit verschränkten Armen wie ein Kind, das nichts verbrochen hat.
Noch bevor der Gerichtsprozess begonnen hatte, noch ehe ein weltweit einzigartiges Urteil gefällt worden sollte, waren Carters Textnachrichten in ganz Amerika

bekannt geworden. Staatsanwälte sprachen von einer »seeleischen Hinrichtung«. Sprecher auf Fox News nannten Carter das »pure Böse« und das »meistgehasste Mädchen der USA«. Kommentatoren auf CNN berichteten über einen »Mord durch SMS« und über den »Prozess des Jahres«. Amanda Knox, selbst bekannt wegen eines Bestechens, einst selbst angeklagt wegen eines bestechlichen Verhörs, sagte, Michelle Carter wofelte keine Strafe, sondern Liebe. Die »New York Times« schrieb, sie dürfe nicht zu Unrecht verurteilt werden. Der ganze Fall, so hieß es, stelle die amerikanische Strafjustiz vor eine erste, moralisch wie rechtlich nie ganz beantwortete Frage: Kann man mit Worten töten?

Der Richter Lawrence Moonie, ein grauhaariger Mann in schwarzer Robe, ein ehemaliger Highschool-Lehrer, musste darüber entscheiden, ob Carter Wortes, welche Macht sie über Conrad Roy hatten, was sie in einem Menschen wie ihm anrichten konnten. Was ihres Freundes wirklich verursacht haben. Er musste herausfinden, welche Macht sie über Conrad Roy hatten, was sie in einem Menschen wie ihm anrichten konnten. Was ihres Freundes wirklich verursacht haben. Er musste herausfinden, welche Macht sie über Conrad Roy hatten, was sie in einem Menschen wie ihm anrichten konnten.

paarstündigen Mädchen, das Klavier in der Kirche spielt, das Lehrer für sein Bestatzt verhalten loben, die beste Softballspielerin ihrer Highschool.
Beide, schon in die sechste Klasse, beide leben im Bundesstaat Massachusetts, aber dort wunden sich ihre Wege wohl nie kreuzen. Michelle Carter wohnt in Palmerville, einer wohlhabenden Kleinstadt zwischen Boston und New York, ihr Vater leitet ein Landmaschinenunternehmen, ihre Mutter ist Immobilienmaklerin. Conrad Roy wohnt eine Autostunde entfernt, in Matapoiset, einem einfachen Fischerort an der Küste, sein Vater lockert Boote, seine Mutter arbeitet als Krankenschwester.

Sie begannen sich weit weg von ihrem Zuhause, in den Frühlingstagen in Florida, ihre Großeltern sind dort beieinander, sie stellen die Enkelkinder einander vor. Roy und Carter verlobten zwei Wochen mit-
einander, sie fuhren mit Fahrrädern zum Strand, fütterten Alligatoren in den Kanälen. Als die Ferien enden und sie nach Massachusetts zurückkehren, schreibt Roy, der noch nie mit einem Mädchen zusammen war, eine Facebook-Nachricht: »Michelle, ich glaube, ich bin in dich verliebt.« Carter, die Einzige in ihrer Klasse, die keine feste Freundin hat, antwortet: »Wann sehen wir uns wieder?«
In den zweieinhalb Jahren darauf besuchten sie einander nur insgesamt fünfmal, aber sie chatteten oder telefonierten fast jeden Tag. Sie unterhalten sich über Filme, tauschen ihre Lieblingsongs. Roy ist Fan der Rockband Linkin Park, Carter mag die Musik von Beyoncé. Sie teilen ihre Gedanken über die schmerzliche Sittungszeit ihrer Eltern, die ihnen auf die Nerven

geben. Sie schreiben, dass sie sich vermischen und sie schreiben, immer wieder, dass du sein. Wenn Carter sich vor einer Prüfung in der Schule hinsetzt, schreibt Roy: »Du bist das größte Mädchen, das es kennt.« Wenn Roy auf seinen Vater schimpft, weil der ihn häufig zum »Nichtstun« nennt, antwortet Carter, als die zwar nicht zueinander aus, dann gibt es nur noch dich und mich.«
Irgendwann, nach vier Monaten, als sie sich einmal spät in der Nacht Nachrichten schicken, chattet sie auch über den Wunsch zu sterben. Am Anfang wirkt es vielleicht noch wie ein Spieß, wie Gerüchte unter Teenagern. Roy schreibt, wie er immer immer schlechter aus dem Bett kommt, dass sich jedes Gespräch mit Menschen schwer anfühlt. Dass er keine Lust mehr auf die Schule und auf sein Leben habe. Carter schreibt, ihr gelbe es genauso, sie schickt ihm ein Foto von einem Gegenstand einer Grillzange: »Wofür würdest du dich entscheiden?«, fragt Carter, dahinter verbirgt sie einen Stein.

Sechs Monate später, nach einem gewissen Punktspiel seiner Baseballmannschaft, nach einem schlechten ganz normalen Abendessen mit seiner Familie, versucht Conrad Roy zum ersten Mal, sich umzubringen. Er schluckt ein Dutzend Tabletten Paracetamol, er spuckt Blut, bevor seine beiden jüngeren Schwestern ihn bewuslos finden. Er wird ins Krankenhaus gebracht und eine Woche lang behandelt. Am Ende verschreibt ein Arzt ihm Colexin, ein Antidepressivum, das Suizidgedanken bei Jugendlichen, je nach Erkrankung, fördern kann.
»Hat versucht mich zu töten, ist dir ganz egal, wie es mit geht?«, schreibt Conrad Roy an Michelle Carter, als er wieder zu Hause ist, seine Witze werden unversöhnlich fast während. Sie weinen, als fühle er sich nicht genug beachtet. »Bist du wahnsinnig? Tu das nie wieder! Du darfst so was nie wieder tun!«, antwortet Carter. »Bist du auch da?«
In Prozess vor Gericht verwies ihn Verteidiger auf diese Zeilen, als Beleg ihrer Unschuld. Sie verwiesen darauf, dass Conrad Roy die Angeklagte, ein pubertäres Mädchen, mit seinen Selbstmordversuchen beschäftigt habe, dass er sie erzwungen habe, Verantwortung für ihn zu übernehmen. Sie verwiesen auch darauf, dass Carter ihrem Freund mehrfach geraten habe, sein Therapie zu machen. Sie argumentierten, dass Carter ihn nicht um sein Leben bringen sollte, sondern, zumindest noch ein gutes Jahr lang, versuchte, ihn vor sich selbst zu



Michelle Carter's Facebook-Profil im Januar 2014. Foto: Twitter

Todesengel

Macht. Die Amerikanerin Michelle Carter ist 17 Jahre alt, als sie ihren Freund in SMS und Anrufen zum Suizid drängt. Staatsanwälte sprechen von einer Hinrichtung, aber sie hat die Tat nicht ausgeführt. Können Worte töten? Von Claas Relotius

13 | DER SPIEGEL 50/2017, 9.12.2017

Michelle Carter saß im Gerichtssaal von Taunton, Massachusetts, als die Worte verlesen wurden, mit denen sie Conrad Roy, ihren Freund, in den Tod getrieben hatte. Michelle Carter, 20 Jahre alt, eine junge Frau mit mädchenhaften Zügen, trug schulterlanges Haar und eine Blümchenbluse. Sie wollte einen Eindruck machen, wollte ganz Amerika zeigen, dass sie nicht die kaltblütige Hexe sei, zu der die Leute sie stempelten.

Der Angeklagten gegenüber, so zeigten Kameras, die den Prozess ins nationale Fernsehen übertrugen, präsentierten Staatsanwälte die Beweismittel für ihre Schuld: ein Handy, in Plastikfolie eingeschweißt wie eine Tatwaffe. Und, projiziert auf eine meterhohe Leinwand, Hunderte Zeilen Textnachrichten, die Michelle Carter ihrem Opfer Conrad Roy geschickt hatte.

SMS, 5. Juli 2014

Dein Leben hat keinen Sinn, Conrad. Warum beendest du es nicht? Warum hängst du dich nicht einfach auf?

Die Staatsanwältin las mit kalter Stimme. Nach jedem Satz sah sie zu Carter hinüber.

Facebook-Nachricht, 6. Juli 2014

Du könntest dich auch vergiften. Oder du erschießt dich. Kein Mensch wird dich vermissen, deine Eltern werden es verkräften.

Carter selbst verzog keine Miene, als gingen die Nachrichten sie nichts an, als hätte sie nichts davon geschrieben.

SMS, 7. Juli 2014

Sei kein Feigling Conrad, du musst dich umbringen, du musst dich endlich töten. Was hast du zu verlieren?

Nach der letzten Nachricht wurde es sehr laut im Gerichtssaal. Angehörige des

Getöteten sprangen von ihren Bänken auf und schrien auf Carter ein: »Miststück«, »Monster«, »Warum hast du das getan?« Michelle Carter drehte sich in den Zuschauerraum um. Sie sah Roys Mutter in die Augen, sah sie weinen, aber sie sagte kein Wort. Sie saß einfach nur da mit verschränkten Armen wie ein Kind, das nichts verbrochen hat.

Noch bevor der Gerichtsprozess begonnen hatte, noch ehe ein weltweit einzigartiges Urteil gefällt werden sollte, waren Carters Textnachrichten in ganz Amerika bekannt geworden. Staatsanwälte sprachen von einer »seeleischen Hinrichtung«. Sprecher auf Fox News nannten Carter das »pure Böse« und das »meistgehasste Mädchen der USA«. Kommentatoren auf CNN berichteten über einen »Mord durch SMS« und über den »Prozess des Jahres«. Amanda Knox, selbst bekannt wegen ei-

nes berüchtigten Mordfalls, einst selbst angeklagt wegen eines bestialischen Verbrechens, sagte, Michelle Carter verdiene keine Strafe, sondern Hilfe. Die »New York Times« schrieb, sie dürfe nicht zu Unrecht verurteilt werden. Der ganze Fall, so hieß es, stelle die amerikanische Strafjustiz vor eine uralte, moralisch wie rechtlich nie ganz beantwortete Frage: Kann man mit Worten töten?

Der Richter Lawrence Moniz, ein grauhaariger Mann in schwarzer Robe, ein ehemaliger Highschool-Lehrer, musste darüber entscheiden, ob Carters Worte den Tod ihres Freundes wirklich verursacht haben. Er musste herausfinden, welche Macht sie über Conrad Roy hatten, was sie in einem Menschen wie ihm anrichten konnten. War Michelle Carter schuld an seinem Suizid, oder war sie, vor dem Gesetz, unschuldig?

In sieben Prozesstagen hörte der Richter die ganze Geschichte ihrer Beziehung, die Geschichte eines Jungen, der an Depressionen litt, und eines Mädchen, das ihm einredete, sich umzubringen. Sie handelt von zwei Teenagern, die Aufmerksamkeit suchten, aber diese erst bekamen, als ihr Leben entweder zerstört oder beendet war. Es geht darin um vieles, wovon sich Eltern in Sorge um ihre Kinder fürchten, um tiefe, oft unsichtbare Abgründe des Erwachsenwerdens: Minderwertigkeitsgefühle, verzweifelte Liebe, Suizidgedanken, Cyber-Mobbing.

Man kann Conrad Roy nicht mehr danach befragen, Roy ist tot, Carter schweigt bis heute. Aber es gibt Menschen, die beiden eine Stimme geben. Mitschüler, die jeden Tag mit ihnen zusammen waren. Eltern, die sich fragen, wie sie nichts von der Not der Kinder bemerken konnten. Anwälte, die nach Erklärungen oder Motiven suchen. Und es gibt Dokumente: Videoaufzeichnungen aus dem Gerichtssaal, Anklageschriften und Chatprotokolle, mehr als 6000 Textnachrichten, fast 400 Seiten lang. Sie geben Einblick in die Seelen zweier junger Menschen und helfen, diese Geschichte zu erzählen.

Es ist das Jahr 2012, als sich Conrad Roy und Michelle Carter kennenlernen, zufällig. Roy ist damals 16, ein stiller Junge mit kurzen Haaren, der in seiner Freizeit angeln geht, der schnellste Schlagmann seiner Baseballmannschaft. Carter ist 15, ein pausbäckiges Mädchen, das Klavier in der Kirche spielt, das Lehrer für sein Sozialverhalten loben, die beste Softballspielerin ihrer Highschool.

Beide gehen in die zehnte Klasse, beide leben im Bundesstaat Massachusetts, aber dort würden sich ihre Wege wohl nie kreuzen. Michelle Carter wohnt in Plainville, einer wohlhabenden Kleinstadt zwischen Boston und New York, ihr Vater leitet ein

Landmaschinenunternehmen, ihre Mutter ist Immobilienmaklerin. Conrad Roy wohnt eine Autostunde entfernt, in Matapoisett, einem einfachen Fischerort an der Küste, sein Vater lackiert Boote, seine Mutter arbeitet als Krankenschwester.

Sie begegnen sich weit weg von ihrem Zuhause, in den Frühjahrsferien in Florida. Ihre Großeltern sind dort befreundet, sie stellen die Enkelkinder einander vor. Roy und Carter verbringen zwei Wochen miteinander, sie fahren mit Fahrrädern zum Strand, füttern Alligatoren in den Everglades. Als die Ferien enden und sie nach Massachusetts zurückkehren, schreibt Roy, der noch nie mit einem Mädchen zusammen war, eine Facebook-Nachricht: »Michelle, ich glaube, ich bin in dich verliebt ...« Carter, die Einzige in ihrer Klasse, die keinen festen Freund hat, antwortet: »Wann sehen wir uns wieder?«

In den zweieinhalb Jahren darauf besuchen sie einander nur insgesamt fünfmal, aber sie chatten oder telefonieren fast jeden Tag. Sie unterhalten sich über Filme, tauschen ihre Lieblingssongs. Roy ist Fan der Rockband Linkin Park, Carter mag die Musik von Beyoncé. Sie teilen ihren gesamten Alltag miteinander, machen Witze über ihre Eltern, die ihnen auf die Nerven gehen. Sie schreiben, dass sie sich vermissen, und sie schwören, immer füreinander da zu sein. Wenn Carter sich vor einer Prüfung in der Schule fürchtet, schreibt Roy: »Du bist das klügste Mädchen, das ich kenne.« Wenn Roy auf seinen Vater schimpft, weil der ihn häufig einen »Nichtsnutz« nennt, antwortet Carter: »In ein paar Jahren ziehst du aus, dann gibt es nur noch dich und mich.«

Irgendwann, nach vier Monaten, als sie sich einmal spät in der Nacht Nachrichten schicken, chatten sie auch über den Wunsch zu sterben. Am Anfang wirkt es vielleicht noch wie ein Spiel, wie Gerede unter Teenagern. Roy schreibt, dass er morgens immer schlechter aus dem Bett komme. Dass sich jedes Gespräch mit Menschen schwer anfühle. Dass er keine Lust mehr auf die Schule und auf sein Leben habe. Carter schreibt, ihr gehe es genauso, sie schickt ihm ein Foto von einem Galgen und einer Guillotine. »Wofür würdest du dich entscheiden?«, fragt Carter, dahinter setzt sie einen Smiley.

Sechs Monate später, nach einem gewonnenen Punktspiel seiner Baseballmannschaft, nach einem scheinbar ganz normalen Abendessen mit seiner Familie, versucht Conrad Roy zum ersten Mal, sich umzubringen. Er schließt sich im Badezimmer ein, schluckt ein Dutzend Tabletten Paracetamol, er spuckt Blut, bevor seine beiden jüngeren Schwestern ihn bewusstlos finden. Er wird ins Krankenhaus gebracht und eine Woche lang behandelt.

Am Ende verschreibt ein Arzt ihm Celexa, ein Antidepressivum, das Suizidgedanken bei Jugendlichen, je nach Erkrankung, fördern kann.

»Hab versucht mich zu töten. Ist dir ganz egal, wie es mir geht?«, schreibt Conrad Roy an Michelle Carter, als er wieder zu Hause ist, seine Worte wirken vorwurfsvoll, fast wütend. Sie wirken, als fühle er sich nicht genug beachtet. »Bist du wahnsinnig? Tu das nie wieder! Du darfst so was nie wieder tun!«, antwortet Carter. »Bitte such dir Hilfe!!!!«

Im Prozess vor Gericht verwiesen ihre Verteidiger auf diese Zeilen, als Beleg ihrer Unschuld. Sie verwiesen darauf, dass Conrad Roy die Angeklagte, ein pubertierendes Mädchen, mit seinen Selbstmordfantasien bedrängt habe, dass er sie gezwungen habe, Verantwortung für ihn zu übernehmen. Sie verwiesen auch darauf, dass Carter ihrem Freund mehrfach geraten habe, eine Therapie zu machen. Sie argumentierten, dass Carter ihn nicht um sein Leben bringen wollte, sondern, zumindest noch ein ganzes Jahr lang, versuchte, ihn vor sich selbst zu schützen. Auch Lynn Roy, 46, Conrad Roys Mutter, eine Frau mit dunklem Haar und Tränen in den Augen, sagte vor Gericht, dass sie Michelle Carter nicht als Bedrohung betrachtete, sondern als Stütze, als freundliches Mädchen, das ihrem Jungen guttun könnte. Gleichzeitig spürte sie, dass Carter »große Macht« über ihn erlangt habe, die Macht einer ersten Liebe.

Carter, so gaben Roys Eltern im Zeugenstand zu Protokoll, sei nur einmal in Matapoisett zu Besuch gewesen, über ein Wochenende nach Weihnachten. Gemeinsam mit der Familie habe sie im Hafen Hotdogs gegessen. Sie hätten dabei nicht viel geredet, aber Roys Eltern fanden, Carter habe einen »belebenden Einfluss« auf ihren Sohn. Sie selbst, auch das gaben beide Eltern vor Gericht zu, hatten keine Vorstellung, dass seine Gedanken bald wohl nur noch um den Tod kreisten.

Es ist das Jahr 2014, Conrad Roy ist 18, als er beginnt, im Internet nach Selbstmordmethoden zu suchen. Über Monate gibt er insgesamt 33-mal, oft an Sonntagabenden, während seine Eltern streiten oder vor dem Fernseher sitzen, bei Google ein: »best ways to commit suicide without hurt«, die besten Wege, ohne Schmerzen Selbstmord zu begehen.

Auch seine Schwestern, Freunde oder Lehrer bekommen davon nichts mit. Für seine Mitmenschen wirkt er zufrieden. Er geht einmal die Woche zur Therapie, die Psychologin sagt, er sei stabil. Er bringt gute Leistungen im Abschlussjahrgang und bewirbt sich um ein Stipendium fürs College. Er erzählt allen von seiner Freundin Michelle, die seinem Leben, so sagt er, ei-

nen Sinn gebe. Die Einzige, die spüren muss, wie wenig Sinn er noch im Leben sieht, ist Michelle Carter.

Roy schreibt ihr, dass er sich gern gemeinsam mit ihr umbringen würde: »Wir sollten wie Romeo und Julia sein.«

»Ich wäre gern deine Julia«, antwortet Carter.

»Aber du weißt, wie es am Ende ausgeht«, schreibt Roy.

»OH JA NEIN VERDAMMT! WIR STERBEN NICHT«, antwortet Carter. »Das ist nicht komisch.«

Roy, so sagen Carters Verteidiger, habe mit Suizidgedanken herumgescherzt, er habe die Angeklagte in seine finstere Welt hineingezogen und irgendwann einfach überfordert.

Carter, so sagen die Staatsanwälte, habe nicht überfordert, sondern kühl kalkulierend reagiert und seinen Tod bald mehr als nur in Kauf genommen.

Je öfter Conrad Roy über das Sterben schreibt, desto seltener versucht Michelle Carter, ihn vom Selbstmord abzuhalten, desto häufiger schmiedet sie mit ihm Pläne, welche Methode am besten zum Selbstmord geeignet sei: »Ein Kopfschuss funktioniert zu 99 Prozent, sich aufhängen zu 89 Prozent. Was ist mit Bleichmittel trinken?« Einmal, spät in der Nacht, macht sie einen Vorschlag, den Conrad Roy auf seinem Handy speichert, den FBI-Ermittler erst Monate später darauf finden werden, der sich lesen wird wie eine Anleitung zur Tat: »Der beste Weg ist Kohlenmonoxid. Du pumpst Abgase in dein Auto, schläfst einfach ein, während der Motor läuft. Du kriegst gar nichts davon mit.«

In der Nacht zum 4. Juli 2014, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, schreibt Conrad Roy ihr in einer Privatnachricht bei Facebook: »Heute tue ich es. ICH WILL STERBEN!« Als er am Nachmittag darauf wieder online geht, schreibt Michelle Carter: »DU SCHIEBST ES AUF! Ich fühle mich wie eine Idiotin. Hör auf, mich zu verarschen und zu sagen, du tust es, und dann tust du es doch nicht!«

»Ich wollte es tun, aber bekam Panik.«

»Wovor hast du Angst??«, fragt Carter. »Du musst es einfach nur tun!!!«

In den zweieinhalb Jahren, die ihre Fernbeziehung dauert, ist es nur ein kurzer Zeitraum, in dem Michelle Carter ihren Freund nicht davon abhält, sich zu töten. Es sind genau neun Tage im Juli, in denen sie ihr Opfer, so steht es in der Anklageschrift SJC-12043, »Commonwealth vs. Michelle Carter«, aktiv und bewusst zum Suizid drängt.

Am 7. Juli 2014 schreibt sie: »Du kannst so nicht weiterleben. Du musst verdammt noch mal handeln und endlich mit allem Schluss machen.«

Am 8. Juli 2014 schreibt sie: »Keine

Schmerzen mehr. Keine bösen Gedanken oder Sorgen. Du wirst frei sein.«

Am 9. Juli 2014, drei Tage vor Roys Tod, schreibt Carter: »Du schiebst es auf, Conrad! Wie lange willst du noch warten?«

Warum tut sie das? Was hat sie sich dabei gedacht? Was ist in diesen Tagen im Juli in Michelle Carter vorgegangen?

Auch ihre Eltern wussten wenig über die wahren Gedanken ihrer Tochter. Wer sie in Plainville besucht, fährt durch eine gepflegte Kleinstadtsiedlung mit großzügigen Vorgärten, Sicherheitszäunen und Swimmingpools. Das Haus der Carters, ein typisches amerikanisches Wohnhaus mit Jesuskreuz und Sternenbanner an der Veranda, liegt hinter einer hohen Pforte. Seit der Name ihrer Tochter in fast jeder Zeitung stand, seitdem Fremde aus allen Gegenden des Landes hierherkommen und Worte wie »Killer« oder »Bestie« über den Zaun rufen, haben sie rund um das Grundstück Kameras installiert.

Gail Carter, 50, die Mutter, eine Frau mit blondierten Haaren und Hosenanzug, sagt, dass ihre Tochter zu Unrecht im Gefängnis sitze, dass sie niemanden getötet habe, Michelle sei kein schlechter Mensch. David Carter, 52, der Vater, ein groß gewachsener Mann mit kurzem grauem Haar und weicher Stimme, sagt, seine Tochter sei unschuldig, sie habe, als sie Conrad Roy zum Suizid drängte, selbst eine schwere Zeit gehabt.

Eigentlich, so erzählen die Eltern, sei Michelle behütet bei ihnen aufgewachsen, als Einzelkind, aber mit teuren Hobbys. Der Vater führt hinauf in ihr altes Zimmer, darin stehen, als wäre sie immer noch bei ihnen, ein Bett mit Traumfänger und ein rosafarbenes Sofa. Die Eltern sagen, sie hätten alles so gelassen, wie es immer gewesen sei. Es sieht aus wie das Zimmer eines braven jungen Mädchens, vielleicht soll es genau diesen Eindruck machen.

An den Wänden hängen keine Poster, sondern Musikinstrumente, eine Geige und ein Cello. Michelle Carter bekam viermal die Woche Unterricht. In ihrer Schule, der King Philip Highschool in Plainville, hatte sie ein Schuljahr übersprungen und trotzdem die zweitbesten Noten ihrer Klasse. »Sie hätte alles studieren, alles im Leben erreichen können«, sagt ihr Vater, in seine Züge fährt Bitterkeit. »Etwas in ihr, das wir nicht sehen konnten, war kaputt.«

Auch Carter, darauf deuten ärztliche Gutachten lange vor ihrer Festnahme hin, war unglücklich in ihrem Leben. Als Kind wurde sie wegen ihres Übergewichts gehänselt, als Teenager litt sie an Essstörungen. Manchmal, wenn Mitschülerinnen sie eine »fette Jungfrau« nannten, erzählt ihr Vater, ritzte sie ihre Handgelenke mit Kugelschreibern auf, bis Blut kam.

Im Mai 2014, zwei Monate vor Conrad Roys Selbstmord, das belegen Einweisungsdokumente, wird Michelle Carter vier Wochen lang in einer psychiatrischen Klinik in Belmont, Massachusetts, behandelt, wegen Impulskontrollstörungen; sie neige, so heißt es, zu »krankhaften Affekthandlungen«. Bei ihrer Entlassung verschreibt ein Arzt ihr Celexa, jenes Antidepressivum, das auch Conrad Roy einnimmt, das Selbstmordgedanken fördern oder zu emotionalem Abstumpfen führen kann.

In den neun Tagen im Juli, als sie Roy insgesamt drei Dutzend Mal befiehlt, sich aufzuhängen, sich von einer Brücke zu stürzen, sich zu erschießen, zu ertränken oder zu vergiften, schluckt Michelle Carter einmal am Tag, unter Aufsicht ihrer Eltern, das Medikament. Für die Menschen in ihrem Umfeld bleibt sie wie unverändert. Sie hört keine finstere Musik, wie andere in ihrem Alter. Sie spielt auch keine gewalttätigen Videospiele. Auf ihrem Laptop, Passwort »fuckingfuck47«, sind keine Horrorfilme, wie Boulevardzeitungen später vermuten werden. Im Literaturunterricht ihrer Schule liest sie nur ein Theaterstück von Shakespeare. Es ist »Othello«, eine Tragödie, die von Liebe und Intrigen handelt, deren Held an einem Wahn leidet, durch Worte manipuliert wird und sich am Ende tötet.

Der letzte Tag in Conrad Roys Leben, der 12. Juli 2014, ein Samstag, beginnt mit einer SMS von Michelle Carter: »Es ist an der Zeit. Du bist bereit. Du weißt das. Denke nicht mehr darüber nach. Heute Nacht ist die Nacht. Jetzt oder nie.«

Roy antwortet: »Ich will es ja heute machen. Aber ich bin mir nicht sicher. Ich habe Panik.«

»Das ist doch kein großes Ding«, schreibt Carter. »Parke einfach deinen Wagen, schalte die Maschine ein. Es wird vielleicht 20 Minuten dauern. Du hast alles, was du brauchst. Du wirst nicht scheitern.«

Carter weiß, dass Roy sich eine mit Benzin betriebene Wasserpumpe besorgt hat, deren Motor Kohlenmonoxid freisetzt. Sie weiß auch, dass er im Baumarkt war, um Klebstoff, der zum Abdichten von Fensterscheiben dient, zu kaufen. Sie fragt nicht, wie Roy sich fühlt. Sie bittet ihn nur, alle Nachrichten von ihr zu löschen. Und sie fragt: »Einverstanden, wenn ich nach deinem Tod erzähle, ich war deine Freundin?« Roy antwortet: »O. K.«

Er verbringt den ganzen Vormittag mit seiner Familie. Er geht mit seiner Mutter am Strand spazieren, lädt seine jüngeren Schwestern zum Eis ein. Er lacht mit ihnen, macht Witze. Am Nachmittag, während er mit seinen Eltern im Wohnzimmer sitzt, schreibt er an Carter: »Heute tue ich es.«

Carter schreibt zurück: »Versprich es.«
»Ich verspreche es, Baby. Wo soll ich hingehen?«

»Du darfst ein Versprechen niemals brechen. Tu es auf einem ruhigen Parkplatz.«

Gegen 18 Uhr verlässt Conrad Roy das Haus. Er steigt in seinen schwarzen Ford-Truck, sagt seiner Mutter, er habe etwas zu erledigen, sie solle nicht mit dem Abendessen warten. Dann fährt er von Mattapoissett etwa zehn Kilometer Richtung Westen, bis in den Nachbarort Fairhaven, dort steuert er den Wagen auf den leer stehenden Parkplatz eines Supermarkts. Hinter ihm, auf dem Rücksitz, liegt die Wasserpumpe, mit der er sich vergiften will.

Er dichtet alle Fenster ab, damit es so schnell wie möglich geht. Um 18.28 Uhr, wahrscheinlich bevor er die Pumpe einschaltet, ruft er noch einmal Michelle Carter an. Vielleicht will er sich verabschieden. Vielleicht will er, dass sie ihn doch noch abhält.

Die Verbindung dauert 43 Minuten, niemand außer ihnen wird erfahren, worüber die beiden reden. Um 19.11 Uhr endet die Verbindung. Um 19.12 Uhr, nur eine Minute später, ruft Michelle Carter wieder Conrad Roy an. Roy nimmt ab, er ist also noch am Leben. Er hat Angst bekommen, so rekonstruieren Forensiker, und er hat den vergasteten Truck verlassen, darauf deuteten Fußspuren auf dem Parkplatz hin. Carter bekommt alles mit, dann überredet sie ihn – so wird sie einer Mitschülerin nur Tage darauf erzählen, so wird sie es später in Verhören während der Untersuchungshaft selbst zugeben –, auf der Stelle wieder einzusteigen. Carter sagt – so steht es in ihrer Akte, so werden Staatsanwälte sie vor Gericht und Fernsehkameras zitieren: »Steig sofort wieder in den Truck!«

Roy folgt ihrer Anweisung. In den Minuten darauf hört Michelle Carter ihm beim Sterben zu. Sie sitzt in Plainville, in ihrem Kinderzimmer mit dem rosafarbenen Sofa, 50 Kilometer entfernt, sie hört den Pumpenmotor in Roys Truck laufen. Kohlenmonoxid breitet sich geruchlos aus. Die Ermittler nehmen an, dass Roy nicht spürt, dass er Gift einatmet, vielleicht spürt er, wie langsam seine Sinne schwinden. Nach etwa zehn Minuten, da sind sich die Forensiker sicher, wird er nicht mehr sprechen können, nach spätestens zwölf muss er bewusstlos sein. Die nächste Polizeistation liegt nur ein paar Straßen entfernt, Michelle Carter könnte Hilfe rufen, wenn sie wollte, sie könnte Roys Leben vielleicht noch immer retten, aber sie ruft niemanden. Sie hält die Verbindung für genau 46 Minuten und 35 Sekunden. Um 19.58 Uhr, als der zweite Anruf endet, muss Carter davon ausgehen, dass Roy nicht mehr am Leben ist.

Sie ruft ihn am selben Abend trotzdem noch zehnmals an, wahrscheinlich zum Schein. Sie schreibt auch SMS, »Hey Babe,

bist du okay?« und »Bitte antworte mir«, aber Conrad Roy antwortet nicht mehr. Als Spaziergänger am nächsten Tag seine Leiche finden, liegt der Kohlenmonoxidwert in seinem Blut bei mehr als 80 Prozent. Sein Handy, mit leerer Batterie, liegt immer noch auf seinem Schoß.

Wer hat Conrad Roy getötet?

War er es selbst, indem er die Wasserpumpe kaufte, das Gerät eigenhändig einschaltete, um im Truck auf seinen Tod zu warten? Oder war es Michelle Carter, die ihm den Plan einflüsterte, die ihn tagelang dazu ermutigte, die ihm schließlich sogar befahl, wieder in den Truck zu steigen?

Aber ist es möglich, einen Menschen zu töten, der mehr als 50 Kilometer weit entfernt ist, zu dem es keinerlei physische Verbindung gibt, ohne Waffe, ohne Falle, nur durch Worte? Und wenn das möglich wäre, wo endet und wo beginnt dann strafbare Schuld? Welche Schuld trifft Roys Vater, der ihn ständig als »Nichtsnutz« beschimpfte? Welche Schuld trifft seine Mitschüler, die ihn, nur weil er schweigsam war, manchmal einen »Psycho« nannten?

Michelle Carters Verteidiger plädierten auf Freispruch. Sie sagten, dass Conrad Roy sich selbstständig getötet habe, dass kein Mensch, der zu einem anderen schreckliche Dinge sage, wegen Mordes oder Totschlags verurteilt werden könne.

Die Staatsanwälte plädierten für eine Freiheitsstrafe von bis zu zwölf Jahren. Sie argumentierten, dass Carter vorsätzlich gehandelt habe, dass sie Worte wie Waffen eingesetzt habe, dass ihre Worte bei Conrad Roy, der psychisch krank war, gewirkt hätten »wie Gift«.

Lawrence Moniz, der Richter, zog sich lange zur Urteilsfindung zurück. Als er wieder an seinem Pult Platz nahm, erzählte er den Anwesenden eine Geschichte. Sie handelt von einem historischen, für das amerikanische Rechtssystem wegweisenden Urteil, von einem ähnlichen Fall, der in Massachusetts fast 200 Jahre zuvor, im Jahr 1816, verhandelt wurde.

Damals, so erzählte der Richter, habe ein Gefängnisinsasse seinem Zellennachbarn, einem zum Tode Verurteilten, eingeredet, sich selbst zu töten, ehe es der Henker tue. Der Zellennachbar, ein Mörder, der exekutiert werden sollte, erhängte sich darauf an einem Seil. Der Insasse, der in der Zelle nebenan saß, der ihn nur verbal zum Suizid gedrängt hatte, kam wegen Mordes vor Gericht.

»Murder by counseling«, Mord durch Anleitung, lautete die Anklage. Aber die Jury sprach den Angeklagten frei. Seine Worte allein, so befanden die Geschworenen damals, hätten den Zellennachbarn nicht umgebracht.

Der Richter in Taunton, der auf Antrag der Verteidigung ohne Jury über Michelle Carters Schuld zu entscheiden hatte, zitierte dieses Urteil, aber im Jahr 2017 urteilte er, zum ersten Mal in der amerikanischen Strafrechtsgeschichte, anders. Er beantwortete die Frage, ob man mit Worten töten kann, mit ruhiger Stimme: Zwar hätten Carters Worte nicht das Kohlenmonoxid in Roys Lungen gepumpt, zwar hätten sie seinen Tod nicht unmittelbar verursacht, erklärte er. Aber sie hätten sich um Roys Hals gelegt wie eine Schlinge, sie hätten ihn, noch als Carter ihm befahl, wieder in den Truck zu steigen, »buchstäblich nicht mehr atmen lassen«. Carter sei nicht vor Ort gewesen, aber doch »virtuell anwesend«. Carter habe ihn nicht eigenhändig getötet, aber in klarer Tötungsabsicht gehandelt. Sie hatte nach allem, was Profiler in Befragungen mit ihr herausgefunden hatten, auch ein Motiv.

Im psychologischen Gutachten steht, dass Carter an starken Minderwertigkeitsgefühlen leide, dass sie um jeden Preis beachtet werden wolle. Von Roys Tod versprach sie sich, auch das steht in dem Gutachten, »Bestätigung, Anerkennung und Liebe«. Warum fragte sie Roy kurz vor der Tat, ob sie sich seine Freundin nennen dürfe, warum war ihr das so wichtig?

Es gibt ehemalige Mitschüler, die vor Gericht aussagten, Michelle Carter habe Conrad Roy in den zweieinhalb Jahren, in denen sie mit ihm zusammen war, kein einziges Mal erwähnt. Carter, das berichteten Mitschülerinnen unter Eid, habe erst nach seinem Tod angefangen, von ihrem toten Freund zu sprechen, überall.

Sie besuchte seine Trauerfeier, weinte an seinem Sarg. Auch digital inszenierte sie sich wie aus dem Nichts als seine Freundin. Auf Instagram postete sie Bilder von sich und Conrad Roy, jeden Tag.

Einen Monat nach seinem Suizid, als sie einer jener Mitschülerinnen längst die Wahrheit gestanden hatte, als sie fürchtete, die Polizei würde alles herausfinden, als sie sich ihrer Schuld offenbar ganz bewusst war, schrieb sie auf seine Facebook-Seite: »Conrad, Liebe meines Lebens, mein Held, du warst der beste Freund, den man sich wünschen kann, ich kann mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen.« Zwei Monate nach Roys Tod, an seinem Geburtstag, schrieb sie auf Twitter: »Happy Birthday. Ich hoffe, die Engel singen heute für dich!« Als das neue Schuljahr begann, ließ Michelle Carter sich von Mitschülerinnen in den Arm nehmen, posierte für Fotos in der Lokalzeitung, organisierte Informationstage zum Thema »Geisteskrankheit«. In einem Spendenaufruf auf Facebook schrieb sie: »Obwohl ich das Leben meines Freundes nicht retten konnte, will ich mich jetzt dafür engagieren, so viele andere Le-

ben zu retten wie möglich.«

Michelle Carter, so deutete der Richter ihr Verhalten, hatte Roys Leben beenden wollen, um ihr eigenes Leben aufzuwerten. Er verurteilte sie, nach Jugendstrafrecht, zu zweieinhalb Jahren Gefängnis und fünf weiteren Jahren auf Bewährung; nicht wegen Mordes, aber wegen fahrlässiger, mutwilliger Tötung.

Während Carter, die den ganzen Prozess über schweigend vor sich hin startete, im Anklagestand gestützt werden musste, während ihre Eltern im Zuschauerraum in Tränen ausbrachen, sprach der Richter von einer »Tragödie« für alle. Zurück bleiben, wie in einem Stück von Shakespeare,

ehe der Vorhang fällt, zwei zerstörte junge Leben, zwei zerstörte Familien und, wie in vielen Dramen, die von Selbstmord handeln, ein Abschiedsbrief.

Es war dieser Brief, der vermutlich nie gefunden werden sollte, es waren seine letzten drei Worte, die Polizeiermittler stutzig machten und überhaupt auf Carters Spuren führten. Roy hatte, wie verabredet, auf seinem Handy alle SMS und Facebook-Nachrichten von ihr gelöscht. Nur den altmodischen Brief an sie muss Roy irgendwann geschrieben, aber nie abgeschickt und offenbar vergessen haben. Seine Eltern fanden ihn drei Monate nach seinem Tod, hinter dem Schreibtisch seines Zim-

mers, einen Spiralblockzettel mit kritzeliger Schrift, an »Michelle, meinen Engel«.

Er sei froh, schreibt Conrad Roy, ein Mädchen wie sie getroffen zu haben, einen Menschen, der seinen Todeswunsch verstehe. Er schreibt, sie solle keine Angst haben, niemand werde sie verdächtigen, niemand werde ihr die Schuld geben.

»Du bist das Beste, was mir je passiert ist«, so beendet Conrad Roy seinen Brief. »Danke für alles.«

In ihrem Kinderzimmer, 50 Kilometer entfernt, hört Carter ihm beim Sterben zu.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018 und im Januar 2019

Der Text über die 17-jährige US-Amerikanerin Michelle Carter, die ihren Bekannten Conrad Roy mit Textnachrichten zum Selbstmord ermutigte, erschien am 9. Dezember 2017.

Dieser Artikel enthält höchstwahrscheinlich Fälschungen. Der Fall Carter/Roy ist ausführlich in vielen US-Medien beschrieben, das Urteil ist öffentlich, es gibt eine große Zahl von Quellen zum Thema. Relotius hat diese Quellen offenkundig genutzt. Der Text ist voller überprüfbarer Fakten, bei zahlreichen Stichproben konnten die Fakten anhand der Quellenlage verifiziert werden.

Gefälscht ist dagegen wohl der Besuch von Relotius bei den Eltern von Michelle Carter in Plainville im US-Bundesstaat Massachusetts. Relotius beschreibt detailreich, wie das Haus der Carters aussieht, wie die Eltern mit ihm über Leben und Hobbys

ihrer Tochter sprechen und wie sie ihn sogar in Michelles Zimmer führen. Der Anwalt der Eltern von Michelle Carter teilte dem SPIEGEL auf Nachfrage im Januar 2019 mit, dass sie Relotius kein Interview gegeben haben.

Fraglich bleibt zudem folgende Information aus Relotius' Artikel: »Im Mai 2014, zwei Monate vor Conrad Roys Selbstmord, das belegen Einweisungsdokumente, wird Michelle Carter vier Wochen lang in einer psychiatrischen Klinik in Belmont, Massachusetts, behandelt, wegen Impulskontrollstörungen.« Nach Quellenlage ist Michelle Carter erst im Juni in die Klinik gegangen, um sich wegen einer anderen Erkrankung behandeln zu lassen.

Vier-Sterne-Erholungshotel im Süden der Stadt, die Spieler kommen vor fast jedem Spiel hier zusammen. Es ist ein besonderer Tag heute, Viertelfinal-Hinspiel in der Champions League, es geht gegen den französischen Tabellenführer.

Gegen 13 Uhr, in einem Seminarraum des Hotels, bespricht Thomas Tuchel, der Trainer, die Taktik gegen den Gegner AS Monaco. Vor der Abfahrt zum Stadion essen die Spieler gemeinsam, es gibt Hühnchen mit Nudeln und Gemüse. Niemand von ihnen ahnt, dass Sergej W. drei Stockwerke über ihnen wohnt, ein blonder 28-jähriger junger Mann, der sie offenbar umbringen will. »Ein Jüngelchen«, sagen die Hotelangestellten über ihn, weil er so schüchtern wirkt.

»Ein Leistungsträger«, sagt ein Berufsschullehrer über Sergej W., er war der beste Elektrotechniker seines Jahrgangs. Ein Aufstieg. W. stammt aus Tscheljabinsk, einer russischen Industriestadt im Ural, voller Ruß und Dreck. Die Einwohner gelten in Russland als Hinterwäldler. Sergejs Stadtteil hieß »Metallurgischer Bezirk«, seine Lehrerin dort sagt dem SPIEGEL, dass W. keine Freunde gehabt und sich schon früh für wissenschaftliche Fachartikel interessiert habe. 2003, der Junge ist 14 Jahre alt, zieht die Familie in den Schwarzwald, in den Urlaubsort Freudenstadt, mit großen Autos vor gepflegten Einfahrten in der Nachbarstadt. W. wird zum Elektriker in einem Tübinger Heizwerk, er verliebt sich. Eigentlich ist alles gut. Aber in Wahrheit ist es schrecklich.

Sergej W. hat psychische Probleme, schreibt seine Ex-Freundin den Ermittlern, er war in Behandlung bei einem Therapeuten, nimmt Medikamente. W. scheint, den Ermittlungsakten zufolge, ein Mann zu sein, der Angst habe, als Versager dazustehen, der meine, er sei nicht gut genug. Ein einsamer Mensch, der lieben will. Es scheint, als sei Sergej W. besessen davon gewesen, dieses Ziel mit Geld und drei Bomben zu erzwingen.

Um kurz vor 19 Uhr, knapp zwei Stunden vor der offiziellen Anstoßzeit, steigt die Dortmunder Mannschaft in den Bus. Einige Spieler posieren noch für Selfies mit Fans, andere geben Autogramme. Es sind Männer, die in Marktwerten von Millionen gehandelt werden, Männer, die sich mit teuren Autos und schönen Frauen zeigen können, Männer, die Millionen von Likes auf Facebook haben. Sie sind das, was Sergej W. nicht ist, umjubelt, erfolgreich, strahlend. Es sind auch Männer, die nach diesem Anschlag, keine 24 Stunden später, zum Spiel antreten müssen und sagen werden, dass sie wie Tiere behandelt wurden und dass sie wie Puppen funktionieren müssen.

Sergej W. ist auch auf Facebook. Er hat dort 26 Freunde, die durchschnittliche Anzahl der Facebook-Freunde liegt in

Deutschland über 300. Wenn man mit einigen dieser Freunde spricht, sagen auch die, dass sie ihn eigentlich nur »flüchtig« kannten, kaum Erinnerungen haben an den Mann, der auch damals eher ruhig gewesen sein soll, eher unscheinbar, mit wenig Blickkontakt. Ein Unsichtbarer. W. selbst hat ein Profilfoto gepostet, es zeigt ihn auf Kreta vor antiken Säulen. Er trägt eine goldumrandete Brille, sein Hawaiihemd flattert im Wind, er grinst in die Kamera. Ein Gewinner, könnte man denken, umjubelt, erfolgreich, strahlend. So soll es also sein.

Als gegen 19.15 Uhr der Mannschaftsbus losfährt, als der noch im Schritttempo über den Parkplatz rollt, bittet der Außenverteidiger Marcel Schmelzer, 29, seinen Sitznachbarn Nuri Şahin, 28, um eine Flasche Wasser. Der Bus ist gerade erst vom Parkplatz gerollt, durch die Hotelausfahrt nach rechts auf den Schirrmannweg abgebogen, Nuri Şahin beugt sich gerade leicht nach vorn, er will die Wasserflasche aus dem Regal vor sich greifen, da hört er plötzlich, wie aus dem Nichts, einen »Riesenknaall«.

Die Fensterscheibe direkt neben seinem Kopf birst, Splitter schießen in den Bus. Busfahrer Schulz tritt auf die Bremse, für Sekunden wird es still. Nuri Şahin, der schon öfter Attacken gegnerischer Fans erlebt hat, denkt im ersten Moment an einen Steinwurf, aber andere Spieler spüren, wie der Bus wackelt, andere riechen den Geruch einer Explosion. Sie werfen die Hände über den Kopf, kauern in ihren Sitzen, werfen sich auf den Boden, sie denken an einen Terroranschlag.

Die Explosion ist so stark, dass sich Metallsplitter in die Hauswand gegenüber bohren. Noch Hunderte Meter weiter zittern ganze Häuser. Şahin, der in der Mitte sitzt, der überall im Bus Schreie hört und sich nach seinen Mannschaftskameraden umblickt, sieht Marc Bartra, den spanischen Verteidiger, er blutet stark und schreit um Hilfe. Glassplitter haben sich in seinen rechten Arm gebohrt, die Speiche am Handgelenk ist gebrochen. Bartras Gesicht ist weiß, seine Augen, so wird Şahin später sagen, sehen »dunkel« aus und »voller Angst«.

Die Sekunden danach erlebt Nuri Şahin wie in Zeitlupe. Er erstarrt, versteht nicht, was passiert ist, aber seine Gedanken rasen, er denkt ans Sterben, ans Leben, an seinen fünfjährigen Sohn, an seine einjährige Toch-

ter. Als er Mitspieler hinter sich aufstehen sieht, schreit er so laut er kann: »Bleibt unten! Bleibt unten! Weg von den Fenstern!« Dann schreit er nach vorn, zu Busfahrer Schulz, er brüllt, er fleht: »Bitte, bitte, fahr weiter!«

Solange der Bus steht, so fürchtet Şahin, so fürchten auch andere Spieler, kann jemand einsteigen und alle töten. Der Busfahrer tritt aufs Gaspedal, biegt nach rechts ab, in die Wittbräucker Straße, kommt wenige Meter nach der Kreuzung zum Stehen. Die Spieler steigen aus, einige laufen davon, sammeln sich etwa 80 Meter vom Bus entfernt. Sie fragen sich, was ist passiert?

Es ist ein Anschlag, so die Erkenntnis der Ermittler, der seit Monaten geplant ist. Sergej W. hat ein Depot eröffnet, sich mit dem Optionsscheinhandel beschäftigt, einen Verbraucherkredit aufgenommen und über das WLAN des Hotels seine Aktienkäufe erledigt. Er kaufte Zeitschalter, Antennen, Fernbedienungen, kundschaftete aus, wo er die Sprengsätze am besten bauen und verstecken könne. Die Ermittler gehen davon aus, dass er unmittelbar vor der Explosion in seinem Badezimmer sitzt, mit Blick auf den Parkplatz, wo er per Funk die Bomben zünden konnte. Keine Spur sollte zu ihm führen, die Polizei fand ihn bei der Vernehmung der Hotelgäste »unauffällig und überlegt«.

Den entscheidenden Hinweis liefert ein Börsenhändler aus Bad Ischl. Am Nachmittag, noch vor dem Attentat, waren ihm ungewöhnliche Transaktionen bei seiner Bank aufgefallen, W.s Käufe. Den Börsenhändler lässt dieser Gedanke nachts nicht schlafen: Hatte da jemand Insiderwissen? Am nächsten Tag telefoniert er mit der Polizei und schreibt dem Verein, neun Tage später wird Sergej W. festgenommen. Ein Polizeihund findet Sprengstoffspuren an seinem Spind. Da soll er bereits den nächsten Anschlag auf eine Bergseilbahn geplant haben. Millionär ist Sergej W. nicht geworden. Der Aktienkurs des BVB brach nach dem Attentat nicht ein. 5872,05 Euro betrug sein Gewinn. Nun wartet W. in einem Gefängnis in Bochum darauf, dass der Prozess gegen ihn beginnt. Er selbst sagte, er habe in Dortmund lediglich Urlaub machen wollen.

Rafael Buschmann, Jörg Diehl, Özlem Gezer, Claas Relotius, Fidelius Schmid, Jonathan Stock, Takis Würger

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

In diesem Stück wird Claas Relotius als Co-Autor aufgeführt, weil einige Aspekte aus seiner Zulieferung zur Geschichte »Der Mann von Zimmer 402« (erschienen im SPIEGEL 49/2017) auch in diesen Rückblick eingeflossen sind. Diese Zulieferung war nicht manipuliert. Sie bestand aus der Bearbeitung von veröffentlichten Texten und einem Gespräch mit dem damaligen Teammanager von Borussia Dortmund, Fritz Lünschermann, der ein Gespräch mit Relotius und die Richtigkeit des ihm zugeschriebenen Zitats bestätigt hat.

Sport

Der Mann von Zimmer 402

Verbrechen. Am 11. April erschütterte der Bombenanschlag auf den Mannschaftsbus von Borussia Dortmund die Republik. Der mutmaßliche Attentäter steht bald vor Gericht. Die Geschichte einer unfassbaren Tat.



Späterer Angeklagter Sergej auf Facebook-Foto



Wald beim Mannschaftshotel „Arheer“. Hier baute der Täter mutmaßlich seine Bomben zusammen

In der Nacht auf den 11. April, um 0.44 Uhr, verlässt ein junger Mann die Lobby des Hotels »l'Arrivée« südlich von Dortmund und wird sie erst fünf Stunden später wieder betreten. Später verfolgen Polizeihunde die Spuren des Mannes in den angrenzenden Niederhofer Wald. Es ist Vollmond, kurz vor Ostern, die ersten Narzissen blühen schon. Tagsüber spazieren hier die Nachbarn und Hotelgäste, um diese Zeit aber ist niemand mehr unterwegs. Der Mann, 28 Jahre alt, blond, geht vermutlich den schmalen Reiterpfad hinunter, überquert einen Bach, wendet sich nach links und verschwindet in einer dichten Buchenschonung. Hier, in einer Kuhle, umgeben von großen Fichten, will er die letzten Vorbereitungen treffen für ein Verbrechen, das er seit Monaten plant: einen Anschlag auf den Mannschaftsbus des Fußballvereins Borussia Dortmund.

Sergej, so heißt der Mann, entzündet in der Nacht vor der Tat ein Feuer im Wald. Er hat ein Zelt mitgebracht, gegen den Wind, es ist kühl jetzt im April, unter zehn Grad. Einen Kanister mit mehreren Litern Diesel hat er auf der Lichtung deponiert, weil er später, wenn seine Vorarbeiten beendet sein werden, alles in Flammen aufgehen lassen will, um Beweise zu vernichten. Er hat Funktransmitter dabei, Batterien, Antennen. In großen Behältern hat er eine Flüssigkeit herbeigeschleppt, eine wasserklare, farblose, geruchlose, ätzende und brandfördernde Substanz: Wasserstoffperoxid. Er fügt Brennstoff hinzu und füllt die Mischung in Röhren, er versieht sie mit Drähten, einem Zünder, einer Funkantenne. Er platziert mindestens 65 fingerlange Metallbolzen aus rostfreiem Stahl in den drei, je etwa ein Kilogramm schweren Zylindern, die er zur Tarnung mit grüner

Farbe bestrichen hat. Sergej, aus Freudenstadt im Schwarzwald, dessen Nachname hier nicht genannt werden darf, ein unauffälliger, freundlicher, gewissenhafter Elektriker in einem Tübinger Heizwerk, ein Mann, über den bald zu lesen sein wird, dass er »stets brav in der Schlange gestanden« habe – dieser Mann also, so der Vorwurf der Staatsanwaltschaft, baut kurz vor Ostern im Niederhofer Holz im Schein seines Lagerfeuers drei Bomben. Was genau er in diesen Stunden tut, was er in den Tagen und Wochen zuvor getan hat – das alles lässt sich rekonstruieren aus der Anklageschrift, die den Strafrechtsanwalt, aus den Ermittlungsakten der Polizei, aus Videoaufnahmen von Überwachungskameras, Zeugenaussagen, Computerauswertungen, Tatortbegehungen, aus Bodenproben, aus Bewegungsprofilen, die mithilfe von Spürhunden erstellt wurden. Und

ob sich all dies so bestätigt, wird das komplette Verbrechen rekonstruiert. Der Mann, Sergej, ist angeklagt, »dem angezogen zu haben, aus Irtübler, betriebsblind und mit gemeingefährlichen Mitteln 28 Menschen zu töten«. Darüber hinaus wird ihm vorgeworfen, sich an der Überbrückung zu beteiligen zu wollen, indem er auf den Kanister der Diesel, der Dortmund im Fußballverein wettete. Sergej selbst, der 28-jährige, sagt kein Wort zum Verbrechen, er sagt lediglich aus, er habe mit allem nichts zu tun und sei unschuldig. Er habe in dem Hotel, vor dem das Verbrechen stattfand, nur Urlaub gemacht. Sergej wird bald nach seiner Verhaftung unterrichtet werden, von Ärzten, Gutachtern, Psychologen, Profilen des Bundeskriminalamts. Und genauso, wie die Kriminalrichter die Bomben in ihre Einzelteile zerlegen, um zu verstehen, wie sie

gebaut ist, werden die Schwereverurteilten Menschen Sergej analysieren, um zu verstehen, wer er ist. Das Bundeskriminalamt erstellt eine Bürografikanalyse. Dieser Analyse seien bei Sergej keine Hinweise auf eine »deutliche strukturelle Dynamik« getroudet worden. Die Ermittler konnten auch keine Hinweise auf frühere Straftaten entdecken und schon gar keine mit solchem Gewaltsinn. In diese Richtung auch nichts darauf hin, dass Sergej zu »aggressiven oder gewalttätigen Problemlösungen« neige.

Nachdem Sergej in der Nacht vor der Tat seine Sprengsätze fertig gebaut hat, platziert er den Rest des Bombenmaterials und geht das Gebiet über die Wälder hin. Es wird Tage später noch nachsehen, sodass ein Sprengzylinder in der Nacht vor der Tat auf dem Ort aufmerksamer macht. Sergej trägt in der Dunkelheit seine Bomben Richtung Hotel und platziert sie in einer Ebene neben der Abfahrt, an der wie er weiß, der Mannschaftsbus von Borussia Dortmund am Abend vorbeifährt.

100 DER SPIEGEL 49/2017

DER SPIEGEL 49/2017 101

Der Mann von Zimmer 402

Verbrechen. Am 11. April erschütterte der Bombenanschlag auf den Mannschaftsbus von Borussia Dortmund die Republik. Der mutmaßliche Attentäter steht bald vor Gericht. Die Geschichte einer unfassbaren Tat.

15 | DER SPIEGEL 49/2017, 2.12.2017

In der Nacht auf den 11. April, um 0.44 Uhr, verlässt ein junger Mann die Lobby des Hotels »l'Arrivée« südlich von Dortmund und wird sie erst fünf Stunden später wieder betreten. Später verfolgen Polizeihunde die Spuren des Mannes in den angrenzenden Niederhofer Wald. Es ist Vollmond, kurz vor Ostern, die ersten Narzissen blühen schon. Tagsüber spazieren hier die Nachbarn und Hotelgäste, um diese Zeit aber ist niemand mehr unterwegs. Der Mann, 28 Jahre alt, blond, geht vermutlich den schmalen Reiterpfad hinunter, überquert einen Bach, wendet sich nach links und verschwindet in einer dichten Buchenschonung. Hier, in einer Kuhle, umgeben von großen Fichten, will er die letzten Vorbereitungen treffen für ein Verbrechen, das er seit Monaten plant: einen Anschlag auf den Mannschaftsbus des Fußballvereins Borussia Dortmund.

Sergej, so heißt der Mann, entzündet in der Nacht vor der Tat ein Feuer im Wald. Er hat ein Zelt mitgebracht, gegen den Wind, es ist kühl jetzt im April, unter zehn Grad. Einen Kanister mit mehreren Litern Diesel hat er auf der Lichtung deponiert, weil er später, wenn seine Vorarbeiten beendet sein werden, alles in Flammen aufgehen lassen will, um Beweise zu vernichten. Er hat Funktransmitter dabei, Batterien, Antennen. In großen Behältern hat er eine Flüssigkeit herbeigeschleppt, eine wasserklare, farblose, geruchlose, ätzende und brandfördernde Substanz: Wasserstoffperoxid. Er fügt Brennstoff hinzu und füllt die Mischung in Röhren, er versieht sie mit Drähten, einem Zünder, einer Funkantenne. Er platziert mindestens 65 fingerlange Metallbolzen aus rostfreiem Stahl in den drei, je etwa ein Kilogramm schweren Zylindern, die er zur Tarnung mit grüner

be bestrichen hat. Sergej, aus Freudenstadt im Schwarzwald, dessen Nachname hier nicht genannt werden darf, ein unauffälliger, freundlicher, gewissenhafter Elektriker in einem Tübinger Heizwerk, ein Mann, über den bald zu lesen sein wird, dass er »stets brav in der Schlange gestanden« habe – dieser Mann also, so der Vorwurf der Staatsanwaltschaft, baut kurz vor Ostern im Niederhofer Holz im Schein seines Lagerfeuers drei Bomben. Was genau er in diesen Stunden tut, was er in den Tagen und Wochen zuvor getan hat – das alles lässt sich rekonstruieren aus der Anklageschrift, die dem SPIEGEL vorliegt, aus den Ermittlungsakten der Polizei, aus Videoaufnahmen von Überwachungskameras, Zeugenaussagen, Computerauswertungen, Tatortbegehungen, aus Bodenproben, aus Bewegungsprofilen, die mithilfe von Spürhunden erstellt wurden. Und

ob sich all dies so bestätigt, wird das kommende Verfahren zeigen.

Der Mann, Sergej, ist angeklagt, »dazu angesetzt zu haben, aus Habgier, heimtückisch und mit gemeingefährlichen Mitteln 28 Menschen zu töten«. Darüber hinaus wird ihm vorgeworfen, sich an der Börse bereichert haben zu wollen, indem er auf den Kursabsturz der Aktie des Dortmunder Fußballvereins wettete. Sergej selbst, der Tatverdächtige, sagt kein Wort zum Hergang des Verbrechens, er sagt bislang nur, er habe mit allem nichts zu tun und sei unschuldig. Er habe in dem Hotel, vor dem das Attentat stattfand, nur Urlaub gemacht.

Sergej wird bald nach seiner Verhaftung untersucht werden, von Ärzten, Gutachtern, Psychologen, Profilern des Bundeskriminalamts. Und genauso, wie die Kriminaltechniker die Bombe in ihre Einzelteile zerlegen, um zu verstehen, wie sie gebaut ist, werden die Sachverständigen den Menschen Sergej analysieren, um zu verstehen, wer er ist.

Das Bundeskriminalamt erstellt eine Biografieanalyse. Dieser zufolge seien bei Sergej keine Hinweise auf eine »relevante destruktive Dynamik« gefunden worden. Die Ermittler konnten auch keine Hinweise auf frühere Straftaten entdecken und schon gar keine auf solche mit Gewaltbezug. Es deutet demnach auch nichts darauf hin, dass Sergej zu »aggressiven oder gewalttätigen Problemlösungen« neige.

Der Anschlag vom 11. April ist so ungewöhnlich, dass sich Politiker, Funktionäre und Journalisten in den nächsten Tagen gegenseitig in ihrem moralischen Urteil überbieten. Angela Merkel wird ihn als »widerwärtige Tat« bezeichnen, der Justizminister als »abscheulich«, der Innenminister spricht von einem »besonders widerwärtigen Tatmotiv«. Andere deuten die Tat als »ein Zeichen, wie krank unsere Welt geworden ist«, als »perfide Form, mit der Angst der Bevölkerung zu spielen«, als »beispielloses Verbrechen in der deutschen Kriminalgeschichte«.

Nachdem Sergej in der Nacht vor der Tat seine Sprengsätze fertig gebaut hat, öffnet er den Verschluss des Dieselkanisters und gießt den Inhalt über die Waldlichtung. Dann steckt er die Fläche in Brand. Es wird Tage später noch rauchen, sodass ein Spaziergänger im Wald die Polizei auf den Ort aufmerksam macht. Sergej trägt in der Dunkelheit seine Bomben Richtung Hotel und platziert sie in einer Eibenhecke neben der Ausfahrt, an der, wie er weiß, der Mannschaftsbus von Borussia Dortmund am Abend vorbeifahren muss. Die Bomben lassen sich nun per Funk zur Explosion bringen. Anschließend geht Sergej frühstücken. Es gibt pochierte Eier und frisch gebrühten Kaffee.

Einer psychiatrischen Gutachterin, die Sergej in der Untersuchungshaft besucht, erzählt er, dass er seit einer Woche wegen des Vorwurfs, das Attentat in Dortmund begangen zu haben, im Gefängnis sei, er habe jedoch »nichts gemacht«. Die Gutachterin hält fest, dass Sergej sich ärgere, dass er »wegen nichts« seinen Urlaub verpasse und sich seine Familie um ihn sorgen müsse. Der Explorand »grübele viel« und sehe sein privates Leben als zerstört an.

Man kennt Mörder, die sich durch ihre Taten selbst unsterblich machen; Terroristen, die einem Gott dienen wollen; Linksextremisten, die die Revolution beginnen; Rechtsextremisten, die die Revolution beenden wollen. Auch den rätselhaften, motivlosen Mörder kennt man, wie den Mann, der kürzlich in Las Vegas 58 Menschen erschoss, einfach so, »das pure Böse«, wie Donald Trump es nannte. Für all diese Fälle gibt es Vorbilder, Schablonen, typische Verbrecherprofile. Für die Tat von Sergej, gegen den in wenigen Wochen, am 21. Dezember, in Dortmund der Prozess beginnen wird, gibt es das nicht.

Bei diesem Verbrechen treffen zwei Spiele aufeinander, das Spiel mit dem Ball und das Spiel mit dem Geld. Und dazwischen ein Mann, der offenkundig eine Wette abgeschlossen hat, die er zu manipulieren gedenkt: eine Wette auf den Tod.

Diese Wette rechnet mit dem Schaden an Leib und Leben von 28 Menschen. Bei einem geglückten Anschlag auf die Spieler würde die BVB-Aktie einbrechen, so der Plan, und eine Wette auf fallende Kurse würde mehrere Hunderttausend Euro einbringen. Ein Verbrechen, das nicht möglich wäre ohne die Planung eines kalt kalkulierenden Mannes, der wenig Geld hat, aber mehr davon will, und der sich deshalb von einer Bank ein bisschen Geld leiht, um bei einer anderen Bank viel Geld zu machen. Die Tat wäre auch nicht möglich ohne eine Bank, die Wertpapiere verkauft, deren Wert steigt, wenn andere Wertpapiere fallen.

Es wäre ebenso wenig möglich ohne diesen Fußballklub, den Ballspielverein Borussia Dortmund, kurz BVB, 400 Millionen Euro Umsatz im Jahr, der eigentlich ein Konzern ist und als einziger Fußballverein Deutschlands an der Börse notiert – was ihn für den Täter interessant gemacht hat. Das Kapital dieses Vereins, mit dem spekuliert werden kann, besteht letztlich aus seinen Fußballern, also aus Familienvätern, Söhnen, Ehemännern und Freunden, der kompletten Dortmunder Mannschaft, dazu ihren Trainern, Betreuern, Physiotherapeuten, Übersetzern, ihrem Busfahrer.

Das psychiatrische Gutachten konstatiert, dass Sergej in gutem Allgemeinzustand und normalem Ernährungszustand

erschienen sei. Er habe sich zunächst »extrem misstrauisch« gezeigt, sei aber im Verlauf der Untersuchung »minimal zugänglicher« geworden. Abgesehen davon: »kein Tremor, Stand sicher«.

Der Tag des Anschlags, der Tag, der Sergej, so der Vorwurf, reich machen sollte, ist eigentlich der Tag, der Borussia Dortmund ins Halbfinale der Champions League führen soll. Es ist der 11. April 2017, kurz nach Mittag, gegen 13 Uhr, als sich die Spieler, wie vor jedem Heimspiel, im Hotel l'Arrivée versammeln, demselben Viersternehotel, in dem auch Sergej schläft. Schon am Morgen, drei Stunden zuvor, hat Thomas Tuchel, Cheftrainer des Vereins, alle 18 Spieler, die im Kader für das Heimspiel gegen den französischen Tabellenführer AS Monaco stehen, zu einer letzten Trainingseinheit zusammengezogen: Freistöße üben, anschwitzen.

Nun, in einem Seminarraum des Hotels, drei Stockwerke unter dem Zimmer 402, in dem der mutmaßliche Attentäter wohnt, bespricht Tuchel die Aufstellung und Taktik. Es ist das Viertelfinal-Hinspiel, es geht um Millionen und um den Erfolg einer ganzen Saison. Nach der Besprechung essen sie gemeinsam, es gibt Hühnchen mit Nudeln und Gemüse. Am späten Nachmittag, gegen 17 Uhr, ziehen sich die Spieler auf die Hotelzimmer zurück; manche lesen Zeitung, manche hören Musik, andere versuchen, sich auf das Spiel zu konzentrieren.

Nuri Şahin, 28, und Marcel Schmelzer, 29, trinken gemeinsam einen Kaffee auf ihrem Zimmer, ein Ritual, sie machen das seit Jahren so. Beide haben schon als Jugendliche im Verein gespielt, beide sind mit dem Verein Deutscher Meister geworden. Nach dem Kaffee legt sich Şahin noch für ein paar Minuten auf sein Bett, so schreibt er es später in einem Erlebnisbericht für »The Players' Tribune«. Er schließt die Augen und stellt sich vor, wie das Spiel für ihn und seine Mannschaft laufen könnte. Vor der Abfahrt zum Stadion ruft er, wie immer, noch einmal seine Frau an. Er erkundigt sich, ob bei ihr und den beiden Kindern alles in Ordnung sei. Dann schaltet er das Handy aus.

Um kurz vor 19 Uhr, knapp zwei Stunden vor der Anstoßzeit, steigt die Mannschaft in den Bus. Dessen Fenster sind doppelt verglast und mit Folie beschichtet. Über Panzerglas verfügt der Bus nicht. Die Spieler, die einsteigen, verdienen Millionen im Jahr, haben Millionen Likes auf Facebook, zeigen sich mit schönen Frauen und teuren Autos, sind beliebt und manchmal auch verhasst. Sie sind sichtbar. Sie sind das Gegenteil von Sergej.

Laut Biografieanalyse der Ermittler fällt bei Sergej besonders auf, dass er im Umgang mit anderen Menschen »reduzierte

Verhaltensweisen« zeige. Seine ehemalige Lehrerin erzählt, dass sich Sergej als Schüler »mit aller Konsequenz« Gruppenarbeiten verweigert habe, auch habe er keine Freunde gehabt. Die Beamten finden, dass er auf Bildern »gekünstelt, steif und mitunter wie ein ‚Nebenprodukt‘« wirke.

Sergej wurde geboren, als der Kommunismus starb, 1989. Sein Leben beginnt im südlichen Ural, in einer Stadt namens Tscheljabinsk. Er wuchs auf in einem Teil der Stadt, der »Metallurgischer Bezirk« genannt wird. Dort steht eine Traktorenfabrik, an schlechten Tagen rauchen die Schornsteine so, dass die Menschen sich abends den Ruß vom Gesicht waschen müssen. In diesem Stadtviertel zwischen Plattenbauten und Schlaglöchern liegt Sergejs Grundschule, die Schule 74. Dort, im ersten Stock, sitzt eine Frau auf einem Stuhl, ihre Haare hat sie selbst geschnitten, ihre Hände faltet sie im Schoß, als sie davon erzählt, was für ein Kind Sergej einmal gewesen ist. Ljudmila Wiktirowna unterrichtete ihn von der ersten bis zur dritten Klasse.

Seiner Gutachterin erzählt Sergej, dass er zu seinen Eltern und seiner einzigen Schwester »immer ein gutes Verhältnis« gehabt habe. Er erzählt ihr ebenfalls, zur Bestrafung von den Eltern »auch mit Gürteln« geschlagen worden zu sein.

Sergej, so erinnert sich Ljudmila Wiktirowna, habe sich damals mehr für seine Bücher und Magazine interessiert als für seine Mitschüler, er habe schon als Grundschüler wissenschaftliche Fachartikel gelesen. Die Lehrerin weiß nichts von der Tat, die man ihrem ehemaligen Schüler zur Last legt, sie weiß nicht, dass er im Gefängnis sitzt. Irgendwann fragt sie: »Was macht Sergej denn heute?« Als sie die Antwort hört, schüttelt sie lange den Kopf.

Anfang der Neunzigerjahre lebten noch Tausende Russlanddeutsche in Tscheljabinsk, doch viele sind mit dem Zerfall der Sowjetunion als Spätaussiedler nach Deutschland gezogen – wie die Familie Sergejs, die im Jahr 2003, als Sergej 14 Jahre alt war, die Stadt verließ.

Verwandte hat Sergej kaum noch in Tscheljabinsk, nur hier, in einem unverputzten Backsteinbau am Stadtrand, soll noch jemand wohnen aus seiner Familie. Die Farbe blättert von der Wand im türkisfarbenen gestrichenen Treppenhaus, eine Tür ohne Namen, man klopft. Ein Mann erscheint im Türrahmen und baut sich auf wie ein Grenzstein. Er trägt eine Jogginghose und einen Pullover, der zu kurz ist, um seinen mächtigen Bauch zu bedecken, er verweigert den Handschlag. Das ist Alexander Alexandrowitsch, Sergejs Onkel.

Alexandrowitsch hält den Vorwurf, sein Neffe sei ein Attentäter aus Habgier, für

eine Verschwörung des Westens. Sergej habe mit der Großmutter in den Gemüsebeeten gegärtnert, habe Fernsehen geschaut und draußen auf dem platt gestampften Lehm Fußball gespielt. Sein Vater sei ein Schweißer gewesen, das Geld sei immer knapp gewesen, die Mutter, eine Ärztin, habe keine Perspektive gesehen in Tscheljabinsk. Deswegen sei die Familie nach Deutschland ausgewandert.

Sergej kam aus dem Traktorbezirk Tscheljabinsk ins schwäbische Freudenstadt, an den Hängen des Schwarzwalds, wo sich viele Deutschrussen niedergelassen haben. In ein reiches Land, in dem die Menschen in nachhaltig isolierten Häusern wohnen und geräuschlose Audis mit Bremsassistenten fahren. Es mag sein, dass ihm auf diesem Weg etwas verloren gegangen ist, vielleicht der Unterschied zwischen richtig und falsch.

Das psychiatrische Gutachten erwähnt, dass Sergej öfter Opfer von Mobbing in der Schule gewesen sein soll. Sergej erzählt, dass er den Umzug nach Deutschland »nicht als stark belastend« empfunden habe. Viele Freunde habe er in Russland sowieso nicht gehabt, deshalb habe er »nicht viel verloren«.

Als die Mannschaft am 11. April in den Bus steigt, um zum Stadion zu fahren, setzt sich Fritz Lünschermann, 61, Teammanager und schon sein halbes Leben lang im Verein, wie immer ganz vorn hin, rechts neben Busfahrer Christian Schulz, 47, Spitzname »Schulle«. Hinter ihnen, auf der rechten Fensterseite, so erzählt Lünschermann, sitzt Thomas Tuchel, der Trainer, auch Betreuer, Physiotherapeuten und Übersetzer haben ihren Platz im vorderen Bereich.

Ganz hinten rechts, auf dem Platz direkt am Fenster, sitzt Marc Bartra, 26, ein zu Saisonbeginn aus Barcelona gekommener Verteidiger, er trägt keine Kopfhörer, er tippt auf seinem Handy, auch er schreibt seiner Verlobten. In wenigen Wochen wollen sie heiraten, sie haben eine kleine Tochter.

Als gegen 19.15 Uhr der Motor startet, als der Mannschaftsbus noch im Schrittempo über den Parkplatz rollt, bittet Marcel Schmelzer seinen Sitznachbarn Nuri Şahin um eine Flasche Wasser. Auch sie, die beiden Anführer der Mannschaft, die erfahrensten Spieler des Vereins, sitzen auf der rechten Fensterseite.

Der Bus rollt vom Parkplatz und biegt hinter der Hotelausfahrt nach rechts auf den Schirmmannweg ab. Nuri Şahin beugt sich gerade nach vorn, um die Wasserflasche aus dem Regal vor sich zu greifen, da hört er plötzlich, wie aus dem Nichts, einen »Riesenknaall«. Die Doppelscheiben aus Sicherheitsglas direkt neben seinem Kopf zerbersten, Splitter schießen in den Bus. Busfahrer Schulz tritt auf die Bremse,

für Sekunden wird es im ganzen Bus still.

Nuri Şahin, der schon häufiger Attacken gegnerischer Fans erlebt hat, denkt im ersten Moment an einen Steinwurf, aber andere Spieler spüren, wie der Bus wackelt, sie atmen Rauch und riechen Verbranntes. Sie werfen die Hände über dem Kopf zusammen, kauern in ihren Sitzen, werfen sich auf den Boden, sie denken sofort an einen Terroranschlag.

Was draußen, rechts vom Bus, vorgeht, ob Terroristen am Straßenrand lauern, ob jemand mit Waffen auf den Bus schießt, kann keiner von ihnen sehen. Hinten, auf der rechten Seite, sind zwei Fensterscheiben zerborsten. Vorn, unter dem Sitz von Thomas Tuchel, einen halben Meter unterhalb seiner Hüfte, ist ein Metallsplitter eingeschlagen, daumengroß.

Şahin, der in der Mitte sitzt, der überall Schreie hört und sich nach seinen Mannschaftskameraden umblickt, sieht Marc Bartra, den spanischen Verteidiger, er blutet stark und schreit um Hilfe. Glassplitter haben sich in seinen rechten Arm gebohrt, die Speiche ist nah am Handgelenk gebrochen, in seinen Ohren piept es. Direkt neben seinem Kopf hat sich einer der sieben Zentimeter langen Metallstifte in den Sitz gebohrt. Bartras Gesicht ist weiß, seine Augen, so wird Şahin später sagen, sehen »dunkel« aus und »voller Angst«.

Die Sekunden danach erlebt Nuri Şahin wie in Zeitlupe. Er versteht nicht, was passiert ist, aber seine Gedanken rasen, er denkt ans Sterben, ans Leben, an seinen fünfjährigen Sohn, an seine einjährige Tochter. Als er Mitspieler hinter sich aufstehen sieht, schreit er, so laut er kann: »Bleibt unten! Bleibt unten! Weg von den Fenstern!« Dann schreit er nach vorn, zu Busfahrer Schulz, er brüllt, er fleht: »Halt nicht an! Bitte, bitte, bitte, fahr weiter!« Solange der Bus steht, so fürchtet Şahin, so fürchten auch andere Spieler, kann jemand einsteigen und alle töten.

Bei seiner Begutachtung erzählt Sergej, dass sein Leben aus »Arbeit und Einkäufen« bestehe. Von Geldsorgen berichtet er nicht. Er kann keine Hobbys beschreiben, auch habe er keine Freundin. Erst vor einem Jahr sei er von zu Hause ausgezogen.

Fährt man nach Rottenburg am Neckar, Sergejs letztem Wohnort, dann steht dort auf einem Schild: »Willkommen, ab hier beginnt die Zukunft.« Sergej lebte zuletzt an einem Hang mit Blick auf grüne Hügel, gegenüber der kleinen Kapelle St. Theodor. Vor den riesigen Anwesen parken BMW-, Audi- und VW-Fahrzeuge. Steinerne Löwen bewachen die Eingänge, und japanische Vasen verzieren die Terrassen. In Sergejs Straße wohnen Diplom-Ingenieure, Wirtschaftsingenieure, Menschen mit Dokortitel. Sergej schaut sich hier täglich das Leben der Reichen an.

In seiner direkten Nachbarschaft gibt es zwar Menschen, die sich an Sergej erinnern, aber auch sie sagen, sie kennen ihn »nur flüchtig«. Wenn man ihm begegnet sei, habe er »immer auf den Boden geschaut« und »selten begrüßt«, es habe »kaum Blickkontakt« gegeben. Seine Mutter wird der Polizei sagen, dass ihr Sohn ein lieber Junge sei, der seine Nichte über alles liebe.

Das einzige Mal, so scheint es, als Sergej einem Menschen außerhalb seiner Familie vertraut, ihn liebt, eine Zukunft plant, ist in der Zeit mit seiner deutschen Freundin Rebecca R. Die beiden lernen sich im März 2014 in ihrer Kirchengemeinde kennen, nicht weit von Sergejs Elternhaus. Drei Monate später sind sie zusammen. Er geht mit ihr zum Weihnachtsbacken der Gemeinde, sie fahren in den Urlaub. Vielleicht ist es die Ruhe des älteren Mannes, die die jüngere, religiöse Rebecca anzieht. Sie zieht bei ihm ein, zusammen wohnen sie in der Dreizimmerwohnung mit Sergejs Eltern. Zwei Monate vor dem Anschlag trennen sie sich.

Seiner Gutachterin erzählt Sergej, dass seine Ex-Freundin ihm gesagt habe, sie wolle sich »auf ihre Religion konzentrieren«, doch das glaube er nicht. Er meint, sie habe ihn einfach nicht mehr gewollt. Er jedoch habe sie geliebt und habe mit ihr eine Familie gründen wollen.

Im Internet fantasiert sich Sergej in eine andere Welt, eine mit mehr Glanz. Hier nennt er sich »Alex Braun«, gibt sich die Adresse Schillerstraße, eine der schönsten Straßen der Stadt. Er sucht nach Immobilien, versucht sich an Sportwetten, handelt mit Aktien. Auf seinem Profilbild bei Facebook steht Sergej vor historischen Stätten, in Griechenland. Er trägt eine Pilotenbrille, schwarze Gläser, goldumrandet, ein enges Hawaiihemd um seine muskulösen Oberarme, das Hemd weit aufgekнопft, der Wind weht seinen trainierten Bauch frei. Alles leuchtet hier in goldenen Farben. Sergej könnte auch auf einer Jacht stehen. Das Bild zeigt einen Reisenden, gut ge-launt, selbstbewusst, wohlhabend, ein wenig überheblich, keinen Elektriker aus dem Schwäbischen Land, eher einen russischer Millionärssohn.

Den Ermittlungsakten liegt auch eine »Faktensammlung« von Sergejs Ex-Freundin Rebecca R. bei, Aufzeichnungen, die sie auf Bitten der Polizei angefertigt hat. Sie berichtet, dass ihr Ex-Freund immer das Gefühl gehabt habe, »nicht gut genug« zu sein, er habe dies auch immer von seinen Eltern vermittelt bekommen. Er habe Angst »vor Menschen« gehabt und Angst, »rauszugehen«. Wegen seines russischen Akzents und seines von ihm offenbar als mangelhaft empfundenen Deutsch habe er befürchtet, »als Versager« dazustehen. Im

Jahr 2013, so erzählt er demnach seiner Freundin, habe er versucht, sich beim Gleitschirmfliegen umzubringen. Er habe keinen anderen Weg gesehen, seiner Depression zu entkommen. Seiner Psychiaterin im Gefängnis erzählt er, anfangs zögerlich, dass er 2012 versucht habe, sich die Pulsadern aufzuschneiden.

Von Oktober vergangenen Jahres an versucht Sergej, sich Hilfe zu holen, er geht zum Psychiater, nimmt ein Antidepressivum. Er würde nur noch arbeiten und schlafen, keinen Sinn mehr im Leben sehen, sagt er dem Psychiater. Seiner Freundin schreibt er auf WhatsApp, dass er keine Freude empfinden könne, eines Abends auch, dass er »voll komische Stimmen« höre, während der Arbeit im Heizwerk, menschliche Stimmen. Über die nächsten Monate wird sich Sergejs Situation verschlimmern. Doch der Arzt ist im Oktober noch der Meinung, der Patient fühle sich »insgesamt stabiler«.

Irgendwann in diesen Tagen jedoch muss Sergej offenbar den Entschluss gefasst haben, seine persönlichen Probleme mit technischen Mitteln zu lösen und sich selbst neu zu erfinden. Ab November bleibt er länger bei der Arbeit und sagt seiner Freundin, er habe »was zu basteln« oder müsse »was für sich bauen«. Die Ermittler vermuten, dass Sergej an seinem Arbeitsplatz die Sprengsätze hergestellt hat, im Biomasse-Heizwerk des Universitätsklinikums Tübingen. An seinem Spind wird später ein Sprengstoffspürhund anschlagen.

Um den Jahreswechsel eröffnet Sergej ein Depot bei einer Bank, er plant einen Urlaub für April, erklärt er seiner Freundin, allein. Er bucht seinen ersten Aufenthalt im l'Arrivée-Hotel. Im Elektronikmarkt Conrad kauft er Schaltstufen, Empfängermodule, Stahlkugeln.

Bei diesem Einkauf, so gibt es der Verkäufer an, habe zwar nur Sergej geredet, eine andere, zweite Person habe jedoch im Hintergrund gewartet. Auch ein weiterer Mitarbeiter kann sich an zwei Personen erinnern. Hatte Sergej einen Komplizen? Es gibt keine Beweise für eine Mittäterschaft, auch keine Anklage, nur Vermutungen. Ob die Frage eines möglichen Zweitäters noch eine Rolle spielen wird, ist offen, der Prozess wird es zeigen.

In Notizen, die die Ermittler später finden, hält Sergej Ende Januar fest, dass es ihm schlecht gehe, dass einfach alles zum Heulen sei. Er habe nur im Bett gelegen und geweint »wie ein Kind«. Er wünsche sich »echte Liebe« und überlege, dass er »sehr viel Geld ausbebe«. Was Sergej sich seinen Notizen nach wünscht, ist ein Leben, wie es seine Nachbarn führen, mit Haus und Auto, Fernseher und Couch, Frau und Kind.

Nach den Schreien von Nuri Şahin, wenige Sekunden nach der Explosion, tritt Christian Schulz, der Fahrer der Mannschaft, auf das Gaspedal, lässt die Hecke mit den Bomben hinter sich, biegt in die Hauptstraße ein. Dann bringt er den Bus wieder zum Stehen. Er öffnet die Tür und alle im Bus, Teammanager Lünsschermann, Trainer Tuchel, alle Betreuer, alle Spieler, steigen aus, so schnell es geht. Sie wissen nicht, was gefährlicher ist, den Schutzraum des Busses zu verlassen oder noch länger im Bus zu bleiben. Aber draußen ist nichts, keine Angreifer, keine Terroristen, auch gegnerische Fans sind nirgendwo zu sehen.

Marc Bartra, der im Bus ganz hinten saß, der noch immer blutet, in dessen rechtem Arm Glassplitter stecken, wird von Mitspielern gestützt und auf eine Decke am Straßenrand gelegt. Er weint, ist kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren. Zwei Physiotherapeuten versuchen, seine Wunden zu versorgen, sie spritzen ihm Wasser ins Gesicht und geben ihm Ohrfeigen, damit er bei Bewusstsein bleibt. Der Mannschaftsarzt ist nicht vor Ort, er ist bereits im Stadion.

Busfahrer Schulz ruft einen Krankenwagen. Teammanager Lünsschermann ruft erst Sportdirektor Michael Zorc, dann Geschäftsführer Hans-Joachim Watzke an, auch sie sind schon im Stadion. Als Zorc an sein Handy geht, holt Lünsschermann tief Luft, er sagt: »Michael, jemand hat uns angegriffen.«

Die Frage seiner psychiatrischen Gutachterin, ob er sich allein und einsam fühle, bejaht Sergej. Als es um seine Einstellung zur Religion geht, erwidert er, er sei »gläubig, aber nicht religiös«.

Die Dämmerung setzt ein, es wird kalt, Tuchel und seine Spieler werfen sich gelbschwarze Wärmejacken über und gehen langsam in Richtung des Hotels zurück. Auf einem Grünstreifen, direkt vor der Einfahrt des l'Arrivée, sammeln sie sich, hören Sirenen näher kommen, Polizeiautos, Feuerwehrfahrzeuge. Nuri Şahins Ohren dröhnen. Er schaut an sich herunter, sucht nach Verletzungen, aber ihm ist nichts passiert. Er schaltet wieder sein Handy ein, tippt auf die gespeicherte Nummer seiner Frau. Er ruft sie an und sagt, dass auf der Fahrt zum Stadion etwas geschehen sei, dass es eine Explosion gegeben habe, aber dass es ihm gut gehe und dass sie keine Angst zu haben brauche.

Während Şahin mit seiner Frau telefoniert, sieht er in die Gesichter seiner Mannschaftskameraden. Keiner von ihnen bewegt sich. Keiner von ihnen spricht ein Wort. Irgendwann bringt ihm jemand ein zweites Handy, es ist das von Marc Bartra, am Telefon ist Bartras Verlobte. Şahin, der ein Jahr für Real Madrid gespielt hat und Spanisch spricht, soll sie beruhigen, soll ihr

erklären, was geschehen ist. Aber Nuri Şahin weiß es selbst nicht. Er sagt ihr, dass ihr Mann verletzt wurde und schon auf dem Weg ins Krankenhaus sei. Er hört Bartras Verlobte weinen, minutenlang.

Um diese Zeit sitzt Sergej im Hotelrestaurant Rustique, neben dem zerstörten Bus, im Kamin brennt ein kleines Feuer, er hat sich ein Steak vom Lavagrill bestellt. Es gibt als Beilage dazu Süßkartoffeln.

Im April 2014 gerät Sergej in eine Verkehrskontrolle, er fällt auf, weil er »kaum ansprechbar und seltsam in seinen Reaktionen« sei, die Polizei vermutet einen Drogenkonsumenten. Doch sämtliche Tests verlaufen negativ, Sergej ist nüchtern. Trotzdem verhängen die Beamten ein 24-stündiges Fahrverbot, weil sie sein Verhalten so irritiert. Die Profiler des BKA werten die Episode als Beweis dafür, dass Sergej in Lebenssituationen, die ihn überfordern, »geradezu erstarrt«.

Im ausverkauften Stadion des BVB, des größten Stadions in Deutschland, wo schon mehr als 60 000 Fans auf den Tribünen sitzen, unter ihnen Fürst Albert von Monaco, passiert währenddessen etwas Ungeöhnliches: Der Ort, wo sonst wild durcheinandergedredet, gesungen, geflucht wird, ist totenstill. Das Spielfeld ist verlassen. Die Polizei hält weitere Anschläge für wahrscheinlich.

Die Zuschauer starren auf ihre Handys, die wegen der Überlastung der Funknetze nicht funktionieren. Während alle großen Fernsehstationen Reporter vor Ort schicken und Sondersendungen laufen, tagt unter der Nordtribüne der Krisenstab des BVB: Geschäftsführer Hans-Joachim Watzke bespricht in den Katakomben des Stadions mit einem walisischen Uefa-Delegierten und der Polizei, das Spiel auf den nächsten Tag zu verlegen, nach Artikel 26 der Uefa-Richtlinien müssen sie die Entscheidung innerhalb von zwei Stunden nach Spielabsage treffen. Die Richtlinien machen keinen Unterschied, ob ein Spiel wegen schlechter Witterung abgesagt wird oder wegen eines Attentats.

Zur selben Zeit beugen sich Ermittler und Islamwissenschaftler über ein Bekenner schreiben, das am Bus gefunden wurde, eine falsche Spur, die Sergej gelegt haben soll. In dem Schreiben wird Kanzlerin Angela Merkel im Namen des »Islamischen Staates« aufgefordert, »Tornados« aus Syrien abzuziehen und die Ramstein Air Base zu schließen; ein anderes Bekenner schreiben wird kurz darauf auf einer linksextremen Plattform veröffentlicht; wenig später erscheint ein rechtsextremes Bekenner schreiben, das sich auf Adolf Hitler beruft. Noch in der Nacht hat der Generalbundesanwalt die Ermittlungen an sich gezogen. Drohnen und Hubschrauber werden bereit gemacht, die Polizei ahnt nicht, dass der

Täter nach der Explosion aus seinem Zimmer gekommen ist, um draußen den Schaden zu begutachten. Ein paar Minuten lang stehen Spieler, Täter und Polizei nur wenige Meter voneinander entfernt. Zwar verhört die Polizei später alle Hotelgäste, darunter auch Sergej, aber er gilt ihren Notizen nach als »unauffällig und überlegt«, sie fragen nicht weiter nach. Sergejs Tat ist so abwegig, dass er durch alle Raster fällt, niemand kommt auf die Idee, dass jemand einen Anschlag verübt, um vermeintlich Aktienkurse zu manipulieren. Es finden sich keine brauchbaren Fingerabdrücke, keine DNA-Spuren, keine verdächtigen Handygespräche, keine Hinweise von Geheimdiensten oder Verfassungsschutz, nichts in den sozialen Netzwerken, keine Zeugen, keinen ersten Anhaltspunkt, keine Idee.

Aus Aufzeichnungen von Sergejs Ex-Freundin für die Polizei: »Pflanzenliebhaber: Tomaten, Erbsen, Gurken, Erdbeeren selbst eingepflanzt mit Spezialdünger aus dem Bauhaus«.

Folgende Täter kommen infrage: Der IS, Nazis, Fußball-Hooligans, die Antifa. In Internetforen werden Juden und Flüchtlinge beschuldigt. Die AfD spricht davon, wie furchtbar es sei, »wohin uns dieses elende Gutmenschengehebe bereits gebracht hat«, schreibt den Anschlag Islamisten und Linksextremen zu und attackiert Kanzlerin Merkel wegen einer verfehlten »Willkommenspolitik«. Zeitungen spekulieren, ob der Sprengstoff aus Bundeswehrbeständen stamme. Die Polizei nimmt bei einer Wohnungsdurchsuchung einen Iraker als Verdächtigen fest, verhört einen Syrer, der zufällig einen Regenschirm des Hotels dabei hat. Die Bundesanwaltschaft spricht von einem terroristischen Hintergrund. Borussia-Geschäftsführer Watzke spricht von einem Anschlag auf die Bundesrepublik Deutschland, die freiheitliche Grundordnung stehe auf dem Prüfstand. Niemand weiß irgendetwas.

Bis auf einen Mann, der durch Zufall schon drei Stunden vor dem Anschlag überzeugt war, den Täter erkannt zu haben, aber ihn nimmt anfangs niemand ernst.

Dieser Mann ist ein Börsenhändler aus dem 700 Kilometer entfernten Bad Ischl, im österreichischen Salzkammergut, ein BVB-Fan, der glaubt, das ihn die Vorsehung Gottes leite. Sein Name ist Rudolf S.

Wer mit ihm redet, hat manchmal Mühe, ihn zu verstehen, weil er in der starken Mundart Oberösterreichs spricht. »Ka Probläm«, sagt S. dann freundlich und redet weiter. S. ist ein Mann mit breitem Lächeln und kleinem Bäuchlein, der sich im Urlaub gern in der gelb-schwarzen Jacke und Mütze seines Vereins vor der Jerusalemer Klagemauer fotografieren lässt. Er sieht dann ein bisschen aus wie die Biene Maja. Er hat mit sieben Jahren eine Bank gegründet,

in der er das Geld seiner Eltern verwaltete, er lebt seit 30 Jahren gut vom Aktienhandel und fand neben Geld noch eine zweite Leidenschaft: den BVB.

Am Nachmittag des 11. April, dem Tag des Anschlags, dekoriert Rudolf S. seinen Fanraum für die Übertragung, er freut sich auf das Spiel am Abend. Im zweiten Stock seines holzvertäfelten Hauses, zwischen einer signierten BVB-Aktie und einem beleuchteten Fußball, plant er an diesem Abend mit seiner Familie »laut, falsch und mit Begeisterung«, wie er sagt, die Hymne zu singen: »You'll never walk alone.«

Er hat vor einiger Zeit Aktien des BVB erworben, sie sind stark gestiegen, deshalb hat S. zur Absicherung Put-Optionsscheine gekauft, Wertpapiere, die steigen, sobald die damit verknüpften Aktien abstürzen. Die Papiere sind wie eine Hausratversicherung für ihn, sagt er, im besten Fall zahlt er einen geringen Betrag, und es passiert nichts, doch falls ein Feuer in seiner Wohnung ausbricht, kriegt er einen Teil seines Verlustes ersetzt. Was Sergej machte, sagt er, ist, erst die Versicherung zu kaufen und dann das Haus in Brand zu setzen.

Die Comdirect-Bank, auf deren Seite er seine Kurse kontrolliert, ist zufälligerweise auch die Bank von Sergej, und beide kaufen zufälligerweise dieselben Scheine. Die Bank tätigt mehrere Zehntausend Transaktionen am Tag. Käufe von Optionsscheinen werden über ein Computersystem abgewickelt, die Chance, dass es zu einer Entdeckung kommt, ist gering. Doch als Rudolf S. den Kurs seiner Optionsscheine abfragt, sieht er die Umsätze dieser Scheine auf deutschen Börsenplätzen und auch, einen Wimpernschlag lang, einen Kauf über 15 000 Optionsscheine, ziemlich viele. Er denkt sich nichts weiter dabei.

Abends sieht er die Sondersendungen im Fernsehen und ist entsetzt über den Anschlag, dann erleichtert, dass niemand schwer verletzt wurde. In der Nacht wacht S. plötzlich auf, und auf einmal fallen ihm die hohen Put-Umsätze in Frankfurt ein. Was wäre, denkt S., wenn der Käufer von dem Anschlag im Vorfeld gewusst hätte? Ein Trittbrettfahrer vielleicht, jemand der einen Hinweis auf den Täter geben könnte?

Am nächsten Morgen setzt sich S. vor seinen Computer und findet weitere Umsätze, die am Tag zuvor getätigt wurden, insgesamt 60 000 Stück. Er hat jetzt für sich Gewissheit. Er ruft die Polizei in Dortmund an, die ihn an die Sonderkommission »Pott« vermittelt. »Sind Sie für den BVB Anschlag zuständig?«, fragt er, »mir ist gestern etwas aufgefallen.« S. erklärt dem Beamten die Problematik von Put-Optionsscheinen, den Frankfurter Börsenhandel und die Hebelwirkung im Derivathandel, dann legt er auf. Er hat das Gefühl, dass der Mann ihn nicht verstanden hat.

Er schreibt eine Mail an den Anwalt des BVB, der wendet sich an die Commerzbank. Am nächsten Tag erstattet die Bank eine Geldwäschanzeige. Tatsächlich hat bei Weitem niemand so viele Put-Optionscheine auf BVB-Aktien gekauft wie Sergej. Die Bank kann die IP-Adresse nachvollziehen, die Sergej beim Kauf benutzt hat: 212.185.189.67. Es ist die Internetadresse des l'Arrivée-Hotels, von dessen WLAN aus Sergej an der Börse handelte. Er ist jetzt der Hauptverdächtige.

Die Polizei beschattet ihn eine Woche lang. Sie wollen Beweise sammeln, prüfen, ob es Komplizen gab, vielleicht eine Bombenwerkstatt. Sergej bucht einen Flug nach Sankt Petersburg. Zehn Tage nach dem Anschlag, an einem Freitagmorgen um 5.16 Uhr, verlässt Sergej sein Haus und fährt zur Arbeit. Ein mobiles Einsatzkommando des BKA folgt ihm. Als Sergej 20 Minuten später aussteigen will, nehmen sie ihn fest. Ein Gefangenentransporter bringt ihn in die Untersuchungshaft der JVA Stammheim. Parallel stürmen Spezialkräfte die Wohnung des Verdächtigen, das Elternhaus. Die Mutter steht im Nachthemd im Treppenhaus, umringt von schwer bewaffneten Polizisten.

Sergej war der beste Elektrotechniker seines Jahrgangs, die Berufsschule schließt er mit der Note 1,5 ab und erhält einen Schulpreis. Bei seiner Verabschiedung sagt eine Schulleiterin, dass jeder im Leben »seinen eigenen Weg finden müsse«. Ob das Ziel direkt oder auf verschlungenen Pfaden erreicht würde, sagt sie, sei unwichtig, solange die Richtung stimme. Sergejs Weg ist es nun, eine Bombe zu bauen. Für ihn, der eine komplette Werkstatt zur Verfügung hat und als Elektrotechniker über nützliches Vorwissen verfügt, ist das leicht.

Laut Anklageschrift bestellt sich Sergej einen Zeitschalter bei Amazon. Bei Conrad, im Elektronikmarkt, kaufte er im Januar Antennen, Akkus, Kabel und Schaltstufen. Diese Bauteile werden später am Tatort gefunden. Eine Fernsteuerung ersteigert er bei Ebay. Seiner Freundin erklärt er, er wolle eine Drohne bauen.

Im Internet sucht er nach »Wetten auf fallende Kurse«, »chemisch-mechanischer Langzeitzünder«, »Funkfernsteuerung«. Auf einem Colleagueblock macht sich Sergej Notizen zu seinem Vorhaben: »Was man in Erfahrung bringen sollte: Wie schnell kann man vom Handy zünden?«

Er spielt nun – nach Überzeugung der Ermittler – verschiedene Varianten durch, er überlegt vermutlich, das Attentat bei einem öffentlichen Training zu machen, eine falsche Spur zu einem Flüchtlingsheim zu legen. Irgendwann entscheidet er sich demnach für den Anschlag auf den Bus. Auf einem Notizblock finden die Fahnder Einträge, in denen Sergej die Länge des Busses und Stückzahlen von Optionsscheinen no-

tiert hat. Nur an eines denkt er offenbar nicht: an andere Menschen.

Die Profiler des BKA beurteilen Sergej als einen Menschen, der in einer »Welt technischer Abläufe« lebe. Sie vermuten, dass er solche Abläufe besser kontrollieren könne als den Umgang mit Menschen. Sie vermuten, dass er nicht daran glaubt, dass ihm jemand auf die Spur kommen könne, kein Börsenhändler, kein Ermittler. Weil ein solcher Mensch in seiner Welt nicht vorgesehen sei.

Im Februar trennt sich seine Freundin von ihm, per SMS, einen Tag vor dem Valentinstag, sie ist nach Australien gereist. Man habe sich schon länger auseinandergelebt, sagt Sergej seinem Psychiater. Sein Arzt empfiehlt eine stationäre Therapie, Sergej fühlt sich »gedrängelt« und bricht die Therapie ab. Er meldet sich bei vier Onlinepartnerbörsen an. »Einfach Folter«, notiert er. Es gibt jetzt nichts mehr, das ihn zurückhalten könnte.

Das psychiatrische Gutachten erwähnt eigene Aufzeichnungen Sergejs und die Expertin fasst einiges hiervon zusammen. Demnach schreibe Sergej offenbar am 12. Februar dieses Jahres von »Schwierigkeiten, Menschen zu begegnen« und Nähe zuzulassen. Am 12. Februar habe der Explo- rand notiert, dass er verzweifelt sei, weil er keine Partnerin finde, dabei wolle er doch »so sehr Liebe«. Er erwähne, dass er Zuneigung wolle, doch überall seien »nur deutsche Mädchen«. Davon kriege er Attacken und frage sich, »wozu er lebe«.

Je schlechter es Sergej geht, desto entschlossener werden seine Vorbereitungen. Anfang März fährt er mit einem Mietwagen nach Belgien, er kauft dort Konservendosen, die später leer im Wald gefunden werden. Sergej, so vermuten die Ermittler, will eine Spur legen nach Belgien, in das Land, in dem zuletzt viele Attentäter des »Islamischen Staats« wohnten. Er checkt zum ersten Mal im Hotel l'Arrivée ein, um die Umgebung auszukundschaften.

Am Tag danach, dem 8. März, feiert Borussia einen 4:0-Sieg gegen Benfica Lissabon und den Einzug ins Viertelfinale. Das nächste Spiel soll gegen Monaco gehen. »Insgesamt ist es ein schönes Los«, sagte Watzke. Drei Tage später bucht Sergej erneut das Hotel zu beiden möglichen Zeitpunkten des Heimspiels – das genaue Datum wird noch ausgelost, doch Sergej will sichergehen, dass das Hotel nicht ausgebucht ist.

Am 19. März nimmt Sergej einen Kredit bei der Postbank auf, von 40 000 Euro, mit weiteren 5000 Euro belastet er seine Kreditkarte. Sein Geld steckt er in 96 000 Optionsscheine. Wenn der Kurs der BVB-Aktie von etwa fünf Euro auf einen Euro fällt, steigt der Wert der Optionsscheine,

Sergej hätte auf seinem Konto eine halbe Million Euro – und damit sein eingesetztes Geld verzehnfacht. Ein halber Millionär, aus dem Nichts.

Er muss Wasserstoffperoxid kaufen und es aufkochen, dazu braucht er eine Kochstelle mit Abzug und Abluftfilter. Sergej belädt am Vormittag des 9. April, Palmsonntag, seinen Mietwagen mit zwei großen, gefüllten Sporttaschen, einem dunklen Rollkoffer und einer Plastiktüte. Auf dem Weg, so rekonstruieren die Ermittler, tankt er Diesel in einen Extrakantister, checkt nachmittags im Hotel ein und besucht den Wellnessbereich. Am Abend fährt er zurück nach Baden-Württemberg, etwa 500 Kilometer, um sich am nächsten Morgen, es ist Montag, eine Krankschreibung zu organisieren. Dann fährt er zurück zum Hotel.

Am Dienstag, zwei Stunden vor dem Anschlag, kontrolliert er offenbar noch einmal die Sprengsätze, dann geht er auf sein Zimmer, von dessen Badezimmerfenster aus er die Straße überblicken kann, auf der der BVB-Mannschaftsbus das Gelände verlassen wird.

Er wartet.

Am 29. März, zwei Wochen vor der Tat, schreibt Sergej, dass er sich weiterhin nicht gut fühle, dass er »müde« sei und sich gleichgültig fühle. Immer noch wolle er sterben. Er werde »kein Teil dieser Welt« werden, glaubt er. In vielen seiner Einträge, so geht aus den Akten hervor, fantasiert er von einem Leben mit Frauen, denen er zufällig auf der Straße begegnet, am Postschalter, im Restaurant. Nie traue er sich, sie anzusprechen, manchmal noch nicht mal, sie anzusehen. Dann wieder habe er auf dem Betriebsgelände Möhren und Sauerrampfer pflanzen, Blumensamen streuen wollen. Immer unsichtbarer wird Sergej, so scheint es. Am 8. April habe er seine Eltern zu seinem Geburtstag ins Restaurant eingeladen. »Letztes Abendmahl« notiert er. Dann brechen die Aufzeichnungen ab, drei Tage vor dem Anschlag.

»Zeitlich optimal« hat der Täter den Sprengsatz gezündet, wird die Staatsanwaltschaft später befinden. Nur den zweiten Sprengsatz, der den Bus in der Mitte treffen sollte und der damit am meisten Schaden hätte anrichten können, platzierte er zu hoch in der Heck, die meisten Metallstifte fliegen über den Bus hinweg. Ein Fehler? Oder Absicht?

Für Sergejs Rechtsanwalt ist diese Frage bedeutsam, er meint, der Täter wollte gar nicht töten, wollte auch nicht verletzen. Diese Frage dürfte vor Gericht entscheidend dafür werden, ob Sergej wegen versuchten Mordes verurteilt wird oder nicht. Doch was, wenn nicht Mord, war dann Sergejs Absicht? Wollte er die Spieler nur erschrecken? Ob die Wette auf den starken

Kursabsturz dann noch sinnvoll sein würde, ist fraglich.

Am 11. April, als die Spieler den Bus besteigen, wartet Sergej in seinem Badezimmer, bis der Bus langsam eine Laterne passiert, auf deren Höhe sich die Sprengsätze befinden, dann, um 19.16 Uhr, löst er per Fernbedienung die elektrische Zündung aus. Der Sprengstoff verbrennt, wird zu Gas, dehnt sich aus, die Rohrbehälter bersten, die Druckwelle schleudert die Metallstifte gegen den Bus, sie treffen umliegende Autos, durchdringen die Scheiben des gegenüberliegenden Hauses und schlagen dort in die Wand ein. Die Nachbarin, die dort gerade bügelt, wird nicht verletzt, weil sie in diesem Augenblick Wasser für ihr Dampfbügeleisen holt. Die Anwohner denken zunächst an ein Erdbeben, an die Explosion eines Gastanks, an eine Sprengung, an den Krieg.

Am nächsten Tag lässt sich Sergej massieren. Teelichter stehen neben ihm. Sergej ist der einzige Kunde, der seinen Massagetermin nicht abgesagt hat nach dem Anschlag. Er verliert während der Behandlung kein Wort über den Vorfall, was die Masseurin merkwürdig findet, schließlich ist es das Hauptgesprächsthema im Hotel. Sie findet einen Zeckenbiss an seinem rechten hinteren Oberschenkel, er stammt womöglich aus einer Schonung in einem dunklen Wald.

Die Profiler des BKA vermuten, dass Sergej sich mit diesen letzten Stunden den perfekten Tag geschenkt habe, dass er eine »Neue Welt« betreten habe, die seiner Traumvorstellung als reicher Lebemann entspricht. Eine Welt, wie er sie auf seinem Facebook-Account zeigt. Ein paar Stunden vor dem Attentat fährt Sergej in ein Bordell, dem Saunaclub FKK Magnum, wo junge Frauen ihn fragen, wie es ihm gehe, und wo das »Standardprogramm« für eine halbe Stunde 50 Euro, für eine Stunde 100 Euro kostet. Sergej hebt 150 Euro ab. Er fährt mit einem teureren Mietwagen als bisher, kein Seat, sondern ein Audi A6. Abends isst er Steak, statt wie bisher zu McDonald's zu fahren. Er lässt sich massieren. Für diese paar Stunden passt sein Leben zu seinen Träumen.

Doch die neue Welt gibt es nicht. Sergejs vermeintlicher Plan ist gescheitert. Der Aktienkurs fällt nur leicht. Sergej hat nach Monaten der Vorbereitung und nach einem, so die Anklage, versuchten 28-fachen Mord statt einer halben Million Euro einen Gewinn von 5872,05 Euro auf dem Konto.

Noch zehn Tage verbringt er in Freiheit, zehn Tage bis zu seiner Verhaftung. Er scheint schon bald eine neue Idee zu haben. Eine Woche nach dem Anschlag sucht Sergej im Netz nach Begriffen wie »Seilbahnaktie«, »Berchtesgadener Bergbahn«, »Nebelhornbahnaktie« und »Options-

scheinfinder«. Er sucht auch Informationen über den Eurotunnel. Schließlich findet er Aktien der Schweizer Titlis-Bergbahn. Sergej hat augenscheinlich ein neues Ziel gefunden, offenbar denkt er nun an einen Anschlag auf eine Bergbahn. Zwei Tage später wird er festgenommen.

Auch wenn die Indizien erdrückend sind, formal gilt die Unschuldsvermutung. Und es kann nie ganz ausgeschlossen werden, dass die Experten in der kurzen Zeit Sergejs Persönlichkeit nicht vollständig ergründen konnten. War Sergej wirklich widerwärtig, perfide, abscheulich? Oder war er ein kranker, einsamer Mensch, der zerstören wollte, um geliebt zu werden; so verzweifelt, dass er die Folgen seiner Tat für andere ausblendet, weil er in einer »Welt technischer Abläufe« lebte? »Die Religionszugehörigkeit des BVB-Attentäters ist übrigens folgende: Kapitalismus«, schrieb kurz nach der Festnahme jemand auf Twitter. Für Sergej war Geld aber vermutlich nicht profan, es schien ihm ein Mittel zu einem höheren Zweck. Er wollte ankommen, geliebt werden, sichtbar sein. Nur eines davon hat er erreicht.

Der Staatsanwalt wird dem Richter bei der Anklageverlesung in wenigen Wochen sagen: »Der Angeschuldigte handelte, um sich zu bereichern.« Sergej erzählte seinem Gutachter etwas anderes. Seine Absicht sei es, sagte er, »aktuell zu beweisen, dass er unschuldig sei«, und eventuell »ein Haus bauen, Kinder bekommen«. Im Februar notierte er, er wolle »so sehr Liebe«. Vermutlich hat Sergej nicht verstanden, was das ist, nicht verstanden, dass es Dinge gibt, die man nur geschenkt bekommt.

Ein paar Wochen später verschwindet er in einem dunklen Wald und zündet ein Feuer an.

Rafael Buschmann, Jörg Diehl, Özlem Gezer, Claas Relotius, Fidelius Schmid, Jonathan Stock, Takis Würger

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Im Dezember 2017 veröffentlichte der SPIEGEL einen Text über den Anschlag auf den Mannschaftsbus von Borussia Dortmund im April 2017. Ein Team von sieben Redakteuren rekonstruierte den Fall anhand von Gesprächen, Veröffentlichungen und Gerichtsakten, einer der Autoren war Claas Relotius.

Dieser Text wurde von Relotius offenbar nicht manipuliert. Seine Zulieferung bestand vor allem aus der Bearbeitung von veröffentlichten Texten und einem Gespräch mit dem damaligen Teammanager von Borussia Dortmund, Fritz Lünschermann. Fast alle Schilderungen in den betreffenden Passagen, auch die Sitzordnung im Bus, sind durch andere Quellen gedeckt. Auch Fritz Lünschermann hat ein Gespräch mit Relotius und die Richtigkeit des ihm zugeschriebenen Zitats bestätigt.

Touchdown

Diskriminierung. Colin Kaepernick, einer der besten Footballspieler Amerikas, spaltet die USA, seit er aus Protest gegen Rassismus zur Nationalhymne niederkniete. Jetzt ist er arbeitslos und redet vor Schulklassen. Warum tut er sich das an? Von Claas Relotius

Colin Kaepernick, der Mann, den Donald Trump einen »son of a bitch« nennt, steht in der Turnhalle einer Highschool in East Harlem, New York, als ein schwarzer Neuntklässler ihn fragt, was der Unterschied zwischen einem weißen Amerikaner und einem schwarzen sei. Es ist ein Morgen im Oktober, und Kaepernick, 29, ein muskulöser Mann mit tätowierten Armen und mandelbrauner Haut, nicht weiß, nicht schwarz, schluckt. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift »I know my rights«, ich kenne meine Rechte, aber auf diese Frage weiß er keine eindeutige Antwort.

Er sieht in die Gesichter drei Dutzend schwarzer Mädchen und Jungen, die vor ihm auf Stühlen sitzen; er hält lange inne, wie einer, der die Wahrheit kennt, aber sie nicht auszusprechen wagt. Schließlich, nach ein paar Augenblicken, nimmt Kaepernick das Mikrofon und sagt: Der Unterschied ist, dass zu weißen Neuntklässlern kein Footballspieler wie er käme, um über Hautfarben zu reden. Der Unterschied sei, dass kein weißer Footballspieler, der sich wie er gegen Rassismus engagiere, zum Feind des Präsidenten werde. »Die Wahrheit ist«, sagt Colin Kaepernick mit ruhiger, aber fester Stimme, »dass es unendlich viele Unterschiede gibt.«

Die Schüler verstummen. Sie sehen plötzlich nicht mehr ihren Helden Colin Kaepernick vor sich, den schillernden Sportler, den großen Quarterback, einen der besten Footballspieler des Landes. Sie sehen nur einen Mann, der ihnen erklärt, dass ihre Hautfarbe nichts Gutes in diesem Land bedeutet.

Eigentlich war Colin Kaepernick nicht gekommen, um den Jugendlichen in East Harlem Angst zu machen. Eigentlich wollte er ihnen zeigen, dass sie nicht weniger als andere wert sind. Aber seine eigene Geschichte beweise, so sagt Kaepernick, »dass wir lange noch nicht gleich sind, dass Schwarz und Weiß sich immer noch bekämpfen«.

Er selbst kämpft jetzt seit einem Jahr, und er kämpft längst nicht mehr allein. Da sind jetzt überall Menschen, schwarze vor allem, die ihn als ihren Erlöser feiern und Trikots mit seinem Namen durch die Straßen tragen. Da sind Amerikas größte Sportler, die ihn mit Muhammad Ali vergleichen. Aber da sind auch die nationalen

Footballklubs, die ihm keinen Job mehr geben, nachdem er während der Nationalhymne kniete, anstatt patriotisch dafür aufzustehen. Da sind weiße Fans, Tausende, die drohen, »Nigger« wie ihn aufzuhängen, weil er auf Knien gegen Verbrechen der Weissen protestierte. Da ist auch Donald Trump, der Präsident, der schwarze Sportler wie ihm sagt, sie sollten eine gute Show abliefern und ansonsten, bis sie es können noch Sklavens, einfach ihnen Müsse halten.

Drei: Colin Kaepernick, der Sohn einer weißen Mutter und eines schwarzen Vaters, der Quarterback mit brauner Haut, aber kaukasischer Züge, hält seinen Mund nicht. Er rettet jetzt wie ein Prediger durchs Land, besucht Universitäten und Denksäulen.



Protestform wie Muhammad Ali

Amerikas Identität, um Rassismus und Präferenzen, um große Symbole und noch größere Gelder, die in den USA immer schon geliebt oder gefürchtet waren. Es ist auch eine Geschichte darüber, was von acht Jahren unter einem schwarzen Präsidenten geblieben ist.

Sie beginnt vor gut einem Jahr, bei einem Vorbereitungsspiel der San Francisco 49ers gegen die Green Bay Packers. Colin Kaepernick, 1,93 Meter groß, im Kilogramm schwer, ist das Gehirn seines Teams, einer der besten Quarterbacks, die San Francisco je gesehen hat.

Es ist kurz vor dem Anpfiff, und aus dem Stadionslautsprecher ertönt »The Star-Spangled Banner«, die amerikanische Nationalhymne. Die Zuschauer erleben sich, die Trainer und Spieler stehen leise am Spielfeldrand, sie singen mit, sie legen ihre rechte Hand auf ihre Brust, nur einer nicht, Colin Kaepernick. Er strzt irgendwo dahinter, auf einer Ersatzbank neben Erfrischungsgeländern. Er macht ein Gesicht, als gehe die Hymne ihn nichts an.

Nach dem Spiel gehen Fernsehbilder, sie zeigen Colin Kaepernick beim Sitzen. In den Nachrichten durchs ganze Land. Kaepernick selbst tritt in der Unklarheit vor Kameras und Mikrofone. Er erklärt, dass er nicht länger wegsehen könnte. Er erklärt, dass er nicht länger für die Flagge eines Landes aufstehen werde, das Afroamerikaner umschmeichelt. Er sagt, »in den Straßen jagten Leichen, aber Politiker kriegen bezahlten Urlaub und kommen einfach so mit Mund waschen.«

Beim nächsten Spiel, vor fast 70.000 Zuschauern in San Diego, sitzt Colin Kaepernick nicht in seinem Trikot, Rücknummer 7, stellt er sich wie alle anderen an den Spielfeldrand, dann, als die Stadionsänger die Hymne anfangen, die alle Kameramen auf ihn gerichtet sind, geht er langsam herunter auf den Knien, kniet mehr auf seinen rechten Bein.

Er selbst wird später sagen: »Es ist eine demütigende Geste.« Aber viele im Stadion und vor dem Fernseher sehen etwas anderes. Sie sehen, nur ein paar Meter neben ihm, Kräfteverweigerer in Rollstühlen und Uniformen. Ihre Beine sind amputiert, sie können sich kaum bewegen, aber sie halten sich an Stiele und ihr Land irgendwo aufrecht. Kaepernick, der afroamerikanische



Spielfeld Kaepernick in den Stadionskathedralen nach seinem ersten Knietag 2016. (In: Amerikaner Straßen jagten Leichen)

Diskriminierung. Colin Kaepernick, einer der besten Footballspieler Amerikas, spaltet die USA, seit er aus Protest gegen Rassismus zur Nationalhymne niederkniete. Jetzt ist er arbeitslos und redet vor Schulklassen. Warum tut er sich das an? Von Claas Relotius

16 | DER SPIEGEL 44/2017, 28.10.2017

Colin Kaepernick, der Mann, den Donald Trump einen »son of a bitch« nennt, steht in der Turnhalle einer Highschool in East Harlem, New York, als ein schwarzer Neuntklässler ihn fragt, was der Unterschied zwischen einem weißen Amerikaner und einem schwarzen sei. Es ist ein Morgen im Oktober, und Kaepernick, 29, ein muskulöser Mann mit tätowierten Armen und mandelbrauner Haut, nicht weiß, nicht schwarz, schluckt. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift »I know my rights«, ich kenne meine Rechte, aber auf diese Frage weiß er keine eindeutige Antwort.

Er sieht in die Gesichter drei Dutzend schwarzer Mädchen und Jungen, die vor ihm auf Stühlen sitzen; er hält lange inne, wie einer, der die Wahrheit kennt, aber sie nicht auszusprechen wagt. Schließlich, nach ein paar Augenblicken, nimmt Kae-

pernick das Mikrofon und sagt: Der Unterschied sei, dass zu weißen Neuntklässlern kein Footballspieler wie er käme, um über Hautfarben zu reden. Der Unterschied sei, dass kein weißer Footballspieler, der sich wie er gegen Rassismus engagiere, zum Feind des Präsidenten werde. »Die Wahrheit ist«, sagt Colin Kaepernick mit ruhiger, aber fester Stimme, »dass es unendlich viele Unterschiede gibt.«

Die Schüler verstummen. Sie sehen plötzlich nicht mehr ihren Helden Colin Kaepernick vor sich, den schillernden Sportstar, den großen Quarterback, einen der besten Footballspieler des Landes. Sie sehen nur einen Mann, der ihnen erklärt, dass ihre Hautfarbe nichts Gutes in diesem Land bedeutet.

Eigentlich war Colin Kaepernick nicht gekommen, um den Jugendlichen in East Harlem Angst zu machen. Eigentlich woll-

te er ihnen zeigen, dass sie nicht weniger als andere wert sind. Aber seine eigene Geschichte beweise, so sagt Kaepernick, »dass wir lange noch nicht gleich sind, dass Schwarz und Weiß sich immer noch bekämpfen«.

Er selbst kämpft jetzt seit einem Jahr, und er kämpft längst nicht mehr allein. Da sind jetzt überall Menschen, schwarze vor allem, die ihn als ihren Erlöser feiern und Trikots mit seinem Namen durch die Straßen tragen. Da sind Amerikas größte Sportler, die ihn mit Muhammad Ali vergleichen. Aber da sind auch die nationalen Footballklubs, die ihm keinen Job mehr geben, nachdem er während der Nationalhymne kniete, anstatt patriotisch dafür aufzustehen. Da sind weiße Fans, Tausende, die drohen, »Nigger« wie ihn aufzuhängen, weil er auf Knien gegen Verbrechen

der Weißen protestierte. Da ist auch Donald Trump, der Präsident, der schwarzen Sportlern wie ihm sagt, sie sollten eine gute Show abliefern und ansonsten, als seien sie immer noch Sklaven, einfach ihren Mund halten.

Doch Colin Kaepernick, der Sohn einer weißen Mutter und eines schwarzen Vaters, der Quarterback mit brauner Haut, aber kaukasischen Zügen, hält seinen Mund nicht. Er reist jetzt wie ein Prediger durchs Land, besucht Universitäten und benachteiligte Schulen. Er spricht zu Jugendlichen wie in dieser Turnhalle in East Harlem, er wolle ihnen helfen, sagt er, ihren Platz zu finden. Manchmal, wenn Kaepernick über Hautfarben spricht, hört er sich an, als habe er selbst eine neue Rolle in diesem Land eingenommen. Eine, die noch größer ist als die des Quarterbacks.

Die Geschichte von Colin Kaepernick ist die eines Mannes, der seine Wurzeln sucht und die amerikanische Gesellschaft spaltet. Sie handelt von einem Footballspieler, der sich gegen Unrecht und Gewalt auflehnte und für Millionen Amerikaner zum Vorbild oder zum Vaterlandsverräter wurde. Es geht um die Identität eines amerikanischen Sportstars, und es geht um Amerikas Identität, um Rassismus und Patriotismus, um große Symbole und noch größere Gesten, die in den USA immer schon geliebt oder gefürchtet waren. Es ist auch eine Geschichte darüber, was von acht Jahren unter einem schwarzen Präsidenten geblieben ist.

Sie beginnt vor gut einem Jahr, bei einem Vorbereitungsspiel der San Francisco 49ers gegen die Green Bay Packers. Colin Kaepernick, 1,95 Meter groß, 104 Kilogramm schwer, ist das Gehirn seines Teams, einer der besten Quarterbacks, die San Francisco je gesehen hat.

Es ist kurz vor dem Anpfiff, und aus den Stadionlautsprechern ertönt »The Star Spangled Banner«, die amerikanische Nationalhymne. Die Zuschauer erheben sich, die Trainer und Spieler stehen feierlich am Spielfeldrand, sie singen mit, sie legen ihre rechte Hand auf ihre Brust, nur einer nicht, Colin Kaepernick. Er sitzt irgendwo dahinter, auf einer Ersatzbank neben Erfrischungsgetränken. Er macht ein Gesicht, als gehe die Hymne ihn nichts an.

Nach dem Spiel gehen Fernsehbilder, sie zeigen Colin Kaepernick beim Sitzen, in den Nachrichten durchs ganze Land. Kaepernick selbst tritt in der Umkleidekabine vor Kameras und Mikrofone. Er erklärt, dass er nicht länger wegsehen könne. Er erklärt, dass er nicht länger für die Flagge eines Landes aufstehen werde, das Afroamerikaner unterdrücke. Er sagt: »In den Straßen liegen Leichen, aber Polizisten kriegen bezahlten Urlaub und kommen einfach so mit Mord davon.«

Beim nächsten Spiel, vor fast 50 000 Zuschauern in San Diego, sitzt Colin Kaepernick nicht. In weißem Trikot, Rückennummer 7, stellt er sich wie alle anderen an den Spielfeldrand, dann, als die Stadionsängerin die Hymne anstimmt, als alle Kameras auf ihn gerichtet sind, geht er langsam herunter auf den Rasen, kniet nieder auf seinem rechten Bein.

Er selbst wird später sagen: »Es ist eine demütige Geste.« Aber viele im Stadion und vor dem Fernseher sehen etwas anderes. Sie sehen, nur ein paar Meter neben ihm, Kriegsveteranen in Rollstühlen und Uniformen. Ihre Beine sind amputiert, sie können sich kaum bewegen, aber sie halten sich aus Stolz auf ihr Land irgendwie aufrecht. Kaepernick, der austrainierte Athlet, der Unversehrte, kniet einfach weiter, stützt einen Ellenbogen auf seinen Oberschenkel, legt sein Gesicht in eine Hand, mit gesenktem Haupt blickt er zu Boden. Er sieht aus wie eine Statue von Rodin. Oder wie Martin Luther King.

Kommentatoren eines Sportsenders sprechen sofort von einer »Schande«. Nachrichtensprecher bezeichnen die Geste als »Spucken auf die Flagge«. Barack Obama, der damals noch Präsident ist, versteht Leute, die Kaepernicks Verhalten als respektlos empfinden. Donald Trump, der noch im Wahlkampf ist, rät ihm, sich ein neues Land zu suchen. Eine Richterin des Supreme Courts spricht von einer »fürchterlichen Sache«. Eine Polizeigewerkschaft droht, die Heimspiele der 49ers nicht länger zu beschützen. »Time«, das meistverkaufte Nachrichtenmagazin der Welt, hebt Kaepernick kniend auf seinen Titel, daneben steht: »The Perilous Fight«, der gefährliche Kampf.

Colin Kaepernick führt diesen Kampf die ganze Saison lang fort. Vor jedem Anpfiff, ehe die Nationalhymne erklingt, kniet er als Zeichen seiner Ablehnung nieder. Eine Zeit lang sieht Amerika hin, ein paar Wochen lang berichten alle Zeitungen über seinen Protest, aber dann kommt der Präsidentschaftswahlkampf, dann zieht Donald Trump ins Weiße Haus ein, dann geht es um Mauern gegen Mexikaner und Einreisestopps für Muslime.

Kaepernick, der sein Team einst zum Super Bowl geführt hatte, spielt eine gute Saison, die 49ers eine der schlechtesten ihrer Geschichte. Im März löst der Verein den Vertrag mit Kaepernick.

Die Sommerpause der nordamerikanischen Footballliga dauert fünf Monate, 32 Teams brauchen je zwei Quarterbacks, Kaepernick wartet auf neue Angebote. Er ist der erfolgreichste Läufer auf seiner Position, er hält den Rekord für die meisten erlaufenen Yards in einem Spiel. Er erzielt viele Touchdowns, also Punkte in der Endzone des Gegners. Aber im August, als die

Sommerpause endet, liegt ihm nicht ein einziges Angebot vor.

Alle Klubs von den Seattle Seahawks im Nordwesten bis zu den Miami Dolphins im Südosten verpflichten Quarterbacks, die deutlich schlechter oder älter sind, die mehr Gehalt verlangen oder gar keine Erfahrung als Profi haben. Warum findet Kaepernick keinen Job?

Eigentlich vereint American Football, Amerikas Nationalsport, die Menschen in den USA fast wie die Kirche. Jeden Sonntag ziehen Millionen Amerikaner ins Stadion, den Super Bowl sieht fast die Hälfte der Bevölkerung im Fernsehen. Auf dem Feld, unter Helmen, die das Gesicht verdecken, stehen vor allem Schwarze, aber die Zuschauer und Klubbesitzer, für die sie antreten, sind fast alle weiß.

Manche Teammanager sagen, Kaepernick passe nicht mehr in ihr System. Andere behaupten, er werde von den Fans gehasst. Einer, der über Kaepernick nur anonym spricht, sagt: »Der Kerl ist ein Verräter. Die Liga will nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

Es ist Mitte August, als die neue Footballsaison ohne Colin Kaepernick beginnt.

Es ist die Woche, als in Charlottesville, Virginia, der Ku-Klux-Klan aufmarschiert, als Männer mit Kapuze oder Fackel durch die Straßen ziehen.

Vier Wochen später, vor dem Anpfiff am ersten offiziellen Spieltag, knien schwarze Footballer der ganzen Liga auf dem Rasen wie streikende Gladiatoren.

Bald, bei einer Rede vor Republikanern in Huntsville, Alabama, fordert Donald Trump, die »Loser« zu entlassen. Bald nennt Basketballstar LeBron James den Präsidenten einen »Penner«. Bald erheben Spieler der Oakland Raiders während der Hymne ihre Faust, bald bleiben die Pittsburgh Steelers und Tennessee Titans gleich in der Kabine. Bald gehen Bilder kniender Amerikaner um die Welt, von schwarzen Schulkindern in Texas, von schwarzen Frauen in Arkansas, auch schwarze Polizisten in Chicago gehen auf die Knie. Colin Kaepernick, der Erfinder des Kniefalls, wird von der Footballspielervereinigung zum MVP, zum wichtigsten Spieler der Liga ernannt, obwohl er keine Sekunde auf dem Feld steht, obwohl er seit sechs Monaten arbeitslos und nicht mal Mitglied eines Teams ist.

In der Highschool in East Harlem, ein paar Wochen danach, steht Colin Kaepernick in Sportschuhen und kurzer Hose in der Turnhalle, aber die Schüler sehen ihn an wie einen Jenseitigen, einen, der für das Gute gestorben ist. Ein Junge in Kaepernick-Trikot ruft, er sei ein Held, aber Kaepernick will dieses Wort nicht hören. Er zieht ein Gesicht, als würde es ihm Schmerzen bereiten.

Er habe nicht protestiert, sagt er, damit Amerika am Streit über seinen Protest zerreiße. Er sei zu Knie gegangen, damit Teenager wie sie besser behandelt würden.

Die Highschool, in der er an diesem Morgen spricht, trägt den Namen Dream und liegt nördlich der 96. Straße, wo sich die Hochhäuser der Upper East Side von den Sozialwohnungen El Barrios trennen. Unter den Schülern ist ein Mädchen mit Locken, Curlene, 14, sie meldet sich und sagt, sie gehe südlich der Straße nie einkaufen, weil weiße Ladenbesitzer kein Kind aus der Bronx in ihr Geschäft ließen. Auf dem Boden hockt ein Mädchen mit Kopftuch, Shanaya, 15, sie sagt, sie wolle zum Studieren auf ein College gehen, aber manche Colleges lehnten schwarze Mädchen mit Kopftuch ab. In der Turnhalle sitzt auch ein Junge, Dwayne, 14, er sagt, sein Vater werde jede Woche verhaftet, weil er ein gutes Auto fahre, aber Polizisten nicht glaubten, dass es ihm gehöre.

Colin Kaepernick sieht Curlene, Dwayne und Shanaya wissend in die Augen, er nickt ihnen zu wie ein Vertrauter, wie einer, der ihre Verletzungen selbst sein ganzes Leben erfahren hat. »In Wahrheit«, sagt Kaepernick dann, »habe ich das, was ihr durchmacht, nie wirklich erlebt.«

Er stamme nicht aus Vierteln wie El Barrio oder der Bronx. Er sei geboren in Milwaukee, einer Großstadt in Wisconsin. Sein Vater, ein Afroamerikaner, so erzählt er, verließ die Familie noch vor seiner Geburt. Seine Mutter, eine 19-jährige Weiße, gab ihn sechs Wochen danach zur Adoption frei. Es war ein weißes Ehepaar, dessen Vorfahren aus Deutschland stammten, das ihn als Säugling bei sich aufnahm. Colin Kaepernick sagt, dass er sich immer als ihr ganz normaler Sohn gefühlt habe. Seine Hautfarbe war in der Welt, in der er aufwuchs, »nie ein Thema«.

Darf einer, der Rassismus nie erlebt hat, der Anwalt seiner Opfer sein? Ist Colin Kaepernick der falsche Held? Oder ist er genau der richtige? Wie wird aus einem dunkelhäutigen Jungen, der in einer weißen Familie aufwächst, eine Bürgerrechtsikone der Schwarzen?

Colin Kaepernick erzählt den Schülern nichts von jener Welt, in der er groß wurde. Aber man kann mit zwei Menschen reden, die ihn in diese Welt geholt haben.

Als Colin Kaepernick zum ersten Mal im Stadion protestierte, als er sich während der Nationalhymne auf die Ersatzbank setzte, saßen sie in ihrem Wohnzimmer in Modesto, Kalifornien, und beugten sich dem Fernseher entgegen. Sie hatten das, was ihr Sohn vor aller Augen tat, noch nie einen amerikanischen Sportler tun sehen. Angst stieg in ihnen auf, so beschreibt es Teresa Kaepernick, 61, die Mutter, eine blonde Frau mit blauen Augen. Rick Kaep-

ernick, 65, der Vater, sagt: »Wir dachten, was ist in unseren Sohn gefahren?«

Die Eltern wohnen eine Autostunde östlich von San Francisco, in einer Siedlung mit aufgeräumten Vorgärten und großzügigen Häusern. Sie haben gezögert, ob sie am Telefon über ihren Sohn sprechen sollen, sie wollten ihm keine Probleme machen, sagen sie, aber sie wollen auch, dass die Menschen ihn verstehen. Schließlich, manchmal weinend, manchmal lachend, erzählt die Mutter seine Geschichte.

Als Colin Kaepernick mit dem Namen Colin Rand Russo geboren wird, haben die Kaepernicks, Besitzer einer Lebensmittel-firma, bereits zwei Kinder. Weil zwei weitere ihrer Kinder früh an Herzfehlern gestorben sind, beschließen sie, ein drittes Kind zu adoptieren. Sie überlegen lange, ob sie lieber noch einen Jungen oder noch ein Mädchen hätten. Die Hautfarbe, sagt Teresa Kaepernick, war ihnen egal.

Colin Kaepernick ist vier Jahre alt, als die Familie von Wisconsin nach Kalifornien zieht, in eine liberale, wohlhabende Stadt, in der fast keine Schwarzen leben. Colin Kaepernick ist anders als alle anderen Kinder dort, aber er wird nie ausgegrenzt, von niemandem beleidigt. Nur einmal, als sie in den Ferien mit dem Wohnmobil nach Nevada fahren, tritt der Leiter eines Restaurants an ihren Tisch, er zeigt mit dem Finger auf den Jungen mit dem krausen Haar und sagt: »Passt auf, dass der euch nicht beklaut!«

Ihr Sohn ist damals zwölf, erzählt Teresa Kaepernick, und er beschließt, nicht länger Colin heißen zu wollen. Er besteht auf einen weißen Namen wie den seines älteren Bruders Kyle, also gibt er sich selbst den Namen »Kap«.

Colin Kaepernick, den heute Amerikas ganze Sportwelt Kap nennt, scheint bis auf dieses eine Mal nie wirklich unter seiner Hautfarbe zu leiden. Als Teenager hört er Musik von Michael Jackson, sein Lieblingssong heißt »Black or White«, er handelt von einem schwarzen Jungen, der mit einem weißen Mädchen ausgeht, Jackson singt: »Now I believe in miracles / And a miracle has happened tonight« (»Nun glaube ich an Wunder / Und ein Wunder ist heute Nacht geschehen«). Im Video auf MTV sieht Colin Kaepernick tanzende Indianer, Latinos, Asiaten, Weiße, Schwarze, alle lachen, alle scheinen gleich zu sein.

Nach der Highschool geht Kaepernick aufs College, er studiert Wirtschaft und ist einer der besten Studenten seines Jahrgangs, aber ein noch besserer Quarterback. Mit Anfang zwanzig unterschreibt er einen Vertrag bei den San Francisco 49ers. Wie bei jedem Neuling wird sein Intelligenzquotient getestet, intelligente Spieler, so die Annahme, können komplexe Spielzö-

ge besser verstehen. Der IQ von Colin Kaepernick, stellen Ärzte fest, liegt bei 148.

Er spielt eine gute erste Saison und eine herausragende zweite. Er verdient Millionen, kauft sich eine Villa in einem weißen Vorort, und er lebt das Leben eines Weißen, mit Golfturnieren und Countryclubs, mit Poloheind und Cabrio.

Es ist das Jahr 2014, so erzählt es seine Mutter, so erzählen es ehemalige Mitspieler, als etwas in Colin Kaepernick kippt.

Es liegt an den getöteten Teenagern, sagen seine Teamkameraden, an schwarzen Jungen wie Trayvon Martin und Michael Brown, die von weißen Bürgern oder Polizisten erschossen werden, einfach so. Es liegt auch daran, sagen seine Eltern, dass er sich nie gefragt hat, wer er ist, woher er kommt und was er mit Leuten, die über den Haufen geschossen werden, teilt.

In seinen ersten Jahren als Profi hatte Colin Kaepernick nie über gesellschaftliche Missstände geredet, nur nackt für das Sportmagazin »ESPN« posiert. Aber nun schreibt er sich als Student in Berkeley ein, nun pendelt er nach jedem Training eine Stunde mit dem Auto, um mehr über afro-amerikanische Geschichte zu erfahren, nun besucht er Vorlesungen über Rassismus in Popkultur, Justiz und Politik.

Er studiert Verbrechensraten und liest, dass Schwarze zehnmal so häufig verhaftet werden wie Weiße. Er studiert Schriften von Malcolm X, er erfährt, dass Weiße ihm vor langer Zeit Gleichberechtigung versprochen, und er begreift, dass es noch immer keine gibt. Er liest auch Bücher über die Sklaverei und über die Zeit, in der die Nationalhymne entstanden ist. Er liest, dass der Mann, der vor 200 Jahren die berühmten Zeilen vom »Land der Freien« schrieb, auf seiner Farm selbst Sklaven hielt.

Über Professoren in Berkeley lernt Kaepernick die Hip-Hop-Moderatorin Nessa Diab kennen, eine aus Ägypten stammende Muslimin und Aktivistin der Bewegung Black Lives Matter. Er verliebt sich in sie und lässt seine Haare zu einem großen, widerspenstigen Afro wachsen. Er nimmt mit ihr an Demonstrationen teil, er will seine Stimme für Menschen seiner Hautfarbe erheben, aber solange er wie jeder andere demonstriert, solange keine Kameras auf ihn gerichtet sind wie auf dem Fußballfeld, wird diese Stimme kaum gehört.

Es gibt Spieler der San Francisco 49ers, die heute sagen, seine Freundin habe Colin Kaepernick »radikalisiert«. Andere behaupten, Berkeley habe ihn »verdorben«. Teresa Kaepernick, seine Mutter, sagt: »Er ist einfach nur erwacht. Er hat die Augen geöffnet, und plötzlich hat er gesehen, was ständig in den Nachrichten zu sehen ist, aber was niemand sehen will.«

Als im Juli 2016 Alton Sterling, 37, ein schwarzer CD-Verkäufer, in Baton Rouge, Louisiana, von zwei Polizisten erschossen wird, postet Colin Kaepernick ein Video der Tat bei Instagram, er schreibt: »So sieht Lynchen im Jahr 2016 aus!«

Als am Tag darauf Philando Castile, 32, ein schwarzer Autofahrer, in Falcon Heights, Minnesota, beim Zeigen seiner Ausweispapiere erschossen wird, schreibt Colin Kaepernick: »They are attacking us«, sie greifen uns an.

Es ist nur ein paar Wochen später, im August 2016, kurz bevor die Footballsaison beginnt, da wird Sylville Smith, 23, ein junger Schwarzer, nach einer Verkehrskontrolle in Milwaukee getötet, da ziehen Hunderte Schwarze in einen dreitägigen Aufstand. Und da bleibt Colin Kaepernick, der als Schwarzer in Milwaukee geboren wurde, der einer der Aufständigen sein könnte, zum ersten Mal während der Hymne sitzen.

Rick Kaepernick, sein Vater, sagt, er konnte diesen Anblick kaum ertragen. Sein Herz raste, er hatte Tränen in den Augen. Am gleichen Abend hisste er die amerikanische Flagge an seiner Veranda, Zeitungen schrieben bald, Kaepernicks Eltern würden sich von ihrem Adoptivsohn distanzieren, aber Rick Kaepernick sagt, das sei nicht wahr, er habe nie zuvor mehr für seinen Sohn empfunden.

Als Donald Trump vor ein paar Wochen auf kniende Footballer schimpfte, als der Präsident sie auf Twitter »sons of a bitch« nannte, antwortete ihm Teresa Kaepernick: »Dann bin ich wohl eine stolze Bitch.«

Die Eltern sagen, dass ihr Sohn nicht für Amerikas Spaltung, sondern Versöhnung kämpft. Sie glauben, dass er ihrem Land mehr dient als andere Sportler, die nicht über Rassismus reden, sondern Werbung machen und Schuhe verkaufen. Sie glauben auch, dass ihn sein Kampf um Versöhnung eines Tages mit sich selbst versöhnen wird.

Colin Kaepernick hat nie den Kontakt zu seinen leiblichen Eltern gesucht, er sagt,

er wolle die Eltern, die ihn aufzogen, nicht verraten. Aber im Sommer, als er auf Vertragsangebote wartete und keine kamen, stieg er in ein Flugzeug nach Afrika und reiste drei Wochen lang durch Ghana, die Heimat des Mannes, der ihn zeugte.

Am 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, besuchte er dort eine alte Sklavenfestung, er zog ein weißes Gewand an und setzte sich in Kerker, in denen einst schwarze Menschen saßen, bevor sie in Ketten nach Amerika verschifft wurden. Er postete ein Foto davon auf seiner Facebook-Seite. Viele Amerikaner schrieben darunter, er sehe aus wie ein Affe, andere verglichen ihn mit Osama Bin Laden. Teresa Kaepernick sagt, sie haben ihren Sohn noch nie so zufrieden gesehen, so im Reinen mit sich selbst.

Ein paar Tage später, als er aus Afrika zurückkehrte, rief er bei seinen Eltern an. Er meldete sich nicht mit Kap, seinem Spitznamen, wie er es seit seinem zwölften Lebensjahr immer getan hatte. Er sagte: »Hallo Mama, hier ist Colin.«

Es gibt weiße Amerikaner, die sagen, Colin Kaepernick sei ein Verräter. Es gibt auch schwarze Amerikaner, die sagen, er sei keiner von ihnen. Colin Kaepernick ist ein einsamer Held, aber genau deshalb, weil er nicht eindeutig weiß ist und nicht eindeutig schwarz, gibt es keinen besseren.

Seine Eltern müssen jetzt häufig an Tommie Smith und John Carlos denken, an die 200-Meter-Läufer, die bei der olympischen Siegerehrung 1968, während Amerikas Nationalhymne, ihre Faust zum Protest erhoben. Es war die Geste, mit der die Black-Power-Bewegung weltweit bekannt wurde. Beide Athleten wurden aus dem US-Team verbannt.

Teresa Kaepernick hofft, dass ihr Sohn heute, fast 50 Jahre später, nicht länger für seinen Mut bestraft wird. In der amerikanischen Footballliga, sagt sie, kriegen eigentlich sogar Schwerverbrecher eine zweite Chance; Spieler, die wegen Totschlags oder Vergewaltigung verurteilt sind. Colin Kaepernick hat nie eine Straftat begangen, aber er hat es gewagt, während der Nationalhymne zu knien.

Er trainiert noch immer, während andere seinen Protest fortführen, jeden Tag für sein Comeback. Die Transferfrist endet am 31. Oktober, Kaepernicks Position ist in fast allen Teams besetzt. Colin Kaepernick weiß, dass ein Quarterback, der eine ganze Saison lang ohne Team ist, wohl nie mehr Profi sein wird. Aber was wäre dann die Lektion seiner Geschichte? Wofür stünde er, ein Afroamerikaner, der das weiße Amerika herausfordert und von Weißen aus dem Verkehr gezogen wird? Was wäre die Botschaft an Teenager in Harlem?

An der Highschool geht der Vormittag zu Ende, aus den Boxen der Turnhalle ertönt Musik, nicht die Nationalhymne, sondern eine der schwarzen Hymnen Amerikas, James Browns »Say it loud, I'm black and I'm proud«. Kaepernick will sich fürs Zuhören bedanken, da fragt ein Junge, ob es das alles wert war. Ob es nicht klüger gewesen wäre, einfach Football zu spielen und Schwarz und Weiß nicht als Kämpfer, sondern als Champion zu vereinen.

Wieder schweigt Colin Kaepernick lange. Dann erzählt er die Geschichte eines alten Freundes, mit dem er früher manchmal Football spielte und der vor ein paar Wochen in Las Vegas aus einem Nachtclub kam. Er habe dunkle Haut, und als er ganz normal auf die Straße trat, hätten ihn Polizisten zu Boden gestoßen. Einer legte ihm Handschellen an, so zeigen Bilder einer Kamera. Ein anderer habe seinen Kopf auf den Asphalt gedrückt, noch einer habe eine Pistole an seine Schläfe gehalten und gedroht, bei jeglicher Bewegung abzudrücken.

Dieser Freund, der auf der Straße um sein Leben fürchtete, war nicht irgendwer. Es war Michael Bennett, der Quarterback der Seattle Seahawks, einer der besten überhaupt. Er trug kein Trikot und keinen Helm, also erkannten sie ihn nicht.

Sie sahen nicht den Menschen, nicht mal den Footballstar, sagt Colin Kaepernick. Sie sahen nur einen schwarzen Mann.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018 und Januar 2019

Claas Relotius schrieb für den SPIEGEL eine Geschichte über den US-Footballspieler Colin Kaepernick, der aus Protest gegen Rassismus in den USA zur Nationalhymne vor Spielbeginn nicht aufstand, sondern kniete. Tragende Teile der Story sind ein Termin Kaepernicks in einer Schule in East Harlem und ein Telefongespräch, das Relotius mit Kaepernicks Eltern geführt haben wollte.

Den Termin in der New Yorker Schule gab es zwar, aber Relotius nahm nach bisherigen Erkenntnissen wohl nicht selbst daran teil. Und das Gespräch mit den Eltern, so räumte es Relotius nach seiner Enttarnung im Dezember auf intensive Nachfragen selbst ein, hat nie stattgefunden.

Der Text muss daher in weiten Teilen als Fälschung bezeichnet werden. »There is no basis«, antwortete Kaepernicks Anwalt im Dezember auf eine Anfrage des SPIEGEL. Augenfällig wird das vor allem in Passagen, in denen Relotius mit Details aus dem angeblichen Telefongespräch aufwartet: »Manchmal weinend, manchmal lachend«, habe Kaepernicks Mutter die Geschichte ihres Sohnes erzählt, heißt es beispielsweise in seinem Text. Es gibt veröffentlichte Äußerungen der Eltern in anderen Medien, bei denen sich Relotius offenbar bedient hat. Einige dieser Darstellungen finden sich mitunter zugespitzt, aber mit ähnlicher Tendenz bei Relotius wieder. Für andere Zitate der Eltern sowie anderer Personen im Text gibt es keine Belege. Ob sie erfunden sind, lässt sich kaum verifizieren.

Von dem Termin in der Highschool existieren nur wenige zugängliche Quellen. Ein Widerspruch ergibt sich bei der Zahl der Teilnehmer: Relotius schreibt von »drei Dutzend schwarzer Mädchen und Jungen«, die US-Zeitschrift »Sports Illustrated« von »mehr als 100« Schülern. Medienvertreter waren laut »Sports

Illustrated« nicht zugelassen. Relotius schildert dennoch ausführlich und detailreich Gespräche, die Kaepernick in der Schulturnhalle mit Kindern geführt haben soll. Manches davon klingt wenig glaubwürdig, zum Beispiel die Darstellung eines angeblich 14-jährigen Mädchens, das nie in die südlichen Stadtteile New Yorks zum Einkaufen gehe, weil weiße Ladenbesitzer kein Kind aus der Bronx in ihr Geschäft ließen. Woher Relotius die konkreten Schilderungen des Termins hat, bleibt unklar. Sie lassen sich bislang weder belegen noch widerlegen.

Die nachträgliche Prüfung ergab auch mehrere Faktenfehler, die vor dem Abdruck des Textes relativ einfach zu erkennen gewesen wären. So wird ein anderer im Text erwähnter Footballspieler, der sich über Rassismus-Erfahrungen beklagt, fälschlicherweise auf derselben Spielerposition wie Kaepernick verortet: Quarterback, »einer der besten überhaupt«, heißt es im Text.

Tatsächlich spielte Michael Bennett in der von Relotius genannten damaligen Mannschaft als Verteidiger. Kaepernicks Freundin Nessa Diab ist nicht, wie im Text behauptet, in Ägypten geboren, sondern in Kalifornien.

Zumindest verzerrend ist die Darstellung im Text, unter einem Foto von seinem Ghana-Besuch auf Kaepernicks Facebook-Seite hätten »viele Amerikaner« geschrieben, er sehe aus wie ein Affe. Tatsächlich ergab eine Auswertung von rund 200 Kommentaren unter diesem Bild, dass ungefähr 90 Prozent der Reaktionen positiv waren, das Wort Affe fand sich jedenfalls in dieser Auswahl nicht.

„Deutsche Erde, Vaterland“

Momentaufnahmen. Auf einem ostdeutschen Rittergut beginnt ein neues Spiel, in Athen fürchtet sich ein Grieche vor Schäuble, afghanische Flüchtlinge lernen, dass Martin Schulz keine Frau ist, und in der CDU-Zentrale steht: „Alles schön und gut.“

Sitzkammer. 21. rechter Vordenker aus Schnellroda kann in die Zukunft blicken.

In dem kleinen Dorf Schnellroda, Sachsen-Anhalt, befindet sich eines der Zentren des rechten Denkens in Deutschland. Der Verleger Götz Kubitschek lebt hier, Aktivist, Verleger und rechter Vordenker. Er wohnt auf einem alten Hof, der als »Rittergut« berühmt geworden ist. Sein Verlag ist hier und das sogenannte Institut für Staatspolitik, eine neurechte Kaderschmiede, veranstaltet hier Tagungen. Am Nachmittag war Kubitschek mit seiner Frau, der Publizistin Ellen Kositzka, wählen gewesen in der Baracke des Sportvereins am Dorfrand.

Kubitschek hat in den vergangenen 25 Jahren alles darangesetzt, dass es zu einem Wahlabend kommt wie heute. Er hat gegen die Wehrmachtausstellung demonstriert, er hat die Konservativ-Subversive Aktion mitbegründet, eine rechte Aktivisten-Gruppe. Sein Verlag arbeitet an rechter Theorie. Viele Fäden laufen bei ihm zusammen. Die AfD-Rechtsaußen Björn Höcke und André Poggenburg sind regelmäßige Gäste in Schnellroda.

Heute ist sein Abend, 13 Prozent für die AfD, 21 Prozent in Ostdeutschland. Ein ehemaliger Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik wird über die hessische Landesliste in den Bundestag einziehen. Kubitschek hat also künftig einen direkten Draht ins deutsche Parlament.

»Die Aufstellung ist nun komplett«, sagt er. Wenn Politik ein Spiel sei, dann stehe die AfD nun auf der einen Seite des Bretts – und die anderen auf der anderen Seite. Worum wird es in den kommenden vier Jahren gehen? Die AfD sagt Kubitschek habe in vielen Punkten noch keine klaren Positionen, steige sei nicht in Bewegung. Für die Neue Rechte in Deutschland werde sich an vier Punkten entscheiden, ob die AfD Erfolg habe oder nicht. Erstens: Ob die Westbindung der Bundesrepublik Deutschland konsequent infrage gestellt werde. Zweitens: Ob die Neoliberalismus bekämpft werde, was es in der AfD verschiedene Haltungen gebe. Drittens: Ob das liberale Gesellschaftsexperiment bekämpft werde und Deutschland wieder ein Land der Deutschen werde. Und viertens: in der Bildung und Erziehung, ob die Gesellschaft weiter glaube, möglichst viele

Menschen auf die Universitäten schicken zu müssen, ohne Rücksicht auf Qualität zu haben.
Ein politisches Mandat sei ein Auftrag, kein Ichprojekt, das dürften die Abgeordneten der AfD nicht vergessen. »Ich bin skeptisch. Aber hoffnungsvoll. Jetzt beginnt das Spiel.«

Baracke. Relotius, erklärt an einem Tischnen vorne der SPD-Zentrale, warum sie nicht SPD gewesen hat.

Zur Begrüßung für jeden Gast vor »Mittelschicht«, einem Festsitz oder eine Berliner Luft, die nach Zahngasta schmeckt, was niemand nicht schadet. Irgend, da so heißt, weil es im Osten nur FRK und Am-Vorname gab statt Friedrich, hat schon gleich von wenn über gewickelt, nach vom Tischnen. »Bin gestern habe ich mich geschickelt«, sagt Jan, »Zwei-sehen Lieder und FDP. Ich mag die Wehrmacht. Die haben auch bei den Flüchtlingen gesagt, das muss kampflos werden. Also.« Um kurz vor sechs hat Barbel, Beate, ihre Handtasche neben die Deutschlandliste gestellt, über die ist eine Sammlung von Knetschpöcher zu lesen, einer: »Ich dankt, aber bin ich HBR fabel.« Auf dem Bildschirm erscheint die erste Hochrechnung: »Machte mir noch ein DMV, hier mit Wasser.«

Auf dem Bildschirm wird in diesem Anschlag eine neue Republik verkündet. Im Willy-Brandt-Straße, 200 Meter Luftlinie entfernt, sitzt der Parteivorsitzende der slowenischen Partei und verabschiedet sich von der Macht. »Es ist Zeit«, steht groß auf den Plakaten und andererseits von Gesellschaft darüber, aber die Kleingedruckte lässt man nicht. In »Lach's Knetschpöcher« sitzt das Volk und nimmt den Niederlegung der Volksparteien mit zerschmetterter Gelassenheit vor. Konstant. Der Mikrozug zieht. Immer noch-Klimate, ist sozialliberalen überzogen, Franz Mehering, Chendiker der alten SPD, hat eine Ecke weiter an der Parteizentrale geleitet. Dazu wurde alles zusammengebeamt im Kette, dem »sozial verdrängt«. Bei dem Neuzugang steht man sie nicht, weil sie zu Hause blieben. Aber sonst ist hier alles

voller Kämpfer, weshalb es die Merkel raus-führer mit, aber ganz bestimmt nicht diesmal gewählt hätte. Sag Barbel. Also Lieder, wie Jan? »Ne, die ganz bestimmt nicht, die alten SEDler. Und die Radikalerpartei schon gar nicht. »Schub? In Berlin hat er mir gut gefallen. Aber in Berlin kann man nichts. Da ist nichts, wofür die steht«, sagt Barbel, die ich bald zum Brief schon eingetrogen war, nur raus aus dem Mittelschichtgebiet, die die ganzen Geschlechter nicht mehr sehen kann und sich bewegen in die die Wahrheit der Knetschpöcher hält. Hauptsache, Balance halten – FDP.«

Bei Kubitschek. 21. stehender CDU-Konferenzpräsident der CDU Tempelhof-Gebäude, wollte seine Familie in Berlin zeigen, wie alles bei der CDU ist.

Im Hauptquartier der CDU im Berliner Lützowplatz, hat die Partei große, weiße Partytable zuhause lassen. Unter kleinen Landkutschern bewegen Kellerer Back-Institut, Spreewaldgruppen und Pimpernickel, die Werbegründe der Wintersitzende kramen sich mit den Wikipäpken der CDU stehen. »Alles schön und gut« steht auf einem. Vor den Toiletten hat sich Felix Olschewski positioniert. Olschewski ist ein kniffliger Mann mit beeindruckenden Scherbraten. Olschewski arbeitet sachorientiert, sagt er. Er warte sich schützende Lösungen für schwierige Fragen. Außerdem sammelt er Briefmarken. Hier, bei den Toiletten, hat er den besten Blick auf den Plakatschirm, der die Wahlberechtigen überträgt. Er hat seine Familie mitgebracht, er wollte ihnen mit zeigen, wie das hier so ist, bei der CDU. Als die ersten Hochrechnungen am Bildschirm erscheinen, zuzelt Olschewski kurz die Stirn, schaut an seine Frau, sein maliniger Schwarmart ist. Olschewski ist schon lange dabei, seit 41 Jahren Parteimitglied. Es gibt da zum Beispiel diese Brücke über den über-Liberalistischen Kanal, die ohne ihn wohl abgerissen worden wäre. Es ist eine große Brücke, sagt er, aber das ist Politik. Doch in seiner ganzen Karriere gab es noch nie so ein schlechtes Ergebnis. Irrendwas ist falsch politisch in der Republik, so steht er da.



Deutsche Erde, Vaterland

Momentaufnahmen. Auf einem ostdeutschen Rittergut beginnt ein neues Spiel, in Athen fürchtet sich ein Grieche vor Schäuble, afghanische Flüchtlinge lernen, dass Martin Schulz keine Frau ist, und in der CDU-Zentrale steht: »Alles schön und gut.«

17 | DER SPIEGEL 39a/2017 (Sonderheft zur Bundestagswahl), 26.9.2017

Götz Kubitschek, 47, rechter Vordenker aus Schnellroda, kann in die Zukunft blicken.

In dem kleinen Dorf Schnellroda, Sachsen-Anhalt, befindet sich eines der Zentren des rechten Denkens in Deutschland. Der Verleger Götz Kubitschek lebt hier, Aktivist, Verleger und rechter Vordenker. Er wohnt auf einem alten Hof, der als »Rittergut« berühmt geworden ist. Sein Verlag ist hier und das sogenannte Institut für Staatspolitik, eine neurechte Kaderschmiede, veranstaltet hier Tagungen. Am Nachmittag war Kubitschek mit seiner Frau, der Publizistin Ellen Kositzka, wählen gewesen in der Baracke des Sportvereins am Dorfrand.

Kubitschek hat in den vergangenen 25 Jahren alles darangesetzt, dass es zu einem Wahlabend kommt wie heute. Er hat gegen die Wehrmachtausstellung demonstriert, er hat die Konservativ-Subversive

Aktion mitbegründet, eine rechte Aktivistengruppe. Sein Verlag arbeitet an rechter Theorie. Viele Fäden laufen bei ihm zusammen. Die AfD-Rechtsaußen Björn Höcke und André Poggenburg sind regelmäßige Gäste in Schnellroda.

Heute ist sein Abend. 13 Prozent für die AfD. 21 Prozent in Ostdeutschland. Ein ehemaliger Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik wird über die hessische Landesliste in den Bundestag einziehen. Kubitschek hat also künftig einen direkten Draht ins deutsche Parlament.

»Die Aufstellung ist nun komplett«, sagt er. Wenn Politik ein Spiel sei, dann sitze die AfD nun auf der einen Seite des Bretts – und alle anderen auf der anderen Seite.

Worum wird es in den kommenden vier Jahren gehen? Die AfD, sagt Kubitschek, habe in vielen Punkten noch keine klaren Positionen, einiges sei noch in Bewegung.

Für die Neue Rechte in Deutschland werde sich an vier Punkten entscheiden, ob die AfD Erfolg habe oder nicht. Erstens: Ob die Westbindung der Bundesrepublik Deutschland konsequent infrage gestellt werde. Zweitens: Ob der Neoliberalismus bekämpft werde, wozu es in der AfD verschiedene Haltungen gebe. Drittens: Ob das linksliberale Gesellschaftsexperiment bekämpft werde und Deutschland wieder ein Land der Deutschen werde. Und viertens: in der Bildung und Erziehung, ob die Gesellschaft weiter glaube, möglichst viele Menschen auf die Universitäten schicken zu müssen, ohne Rücksicht auf Qualität zu nehmen.

Ein politisches Mandat sei ein Auftrag, kein Ichprojekt, das dürften die Abgeordneten der AfD nicht vergessen. »Ich bin skeptisch. Aber hoffnungsvoll. Jetzt beginnt das Spiel.«

Bärbel, Rentnerin, erklärt an einem Tresen hinter der SPD-Zentrale, warum sie nicht SPD gewählt hat.

Zur Begrüßung für jeden Gast ein »Wahlschnäpschen«, einen Futschi oder eine »Berliner Luft«, die nach Zahnpasta schmeckt, was manchmal nicht schadet. Jean, die so heißt, weil es im Osten nur FKK und Ami-Vornamen gab statt Freiheit, hat schon gleich um neun Uhr gewählt, noch vorm Tresendienst. »Bis gestern habe ich noch geschwankt«, sagt Jean. »Zwischen Linker und FDP. Ich mag die Wagenknecht. Die haben auch bei den Flüchtlingen gesagt, das muss kontrolliert werden. Also.« Um kurz vor sechs hat Bärbel, Rentnerin, ihre Handtasche neben die Deutschlandfahne gestellt, über ihr ist eine Sammlung von Kneipensprüchen zu lesen, einer: »Ich denke, also bin ich HIER falsch.« Auf dem Bildschirm erscheint die erste Hochrechnung. »Machste mir noch ein' BMW?«, kommentiert Bärbel die Zahlen. BMW, Bier mit Wasser.

Auf dem Bildschirm wird in diesem Augenblick eine neue Republik verkündet. Im Willy-Brandt-Haus, 200 Meter Luftlinie entfernt, sitzt der Parteivorstand der ältesten deutschen Partei und verabschiedet sich von der Macht. »Es ist Zeit«, steht groß auf den Plakaten und irgendetwas von Gerechtigkeit darunter, aber das Kleingedruckte liest man nicht. In »Uschi's Kneipe« sitzt das Volk und nimmt den Niedergang der Volksparteien mit angeheiterter Gelassenheit zur Kenntnis. Der Mehringplatz, früher Belle-Alliance, ist sozialdemokratisches Herzland. Franz Mehring, Chefdenker der alten SPD, hat eine Ecke weiter an der Parteischule gelehrt. Dann wurde alles zusammengebombt im Krieg, dann »sozial verdichtet«. »Bei dem Nieselregen sieht man sie nicht, weil sie zu Hause bleiben. Aber sonst ist hier alles voller Kopftücher«, weshalb sie die Merkel zwar früher mal, aber ganz bestimmt nicht diesmal gewählt hätte. Sagt Bärbel. Also Linke, wie Jean? »Na, die ganz bestimmt nicht, die alten SEDler. Und die Radfahrerpartei schon gar nicht.« Schulz? In Brüssel hat er mir gut gefallen. Aber in Berlin kam dann nichts. Da ist nichts, wofür der steht«, sagt Bärbel, die liebend gern längst schon umgezogen wäre, nur raus aus dem Milieuschutzgebiet, die die ganzen Gesichter nicht mehr sehen kann und sich deswegen an die alte Weisheit der Kneipengänger hält: Hauptsache, Balance halten – »FDP.«

Ralf Olschewski, 61, stellvertretender Kreisvorsitzender der CDU Tempelhof-Schöneberg, wollte seiner Familie in Berlin zeigen, wie toll es bei der CDU ist.

Im Hauptquartier der CDU, am Berliner Lützowufer, hat die Partei große, weiße Partyzelte aufbauen lassen. Unter kleinen

Laubbäumchen servieren Kellner Backfischbrötchen, Spreewaldgurken und Pumpernickel, die Werbesprüche der Winzerstände könnten auch auf den Wahlplakaten der CDU stehen: »Alles schön und gut« steht auf einem. Vor den Toiletten hat sich Ralf Olschewski postiert. Olschewski ist ein kräftiger Mann mit beeindruckendem Schnurrbart. Olschewski arbeitet sachorientiert, sagt er. Er wünsche sich sachgerechte Lösungen für sachgerechte Fragen. Außerdem sammelt er Briefmarken. Hier, bei den Toiletten, hat er den besten Blick auf den Flachbildschirm, der die Wahlsendungen überträgt. Er hat seine Familie mitgebracht, er wollte denen mal zeigen, wie das hier so ist, bei der CDU. Als die ersten Hochrechnungen am Bildschirm erscheinen, runzelt Olschewski kurz die Stirn, schaut zu seiner Frau, sein mächtiger Schnurrbart zittert. Olschewski ist schon lange dabei, seit 43 Jahren Parteimitglied. Es gibt da zum Beispiel diese Brücke über den alten Luisenstädtischen Kanal, die ohne ihn wohl abgerissen worden wäre. Es ist keine große Brücke, sagt er, aber das ist Politik. Doch in seiner ganzen Karriere gab es noch nie so ein schlechtes Ergebnis. Irgendwas ist falsch gelaufen in der Republik, so sieht er das. Nebenbei feiern sie Merkel mit Sprechchören. Olschewski will kein Pessimist sein, er hat schließlich auch diese Brücke gerettet. Aber er bleibt lieber hier vor den Toiletten.

Stathis Stavropoulos, 62, griechischer Karikaturist aus Athen, zeichnet keine Hakenkreuze mehr.

SPIEGEL: Mit welchen Gefühlen verfolgen Sie als Grieche heute die Wahlen in Deutschland?

Stavropoulos: Mit Agonie. Hellas ist ein Protektorat. So wie Pergamon oder Alexandria nach Rom schauten, schauen wir Griechen jetzt nach Berlin. Griechenland ist eine Sonderwirtschaftszone: mit Niedrig- oder Hungerlöhnen, ohne feste Arbeitszeiten, ohne Arbeitsverträge.

SPIEGEL: Als Karikaturist für griechische Zeitungen sind Sie mit den Deutschen nicht gerade zimperlich umgegangen. Sie zeichneten Wehrmachtsoffiziere, Peiniger mit Hitler-Bärtchen, Hakenkreuze.

Stavropoulos: Ich habe nichts gegen die Deutschen. Ich schätze und bewundere sie für ihre Errungenschaften in der Kunst und Kultur. Ich will in meinen Zeichnungen zeigen: Deutschland wiederholt die Fehler der Vergangenheit. Früher schickte Deutschland Panzer, heute sind es Zinsen für Kredite.

SPIEGEL: Was wäre die schlimmste Folge dieser Wahl?

Stavropoulos: Wenn Wolfgang Schäuble Finanzminister bliebe. Er ist in Griechenland, gelinde gesagt, extrem unbeliebt. Es geht nicht um die Person Schäuble, son-

dern um seine Politik. Sie ist gut für die Banken, nicht für den Arbeitnehmer.

SPIEGEL: Sie sind kürzlich selbst entlassen worden und haben derzeit keine Auftraggeber. Was für eine Karikatur hätten Sie heute, am Wahlsonntag, gern gezeichnet?

Stavropoulos: Diesmal etwas Positives, bewusst in die Zukunft gerichtet: eine deutsche Frau in der Walhalla. Sie feiert mit den einfachen, kleinen Leuten. Nicht nur mit Deutschen, sondern Menschen aus ganz Europa, aus aller Welt.

Die Schweizerin Margret Kiener Nellen, 64, war als OSZE-Wahlbeobachterin schon in Tadschikistan unterwegs, jetzt beobachtet sie St. Pauli.

Zu Beginn ihrer Mission muss Margret Kiener Nellen erst mal erklären, dass sie nicht wegen der AfD in Deutschland ist. Es ist neun Uhr am Morgen, die letzten Schnapsopfer der Nacht stolpern noch über die Reeperbahn, als die Schweizer Nationalrätin vor dem Wahllokal ihren Stadtplan aufklappt.

Kiener Nellen ist eine von 43 parlamentarischen OSZE-Wahlbeobachtern, die in Deutschland unterwegs sind. Es ist ihr vierzehnter Einsatz, zuletzt war sie in Albanien, sie war auch in Montenegro, Turkmenistan, den USA, zwei mal in der Türkei. Sie ist diesmal von der Bundesregierung eingeladen worden.

Die OSZE hat ihr die Hamburger Stadtteile Neustadt und St. Pauli zugeteilt. Auf ihrem Stadtplan hat sie Linien gezogen, 14 Wahllokale eingekreist, die sie ablaufen muss.

In Wahlbezirk 11202 will sie den Wahlleiter befragen. »Guten Morgen, ich bin aus der Schweiz«, sagt sie und hält ihm den OSZE-Ausweis hin. »Oh«, sagt der Leiter und ruft erst mal seinen Vorgesetzten an, um zu fragen, ob er mit ihr sprechen darf.

Dann darf Kiener Nellen sich setzen, mit Blick auf die Wahlboxen und die rot bedeckelten Mülltonnen, in die die Stimmzettel fallen. »Wie viele Mitglieder hat das Wahlgremium hier?« Acht. »Wie viele Frauen?« Drei. »Wie viele Kartons Wahlzettel haben Sie bekommen?« Zwei. »Wie viele haben heute schon gewählt?« 40.

Sie protokolliert. Dann zieht sie weiter, eine Mappe unterm Arm, über Scherben, Bierdosen, durch tiefstes St. Pauli. Sie erwarte keine Unregelmäßigkeiten in Deutschland, nein, höchstens Besonderheiten, sagt sie.

In Wahlbezirk 11204 sagt eine Wahlhelferin: »Gut, dass Sie da sind.« Sie sorge sich bei dieser Wahl, dass in Sachsen »Faschos« die Wahlzettel entgegennehmen. Kiener Nellen hört sich das an, darf dazu aber nichts sagen. Sie schaut, ob das Wahllokal ruhig ist, behindertengerecht, ob die Wählenden Platz haben, ob niemand Wahlkampf vor der Tür macht. Alles ruhig.

Sayed Waheedullah Sadat, 49, ist vor zwei Jahren mit seiner Familie aus Afghanistan nach Hannover gekommen und weiß, was Nazis sind.

Erst lebten sie in zwei Zimmern, jetzt schon in vier Zimmern, sie haben eine Küche, ein Badezimmer, einen Balkon mit Wäscheständer. Sie leben in einem Wohnprojekt mitten in Hannover, das zum Ziel hat, die Flüchtlinge eigenständig zu machen.

Sayed hat in der Woche vor der Wahl seinen deutschen Führerschein geschafft, in der Theorie mit null Fehlern. Er sitzt auf dem Sofa vor Gardinen, die die Sozialbehörde gekauft hat.

Seine Söhne sind 12 und 16 Jahre alt, der kleine will Geschäftsmann werden. Seine Tochter ist 17, sie besucht die Internationale Schule und will Ingenieurin werden. Er arbeitete als Ingenieur in Afghanistan, seine Frau war Frauenärztin, Vize-Direktorin in einer großen Klinik.

Sie hat im Deutschkurs das Level B1 bestanden, Sayed ist gerade dabei.

Aus Afghanistan waren sie es gewöhnt, nach Wahlen ewig auf ein Ergebnis zu warten, beim letzten Präsidenten dauerte es Monate. Sayed und seine Familie haben gehört, dass es die ersten Ergebnisse der Wahl in Deutschland schon am frühen Abend gibt.

Es ist 18 Uhr, und eigentlich sitzt die Familie gerade nur vor dem Fernseher, weil sie wissen will, ob das stimmt.

Angela Merkel?

»Die ist gut«, sagt Sayed. Er hebt den Daumen.

Martin Schulz?

»Wir haben ihr Foto gesehen«, sagt er.

»Sein Foto«, korrigiert die Tochter.

»Schulz ist ein Mann.«

FDP?

»Nichts von gehört.«

AfD?

Auch von der AfD hat Sayed noch nichts gehört. Sayeds Tochter schon. Sie steht auf und holt eine Schulmappe aus ihrem Zimmer. Auf ein Blatt musste sie im Unterricht eine Leiste zeichnen und die Parteien darauf eintragen, von links nach rechts. Ganz rechts hat sie mit kleinen runden Buchstaben »AfD« geschrieben.

Ihr Vater schaut sich das eine Weile an. »Die AfD sind Nazis?«, fragt er. »Nazis?«, fragt auch seine Frau. Von Nazis haben sie schon gehört.

Timon Dzienus, 21, Sprecher der Grünen Jugend Niedersachsen, muss neu nachdenken.

Leiden? Na ja, wie sollte einer wie Timon nicht leiden an seinen Grünen, mit einem Spitzenduo, das so langweilig ist, so realopragsmatischkompromissbereit. Mit einer Partei, die eine Chance serviert kriegt, »ein kleines Fukushima«, so nennt

Timon die Diesellaffäre, »und sie macht nichts daraus«.

Timon Dzienus ist Student der Politikwissenschaft in Niedersachsen, ein interessantes Land aus grüner Sicht. Hier ist alles vertreten: Landwirtschaft (Vechta! Cloppenburg!), Atomkraft (Gorleben!), Auto (VW!)

Timon, in einem Café gegenüber seiner Siebener-WG in Hannover-Linden, hat sich darauf eingestellt, dass es kein rundum schöner Abend wird. Er ist einer von denen, die sich fragen, ob die Grünen eigentlich noch grün sind.

Und so blickt er dann vom Studentenviertel in Hannover-Linden aus nach Süden: Da ist Winfried Kretschmann, der grüne Ministerpräsident, bei dem man lange überlegen muss, was an dem eigentlich grün ist und nicht schwarz. Er blickt nach Berlin und sieht Katrin Göring-Eckardt und Cem Özdemir. Tja. Und man macht sich Sorgen, als Timon Dzienus. Sorgen wegen Jamaika.

Nun aber – der Wahlabend läuft ein bisschen anders, als er gedacht hat. So schlimm sieht es nicht aus für die Grünen, deutlich besser als erwartet – heißt das, die realopragsmatischkompromissbereiten hatten recht?

Timon Dzienus schluckt etwas, dann sagt er: »Sie hatten recht, wenn wir tatsächlich wichtige grüne Dinge in einem Koalitionsvertrag wiederfinden.«

Natürlich macht er weiter. Wird bleiben, so wie er anderen sagt, dass sie bleiben und kämpfen sollen, wenn sie nicht einverstanden sind. Gibt es Grenzen für ihn?

Er überlegt nicht lange, ja, die gibt es. Wenn es Jamaika wird, und wenn Jamaika bedeutet, die Grünen schließen »schmutzige Flüchtlingsdeals mit Seehofer ab« – dann geht er. Sagt Timon, und muss nun erst mal in sich gehen und neu nachdenken.

Paulina Fröhlich, 26, Co-Gründerin der Anti-AfD-Initiative »Kleiner Fünf«, Berlin, will eine Schweigeminute einlegen.

SPIEGEL: Das Ziel der Initiative »Kleiner Fünf« ist es, ein Einrücken der AfD in den Bundestag zu verhindern. Jetzt ist die Partei drittstärkste Kraft. Wie geht es Ihnen?

Fröhlich: Ein paar von uns lachen hier vor Fassungslosigkeit, andere liegen sich trauernd in den Armen. Um 21 Uhr legen wir vier Schweigeminuten vor dem Bundestag ein, nicht als Protest, sondern als Zeichen, dass wir die nächsten vier Jahre nicht schweigen werden.

SPIEGEL: Sie sind auch mit einem Omnibus durch Deutschland getourt. Konnten Sie unterwegs überhaupt jemanden umstimmen?

Fröhlich: Ja, in Neubrandenburg zum Beispiel. Da kam ein Herr zu uns, so Anfang sechzig, der sagte mir: Ich wähle die AfD.

Dann hat er mir erläutert, warum: Er wäre zwar nicht gegen Flüchtlinge, aber für Ausweiskontrollen an den Grenzen. Außerdem engagiere er sich gegen Atomkraft. Ich habe ihm dann erklärt, dass die AfD gar nicht für diese Ziele einstehe. Am Ende ist er aufgestanden und hat gesagt, da sei die Partei dann wohl doch nicht das Richtige für ihn.

SPIEGEL: Ist diese Form des Protests nicht zu leise?

Fröhlich: Es existieren mehrere Strategien gegen Rechtspopulismus. Wir stehen mit unserem Konzept der »radikalen Höflichkeit« in der Mitte. Wir wollen sachlich auftreten, ein Gegengewicht zur Kommunikationsstrategie der AfD bilden, die gar nicht erst begründet, warum der Islam jetzt so schlimm sei.

SPIEGEL: Haben Sie versagt? Ihr Motto »Kleiner Fünf«, also weniger als fünf Prozentpunkte, trifft ja nicht mehr zu. Werden Sie sich umbenennen?

Fröhlich: Nein, wir werden unseren Namen einfach als Vision nehmen, für die nächste Wahl.

Yusuf Albayrak, 66, Deutschtürke aus Dortmund, wettet auf Ergebnisse – von Galatasaray Istanbul.

Gute fünf Monate ist es her, als für die Dortmunder Deutschtürken das letzte Mal wichtige Wahlen anstanden. Damals ging es um das Referendum in der Türkei. Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan wollte die Verfassung ändern. Knapp 75 Prozent der Türken, die in Dortmund zur Wahl gingen, stimmten dafür. Es war eine Machtdemonstration Erdogans in Deutschland. Dortmund war für viele Deutsche plötzlich Erdoğan-City.

Jetzt, kurz vor der Bundestagswahl, wandte sich Erdoğan wieder an »seine« Türken. Diesmal an die mit deutschem Pass. Er bat sie, weder für die CDU noch für die SPD oder die Grünen zu stimmen. Die seien »Feinde der Türkei«.

Yusuf Albayrak sagt nicht, ob er auf Erdoğan gehört hat, nicht mal, ob er Teil der 75 Prozent ist. Letzteres ist aber wahrscheinlich. Albayrak sagt, dass die deutsche Presse lüge, wenn sie behauptete, dass weniger Touristen in die Türkei reisten, und er ist überzeugt, dass der in der Türkei inhaftierte deutsche Journalist Deniz Yücel »ganz sicher« etwas angestellt habe, sonst hätte man ihn ja nicht eingesperrt.

Albayrak ist ein stiller, zurückhaltender Mann, der beschlossen hat, mit Fremden nicht mehr über Politik zu sprechen.

Er sitzt in einem Wettbüro unweit des Dortmunder Borsigplatzes. Auf den Bildschirmen Sport, keine Politik.

Es sei in letzter Zeit einfach ein bisschen viel gewesen. Seit Monaten dieser Krach zwischen Deutschland und der Türkei. Merkel hat gesagt, Erdoğan hat gesagt.

Das Referendum in der Türkei, das mögliche Ende der Beitrittsgespräche, die verhafteten deutschen Journalisten. Albayrak will das alles nicht mehr hören. Er und seine Freunde, die eine Hälfte AKP-Anhänger, die andere Hälfte Erdoğan-Hasser, sie hätten einfach beschlossen, dass jetzt alle mal die Klappe halten und nur noch über Fußball reden. Und dass Merkel gewonnen hat, sei ihm jetzt einfach egal. Fragt man Albayrak, ob es ihm auch egal sei, dass die AfD mit ausländerfeindlichen Parolen zur drittstärksten Partei wurde, schweigt er einen Moment, schüttelt den Kopf und sagt: »Ich hoffe, dass Galatasaray ein gutes Spiel gegen Bursaspor macht.«

Kevin Knitterscheidt, 28, Nichtwähler aus Wuppertal, wartet auf eine neue Partei – oder einen deutschen Donald Trump.

Kevin fuhr übers Wochenende nach München, ein Freund feierte am Samstag seinen 30. Geburtstag auf dem Oktoberfest. Den Sonntag verbrachte er halb im Bett, halb im Zug.

SPIEGEL: Warum gehen Sie nicht wählen?

Kevin: Die bestehenden Parteien verlangen mir zu große Kompromisse ab. Für jeden Programmpunkt, der mir gefällt, finde ich auch einen, dem ich nicht zustimmen kann – bei allen Parteien. Die CDU zum Beispiel ist für die Überwachung im Internet, die FDP will an Studiengebühren, die SPD an Braunkohlekraftwerken festhalten, und die Grünen lehnen das TTIP-Abkommen zwischen der EU und den USA ab. Das möchte ich nicht mittragen.

SPIEGEL: Aber geht es nicht bei einer Wahl auch darum, Kompromisse zu machen?

Kevin: Ob mir Sozialpolitik oder Außenpolitik wichtiger ist, möchte ich nicht entscheiden. Ich will aber auch niemanden vom Nichtwählen überzeugen. Wer seine Partei gefunden hat, soll gern zur Urne gehen.

SPIEGEL: Schaden Sie der Demokratie?

Kevin: Es sind vor allem die Wähler antidemokratischer Parteien, die der Demokratie schaden.

SPIEGEL: Wollen Sie nicht rechte Parteien verhindern?

Kevin: Wenn man Angst vor der AfD hat: unbedingt! Aber es hat nichts darauf hingedeutet, dass eine rechtsradikale Regierung droht.

SPIEGEL: Was müsste passieren, damit Sie doch noch wählen gehen?

Kevin: Im besten Fall würde sich eine Partei gründen, deren Ziele ich unterstütze und die gleichzeitig nichts fordert, was ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren kann. Im schlechtesten Fall ginge ich aber auch wählen: Wenn beispielsweise ein deutscher Donald Trump drohen würde, wäre ich zu größeren Kompromissen bereit.

Rolf Barthel, 84, Major außer Dienst, lebt in der Linken-Hochburg Strausberg und findet, die SPD sei schon seit 1914 nicht mehr wählbar.

Wie jeden Morgen lässt sich Rolf Barthel um 6.25 Uhr vom Kulturradio des Rundfunks Berlin-Brandenburg wecken und bleibt noch bis Punkt sieben im Bett liegen. In seinem Haus in der Karl-Marx-Straße liegen die aktuellsten Ausgaben der sozialistischen Zeitung »Neues Deutschland« auf Kante gestapelt. Barthel ist einer der vielen roten Rentner, die in der Stadt wohnen – Strausberg war in der DDR Sitz des Ministeriums für Nationale Verteidigung. Barthel hat in der Armee als Dokumentar für Militärwesen gearbeitet und ist ein Mann mit ungebrochener Überzeugung: »Der Sozialismus ist die aussichtsreichste Gesellschaftsordnung«, sagt er.

Um halb zehn fährt er zum Wahllokal, Lise-Meitner-Oberschule, Raum 106, gelber Linoleumboden. Er hält die Wahlen für »einen notwendigen, aber nicht sehr wirkungsvollen Akt«. Barthel bedauert, dass »demokratische Wahlen kein vernünftiges Ergebnis garantieren«. Vernünftig, das heißt für ihn: Sahara Wagenknecht wird Kanzlerin. Er hält sie für die humanste Politikerin des Landes. »Schulz? Die SPD kann man seit 1914 nicht mehr wählen, als sie die Kredite für den Ersten Weltkrieg durchgewunken hat.« Barthel, der ehemalige NVA-Offizier, wünscht sich die DDR zurück: »Chancengleichheit und die Gleichberechtigung der Frau waren in hohem Maße durchgesetzt. Es war nicht alles schlecht. Wir sind auf dem Weg zu einer gerechten Gesellschaft nur nicht weit genug gekommen.«

Barthel liest viel, er schaut kaum fern, »da läuft nur belangloses Gequatsche«. Als die erste Hochrechnung kommt, isst er zu Abend. Den Apparat schaltet er erst um 19.25 Uhr ein. Um diese Zeit guckt er immer den Wetterbericht.

Andreas Mengele, 53, Matthias Storath, 41, Werber für die FDP, feiern schon vor der Prognose.

Die zwei wichtigsten Wahlhelfer der FDP gehen gut gelaunt die Reinhardtstraße in Berlin entlang, Richtung Parteizentrale, es ist Sonntag gegen 16 Uhr, noch knapp zwei Stunden bis zu den ersten Hochrechnungen. Aber Andreas Mengele und Matthias Storath, Geschäftsführer der Berliner Werbeagentur Heimat, wissen bereits jetzt, dass sie zu den Siegern gehören, ganz egal, wie das Wahlergebnis aussehen wird.

Ihr Auftrag lautete, die FDP wieder in den Bundestag zu bringen. Mengele und Storath sind zufrieden mit sich. Sie haben aus einer Anzugträgerpartei eine T-Shirt-Partei gemacht.

Mengele erzählt, dass es Christian Lind-

ner war, der den Kontakt zu der Agentur suchte. Die Agentur hatte das letzte Mal vor 16 Jahren für Politik geworben, damals für die Politik von Jürgen Möllemann. Der wollte auch immer mehr als die anderen.

Deswegen sagte Lindner Ja zu einem Fotografen, der sonst die Rockband Rammstein fotografiert, er sagte Ja zu einem Bild, das ihn im Unterhemd zeigt. Er nahm sich einen halben Tag frei, an dem Tausende von Fotos entstanden. Eines der bekanntesten zeigt Lindner, wie er zu Boden guckt. »Das«, erinnert sich Mengele, »hatten wir schon als unbrauchbar aussortiert, aber dann dachten wir, das hat doch was.« Dann gehen sie rein in die Parteizentrale, zu den Anzugträgern.

Julia Obermeier, 33, Listenkandidatin der CSU in München, scheitert daran, dass sie kein Mann ist.

Es hätte auch ihr Name sein können, der die Riege der Direktkandidaten auf dem Wahlzettel anführt. Stattdessen steht da »Stephan Pilsinger, CSU«, gefolgt von neun weiteren Kandidaten mit männlichen Vornamen.

Julia Obermeier, Bundestagsabgeordnete, wäre gern Direktkandidatin der CSU in München Westen geworden. Aber nur 18 Prozent der Direktkandidaten, die für Horst Seehofers Partei in den Bundestag einziehen wollen, sind Frauen.

Sie kann sich nicht vorwerfen, nicht alles unternommen zu haben, um das rechte Profil der CSU für Wähler attraktiv zu halten. Obermeier hat gegen die Ehe für alle gestimmt, sie hat auf dem Oktoberfest 500 Trillerpfeifen an Frauen verteilt, zusammen mit dem Flyer »Freiheit braucht Sicherheit«. Sie hat sogar für ein Experiment des lokalen Fernsehsenders einen Tag lang mit der Linken-Politikerin Nicole Grohlke die Partei getauscht. Da stand sie dann in der Augustsonne auf heißem Kopfsteinpflaster, verteilte rote Luftballons und sagte einem Rentner, der für Entwicklungspolitik statt Waffenexporte ist, dass es »gegen die IS-Schlächter im Irak eben einfach mal eine Panzerabwehrrakete«, brauche.

Stephan Pilsinger ist Mitglied der Aubinger Haserer Genossenschaft. Der 30-Jährige, dessen politische Qualifikation über das Amt des örtlichen CSU-Ortsvereinsvorsitzenden nicht hinausragt, ist nicht nur Freund der Kleintierzüchter im Bundeswahlkreis, sondern auch Zögling des Münchner CSU-Bürgermeisters und Freund des ehemaligen CSU-Wahlkreisinhabers Hans-Peter Uhl. Das sind die Qualifikationen, auf die es ankommt, wenn man für die Christlich-Soziale Union auf direktem Weg in den Bundestag einziehen will. Er bekam doppelt so viele Stimmen wie Obermeier.

Julia Obermeier musste auf das amtli-

che Endergebnis warten, bevor sie wusste, ob ihr der Wiedereinzug in den Bundestag gelingen wird. Sie stand hinter den Direktkandidaten auf Platz acht der CSU-Landesliste. Sie fuhr nach der Stimmabgabe zum Segeln an den Ammersee, ging nicht ans Handy, schaute sich die erste Hochrechnung auf dem Sofa an. Da ahnte sie, dass es nicht gereicht haben würde.

Stephan Protschka, 39, AfD-Kandidat im bayerischen Pfarrkirchen, wollte ein guter Vati sein und ist jetzt im Bundestag.

»Hol Dir DEIN LAND zurück«, steht auf einer blauen AfD-Hüpfburg neben dem Landratsamt, und Stephan Protschka, ein schwerer Mann mit rundem Bauch, zupft seinen Hemdkragen zurecht, er sagt: »Des hom mia uns verdeant.« Es ist kurz vor 18 Uhr und Protschka, Direktkandidat im Wahlkreis 230, Rottal-Inn, erzählt von Einschüchterung und Hetze. Die SPD, die CSU, die Linken, alle hätten ihn hier beschimpft, seine Plakate zerrissen, seine Familie mit anonymen Anrufen bedroht, Protschka spricht von »SA-Methoden«. Er ist eigentlich Vermögensberater, war

17 Jahre lang in der Jungen Union, aber dann begannen die Probleme mit dem Euro, dann ließ Merkel die Flüchtlinge ins Land. Stephan Protschka sagt, er wolle jetzt Politik machen, damit seine Töchter ihn nicht eines Tages fragten: »Vati, warum hast du nichts dagegen getan?« Er habe ihnen beim Wahlfrühstück versprochen, er werde die Islamisierung Deutschlands stoppen, er werde verhindern, dass fremde Männer es sich von deutschem Geld gemütlich machten. Für ihn gebe es weder rechts noch links, sagt er, »nur a richtig und a foisch«. Als im Landratsamt die erste Hochrechnung über den Bildschirm läuft, stößt Protschka einen tiefen, röhrenden Jubelschrei aus wie ein niederbayerischer Hirschbulle zur Brunft. Sein Name steht auf Platz neun der Landesliste; das Wahlergebnis bedeutet, dass er sicher in den Deutschen Bundestag einzieht.

Stunden später, bei der AfD-Party im Landgasthof »Zur Hecke«, singt Protschka zusammen mit drei Dutzend Mitgliedern das Bayernlied: »Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Erde, Vaterland!«

Es riecht nach Männerschweiß und Bier. Je mehr ausgeschenkt wird, desto ungezwungener geht es zu. Ein Parteifreund in Janker redet jetzt von »Negern« und »muslimischen Schleiereulen«, ein anderer vom »größten Erfolg seit 1945«, und noch ein anderer schlägt vor, man müsse zur Feier des Tages nach Braunau fahren, »oan Kranz niederlegn«.

Braunau am Inn, Adolf Hitlers Geburtsstadt, liegt nur 20 Kilometer entfernt, und die Männer klingen, als meinten sie es ernst. Neben ihnen steht Stephan Protschka, er macht ein Gesicht, als habe er den Vorschlag überhört, und hebt seinen Maßkrug zum Prosit, er ruft: »Heid schdengam ia olle mitanand!«, heute stehen wir alle zusammen.

Ferry Batzoglou, Uwe Buse, Anna Clauß, Maik Großekathöfer, Barbara Hardinghaus, Maren Keller, Juan Moreno, Dialika Neufeld, Tobias Rapp, Claas Relotius, Cathrin Schmiegel, Alexander Smoltczyk, Jonathan Stock, Barbara Supp

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und im April 2019

In einem Sonderheft zur Bundestagswahl 2017 veröffentlichte der SPIEGEL unter dem Titel »Deutsche Erde, Vaterland« eine Reihe von »Momentaufnahmen« zum Wahlabend. Diese wurden von einem Team von 14 Reportern an unterschiedlichen Orten und Milieus beobachtet und dabei auch Stimmen von verschiedenen Menschen eingeholt.

Die in diesem Stück letzte dieser »Momentaufnahmen«, hat Claas Relotius geliefert. Darin geht es unter anderem um eine Wahlparty der AfD im Landgasthof Zur Hecke. Zitiert wird unter anderem der AfD-Direktkandidat im Wahlkreis 230, Rottal-Inn (Bayern), Stephan Protschka, der mittlerweile Mitglied des Bundestags ist.

Im Nachhinein nicht nachprüfbar sind die Zitate von den namentlich nicht genannten AfD-Leuten.

Der namentlich zitierte Abgeordnete Protschka hat auf eine Anfrage des SPIEGEL im Frühjahr 2019 allerdings schriftlich mitgeteilt, mehrere Schilderungen und Zitate stimmten nicht.

Bei Relotius heißt es zum Beispiel: »»Hol Dir DEIN LAND zurück«, steht auf einer blauen AfD-Hüpfburg neben dem Landratsamt.« Protschka schreibt dazu: »Es gab keine Hüpfburg neben dem Landratsamt, wir haben im ganzen Wahlkampf keine Hüpfburg verwendet.«

Über Protschka selbst heißt es bei Relotius: Er sagt, »er wolle jetzt Politik machen, damit seine Töchter ihn nicht eines Tages fragten: »Vati, warum hast du nichts dagegen getan?« Er habe ihnen beim Wahlfrühstück versprochen, er werde die Islamisierung Deutschlands stoppen, er werde verhindern, dass fremde Männer es sich von deutschem Geld gemütlich machten.«

Protschka schreibt dazu, er habe seinen Kindern nie versprochen, dass er die »angebliche Islamisierung Deutschlands stoppen werde«. Er habe auch nicht »von fremden Männern« gesprochen.

Es gibt mehrere weitere Beispiele. So heißt es bei Relotius, Protschka habe bei der Wahlparty mit drei Dutzend anderen AfD-Mitgliedern das Bayernlied angestimmt. Protschka widerspricht auch hier: »Wir haben, solange ich anwesend war, keine Hymne gesungen. Weder die deutsche noch die bayerische.«

Bei Relotius heißt es, ein Parteifreund Protschkas rede von »Negern« und »muslimischen Schleiereulen«, ein anderer vom »größten Erfolg seit 1945«. Ein anderer schlage vor, man müsse zur Feier des Tages nach Braunau fahren, »oan Kranz niederlegn«.

Protschka schreibt dazu: »Hätte das, was hier umschrieben wird, wirklich jemand von sich gegeben oder nur gedacht, hätte ich ihn persönlich aus der Feier entfernt.« Auch Bierkrüge, die Relotius erwähnte, habe es bei der Veranstaltung nicht gegeben.

Gesellschaft

Home-Run

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum ein Baseballfan die Asche seines besten Freundes in Stadiontoiletten runterspült

Er tat es zum ersten Mal vor sieben Jahren, an einem Samstagnachmittag, während eines Play-off-Spiels ihrer Lieblingsmannschaft. Die New York Mets führten, seine Blase drückte, und Thomas McDonald spürte, es war der richtige Moment.

Er ging zu den Stadiontoiletten, in der Kabine vergewisserte er sich, dass die Tür hinter ihm verschlossen war. Dann nahm er eine Dose aus seiner Jackentasche, öffnete sie vorsichtig und schüttete ihren Inhalt, die Asche seines besten Freundes, in das Klo.



Abschied für einen Baseball-Freund

New York. Es traf im ersten Moment niemanden: Roy McDonald (28) mit der Asche seines toten Freundes die Toilette runterspülend. Nicht nur seine, nein, er spülte

von der Website [http://www.roy-mcdonald.com](#)

Um Verstorbene zu ehren, kommen Menschen auf die seltsamsten Ideen.

Es gibt Leute, die mischen die Asche ihrer Angehörigen mit Farbe und ritzen sie sich als Tattoo unter die Haut. Andere nehmen die kremierten Überreste und pressen daraus Schallplatten mit den Lieblingssongs der Toten. Im vergangenen Jahr wurde die Metropolitan Opera in New York wegen Terroralarm evakuiert, das Publikum glaubte, verdächtig gewässertes Pulver im Orchestergraben entdeckt zu haben – tatsächlich war es die Asche eines dahingegangenen Vivaldi-Fans.

Roy Riegel, so hieß Thomas McDonalds bester Freund, hatte ihm nie gesagt, wie er bestattet werden wollte. McDonald, 56, ein kleiner, runder Mann mit weißen Haaren, erzählt seine Geschichte, die nun in amerikanischen Kanalisationen endet, am Telefon.

Roy und er kannten sich seit ihrer Kindheit. Sie wuchsen auf in New Yorker Stadtteil Queens, in der Nähe des Stadions, in dem die Mets damals noch spielten. Die anderen Jungen aus dem Viertel nannten Roy nur »Leek«, weil er lang und dünn war wie ein Lauch, ihn selbst nannten sie »Porky«, weil er rosig und dick war wie ein Schwein. »Wir bekamen nie ein Mädchen ab, aber wir waren glücklich«, sagt McDonald, »sobald wir an Baseball dachten.«

Ihre Väter nahmen sie jedes Wochenende mit zu einem Spiel. Zu Hause, in kleinen Erdnussdosen, sammelten sie die Eintrittskarten, später, als sie erwachsen waren, gründeten sie ihren eigenen Fanclub, sie selbst waren seine einzigen Mitglieder und nannten ihn »Mets Underground«, weil es beide viel Zeit im Untergrund verbrachten.

Thomas McDonald verkaufte Fahrscheine in der New Yorker U-Bahn, Roy Riegel arbeitete als Klempner der Abwasserbetriebe. Sie blieben immer beste Freunde.

McDonald, noch immer Junggeselle, wohnt nach wie vor in Queens. Er habe in den vergangenen 42 Jahren fast jedes Heimspiel der Mets gesehen, 2881 Spiele insgesamt, und bei den meisten, so erzählt er, habe sein Freund Roy neben ihm gesessen, er habe sein Freund

Roy neben ihm gesessen. Es starb vor neun Jahren, am Tag der Saisonöffnung, an plötzlichem Herzversagen. Er hinterließ keine Familie, sein Leichnam wurde verbrannt. McDonald sagt, er habe die Asche bekommen und drei Wochen gewartet, er sei ein Jahr lang zu keinem Spiel gegangen. Er konnte sich nicht vorstellen, ohne Roy im Stadion zu sein, also machte er nach einem Weg, Roy und das Stadion zu verlassen.

Einstmal nahm er die Asche, schmeckte sie mit auf die Tribüne und versuchte, sie heimlich auf den Käsen der Mets zu werfen. Er würde das nie wieder machen, sagt McDonald, »zu viel Wind, zu viel Publikum, das sich danach die Augen reibt«.

Ergenommen, zum Glück eines Stadionspebs, kam ihm eine andere, bessere Idee. Er erinnerte sich, wie gern Roy Klempner gewesen war, wie oft er sein Rohrsystem und Abwasserleitungen geschwärtzt hatte. Toiletten und Baseball, dachte McDonald, das waren Roy's Leidenschaft; ein Abgang unter dem Jubel Tausender Fans, das wäre eine angemessene letzte Ruhe.

Als er ein paar Gramm der Asche zum ersten Mal in ein Stadionsklo spülte, an jenem Nachmittags vor sieben Jahren, so erzählt er, klappte er mit den Tränen, aber er musste sich halten, weil er daran dachte, wie Roy darüber lachen würde.

Thomas McDonald hat es mittlerweile nicht mehr nur im Stadion der New York Mets gesehen, sondern auch bei Auswärtsspielen, auf den Toiletten der Cleveland Indians, der Chicago White Sox oder der Texas Rangers; in 16 Städten in ganz Amerika. Er hat zu Hause eine Schublade mit Roy's Lieblingsstädten, er klappert sie der Reihe nach ab, er liest genau über

alles Buch. »Es ist eine ernste Sache«, sagt McDonald, »es ist wie Baseball, es gilt Regeln.«

Zur Farneung fälscht er die Asche immer in eine Erdnussdose, wie früher die Eintrittskarten. Er würde es nie im Stadion der New York Yankees machen, weil Roy die Yankees hasste. Er müsse auf jeden Fall während des Spiels geschweigen, weil Roy sich immer erst nach Angriff entschieden hätte. Er selbst machte es jetzt genauso, er trübte in Farbe, und danach, so will es das Ritual, stelle er zweimal grundsätzlich ab, sagt er, »um den Weg für Roy freizumachen«.

Manchmal versucht McDonald, noch etwas Selteneres zu sagen, ein paar letzte Worte, wie bei einer Beerdigung. Einmal wollte er das Volkstümliche beten, aber es ging nicht, es war zu kitschig. Manchmal flüstert er, aber er ist Spätbesucher. »Fürsweil«, liebe wohl.

Er hat jetzt nur noch einen Löffel Asche übrig. Er will sie meistens ab, wenn Roy's Todestag sich zum nächsten Mai jährt, im Stadion der Durham Bulls, in North Carolina, auf die Reise durch die Karolinen schicken. Dort wurde ihr Lieblingsfilm »Ames Man«, eine Komödie über Baseball, Freundschaft und Loyalität, gedreht. Roy sei nicht mehr da, um sich den Film mit ihm anzusehen, sagt McDonald, »er sei aber irgendwo unter uns«.

Chris Nakano

Home-Run

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum ein Baseballfan die Asche seines besten Freundes in Stadiontoiletten runterspült

18 | DER SPIEGEL 34/2017, 19.8.2017

Er tat es zum ersten Mal vor sieben Jahren, an einem Samstagnachmittag, während eines Play-off-Spiels ihrer Lieblingsmannschaft. Die New York Mets führten, seine Blase drückte, und Thomas McDonald spürte, es war der richtige Moment.

Er ging zu den Stadiontoiletten, in der Kabine vergewisserte er sich, dass die Tür hinter ihm verschlossen war. Dann nahm er eine Dose aus seiner Jackentasche, öffnete sie vorsichtig und schüttete ihren Inhalt, die Asche seines besten Freundes, in das Klo.

Um Verstorbene zu ehren, kommen Menschen auf die seltsamsten Ideen.

Es gibt Leute, die mischen die Asche ihrer Angehörigen mit Farbe und ritzen sie sich als Tattoo unter die Haut. Andere nehmen die kremierten Überreste und pressen daraus Schallplatten mit den Lieblingssongs der Toten. Im vergangenen Jahr wurde die Metropolitan Opera in

New York wegen Terroralarm evakuiert, das Publikum glaubte, verdächtig gewässertes Pulver im Orchestergraben entdeckt zu haben – tatsächlich war es die Asche eines dahingegangenen Vivaldi-Fans.

Roy Riegel, so hieß Thomas McDonalds bester Freund, hatte ihm nie gesagt, wie er bestattet werden wollte. McDonald, 56, ein kleiner, runder Mann mit weißen Haaren, erzählt seine Geschichte, die nun in amerikanischen Kanalisationen endet, am Telefon.

Roy und er kannten sich seit ihrer Kindheit. Sie wuchsen auf im New Yorker Stadtteil Queens, in der Nähe des Stadions, in dem die Mets damals noch spielten. Die anderen Jungen aus dem Viertel nannten Roy nur »Leek«, weil er lang und dünn war wie ein Lauch, ihn selbst nannten sie »Porky«, weil er rosig und dick war wie ein Schwein. »Wir bekamen nie ein Mädchen ab, aber wir waren glücklich«,

sagt McDonald, »sobald wir an Baseball dachten.«

Ihre Väter nahmen sie jedes Wochenende mit zu einem Spiel. Zu Hause, in kleinen Erdnussdosen, sammelten sie die Eintrittskarten. Später, als sie erwachsen waren, gründeten sie ihren eigenen Fanclub, sie selbst waren seine einzigen Mitglieder und nannten ihn »Mets Underground«, weil sie beide viel Zeit im Untergrund verbrachten.

Thomas McDonald verkaufte Fahrscheine in der New Yorker U-Bahn, Roy Riegel arbeitete als Klempner der Abwasserbetriebe. Sie blieben immer beste Freunde.

McDonald, noch immer Junggeselle, wohnt nach wie vor in Queens. Er habe in den vergangenen 42 Jahren fast jedes Heimspiel der Mets gesehen, 2881 Spiele insgesamt, und bei den meisten, so erzählt er, habe sein Freund Roy neben ihm gesessen. Es starb vor neun Jahren, am Tag

der Saisonöffnung, an plötzlichem Herzversagen. Er hinterließ keine Familie, sein Leichnam wurde verbrannt. McDonald sagt, er habe die Asche bekommen und drei Wochen geweint, er sei ein Jahr lang zu keinem Spiel gegangen. Er konnte sich nicht vorstellen, ohne Roy im Stadion zu sein, also suchte er nach einem Weg, Roy und das Stadion zu vereinen.

Einmal nahm er die Asche, schmuggelte sie mit auf die Tribüne und versuchte, sie heimlich auf den Rasen der Mets zu werfen. Er würde das nie wieder machen, sagt McDonald, »zu viel Wind, zu viel Publikum, das sich danach die Augen reibt«.

Irgendwann, am Urinal eines Stadionspubs, kam ihm eine andere, bessere Idee. Er erinnerte sich, wie gern Roy Klempner gewesen war, wie oft er von Rohrsystemen und Abwasserleitungen geschwärmt hatte. Toiletten und Baseball, dachte McDonald, das waren Roys Leidenschaften; ein Abgang unter dem Jubel Tausender Fans, das wäre eine angemessene letz-

te Ehre.

Als er ein paar Gramm der Asche zum ersten Mal in ein Stadionklo spülte, an jenem Nachmittag vor sieben Jahren, so erzählt er, kämpfte er mit den Tränen, aber er musste auch lachen, weil er daran dachte, wie Roy darüber lachen würde.

Thomas McDonald hat es mittlerweile nicht mehr nur im Stadion der New York Mets getan, sondern auch bei Auswärtsspielen, auf den Toiletten der Cleveland Indians, der Chicago White Sox oder der Texas Rangers; in 16 Stadien in ganz Amerika. Er hat zu Hause eine Strichliste mit Roys Lieblingsstadien, er klappert sie der Reihe nach ab, er führt genau über alles Buch. »Es ist eine ernste Sache«, sagt McDonald, »es ist wie Baseball, es gibt Regeln.«

Zur Tarnung fülle er die Asche immer in eine Erdnussdose, wie früher die Eintrittskarten. Er würde es nie im Stadion der New York Yankees machen, weil Roy die Yankees hasste. Es müsse auf jeden Fall während des Spiels geschehen, weil

Roy sich immer erst nach Anpfiff erleichterte. Er selbst mache es jetzt genauso, er pinkele in Ruhe, und danach, so will es das Ritual, ziehe er zweimal gründlich ab, sagt er, »um den Weg für Roy freizumachen«.

Manchmal versucht McDonald, noch etwas Feierliches zu sagen, ein paar letzte Worte, wie bei einer Beerdigung. Einmal wollte er das Vaterunser beten, aber es ging nicht, es war zu komisch. Meistens flüstert er, ehe er die Spülung drückt: »Farewell«, lebe wohl.

Er hat jetzt nur noch einen Löffel Asche übrig. Er will sie nächstes Jahr, wenn Roys Todestag sich zum zehnten Mal jährt, im Stadion der Durham Bulls, in North Carolina, auf die Reise durch die Katakomben schicken. Dort wurde ihr Lieblingsfilm »Annie's Männer«, eine Komödie über Baseball, Freundschaft und Loyalität, gedreht. Roy sei nicht mehr da, um sich den Film mit ihm anzusehen, sagt McDonald, »er ist aber irgendwo unter uns«.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Der Text handelt von einem New Yorker Baseball-Fan namens Thomas McDonald, der davon berichtet, dass er die Asche seines verstorbenen Freundes über Jahre hinweg in Stadiontoiletten gestreut und hinunterspült habe. Im Mai 2017 waren darüber zahlreiche Berichte in US-amerikanischen, aber auch in deutschen Medien erschienen.

Claas Relotius hat das Thema Monate später unter der SPIEGEL-Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« noch einmal aufgegriffen - und offensichtlich durch einige erfundene Zusatzdetails dramatisiert.

Die Grundversion der Geschichte ist gut belegt: McDonald hatte 2017 mit einer Reihe von Journalisten darüber gesprochen und teilweise ausführliche Interviews gegeben. Im Text schreibt Relotius, er habe mit McDonald telefoniert. McDonald kann sich auf Nachfrage im Januar 2019 daran nicht erinnern, er ist sich aber sicher, Relotius kein ausführliches Interview gegeben zu haben. In dem Text sind zudem gravierende Widersprüche und viele unbelegte Ergänzungen zu anderen Berichten und Interviews von McDonald zu finden.

Beispielsweise schreibt Relotius, der Spitzname von McDonalds Freund, Roy Riegel, sei »Leek« (Lauch) gewesen, und er

habe bei seinem Tod keine Familie hinterlassen. Tatsächlich lautete der Spitzname »Fess« (nach dem Schauspieler Fess Parker), und es leben noch seine Mutter und zwei Brüder. Keines der Zitate aus dem SPIEGEL-Text, das nicht schon in anderen Medien gedruckt wurde, konnte McDonald bestätigen.

Weiter enthält der Text viele erkennbare Fehler und falsche Darstellungen. So schreibt Relotius, McDonald habe insgesamt 2881 Spiele der Mets gesehen, er selbst geht aber von höchstens 1200 aus. Auch hat McDonald nach eigenen Angaben mit Riegels keinen Fanklub namens »Mets Underground« gegründet, und er würde die Asche seines Freundes durchaus auch im Stadion der New York Yankees verstreuen - es stimme nicht, dass er die Yankees hasse und deshalb nicht in das Stadion gehen würde. Dem SPIEGEL sagte McDonald: »Baseball ist Baseball.«

Das von Relotius beschriebene »Ritual« vor dem Herunterspülen der Asche - zweimal gründlich abziehen, »um den Weg für Roy frei zu machen« - hat McDonalds so der »New York Times« erzählt. Allerdings habe er niemals versucht, ein Vaterunser zu beten, und er flüstere dabei auch nicht »Farewell«, sagte McDonald dem SPIEGEL. Meistens habe er einfach gesagt: »Here you go, buddy.«

Kein Problem. Alles gut.

Neuanfänge Die Muatis aus Syrien sind eine von Hunderttausenden Flüchtlingsfamilien. Sie lieben Regeln, Regen, Rasenmähen. Sie möchten deutscher sein als viele Deutsche.

Es war ein Morgen im Mai, Yusra Muati lag in einer deutschen Arztpraxis, ihr Mann Adel hielt ihre Hand, als sie erfuhren, dass sie um das neue Leben, das ihre Familie in diesem Land erwartet, fürchten müssen. Die Ärztin, eine Frau in weißer Bluse, fuhr mit einem Ultraschallgerät über den Bauch der Mutter, auf einem Bildschirm markierte sie einen winzigen Kopf, zwei Hände und zwei Füße. Nach einer Weile sprach sie drei Wörter aus, die Adel und Yusra Muati in Deutschland nie zuvor gehört hatten. Sie sprach von Chromosomen, Trisomie und einem Herzfehler.

Die Eltern sahen auf den Bildschirm, sie verstanden, dass die Ärztin etwas von Auffälligkeiten sagte. Dann erklärte sie ihnen, langsam, in einfachen deutschen Sätzen, dass ihr Kind behindert oder krank sein könnte. Dass es, auch wenn sie sich für die Geburt entschieden, vielleicht nicht stark genug sein werde, die Geburt zu überleben.

An einem Abend im Juli, zwei Monate danach, sitzen Adel Muati, 44, ein Mann mit rundem Bauch, und Yusra Muati, 38, eine Frau mit Kopftuch und wachen blauen Augen, auf einem Sofa in ihrem Wohnzimmer in Hamburg-Billstedt. Die Ärztin in der Praxis, erzählen sie, habe ihnen gezeigt, das Fruchtwasser untersuchen zu lassen, aber sie sehen darin keinen Sinn. Yusra Muati ist jetzt im sechsten Monat schwanger, ihr Bauch unter den Kleidern zu erkennen. Sie streichelt ihn und sagt, sie habe gehört, dass die meisten Deutsche ein behindertes Kind nicht haben wollten, aber sie würden ihres zu jeden Fall bekommen. »Wir haben den Krieg überlebt«, sagt sie Mutter, »wie können wir es hier, in Sicherheit, nicht leben lassen?«

Neben ihnen, auf dem Sofa, sitzen ihre vier Kinder Russlan, 20, Amir, 17, Ghofran, 13, und Youssef, 7, im Fernsehen läuft die »Tagesschau«, Nachrichten über Bombenanschläge in Syrien. Die Eltern sehen brennende Häuser, sie sehen Bilder aus Damaskus, Bilder ihrer Vergangenheit. Leise, erst auf Arabisch, dann auf Deutsch, sprechen sie von ihrer Zukunft,

von ihrem fünften Kind, das ohne Bomben aufwachsen soll.

Die Muatis, Asylantragsnummer 03301 A 2014, Aktenzeichen 587729, sind eine von Hunderttausenden Flüchtlingsfamilien in Deutschland. Sie sind Muslime und stammen aus Syrien, wie die meisten. Sie haben ein befristetes Bleiberecht, wie die meisten. Noch bis vor Kurzem lebten sie in einem Container, nun haben sie eine eigene Wohnung. Sie sind anerkannte Flüchtlinge, Menschen mit Nummern und Aktenzeichen, Herkunftsstaaten in Deutschland können sie nicht zurückverwandeln. Sie zahlen und ganz normal eingeregelt.

»Das unser Kind geboren war«, sagt Adel Muati, »müssen wir hier zu ihm sein.« Sie tragen sich gut, ob sie das schaffen.

Die Wohnung der Muatis liegt im Erdgeschoss eines schlichten Hochhauses am Stadtrand, in einem Viertel aus verlinkertem Backstein. Die Muatis sind erst vor sechs Monaten hier eingezogen, die Möbel haben sie von einer älteren deutschen Dame übernommen. Die Küche hat Ziemer, sie haben sich zu sechs irgendwas eingerichtet.

Zum Essen und Beeten sitzen sie im Wohnzimmer. Eine rötliche Lampe, barfuß vor einem Kachelofen mit Spitzenglocke und einer Schrankwand aus Wertschwarzenerföhre. Auf dem Boden liegt ein ausgewaschener Orientteppich, vor dem Fenstern hängen gelbliche Gardinen. Im Flur, unter der Gardine, stehen sechs Regenjacken, jeder hat seinen eigenen. Die Muatis sagen, sie gingen manchmal, wenn es strömte, mit ihren sechs Schirmen spazieren, als lägen sie im Viertel, als wollten sie beweisen, wie gut ihnen Regen und Sturm gefallen.

Draußen, vor ihrem Wohnzimmerfenster, liegt eine kleine Terrasse, darauf stehen weiße Gartenstühle. Manchmal bewegen sich oben Nachbarn über die Balkone, schauen prüfend hinab zu den Muatis. Sie sehen dann ein Vogelhaus und rechtzeitige Blumenkäufe, sie sehen, wie der Vater die Stoffschuhe schneidet, den Rasen mäht und an Sonntagen den Grill anmacht.

Die Muatis sind die einzigen Geflüchteten im Hochhaus, aber die deutschen Nachbarn über die sagen die Muatis, die ganz unten leben, seien deutscher als alle Nachbarn zusammen.

»Deutschland scheint uns nicht ewig Zeit«, sagt Adel Muati. Er glaubt, dass die Deutschen Flüchtlinge hochsteigend über Jahre geben, um ankommen. In diesen drei Jahren, sagt er, bekamen sie vom linken Seiten Hilfe, von Politikern, vom Jobcenter, vom Staat. Als Familie mit vier Kindern bekommen sie jeden Monat 1000 Euro. Die Deutschen würden dafür nicht viel verlangen, nur dass sie die Sprache lernen, sich an Gesetze halten, Arbeit finden. »Drei Jahre«, sagt Adel Muati, »dann müssen wir es geschafft haben, sonst schaffen wir es nie.«

Er und Fouzan, der älteste Sohn, sind jetzt seit zwei Jahren und sieben Monaten in Deutschland, sie kamen als Erste. Es war im Herbst 2011, da verließen sie ihre Familie in Damaskus, damit Fouzan, der noch ein Junge war, nicht ihr Assad, den Diktator, in den Krieg ziehen musste.

Sie flüchteten durch halb Nordirak, wanderten 17 Tage lang durch die Sahara, in Algerien bezahlten sie Schlepper, zu einem Holzbock, voll mit 500 Menschen, fuhren sie über das Meer. Sie konnten davon, wie Deutsche von einer lange zurückliegenden Unbekannte berichten, als wäre es kein Drama mehr. Sie kamen in Deutschland noch nie von ihrer Flucht erzählt, sagt Fouzan, die junge Mann mit Schminke und leiser Stimme, auch weil hier nie jemand sie danach gefragt habe.

Als sie über die Grenze kamen, Hamburg erreichten, landeten sie in Cottbus, in einem Wohnviertel, das nicht neben der Autobahn, sondern in einem Ort ohne Autobahn, war sie fast keine Deutschen zu Gesicht bekommen.

Erst nach Monaten, erst als die Mutter mit den kleinen Kindern zurückkam, zogen sie in eine so genannte Unterverkettung, ein Containerdorf in Othmarschen, ein Wohnviertel nahe der Ullrich-Thiel waren keine Autobahnen, nur Anwohner, die sich über Lärm vor ihrem Haus beschwerten.



Die Muatis (vorne links) stehen in der Wohnung in Hamburg-Billstedt. Da hat Adel Muati, als er und die Prätin ankommen.

Es war zu dieser Zeit, als Hunderttausende Syrer nach Deutschland fliehen, als Deutsche in München mit Teleshots auf sie warteten, als Deutsche in Dresden ein Flüchtlingsheim anmündeten, das künftige eine Journalistin an der Tür der Muatis und fragte, ob sie einen Film über sie machen dürfe. Die Muatis sagen, sie hätten sich geirrt.

Der Film kam dieses Jahr im Kino, er lief in München und in Dresden, auf Festivals in Deutschland, Europa und den USA. Er zeigt eine syrische Familie während ihrer ersten Monate in Hamburg, sechs Menschen, die aus Anarchie kämpfen. Einen Vater, der Tag und Nacht telefoniert, um einen Job und eine Wohnung zu bekommen. Eine Mutter im Hochhaus

die neben Müttern in kurzen Rücken verlor. Drei Söhne und eine Tochter, die zur Schule gehen, ohne die Sprache zu verstehen.

»Alles Gut!«, so heißt der Film, obwohl eigentlich nichts gut war. Aber »Alles gut!« und »alles Problem!« das waren die ersten Worte, die die Muatis in Deutschland lernten. Am Anfang besaß die Adel Muati sie ständig, ein Begehrtes, zum Wechseln, zum Austauschen, zum Telefonieren. Er sagte sie, wenn sie immer am Telefon anlegten, sobald er seinen Namen nannte, wenn er sich um Anträge besorgte, aber keine Antwort bekam, wenn Asylverfahren sagten, er brauche mehr Geduld.

Er sagt diese Worte auch heute, auch wenn die Familie jetzt eine Wohnung hat, aber er noch immer keinen Job. Auch wenn er immer schwerer fällt, Geduld zu haben.

Die Familie sitzt im Wohnzimmer, Ghofran, ein Mädchen mit weißem Kopftuch, serviert süßen Tee, während der Vater in sechs lateinischen Offizieren liest. Auf jedem steht einer ihrer Namen, in jedem sammeln sie Dokumente zersprengt und ihres deutschen Lebens, aber nur die Deutschen, sagt Adel Muati, seien hier wirklich etwas wert.

In Cottbus hat er ein Schulzeugnis aus Damaskus abgeholt, mit fast nur Eines und einem Foto des Diktators. Bevor der Krieg kam, wollte ich Ärztin werden«, sagt Ghofran. Sie hat jetzt auch ein deutsches Zeugnis, ohne Foto von Assad, aber mit Noten, die noch nicht für ein Studium in Deutschland reichen.

Im Oktober ihres Vaters und Meisterbriefe und Lizenzverpflichtung abgeholt, mit Stempeln des Regimes. In Damaskus war er Mechatroniker, er hatte eine eigene Fabrik mit mehr als 20 Angestellten. Seine Frau Yusra arbeitete als Schneiderin, sie haben sich die Zertifikate besorgt und aus dem Kreuzgebirge nachgeholt lassen, aber in Deutschland werden diese nicht so einfach anerkannt, in Deutschland müssen sie von neuem anfangen.

Adel Muati hat ebenfalls Jahre auf seine Arbeitserfahrung gewartet. Er hat ein Fortbildungsmahnen der Handwerkskammer teigegenommen und am Integrationskurs des Bundesamts für Migration, er hat ein subventioniertes Praktikum bei einer Aluminiumfirma gemacht, er hat ein Zeugnis mit viel Lob bekommen, aber kein Angebot für einen Job.

Er will jetzt noch ein Praktikum machen und noch eine Fortbildung. Er geht an vier Tagen die Woche vier Stunden lang zum Sprachkurs. Er sieht im Fernsehen nicht mehr nur Al Jazeera und Al Arabiya, sondern deutsche Nachrichtensender, »Die Köchenschnitzerei« und »Das perfekte Dinner«, um noch besser Deutsch

98 SEPTEMBER 2017

30 SEPTEMBER 2017 99

Kein Problem. Alles gut.

Neuanfänge. Die Muatis aus Syrien sind eine von Hunderttausenden Flüchtlingsfamilien. Sie lieben Regeln, Regen, Rasenmähen. Sie möchten deutscher sein als viele Deutsche.

19 | DER SPIEGEL 31/2017, 29.7.2017

Es war ein Morgen im Mai, Yusra Muati lag in einer deutschen Arztpraxis, ihr Mann Adel hielt ihre Hand, als sie erfuhren, dass sie um das neue Leben, das ihre Familie in diesem Land erwartet, fürchten müssen.

Die Ärztin, eine Frau in weißer Bluse, fuhr mit einem Ultraschallgerät über den Bauch der Mutter, auf einem Bildschirm markierte sie einen winzigen Kopf, zwei Hände und zwei Füße. Nach einer Weile sprach sie drei Wörter aus, die Adel und Yusra Muati in Deutschland nie zuvor gehört hatten. Sie sprach von Chromosomen, Trisomie und einem Herzfehler.

Die Eltern sahen auf den Bildschirm, sie verstanden, dass die Ärztin etwas von Auffälligkeiten sagte. Dann erklärte sie ihnen, langsam, in einfachen deutschen Sätzen, dass ihr Kind behindert oder krank sein könnte. Dass es, auch wenn sie sich für die

Geburt entschieden, vielleicht nicht stark genug sein werde, die Geburt zu überleben.

An einem Abend im Juli, zwei Monate danach, sitzen Adel Muati, 44, ein Mann mit rundem Bauch, und Yusra Muati, 38, eine Frau mit Kopftuch und wachen blauen Augen, auf einem Sofa in ihrem Wohnzimmer in Hamburg-Billstedt. Die Ärztin in der Praxis, erzählen sie, habe ihnen geraten, das Fruchtwasser untersuchen zu lassen, aber sie sehen darin keinen Sinn. Yusra Muati ist jetzt im sechsten Monat schwanger, ihr Bauch unter den Kleidern zu erkennen. Sie streichelt ihn und sagt, sie habe gehört, dass die meisten Deutsche ein behindertes Kind nicht haben wollten, aber sie würden ihres auf jeden Fall bekommen. »Wir haben den Krieg überlebt«, sagt die Mutter, »wie können wir es hier, in Sicherheit, nicht leben lassen?«

Neben ihnen, auf dem Sofa, sitzen ihre vier Kinder Russlan, 20, Amir, 17, Ghofran, 13, und Youssef, 7, im Fernsehen läuft die »Tagesschau«, Nachrichten über Bombenanschläge in Syrien. Die Eltern sehen brennende Häuser, sie sehen Bilder aus Damaskus, Bilder ihrer Vergangenheit. Leise, erst auf Arabisch, dann auf Deutsch, sprechen sie von ihrer Zukunft, von ihrem fünften Kind, das ohne Bomben aufwachsen soll.

Die Muatis, Asylantragsnummer 03301 A 2014, Aktenzeichen 587729, sind eine von Hunderttausenden Flüchtlingsfamilien in Deutschland. Sie sind Muslime und stammen aus Syrien, wie die meisten. Sie haben ein befristetes Bleiberecht, wie die meisten. Noch bis vor Kurzem lebten sie in einem Container, nun haben sie eine eigene Wohnung. Sie sind anerkannte Flüchtlinge, aber sie wollen nicht länger nur Flüchtlinge, Menschen mit Nummern

und Aktenzeichen, bleiben. Sie wollen in Deutschland Kinder kriegen, Steuern zahlen und ganz normal dazugehören.

»Bis unser Kind geboren wird«, sagt Adel Muati, »müssen wir hier zu Hause sein.« Sie fragen sich oft, ob sie das schaffen.

Die Wohnung der Muatis liegt im Erdgeschoss eines achtstöckigen Hochhauses am Stadtrand, in einem Viertel aus verklinkerten Reihenhäusern. Die Muatis sind erst vor sechs Monaten hier eingezogen, die Möbel haben sie von einer älteren deutschen Dame übernommen. Dreieinhalb Zimmer, sie haben sich zu sechst irgendwie eingerichtet.

Zum Essen und Beten sitzen sie im Wohnzimmer. Eine syrische Familie, barfuß vor einem Kacheltisch mit Spitzendecke und einer Schrankwand aus Wirtschaftswunderjahren. Auf dem Boden liegt ein ausgewaschener Orientteppich, vor den Fenstern hängen gehäkelte Gardinen. Im Flur, unter der Garderobe, stehen sechs Regenschirme, jeder hat seinen eigenen. Die Muatis sagen, sie gingen manchmal, wenn es stürme, mit ihren sechs Schirmen spazieren, als Einzige im Viertel, als wollten sie beweisen, wie gut ihnen Regen und Sturm gefallen.

Draußen, vor ihrem Wohnzimmerfenster, liegt eine kleine Terrasse, darauf stehen weiße Gartenstühle. Manchmal beugen sich oben Nachbarn über die Balkone, schauen prüfend hinab zu den Muatis. Sie sehen dann ein Vogelhaus und rechteckige Blumenbeete, sie sehen, wie der Vater die Rotbuchenhecke schneidet, den Rasen pflegt und an Sonntagen den Grill anzündet.

Die Muatis sind die einzigen Geflüchteten im Hochhaus, aber die deutschen Nachbarn über ihnen sagen, die Muatis, die ganz unten leben, seien deutscher als alle Nachbarn zusammen.

»Deutschland schenkt uns nicht ewig Zeit«, sagt Adel Muati. Er glaubt, dass die Deutschen Flüchtlingen höchstens drei Jahre geben, um anzukommen. In diesen drei Jahren, sagt er, bekämen sie von allen Seiten Hilfe, von Nachbarn, vom Jobcenter, vom Staat. Als Familie mit vier Kindern bekommen sie jeden Monat 1800 Euro. Die Deutschen würden dafür nicht viel verlangen, nur dass sie die Sprache lernen, sich an Gesetze halten, Arbeit finden. »Drei Jahre«, sagt Adel Muati, »dann müssen wir es geschafft haben, sonst schaffen wir es nie.«

Er und Ruslan, der älteste Sohn, sind jetzt seit zwei Jahren und sieben Monaten in Deutschland, sie kamen als Erste. Es war im Herbst 2014, da verließen sie ihre Familie in Damaskus, damit Ruslan, der noch ein Junge war, nicht für Assad, den Diktator, in den Krieg ziehen musste.

Sie flüchteten durch halb Nordafrika,

wanderten 15 Tage lang durch die Sahara, in Algerien bezahlten sie Schlepper, in einem Holzboot, voll mit 500 Menschen, fuhren sie über das Meer. Sie berichten davon, wie Deutsche von einer lange zurückliegenden Urlaubsreise berichteten, als wäre es kein Drama mehr. Sie hätten in Deutschland noch nie von ihrer Flucht erzählt, sagt Ruslan, ein junger Mann mit Schirmmütze und leiser Stimme, auch weil hier nie jemand sie danach gefragt habe.

Als sie über die Grenze kamen, Hamburg erreichten, landeten sie in Containern im Nirgendwo, am Rande einer Müllverbrennungsanlage, gleich neben der Autobahn. Sie sprachen dort kein Wort Deutsch, weil sie fast keine Deutschen zu Gesicht bekamen.

Erst nach Monaten, erst als die Mutter mit den anderen Kindern nachkam, zogen sie in eine neu gebaute Unterkunft, ein Containerdorf in Othmarschen, einem Wohnviertel nahe der Elbe. Dort waren keine Autobahnen, nur Anwohner, die sich über Lärm vor ihrem Haus beschwerten.

Es war zu dieser Zeit, als Hunderttausende Syrer nach Deutschland flohen, als Deutsche in München mit Teddybären auf sie warteten, als Deutsche in Dresden ein Flüchtlingsheim anzündeten, da klingelte eine Journalistin an der Tür der Muatis und fragte, ob sie einen Film über sie drehen dürfe. Die Muatis sagen, sie fühlten sich geehrt.

Der Film kam dieses Jahr ins Kino, er lief in München und in Dresden, auf Festivals in Deutschland, Europa und den USA. Er zeigt eine syrische Familie während ihrer ersten Monate in Hamburg, sechs Menschen, die um Anschluss kämpfen. Einen Vater, der Tag und Nacht telefoniert, um einen Job und eine Wohnung zu bekommen. Eine Mutter im Hidschab, die neben Müttern in kurzen Röcken verloren wirkt. Drei Söhne und eine Tochter, die zur Schule gehen, ohne die Sprache zu verstehen.

»Alles Gut«, so heißt der Film, obwohl eigentlich nichts gut war. Aber »Alles gut« und »kein Problem«, das waren die ersten Worte, die die Muatis in Deutschland lernten. Am Anfang benutzte Adel Muati sie ständig: zur Begrüßung, zum Verabschieden, zum Entschuldigen, zum Dankesagen. Er sagte sie, wenn Vermieter am Telefon auflegten, sobald er seinen Namen nannte, wenn er sich auf Arbeitsstellen bewarb, aber keine Antworten bekam, wenn Asylhelfer sagten, er brauche mehr Geduld.

Er sagt diese Worte noch heute, auch wenn die Familie jetzt eine Wohnung hat, aber er noch immer keinen Job. Auch wenn es immer schwerer fällt, Geduld zu haben.

Die Familie sitzt im Wohnzimmer, Ghofran, ein Mädchen mit weißem Kopftuch, serviert süßen Tee, während der Vater in sechs kiloschweren Ordnern blättert. Auf

jedem steht einer ihrer Namen, in jedem sammeln sie Dokumente ihres syrischen und ihres deutschen Lebens, aber nur die deutschen, sagt Adel Muati, seien hier wirklich etwas wert.

In Ghofrans Ordner ist ein Schulzeugnis aus Damaskus abgeheftet, mit fast nur Einsen und einem Foto des Diktators. »Bevor der Krieg kam, wollte ich Ärztin werden«, sagt Ghofran. Sie hat jetzt auch ein deutsches Zeugnis, ohne Foto von Assad, aber mit Noten, die noch nicht für ein Studium in Deutschland reichen.

Im Ordner ihres Vaters sind Meisterbriefe und Handwerkerdiplome abgeheftet, mit Stempeln des Regimes. In Damaskus war er Metallgießer, er hatte eine eigene Fabrik mit mehr als 20 Angestellten. Seine Frau Yusra arbeitete als Schneiderin, sie haben sich alle Zertifikate beglaubigen und aus dem Kriegsgebiet nachschicken lassen, aber in Deutschland werden diese nicht so einfach anerkannt, in Deutschland müssen sie von vorn anfangen.

Adel Muati hat eineinhalb Jahre auf seine Arbeitserlaubnis gewartet. Er hat an Fortbildungsmaßnahmen der Handwerkskammer teilgenommen und am Integrationskurs des Bundesamts für Migration. Er hat ein unbezahltes Praktikum bei einer Aluminiumfirma gemacht, er hat ein Zeugnis mit viel Lob bekommen, aber kein Angebot für einen Job.

Er will jetzt noch ein Praktikum machen und noch eine Fortbildung. Er geht an vier Tagen die Woche vier Stunden lang zum Sprachkurs. Er schaut im Fernsehen nicht mehr nur Al Jazeera und Al Arabija, sondern deutsche Kochsendungen, »Die Küchenschlacht« und »Das perfekte Dinner«, um noch besser Deutsch zu lernen. Er steht jeden Morgen um sechs Uhr auf, macht Frühstück für seine Frau und seine Kinder, dann telefoniert er mit dem Jobcenter und hört Wörter wie »zeitnah«, »leider« und »unmöglich«. Manchmal, wenn die Kinder in der Schule sind, sitzt Adel Muati in seinem Wohnzimmer wie in einem Wartezimmer. »Ich will nicht länger von Deutschland nehmen«, sagt er, »ich will Deutschland etwas zurückgeben.«

Er würde auch als Gärtner oder Küchenhilfe arbeiten. Er hat gerade seinen deutschen Führerschein gemacht, sieben Anläufe hat er gebraucht, siebenmal 200 Euro hat es gekostet. Beim ersten und zweiten Mal sagte der Prüfer, er habe den Schulterblick vergessen. Beim dritten und vierten Mal hieß es, er habe nicht rechtzeitig gebremst. Beim fünften und sechsten Mal sah auch der Fahrlehrer keinen einzigen Fehler, aber der deutsche Prüfer, der hinten saß, sagte: Du bist Araber, du bist eine Gefahr für den Verkehr, du musst die Prüfung wiederholen. Adel Muati dachte an das Geld, das er nicht hatte, er fühlte vielleicht zum ersten Mal in Deutschland

echte Wut. »Kein Problem«, sagte er.

Als Flüchtling müsse man dankbar sein, glaubt Adel Muati, als Flüchtling müsse man froh sein, in einem Land wie Deutschland zu leben. Er blickt hoch zur Decke, in der Wohnung über ihnen läuft Musik. Die Nachbarn hören Herbert Grönemeyer, sie hören dauernd das Lied »Mensch«: »Momentan ist richtig / Momentan ist gut / Nichts ist wirklich wichtig / Nach der Ebbe kommt die Flut«.

Manchmal, wenn Adel Muati Bewerbungen schreibt oder Kochsendungen schaut, liest er WhatsApp-Nachrichten von Freunden, die immer noch in Syrien sind. Er liest dann von Hungernden und Toten, von Granaten, die vom Himmel fallen. Sein Bruder wurde im Krieg getötet. Seine Mutter, sagt Adel Muati, sei noch immer gefangen in Damaskus, sei zu krank gewesen, um mit ihnen zu fliehen. Er ruft sich jeden Tag an. Er weiß nicht, ob er sie je wieder sieht.

Vor ein paar Wochen während des Ramadan, erzählt Yusra Muati, veranstalteten sie in ihrem Wohnzimmer ein kleines Fest. Sie schmückten den Kacheltisch, auf der Terrasse grillten sie Hackspieße, Auberginen und Kartoffeln. Nach Sonnenuntergang brachten sie ein halbes Dutzend Teller hoch zu ihren Nachbarn. Die Nachbarn bedankten sich, dann schlossen sie wieder ihre Tür.

Die Muatis würden gern viel häufiger mit Deutschen reden. Die Eltern sagen, sie würden auch gern mal etwas wirklich Deutsches probieren, eine echte deutsche Mahlzeit, aber sie würden noch nie einladen. Sie glauben nicht, die Deutschen seien gute Gastgeber. Sie glauben, die Deutschen seien einfach sehr beschäftigt und würden deswegen sehr selten kochen.

Manchmal, wenn Adel Muati mit seiner Mutter in Syrien telefoniert, fragt sie: Adel, wie sind die Deutschen.

Die Deutschen, antwortet Adel Muati dann, sind großzügig zu Fremden, aber hart mit sich selbst. Sie trennen ihren Müll nach Glas, Plastik und Papier, und sie führen Hunde an einer Leine wie Kamele. Sie lieben Reinlichkeit und Regeln, sie machen sich das Leben lieber schwer als einfach, und sie halten sich gern an Verbote. »Eigentlich«, sagt Adel Muati, »wären sie die besseren Muslime.«

Er hat Angela Merkel sagen hören, der Islam gehöre jetzt fest zu Deutschland. Er glaubt nicht, dass viele Araber einverstanden wären, wenn jemand sagte, das Christentum gehöre fest zur arabischen Welt, aber er bewundert Angela Merkel für ihren Mut. Er spricht das Wort Kanzlerin französisch aus, »chancelière«, aus seinem Mund klingt es nicht nach Transitzone oder Obergrenzen, sondern nach Weltläufigkeit und Wärme.

Die Muatis kennen auch die AfD und eine Frau mit kurzen Haaren, die davon redete, auf Flüchtlinge zu schießen. Die Partei dieser Frau, verstanden die Muatis, habe Angst, dass noch mehr Araber nach Deutschland kommen, dass Muslime wie sie hier Kinder zeugen, dass deutsche Familien eines Tages aussterben.

Zu einer traditionellen deutschen AfD-Familie, verstanden die Muatis auch, gehöre ein Vater, der bereit ist, ehrlich zu arbeiten, eine Mutter, die sich um Haushalt und Erziehung kümmert, und viele Kinder, die keinen Ärger machen und ihre Eltern respektieren. Die Familie der AfD, verstanden die Muatis, sei eine, die Deutschland über alles liebe. Eine Familie wie ihre, wenn die Herkunft und die Religion nicht wäre.

»Die Kinder werden schneller deutsch«, sagt Yusra Muati, sie schaut aus dem Fenster zur Terrasse. Youssef, der sieben Jahre alt ist, spielt mit einem schwarz-rot-goldenen Fußball, er vergesse ständig, was das Wort Imam bedeute, aber er merke sich Wörter wie Kirche, Raketenantrieb oder Mercedes. »Das Kind, das wir erwarten«, sagt Adel Muati, »wird noch deutscher sein, als wir es hier je werden.«

Wenn man die Eltern fragt, ob sie nach Syrien zurückgehen wollen, sobald der Krieg vorüber ist, so sprechen sie von früher, vom Leben in Damaskus, das noch immer ihre Heimat sei.

Wenn man die Kinder fragt, ob sie ihre Eltern begleiten würden, so reden sie von morgen, von ihrem Leben in Hamburg, wo sie längst Freunde, Hobbys und Träume haben.

Ghofran, die Tochter, erzählt, dass sie in Damaskus nie auf einem Fahrrad gesessen habe, weil Mädchen in Syrien nicht Fahrrad fahren sollen. Sie habe es erst hier gelernt, erst hatte sie Angst, aber dann, so sagt sie, »fühlte ich mich leicht und frei«.

Sie lernt jetzt, im Musikunterricht ihrer Schule, auch Geige spielen, und sie lernt, dass Jungen, nur weil sie keine Mädchen sind, nicht andere Rechte haben. Sie sieht in Hamburg überall Mädchen, die schwimmen, tanzen und einfach machen, was sie wollen. »Ich weiß nicht, ob ich das auch will«, sagt Ghofran, »aber ich will noch immer Ärztin werden.«

Russlan, ihr Bruder, macht gerade ein Praktikum bei ThyssenKrupp, er beginnt dort eine Ausbildung als Industriemechaniker. Er möchte, sobald er sein erstes Geld verdient, in eine eigene Wohnung ziehen. Er mag deutsche Autos und blonde Mädchen. Er kann verstehen, warum einige Deutsche vor jungen Männern wie ihm Angst haben. Er sieht in Billstedt oft junge Syrer, Albaner oder Türken, sie sitzen vor der Spielhalle City-Play, ihre Großeltern sind schon vor Jahrzehnten hierhergekommen, aber sie selbst sprechen fast kein

Deutsch. Russlan hat nie etwas von Köln gehört, er weiß nichts über Antänzer und »Nafris«, aber er glaubt, dass Männer, die nichts zu tun haben, Probleme machen.

Er selbst geht jeden Tag, nach Feierabend, zum Sprachkurs oder zum Tischtennisverein, fünfmal die Woche trainiert er bei McFit. Er hält seiner Lehrerin die Tür auf. Er wäscht seine Wäsche, er bügelt, er kocht, er putzt, er bietet Frauen im Bus seinen Sitzplatz an. Er habe das alles auch schon in Syrien gemacht. »Gutes Benehmen ist nicht unbedingt deutsch«, sagt Russlan, »es ist einfach gutes Benehmen.«

In fünf Monaten werden sein Vater und er drei Jahre in Deutschland sein. In ein paar Monaten bekommen die Muatis ein Kind, dessen Geburtsort Hamburg heißen wird.

Ihre Aufenthaltserlaubnis läuft noch bis März, wahrscheinlich wird ihr Bleiberecht um zwei bis drei Jahre verlängert. Um zu testen, wie integriert sie sind, hat Adel Muati vor ein paar Monaten den Einbürgerungstest des Bundesamts für Migration gemacht, eine Prüfung, die Einwanderer eigentlich erst nach acht Jahren absolvieren.

Sie trägt den Titel »Leben in Deutschland« und umfasst 33 von insgesamt 310 Fragen, die deutschen Behörden für ein Leben in diesem Land offenbar wichtig erscheinen: Zu welchem Fest tragen Deutsche bunte Kostüme und Masken? Was war am 8. Mai 1945? Dürfen Tom und Klaus heiraten? Dürfen Tim, 25, und Anne, 13, als Paar zusammenleben? Was ist das Schengener Abkommen? Was bedeutet ein Trennungsjahr? Wer schrieb den Text zur deutschen Nationalhymne?

Adel Muati hat den Test mit 24 von 33 Punkten bestanden. Er weiß jetzt, wann Karneval ist, wer Elsass-Lothringen regierte und wer Hoffmann von Fallersleben war. Er hat nach Paragraph 3, Absatz 1 der Integrationskursverordnung gute Kenntnisse über das Leben in Deutschland nachgewiesen. Er hat das Ergebnis in seinen Lebenslauf eingetragen wie einen Beweis, dass seine Familie es hier schaffen kann.

Wenn er an das ungeborene Kind denke, sagt Adel Muati, spüre er trotzdem ein Ziehen in der Brust. Es sei nicht, weil es behindert zur Welt kommen könnte, sondern weil der Krieg vielleicht noch Jahre dauern werde. Es sei, so sagt Adel Muati, weil ihr Kind nicht auf dem Basar von Damaskus spielen und syrisches Eis probieren könne, weil seine Großmutter es vielleicht niemals in den Arm nehmen werde. Weil ihm Deutschland, wie allen Geflüchteten und Angekommenen, eine Heimat ohne Wurzeln wäre.

Vor ein paar Tagen waren die Eltern noch mal zur Untersuchung. Wieder lag Yusra Muati in der Praxis, wieder hielt Adel Muati ihre Hand, wieder sahen sie

Ultraschallbilder ihres Kindes. Es sei wahrscheinlich ein Mädchen, sagte die Ärztin, wahrscheinlich habe es eine Trisomie, und wahrscheinlich, das sagte die Ärztin auch, trage es von Geburt an ein Loch in seinem Herzen.

Die Muatis sahen einander an, sie blieben ganz ruhig. »Inshallah«, sagte Yusra, wenn Gott will. »Alles gut«, sagte Adel, kein Problem. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im April 2019

In dem Text porträtiert Claas Relotius eine syrische Familie, die 2014 nach Deutschland geflohen ist. Der Familienvater und seine schwangere Frau leben 2017 mit ihren vier Kindern in einer Wohnung in Hamburg-Billstedt. Laut Relotius lieben sie »Regeln, Regen und Rasenmähen« und wollen »deutscher sein als viele Deutsche«. Relotius beschreibt den Alltag und die Wohnung der Familie, schildert die schwierige Jobsuche des Vaters und lässt auch die Kinder zu Wort kommen. Im Einstieg erzählt er, wie die Eltern erfahren, dass ihr fünftes Kind mit einem schweren Herzfehler und einer Trisomie auf die Welt kommen wird.

Die Familie wurde ebenfalls in einem Dokumentarfilm porträtiert, der vier Monate vor Erscheinen des Relotius-Artikels ins Kino kam und in der Geschichte auch erwähnt wird. Relotius hat die Familie lange nach Abschluss der Dreharbeiten begleitet, sein Artikel ist also eine Art Fortsetzung des Films.

Die Nachrecherche zeigt: Der Kern der Geschichte stimmt. Durch den Film ist belegt, dass es die Familie gibt; ein paar zusätzliche Details ließen sich mithilfe des Films überprüfen – etwa, dass der Vater zunächst allein mit seinem Sohn in Hamburg lebte und die Mutter mit den anderen Kindern später nachkam.

Vieles ließ sich nur eingeschränkt überprüfen, erscheint aber plausibel: die schwierige Jobsuche des Vaters etwa. Weniger plausibel wirken im Rückblick andere Details: So schreibt Relotius, in der Nachbarwohnung der Flüchtlingsfamilie läuft Herbert Grönemeyers »Mensch« und zitiert entsprechend (»Momentan ist richtig / Momentan ist gut«) - dramaturgisch ist es der ideale Augenblick. In anderen Relotius-Texten waren Gesangsszenen und Musikszene oft erfunden.

Die Filmemacherin, die Relotius auch privat kennt, bestätigte auf Nachfrage alle Angaben in dem Artikel. Die syrische Familie habe den Text vor der Veröffentlichung gelesen und sei mit allem einverstanden gewesen. Nach Angaben der Filmemacherin hat sich Relotius mit der Familie angefreundet und war auch bei der Trisomie-Diagnose des Kindes dabei.

Gin und Tonic

Eine Meldung und ihre Geschichte: Wie zwei 97-jährige Zwillingsschwwestern gemeinsam lebten und gemeinsam starben

En Nachbar entdeckte sie in ihrer Hauseinfahrt, zwei weißhaarige Frauen, bewusstlos lagen sie mit ihrem Gesicht auf dem Asphalt. Martha, die ältere, lag neben der Fahrertür ihres Cadillacs; Jean, die jüngere, lag nur ein paar Meter entfernt, vor der geöffneten Garage.

Die Haut beider Schwwestern, berichtete der Nachbar, der den Notarzt rief, habe sich kalt angefühlt, als hätten sie die ganze Nacht draußen gelegen.

Es war ein Samstagmorgen Anfang März, kurz nach acht Uhr, in der Kleinstadt Barrington, Rhode Island, hatte es gefroren, die Straßen waren vereist, die Temperatur auf minus sechs Grad Celsius gefallen, aber die Zwillinge Martha Williams und Jean Haley, 97 Jahre alt, atmeten, sie waren noch am Leben.

97 Jahre, fast ein ganzes Jahrhundert, so lange hatten sie ihr Leben miteinander geteilt. Und in diesen 97 Jahren, so sagen ihre Familien, sei kein Tag vergangen, an dem sie nicht zusammen gewesen seien. Ihre jüngere Schwester Mary, die 89 Jahre alt ist, spricht von einer magischen Verbindung, einer Beziehung, wie nur Zwillinge sie haben könnten. Sie erzählt die Geschichte von Martha und Jean am Telefon, manchmal stockt sie, als versuche sie, etwas zu beschreiben, für das es keine Worte gibt.

Als ihre Schwwestern als zweieiige Zwillinge geboren wurden, an einem Novembertag 1919, sagt sie, „obwohl beider eigentlich kein langes Leben stand“. Der Erste Weltkrieg war zu Ende, Woodrow Wilson, der 28. Präsident der Vereinigten Staaten, hatte in Versailles den Friedensvertrag verhandelt, aber viele Zwillinge, die in den USA zur Welt kamen, starben bald nach der Geburt.

Ihre Mutter, eine Jazzpianistin, gebar die Mädchen auf einem Esstisch in Providence, sie hatte nicht mit zwei Babys gerechnet. Ihr Vater, Besitzer einer Firma für Schmuckkartons, beschleunigte die Nabelschnüre mit einer Küchenzange. Martha, blond wie der Vater, wog knapp 1800 Gramm; Jean, dunkelhaarig wie die Mutter, wog noch ein paar Gramm weniger.

Sie wurden gleichzeitig gestillt. Martha saugte an der linken Brust, Jean an der rechten. Sobald eine von ihnen keinen Hunger mehr hatte, erzählten ihnen ihre Eltern später, hörte auch die andere auf zu trinken. „Sie machten

von Anfang an alles zusammen“, sagt Mary, „vielleicht konnten sie nur gemeinsam überleben.“

Bis zu ihrem achten Geburtstag, als ihre jüngere Schwester Mary geboren wurde, teilten Martha und Jean ein Bett. Als sie volljährig waren, zogen sie in eine Mietwohnung in Barrington, sie waren damals, Anfang der Vierzigerjahre, die einzigen Frauen in der Gegend, die wie Junggesellinnen lebten. Die Leute nannten sie „die Mädchen“.

Sie schienen sich eigentlich nicht ähnlich zu sein. Jean, kurze Kleider, lautes Lachen, arbeitete als Sekretärin, die trauerte gern auf Party und trank am liebsten rosé Gin & Tonic. Martha, lange Locken, nachdenklich und schüchtern, machte eine Anordnung zur Schneiderin, sie schneidete jeden Tag Geschichte und trank nie Alkohol, nur Tee.

Nach dem Zweiten Weltkrieg besetzte jede einen Vietnam. Martha nahm Regen, der von der Schlacht in den Ardennen zurückgekehrt war. Jean wählte John, der ein Naziager in Belgien betreten hatte. Beide bekamen jeweils drei Kinder: 70 Jahre lang wendeten sie am Barrington River, Marthas Familie lebte am einen Ufer, Jeans

lebte am anderen. Jeden Morgen telefonierten die Zwillinge miteinander, fast jeden Abend saßen sie vor einem ihrer Häuser. Sie stritten sich nie. Wenn Martha krank wurde, erkrankte es auch Jean. Wenn Jean trauerte, war immer Martha weinend. „Sie waren mehr als nur Geschwister“, sagt Mary, „es war, als wären sie ein und derselbe Mensch.“

Die Stimmen und Töne der beiden sind heute, wie in Providence, die Phoneme schon lange tot.

Vor ein paar Jahren zogen Martha und Jean wieder zusammen. Beide gingen zum am Stock, aber sie schliefen wie früher in einem Bett und (hätten sich nicht einma; die eine hörte Jazz, die andere schraubte Geschirze, und einmal in der Woche, jeden Freitag, tanzten sie mit ihrer Schwester Mary zum liebsten Put, ihrem Lieblingstanz.

Auch an ihrem letzten gemeinsamen Abend war Mary mit ihnen dort gewesen. Die Zwillinge haben Hummer, so erzählt sie, Jean trank ein Glaschen Gin, Martha trank Tonic, beim Anstoßen zuckerten sie sich zu, so wie in all den Jahren.

Als es spät wurde, ließ Mary sie zurück zu ihrem Haus, brachte sie bis zur Tür. „Die Mädchen ficken“, sagt Mary, „und sie sagten, wie schön es sei, zu zweit zu sein.“

Sie wußten nicht, was dann geschah. Inzwischen die beiden noch einmal das Haus verlassen haben. Die Polizei vermutet, dass Martha ihren Cadillac in die Garage fahren wollte und beim Einsteigen merkte, dass Jean, die Hilfe rufen sollte, über einen Teppich in der geöffneten Garage stürzte.

In Providence, der Stadt ihrer Geburt, vor 97 Jahren, riefen Ärzte die Kälte ihrer Körper, aber kam noch ihren Puls. Sie schoben die Betten der Zwillinge nebeneinander. Martha eine von um 12 Uhr, Jean die Herz auf zu schlagen. Jean starb elf Minuten später. class neklaus



Schwestern Martha, Jean 1944, 2018

97 Jahre alte Zwillinge in Rhode Island erfroren

VON LOS ANGELES 7. März. Bei ungewöhnlich niedrigen Temperaturen sind im amerikanischen Bundesstaat Rhode Island 97 Jahre alte Zwillingsschwwestern erfroren.

Aus der „Frankfurter Allgemeine“

Gin und Tonic

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie zwei 97-jährige Zwillingsschwwestern gemeinsam lebten und gemeinsam starben

20 | DER SPIEGEL 25/2017, 17.6.2017

En Nachbar entdeckte sie in ihrer Hauseinfahrt, zwei weißhaarige Frauen, bewusstlos lagen sie mit ihrem Gesicht auf dem Asphalt. Martha, die ältere, lag neben der Fahrertür ihres Cadillacs; Jean, die jüngere, lag nur ein paar Meter entfernt, vor der geöffneten Garage.

Die Haut beider Schwwestern, berichtete der Nachbar, der den Notarzt rief, habe sich kalt angefühlt, als hätten sie die ganze Nacht draußen gelegen.

Es war ein Samstagmorgen Anfang März, kurz nach acht Uhr, in der Kleinstadt Barrington, Rhode Island, hatte es gefroren, die Straßen waren vereist, die Temperatur auf minus sechs Grad Celsius gefallen, aber die Zwillinge Martha Williams und Jean Haley, 97 Jahre alt, atmeten, sie waren noch am Leben.

97 Jahre, fast ein ganzes Jahrhundert, so lange hatten sie ihr Leben miteinander geteilt. Und in diesen 97 Jahren, so sagen

ihre Familien, sei kein Tag vergangen, an dem sie nicht zusammen gewesen seien. Ihre jüngere Schwester Mary, die 89 Jahre alt ist, spricht von einer magischen Verbindung, einer Beziehung, wie nur Zwillinge sie haben könnten. Sie erzählt die Geschichte von Martha und Jean am Telefon, manchmal stockt sie, als versuche sie, etwas zu beschreiben, für das es keine Worte gibt.

Als ihre Schwwestern als zweieiige Zwillinge geboren wurden, an einem Novembertag 1919, sagt sie, »stand beiden eigentlich kein langes Leben offen«. Der Erste Weltkrieg war zu Ende, Woodrow Wilson, der 28. Präsident der Vereinigten Staaten, hatte in Versailles den Friedensvertrag verhandelt, aber viele Zwillinge, die in den USA zur Welt kamen, starben bald nach der Geburt.

Ihre Mutter, eine Jazzpianistin, gebar die Mädchen auf einem Esstisch in Providence, sie hatte nicht mit zwei Babys ge-

rechnet. Ihr Vater, Besitzer einer Firma für Schmuckkartons, durchschnitt die Nabelschnüre mit einer Küchenzange. Martha, blond wie der Vater, wog knapp 1800 Gramm; Jean, dunkelhaarig wie die Mutter, wog noch ein paar Gramm weniger.

Sie wurden gleichzeitig gestillt, Martha saugte an der linken Brust, Jean an der rechten. Sobald eine von ihnen keinen Hunger mehr hatte, erzählten ihnen ihre Eltern später, hörte auch die andere auf zu trinken. »Sie machten von Anfang an alles zusammen«, sagt Mary, »vielleicht konnten sie nur gemeinsam überleben.«

Bis zu ihrem achten Geburtstag, als ihre jüngere Schwester Mary geboren wurde, teilten Martha und Jean ein Bett. Als sie volljährig waren, zogen sie in eine Mietwohnung in Barrington, sie waren damals, Anfang der Vierzigerjahre, die einzigen Frauen in der Gegend, die wie Junggesellinnen lebten. Die Leute nannten sie »die Mädchen«.

Sie schienen sich eigentlich nicht ähnlich zu sein. Jean, kurze Kleider, lautes Lachen, arbeitete als Sekretärin, sie tanzte gern auf Partys und trank am liebsten puren Gin. Martha, lange Locken, nachdenklich und schüchtern, machte eine Ausbildung zur Schneiderin, sie schrieb jeden Tag Gedichte und trank nie Alkohol, nur Tonic.

Nach dem Zweiten Weltkrieg heiratete jede einen Veteranen. Martha nahm Roger, der von der Schlacht in den Ardennen zurückgekehrt war. Jean wählte John, der ein Nazilager in Belgien befreit hatte. Beide bekamen jeweils drei Kinder. 70 Jahre lang wohnten sie am Barrington River, Marthas Familie lebte am einen Ufer, Jeans lebte am anderen. Jeden Morgen telefonierten die Zwillinge miteinander, fast jeden Abend saßen sie vor einem ihrer Häuser. Sie stritten sich nie. Wenn Martha krank wurde, erwischte es auch Jean.

Wenn Jean traurig war, musste Martha weinen. »Sie waren mehr als nur Geschwister«, sagt Mary, »es war, als wären sie ein und derselbe Mensch.«

Die Söhne und Töchter der beiden sind heute selbst im Rentenalter, die Ehemänner schon lange tot.

Vor ein paar Jahren zogen Martha und Jean wieder zusammen. Beide gingen nun am Stock, aber sie schliefen wie früher in einem Bett und fühlten sich nicht einsam; die eine hörte Jazz, die andere schrieb Gedichte, und einmal in der Woche, jeden Freitag, fuhren sie mit ihrer Schwester Mary zum Lobster Pot, ihrem Lieblingslokal.

Auch an ihrem letzten gemeinsamen Abend war Mary mit ihnen dort gewesen. Die Zwillinge aßen Hummer, so erzählt sie, Jean trank ein Gläschen Gin, Martha trank Tonic, beim Anstoßen zwinkerten

sie sich zu, so wie in all den Jahren.

Als es spät wurde, fuhr Mary sie zurück zu ihrem Haus, brachte sie bis zur Tür. »Die Mädchen lächelten«, sagt Mary, »und sie sagten, wie schön es sei, zu zweit zu sein.«

Sie weiß nicht, was dann geschehen ist, warum die beiden noch einmal das Haus verlassen haben. Die Polizei vermutet, dass Martha ihren Cadillac in die Garage fahren wollte und beim Einsteigen ausrutschte; dass Jean, die Hilfe rufen sollte, über einen Teppich in der geöffneten Garage stürzte.

Im Krankenhaus in Providence, der Stadt ihrer Geburt vor 97 Jahren, fühlten Ärzte die Kälte ihrer Körper, aber kaum noch ihren Puls. Sie schoben die Betten der Zwillinge nebeneinander. Martha ging vor, um 9.22 Uhr hörte ihr Herz auf zu schlagen. Jean starb elf Minuten später.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von zwei 97-jährigen Zwillingsschwwestern: Martha Williams und Jean Harley aus Barrington im US-Bundesstaat Rhode Island, waren beide Anfang März 2017 im Freien gestürzt - die eine offenbar bei dem Versuch, der anderen zu helfen - und starben an Unterkühlung.

Der Text wird illustriert mit dem Ausriss einer Meldung über den Tod der Zwillingsschwwestern aus der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 8. März 2017; die FAZ wiederum nennt als Quelle einen Bericht der Lokalzeitung »Providence Journal«. Auch die Nachrichtenagentur AP, der »Boston Globe« und andere Zeitungen haben über den Tod der Zwillingsschwwestern berichtet.

Bereits am 6. März 2017 hatte SPIEGEL ONLINE den Vorfall gemeldet und dabei einen Artikel der »Washington Post« zitiert.

Der Text von Relotius weicht von anderen Medienberichten in einigen Details ab. So schreibt er, die eine Zwillingsschwester habe puren »Gin«, die andere aber nur »Tonic« ohne Alkohol getrunken - daher die Überschrift. Auch hätten die Zwillinge zuletzt wieder zusammengewohnt und dabei »wie früher in einem Bett« geschlafen.

Das und einiges mehr will Relotius bei einem Telefonat mit Mary erfahren haben, der jüngeren Schwester von Martha und Jean. Ob dieses Telefonat tatsächlich stattgefunden hat und - wenn ja - ob Mary ihm wirklich diese Details erzählt hat, ist angesichts einiger Unstimmigkeiten zweifelhaft. So war weder in einer US-Zeitung noch in der Meldung bei SPIEGEL ONLINE davon die Rede, dass die Zwillinge zusammengewohnt haben.

Bisher ist es nicht gelungen, Mary zu erreichen, um zu klären, ob sie jemals mit Relotius gesprochen hat.

Gesellschaft

Blind Date

Affären. Die FBI-Übersetzerin Daniela Greene sollte den deutschen IS-Kämpfer Denis Cuspert überwachen – stattdessen reiste sie nach Syrien und heiratete ihn. Jetzt versteckt sie sich in den USA. Wer ist diese Frau? Begegnung mit einem Phantom. Von Claas Relotius

Es war der Abend des 1. Mai, ein Montag, als das zweite, neue, unscheinbare Leben von Daniela Greene endete und ihre Vergangenheit sie einholte. Greene, 38 Jahre alt, kam gerade von der Arbeit, sie hatte Sekt in der Bar eines Hotels serviert, wie eine ganz normale Kellnerin. Zu Hause, in ihrer Einzimmerwohnung in einer unauffälligen Stadt im Bundesstaat New York, setzte sie sich vor den Fernseher, schaltete durch das Programm. Und las ihren Namen in den »Breaking News« auf fast allen Kanälen.

Greene saß allein auf ihrem Sofa, sie beugte sich dem Fernseher entgegen. Zuerst sah sie Fotos von sich selbst, mit verpixelttem Gesicht, dann Bilder von einem Mann mit Kalaschnikow in einer Wüste. Sie kannte diese Bilder, sie zeigte Denis Cuspert, einen Deutschen, dem sie vor einiger Zeit sehr nahegekommen war. Sie hörte Ermittler des FBI, die eine »Schande des Geheimdiensts« nannten, Minister der Regierung, die von »Hochverrat« und »Lügen« sprachen. Reporter, die fragten, ob Greene, die schon Fotos mit den langen blonden Haaren, eine islamistische Spionin sei, eine Terroristin des IS, des »Islamischen Staats«.

Wer ist Daniela Greene? Nur Stunden zuvor, während sie Geschäftsleuten im Hotel Cracker mit Käse brachte, hatte der Sender CNN lange unter Verschluss gehaltene Gerichtsakten veröffentlicht. Aus diesen geht hervor, dass Greene, in der Tschechoslowakei geboren, in Deutschland aufgewachsen, nicht in ihrer Kellnerin gewesen war, sondern bis vor drei Jahren, als ihr erstes Leben endete, eine Mitarbeiterin des US-Geheimdienstes FBI. Da geht dieses hervor, dass Greene, im Prozess Terrorabwehr beschäftigt, den Auftrag hatte, den deutschen IS-Kämpfer Denis Cuspert zu überwachen. Dass sie dabei seine Nachrichten und Telefongespräche in Syrien von den USA aus überwacht hatte. Aus den Akten geht auch hervor, dass Daniela Greene im Sommer 2014 die Seiten gewechselt hatte und ein Verhältnis mit Denis Cuspert eingegangen war.



Thematische FBI-Mitarbeiterin Greene. Hochverrat

Die Stadt, in der Daniela Greene heute lebt, hat 30.000 Einwohner und liegt mehr als 3000 Kilometer entfernt von Syrien, mehr als Greene zu Kanada, im nördlichen Rand der USA. Sie war an diesem Ort gezogen, um ihr altes Leben hinter sich zu lassen, das FBI, Denis Cuspert, ihre Schuld und ihre Strafe. Daniela Greene lebt in einem Viertel mit heruntergefallenen »Mittelküllchen« und vielen vor sich stehenden Holzhausern. Sie wohnt in einer einstanzigen Straße, in der ehemalige Familien um holländischen Tag Müll verbrannten und schwarze Wagen aus niedrigen Autos Crack verkaufen. »Finstern geht«, Geltinger, so nennen die Bewohner ihr Viertel, weil die

meisten, die hier wohnen, direkt aus dem Gefängnis kommen. Greene zog vor acht Monaten her. Zwei Jahre lang hatte sie zuvor in Haft gesessen. Die Regierung ließ ihre Verurteilung geheim halten. Amerika und seine Feinde sollten nie erfahren, was sie getan hatte. Daniels Greenes Wohnung liegt im Obergeschoss eines kleinen grünweißen gestrichelten Hauses, ein Zimmer, Küche, Bad, 400 Dollar waren, in der Wohnung unter ihr beiden Kampfbrüder, manchmal kann sie manchmal Schreie oder Schüsse hören. Im vergangenen Winter wurden zwei Strafe weiter zwei Teenager erwischt, aber bis vor zwei Wochen, bis der Name Daniela Greene in den Nachrichten um die Welt ging, stützten sie niemanden fragen.

Das ist seit dem 1. Mai vorbei. Jetzt, Tage danach und seit die »New York Post« ihren Wohnort publiziert, kommen jeden Tag Freunde vorbei, während Greene, die sich mit einem Kämpfer des »Islamischen Staats«, Anwaras schlimmsten Feind, zitiert. Daniela Greene ist dabei zur Projektionfläche für einige der größten Theorien der Gegenwart geworden, es geht um Terror, um den Syrienkrieg, um Überwachung, um Leaks. Und es geht auch noch um ein paar Dinge, die sie aus der Mode geraten: Liebe, Verrat, Gut und Böse.

Es gibt Dokumente, die helfen, einige Kapitel dieser Geschichte zu strahlen, aber nicht alle. Es gibt veröffentlichte Untersuchungsberichte, gelesene Akten der Regierung. Es gibt Menschen, die früher mit Greenes FBI beschäftigt waren und die heute anonym über das wenige sprechen, das sie wissen. Wahrscheinlich kommt zur Greene selbst die ganze Wahrheit, nur sie weiß, was sie bei Denis Cuspert machte. Und was sie dabei fand. Gibt es so ein »Blind Date«? Man kann ihr Haus lange beobachten und auf ein kleines Zeichen warten, dass sie wirklich nach dort wollte. Zur Arbeit geht sie nicht mehr. Es vergehen acht Tage, bis sie einmal ihre Tür öffnet, für ihren Vermieter, der die Miete in bar kassiert. Er wollte mit der Sache nichts zu tun haben, sagt er zu ihr, aber ob sie vielleicht mit einem Journalisten aus Deutschland sprechen



Eingang zu Greenes Wohnhaus. Das ganze Land hat sie mit

Die Geschichte von Daniela Greene ist die Geschichte einer amerikanischen Staatsbürgerin, die sie ist die große Räuberin. Sie handelt von einer Missbefehls des US-Geheimdienstes, die sich mit einem Kämpfer des »Islamischen Staats«, Anwaras schlimmsten Feind, zitiert. Daniela Greene ist dabei zur Projektionfläche für einige der größten Theorien der Gegenwart geworden, es geht um Terror, um den Syrienkrieg, um Überwachung, um Leaks. Und es geht auch noch um ein paar Dinge, die sie aus der Mode geraten: Liebe, Verrat, Gut und Böse.

Es gibt Dokumente, die helfen, einige Kapitel dieser Geschichte zu strahlen, aber nicht alle. Es gibt veröffentlichte Untersuchungsberichte, gelesene Akten der Regierung. Es gibt Menschen, die früher mit Greenes FBI beschäftigt waren und die heute anonym über das wenige sprechen, das sie wissen. Wahrscheinlich kommt zur Greene selbst die ganze Wahrheit, nur sie weiß, was sie bei Denis Cuspert machte. Und was sie dabei fand. Gibt es so ein »Blind Date«? Man kann ihr Haus lange beobachten und auf ein kleines Zeichen warten, dass sie wirklich nach dort wollte. Zur Arbeit geht sie nicht mehr. Es vergehen acht Tage, bis sie einmal ihre Tür öffnet, für ihren Vermieter, der die Miete in bar kassiert. Er wollte mit der Sache nichts zu tun haben, sagt er zu ihr, aber ob sie vielleicht mit einem Journalisten aus Deutschland sprechen

wird? Daniela Greene nickt, aber sie möchte. An diesem Nachmittag im Mai sitzt Daniela Greene auf dem Sofa in ihrer Wohnung wie in einer dunklen Festung. Sie hat beide Wohnzimmer vorliegen, die News geschossen, für alle Kanäle zugewandt. »Das ganze Land haust mich«, sagt sie, in akzentuiertem Deutsch. Ihre Stimme klingt unheimlich ängstlich. Greene Wohnzimmern, das auch ihr Schlafzimmer ist, nicht einfach, aber sauber und geräumig aus. Es macht nicht den Eindruck, als würde sie hier lange bleiben, es hat kaum Möbel mitgebracht, ein Bücherregal, einen Esstisch, einen Hocker und oben das Sofa, vor dem ein kleiner Fernseher am Rand steht. Sie schaltet ihn nicht mehr ein, weil sie versteht, sich selbst in den Nachrichten zu sehen. In ganz Amerika wird über sie berichtet, in Deutschland, Russland und dem Nahen Osten. Die »Times of India« nennt Greene eine »FBI-Agentin, die nach Syrien flüchtete«. Die »Süddeutsche Zeitung« macht sie zur »Lehrerin des Top-Terroristen«. Und die »Washington Times« legt ihren Fall für einen »Affären für das FBI« über und die »New York Times« über sie. Sie hat mit keinem dieser Journalisten gesprochen, und auch das spricht sie nicht mehr als sie kann oder will.

Daniela Greene nickt, aber sie möchte. An diesem Nachmittag im Mai sitzt Daniela Greene auf dem Sofa in ihrer Wohnung wie in einer dunklen Festung. Sie hat beide Wohnzimmer vorliegen, die News geschossen, für alle Kanäle zugewandt. »Das ganze Land haust mich«, sagt sie, in akzentuiertem Deutsch. Ihre Stimme klingt unheimlich ängstlich. Greene Wohnzimmern, das auch ihr Schlafzimmer ist, nicht einfach, aber sauber und geräumig aus. Es macht nicht den Eindruck, als würde sie hier lange bleiben, es hat kaum Möbel mitgebracht, ein Bücherregal, einen Esstisch, einen Hocker und oben das Sofa, vor dem ein kleiner Fernseher am Rand steht. Sie schaltet ihn nicht mehr ein, weil sie versteht, sich selbst in den Nachrichten zu sehen. In ganz Amerika wird über sie berichtet, in Deutschland, Russland und dem Nahen Osten. Die »Times of India« nennt Greene eine »FBI-Agentin, die nach Syrien flüchtete«. Die »Süddeutsche Zeitung« macht sie zur »Lehrerin des Top-Terroristen«. Und die »Washington Times« legt ihren Fall für einen »Affären für das FBI« über und die »New York Times« über sie. Sie hat mit keinem dieser Journalisten gesprochen, und auch das spricht sie nicht mehr als sie kann oder will. Daniela Greene nickt, aber sie möchte. An diesem Nachmittag im Mai sitzt Daniela Greene auf dem Sofa in ihrer Wohnung wie in einer dunklen Festung. Sie hat beide Wohnzimmer vorliegen, die News geschossen, für alle Kanäle zugewandt. »Das ganze Land haust mich«, sagt sie, in akzentuiertem Deutsch. Ihre Stimme klingt unheimlich ängstlich. Greene Wohnzimmern, das auch ihr Schlafzimmer ist, nicht einfach, aber sauber und geräumig aus. Es macht nicht den Eindruck, als würde sie hier lange bleiben, es hat kaum Möbel mitgebracht, ein Bücherregal, einen Esstisch, einen Hocker und oben das Sofa, vor dem ein kleiner Fernseher am Rand steht. Sie schaltet ihn nicht mehr ein, weil sie versteht, sich selbst in den Nachrichten zu sehen. In ganz Amerika wird über sie berichtet, in Deutschland, Russland und dem Nahen Osten. Die »Times of India« nennt Greene eine »FBI-Agentin, die nach Syrien flüchtete«. Die »Süddeutsche Zeitung« macht sie zur »Lehrerin des Top-Terroristen«. Und die »Washington Times« legt ihren Fall für einen »Affären für das FBI« über und die »New York Times« über sie. Sie hat mit keinem dieser Journalisten gesprochen, und auch das spricht sie nicht mehr als sie kann oder will.

Das ist das Jahr 2014, zehn Jahre nachdem in New York die Türme gefallen sind, zwei Jahre nachdem Barack Obama Präsident geworden ist, da befindet sich Greene am

Blind Date

Affären. Die FBI-Übersetzerin Daniela Greene sollte den deutschen IS-Kämpfer Denis Cuspert überwachen – stattdessen reiste sie nach Syrien und heiratete ihn. Jetzt versteckt sie sich in den USA. Wer ist diese Frau? Begegnung mit einem Phantom. Von Claas Relotius

21 | DER SPIEGEL 24/2017, 10.6.2017

Es war der Abend des 1. Mai, ein Montag, als das zweite, neue, unscheinbare Leben von Daniela Greene endete und ihre Vergangenheit sie einholte. Greene, 38 Jahre alt, kam gerade von der Arbeit, sie hatte Sekt in der Bar eines Hotels serviert, wie eine ganz normale Kellnerin. Zu Hause, in ihrer Einzimmerwohnung in einer unauffälligen Stadt im Bundesstaat New York, setzte sie sich vor den Fernseher, schaltete durch das Programm. Und las ihren Namen in den »Breaking News« auf fast allen Kanälen. Greene saß allein auf ihrem Sofa, sie beugte sich dem Fernseher entgegen. Zuerst sah sie Fotos von sich selbst, mit verpixelttem Gesicht, dann Bilder von einem Mann mit Kalaschnikow in einer Wüste. Sie kannte diese Bilder, sie zeigten Denis Cuspert, einen Deutschen, dem sie vor einiger Zeit sehr nahegekommen war. Sie

hörte Ermittler des FBI, die sie eine »Schande des Geheimdiensts« nannten; Minister der Regierung, die von »Hochverrat« und »Lügen« sprachen; Reporter, die fragten, ob Greene, die schöne Frau mit den langen blonden Haaren, eine islamistische Spionin sei, eine Terroristin des IS, des »Islamischen Staats«. Wer ist Daniela Greene? Nur Stunden zuvor, während sie Geschäftsleuten im Hotel Cracker mit Käse brachte, hatte der Sender CNN lange unter Verschluss gehaltene Gerichtsakten veröffentlicht. Aus diesen geht hervor, dass Greene, in der Tschechoslowakei geboren, in Deutschland aufgewachsen, nicht immer Kellnerin gewesen war, sondern, bis vor drei Jahren, als ihr erstes Leben endete, eine Mitarbeiterin des US-Geheimdienstes FBI. Es geht daraus hervor, dass Greene, im Bereich Terrorabwehr beschäf-

tigt, den Auftrag hatte, den deutschen IS-Kämpfer Denis Cuspert zu überwachen. Dass sie dabei seine Nachrichten und Telefongespräche in Syrien von den USA aus observiert hatte. Aus den Akten geht auch hervor, dass Daniela Greene im Sommer 2014 die Seiten gewechselt hatte und ein Verhältnis mit Denis Cuspert eingegangen war, einem Mann, der später in Entauptungsvideos zu sehen sein würde, der seit her schon mehrfach für tot erklärt wurde und dessen Name bis heute auf einer Liste mit weltweit gesuchten Terroristen steht. Greene, die Denis Cuspert, Deutschlands berüchtigtsten Dschihadisten, ausspionieren sollte, so steht es in der Urteilschrift »United States of America v. Daniela Greene«, war nach Syrien gereist und hatte Cuspert, ihr Zielobjekt, geheiratet. Die Stadt, in der Daniela Greene heute lebt, hat 150 000 Einwohner und liegt

mehr als 9000 Kilometer entfernt von Syrien, nahe der Grenze zu Kanada, am nordöstlichen Rand der USA. Sie war an diesen Ort gezogen, um ihr altes Leben hinter sich zu lassen; das FBI, Denis Cuspert, ihre Schuld und ihre Strafe.

Daniela Greene lebt in einem Viertel mit herunterhängenden Stromleitungen und vielen leer stehenden Holzhäusern. Sie wohnt in einer steil ansteigenden Straße, in der somalische Familien am helllichten Tag Müll verbrennen und schwarze Jungen aus mächtigen Autos Crack verkaufen. »Prison gate«, Gefängnistor, so nennen die Bewohner ihr Viertel, weil die meisten, die hier wohnen, direkt aus dem Gefängnis kommen.

Greene zog vor acht Monaten her. Zwei Jahre lang hatte sie zuvor in Haft gesessen. Die Regierung ließ ihre Verurteilung geheim halten. Amerika und seine Feinde sollten nie erfahren, was sie getan hatte.

Daniela Greenes Wohnung liegt im Obergeschoss eines kleinen grünweiß gestrichenen Hauses, ein Zimmer, Küche, Bad, 450 Dollar warm. In der Wohnung unter ihr bellen Kampfhunde, manchmal kann sie draußen Schreie oder Schüsse hören. Im vergangenen Winter wurden eine Straße weiter zwei Teenager ermordet, aber bis vor zwei Wochen, bis der Name Daniela Greene in den Nachrichten um die Welt ging, stellte ihr niemand Fragen.

Das ist seit dem 1. Mai vorbei. Jetzt, Tage danach und seit die »New York Post« ihren Wohnort publizierte, kommen jeden Tag Fremde vorbei, wütende Amerikaner, die vorher nie in diesem Viertel waren. Sie klopfen an ihre Tür, schleichen ums Haus, in den Hinterhof. Sie rufen »Schlampe« oder »Hure«, malen das Wort »Traitor«, Verräterin, in roter Farbe an Greenes Wohnung.

Jetzt parken schräg gegenüber Streifenwagen. Die Polizisten, die in den Autos sitzen und Greene bewachen, die wütenden Gaffer, die Nachbarn unter Greene, arbeitslose Latinos, sie alle haben ihre Theorien über diese Frau, die sich seit Tagen in dem Haus versteckt, sie tauschen Mutmaßungen aus, Gerüchte.

Manche behaupten, Greene sei eine Bedrohung für Amerika, eine Frau vom Heimatschutz, die einen Terroristen liebte und zum »Islamischen Staat« überlief. Andere glauben, es sei nichts so, wie es scheine, und Greene sei in Wahrheit eine Agentin, die den Deutschen, den sie in Syrien heiratete, in eine Falle locken sollte. Ihr Anwalt, ein Verteidiger aus Washington, der verpflichtet ist zu schweigen, sagt: Greene ist eine kluge, aber naive Frau, die in etwas hineingeraten ist, das sehr viel größer ist als sie selbst.

Die Geschichte von Daniela Greene ist die Geschichte einer amerikanischen

Staatsaffäre, und sie ist ein großes Rätsel. Sie handelt von einer Mitarbeiterin des US-Geheimdiensts, die sich mit einem Kämpfer des »Islamischen Staats«, Amerikas schlimmstem Feind, einließ. Daniela Greene ist dabei zur Projektionsfläche für einige der großen Themen der Gegenwart geworden, es geht um Terror, um den Syrienkrieg, um Überwachung, um Leaks. Und es geht auch noch um ein paar Dinge, die nie aus der Mode geraten: Liebe, Verrat, Gut und Böse.

Es gibt Dokumente, die helfen, einige Kapitel dieser Geschichte zu erzählen, aber nicht alle. Es gibt veröffentlichte Untersuchungsberichte, geleakte Akten der Regierung. Es gibt Menschen, die früher mit Greene beim FBI beschäftigt waren und die heute anonym über das wenige sprechen, das sie wissen. Wahrscheinlich kennt nur Greene selbst die ganze Wahrheit, nur sie weiß, was sie bei Denis Cuspert suchte. Und was sie dabei fand.

Gibt es sie überhaupt? Man kann ihr Haus lange beobachten und auf ein klares Zeichen warten, dass sie wirklich noch dort wohnt. Zur Arbeit geht sie nicht mehr. Es vergehen acht Tage, bis sie einmal ihre Tür öffnet, für ihren Vermieter, der die Miete in bar kassiert. Er wolle mit der Sache nichts zu tun haben, sagt er zu ihr, aber ob sie vielleicht mit einem Journalisten aus Deutschland sprechen würde? Daniela Greene zögert, aber sie möchte.

An diesem Nachmittag im Mai sitzt Daniela Greene auf dem Sofa in ihrer Wohnung wie in einer dunklen Festung. Sie hat beide Wohnungstüren verriegelt, alle Fenster geschlossen, fast alle Jalousien zugezogen. »Das ganze Land hasst mich«, sagt sie, in akzentfreiem Deutsch. Ihre Stimme klingt unsicher, ängstlich.

Greenes Wohnzimmer, das auch ihr Schlafzimmer ist, sieht einfach, aber sauber und geordnet aus. Es macht nicht den Eindruck, als wollte sie hier lange bleiben, sie hat kaum Möbel reingestellt, ein Bücherregal, einen Esstisch, einen Hocker und eben das Sofa, vor dem ein kleiner Fernseher am Boden steht. Sie schaltet ihn nicht mehr ein, weil sie fürchtet, sich selbst in den Nachrichten zu sehen. In ganz Amerika wird über sie berichtet, in Deutschland, Russland und dem Nahen Osten. Die »Times of India« nennt Greene eine »FBI-Agentin, die nach Syrien flüchtete«. Die »Süddeutsche Zeitung« macht sie zur »Gattin des Top-Terroristen«. Und die »Washington Times« hält ihren Fall für einen »Albtraum für das FBI«. Überall sind die Berichte voller Rätsel um sie. Sie hat mit keinem dieser Journalisten gesprochen, und auch dem SPIEGEL sagt sie nicht mehr als sie kann oder will.

Daniela Greene trinkt kalten Kaffee aus einer Herzchentasse. Sie trägt Jeans, einen Kapuzenpullover, das blonde Haar zum

Zopf gebunden. Ihre Augen sehen müde aus. Sie sagt, sie habe seit Tagen nicht geschlafen. Ständig klingelt ihr Handy. Es sind alte Kollegen vom FBI, sie fragen, ob die Geschichte wahr sei, ob sie wirklich einen Terroristen liebte?

Man kann Daniela Greene in ihrem Wohnzimmer gegenüber sitzen, ihr in die Augen sehen und ihr genau diese Fragen stellen, aber sie schweigt, gibt keine Antwort. Sie habe noch zwei Jahre Bewährung und dürfe nicht über ihren Fall sprechen. »Es ist zu gefährlich«, sagt sie, »für mich und für meine Familie.«

Daniela Greene, so steht es in ihrem Lebenslauf, ist in einer Stadt in Bayern aufgewachsen, zur Schule gegangen, sie hat in Deutschland Abitur gemacht. Die Stadt, in der ihre Familie wohnte, sagt sie, liege »in der Nähe eines großen Sees«, aber welche es ist, sagt sie nicht. Greene sagt auch nicht, ob ihre Eltern heute noch dort leben. Sie sagt nur, dass sie Kontakt zu ihnen hat.

Ihr Weg nach Amerika, zum FBI, begann vor 14 Jahren. Sie war Mitte zwanzig, verheiratet mit Matthew Greene, einem US-Soldaten, der in Deutschland stationiert war und nach Oklahoma versetzt wurde. Greene folgte ihrem Ehemann. Sie studierte Geschichte in den USA. Fünf Jahre später machte sie in Clemson, South Carolina, ihren Abschluss.

Es ist das Jahr 2011, zehn Jahre nachdem in New York die Türme gefallen sind, zwei Jahre nachdem Barack Obama Präsident geworden ist, da bewirbt sich Greene um eine Stelle als Übersetzerin beim FBI. Sie spricht drei Sprachen fließend, Englisch, Tschechisch, Deutsch, sie will dem Inlandsgeheimdienst dienen. Ein Professor schreibt ihr mehrere Empfehlungen. Sie bekommt einen Vertrag. Der Einsatz als Linguistin konzentriert sich auf Ermittlungen im Ausland. Sie soll fremdsprachige Hinweise für Agenten übersetzen. Sie wird nicht festangestellt, nicht verbeamtet, aber in ihrem Ausweis steht »Top Secret Security Clearance«, die höchste Sicherheitsfreigabe für ihren Bereich. Sie erhält Zugang zu Geheiminformationen.

Drei Jahre arbeitet Greene für das FBI in Indianapolis, Indiana. Sie übersetzt Dokumente, analysiert Tonbänder und Textnachrichten. Ihr Mann wird an wechselnden Stützpunkten im Land stationiert. Irgendwann zerbricht ihre Beziehung.

Etwa sechs Monate später, im Januar 2014, erhält Greene einen Anruf des FBI in Detroit. Die Einheit für Terrorabwehr brauche ihre Hilfe, heißt es, es gehe um einen Sonderauftrag. Der Auftrag trägt den Namen »Denis Mamadou Gerhard Cuspert«. Es ist der Name eines 38-jährigen Deutschen. Er hat noch zwei andere Namen: »Deso Dogg«, als solcher trat er früher auf Berliner Hip-Hop-Bühnen auf.

Und »Abu Talha al-Almani«, so nennt er sich, seit er zum Salafismus konvertiert ist.

Daniela Greene soll die Kommunikation des Deutschen überwachen. Das FBI hat Informationen, dass Cuspert nach Syrien gereist ist. Es hat Hinweise, dass er dort zum Dschihadisten wurde, zum Anhänger des IS.

Greenes Arbeit in Detroit unterliegt der höchsten Geheimhaltungsstufe. Ihre Einheit hackt sich in Onlinekonten, stößt auf zwei Skype-Zugänge, über die Cuspert von Syrien aus telefoniert und chattet. Greene verfolgt seine Kommunikation auf Deutsch bald in Echtzeit. Sie liest mit, was er schreibt, hört mit, was er sagt.

Daniela Greene ist mit Cusperts Akte vertraut, sie weiß, dass seine Mutter, eine Deutsche, in Berlin-Kreuzberg Toiletten reinigt und dass sein Vater, ein Ghanaer, vor seiner Geburt abgeschoben wurde. Greene weiß auch, dass Cuspert als Junge die Musik von Tina Turner und Kassetten von Bibi Blocksberg liebte; dass er seinen Stiefvater, einen prügelnden US-Soldaten, hasste und dass er wegen Drogendelikten mehrfach inhaftiert war. Ihr Zielobjekt ist ein ehemaliger Kleinkrimineller, ein gescheiterter Rapper, der nun für den IS Kämpfer rekrutiert.

Greene sieht YouTube-Videos, auf denen Cuspert mit einem Jeep durch die Wüste fährt und vom heiligen Krieg gegen den Westen schwärmt. Sie sieht, wie Cuspert vor einem Wasserfall kniet, ein dunkelhäutiger Mann in Sandalen, Tarnweste und schwarzem Gewand, er lacht wie ein Junge und ruft: »Dschihad macht Spaß!«

Im April 2014, keine drei Monate bevor Daniela Greene die USA verlassen und unbemerkt nach Syrien reisen wird, taucht im Netz ein einstündiger Film auf, eine Videobotschaft von Denis Cuspert. Er schwört dem »Islamischen Staat« die Treue und sagt: »Niemand kann diesen Staat aufhalten. Wir werden ihn bauen, bis er Washington erreicht, Obama!« Cuspert führt zwei Finger an seinen Hals wie eine Klinge.

Etwa zur gleichen Zeit beginnt Daniela Greene etwas zu tun, was ihr Auftrag beim FBI nicht vorsieht, wozu sie keine offizielle Freigabe, keinerlei Erlaubnis hat: Sie liest nicht mehr nur Cusperts Nachrichten, sie beginnt, ihm selbst zu schreiben.

In Greenes Akte steht, dass sie Cusperts Kommunikation über zwei Skype-Konten verfolgte, aber auch, dass sie irgendwann über ein drittes Skype-Konto persönlich mit ihm kommunizierte. Ihre Einheit beim FBI, so steht es in der Akte 1:14-cr-00230-RC, weiß nichts von einem dritten Konto, niemand außer Greene weiß angeblich von ihrer heimlichen Kontaktaufnahme.

Aus den durchgesickerten Gerichtsdokumenten geht nicht hervor, was Greene

schreibt und was Cuspert ihr antwortet, obwohl diese Korrespondenz dem FBI heute bekannt sein muss. Es geht nicht hervor, wie regelmäßig sie chatten, ob sie sich auch E-Mails schreiben oder telefonieren. Es geht nur hervor, dass Greene zwei Monate später eine Reise plant, um »Individual A«, so wird Cuspert in den Dossiers des FBI genannt, in Syrien zu treffen.

Am 11. Juni 2014 bittet Greene ihren Vorgesetzten um kurzfristigen Urlaub. Sie sagt, sie wolle nach München fliegen, um ihre Eltern zu besuchen. Wie alle Mitarbeiter der Nationalen Sicherheit muss sie einen Antrag stellen, um ausreisen zu dürfen. Sie füllt das Formular FD-772 an ihrem Rechner im Büro aus, Reisegrund: »Want to see my family«. Als Rückreisdatum gibt sie den 4. Juli ein, den amerikanischen Unabhängigkeitstag. Ihr Antrag wird genehmigt. Aber Daniela Greene tritt diese Reise niemals an.

Am 13. Juni 2014, zwei Tage nachdem sie den Antrag eingereicht hat, wird ein zweiter Flug gebucht zu Lasten von Greenes privater Bankkarte, aber nicht nach München, sondern in den Süden der Türkei, es ist ein One-Way-Ticket, ohne Rückflug. Es ist nicht klar, warum Greene zwei Flüge bucht, ob sie tatsächlich dachte, sie könne damit ihren wahren Zielort verschleiern. Klar ist nur, dass sie zehn Tage später, wie Passagierlisten belegen, in eine Maschine nach Toronto steigt. Sie nimmt den Flug Air Canada 7310, fliegt von Toronto weiter nach Istanbul, von Istanbul weiter nach Gaziantep, eine türkische Millionenstadt, 50 Kilometer entfernt von Syrien.

In Gaziantep, so hat es Greene mit Cuspert vor ihrer Ausreise verabredet, wartet sie auf eine Kontaktperson, die sie zu ihm über die Grenze bringt. Etwa vier Tage später, wohl am 27. Juni, trifft Greene in Syrien Denis Cuspert. Dann, so steht es in den Gerichtsakten, heiratet sie ihn, nach islamischem Recht. Man erfährt nicht, wo. Man erfährt nicht, ob gefeiert wurde, wer dabei war. Man erfährt nicht, warum.

Daniela Greene spricht heute, fast drei Jahre später, kein Wort über das, was in ihrer Akte steht. Sie hat alle Vorgänge, die darin dokumentiert sind, persönlich unterschrieben. Aber sie verrät nicht, warum sie tat, was sie getan hat.

Im Flur ihrer Wohnung liegt ein beigefarbener Teppich, nicht zum Beten, sondern um Schuhe darauf abzustellen. An den Wänden ihres Wohnzimmers hängt keine Sure, kein Glaubensbekenntnis zu Allah, sondern eine Urkunde mit Lorbeerblatt. Es ist eine Auszeichnung aus Studienzeiten. Ihre Abschlussarbeit als Historikerin trägt den Titel »Rassistische Motivationen für die französische Kollaboration während des Zweiten Weltkriegs«. Die Arbeit

ist 118 Seiten lang und handelt von der Zusammenarbeit mit Feinden.

Denis Cuspert, der Mann, den Greene in Syrien heiratete, hat nie einen Schulabschluss gemacht. Auf den Videos, die Greene vor ihrer Reise nach Syrien studiert haben muss, spricht er schlechtes, aggressives Deutsch.

Würde eine Frau wie Greene den Worten eines Mannes wie Cuspert verfallen? Würde sie ihm ohne Rückflugticket nachreisen? Würde sie ihn, der gegen Menschen wie sie Krieg führt, aus Liebe heiraten und ihr ganzes Leben dafür opfern? Was für eine Liebe soll das sein? Bekannt ist, dass es Frauen gibt, die Liebesbriefe an zum Tode verurteilte Gewaltverbrecher schreiben, sie sogar heiraten; dass es Frauen gibt, die eine sexuelle Neigung zu Mördern und Gewalttätern verspüren. Ist Daniela Greene so eine Frau?

Sie schweigt. Es ist stickig und warm in ihrer Wohnung. Sie öffnet eines der drei Fenster, die zur Straße führen. Ihr Blick fällt auf eine Gruppe von Nachbarn, die mit Polizisten über sie reden. Sie sieht auch einen der Nachbarn aus der Wohnung unter ihr, einen Mann mit großem Bauch und kurz rasiertem Haar. Sein Name ist José Reyes, er stammt aus Puerto Rico, hat Tattoos auf beiden Unterarmen und einen Pitbull, den er »El Chapo« nennt.

Wer sich mit Reyes, 41, über Daniela Greene unterhält, wer vor dem Haus mit ihm über sie redet, der erfährt nichts über ihren Fall, aber einiges über den Menschen, der sie in den vergangenen acht Monaten zu sein schien.

Seit Greene in dieses Viertel zog, erzählt Reyes, habe sie jeden Morgen, wenn er mit einem Bier auf der Veranda saß, gelächelt und begrüßt. Er habe ihr erzählt, dass er an einem Methadonprogramm teilnehme. Sie habe ihm gesagt, dass sie aus dem Gefängnis komme, aber er habe sie nie gefragt, warum sie im Gefängnis gewesen sei.

Daniela, so weiß Reyes, empfing selten Besuch in ihrer Wohnung. Oft hörte er Musik von oben, Beyoncé und Justin Timberlake. An Feiertagen band Greene die US-Flagge an die Haustür, die einzige im ganzen Viertel. An Wochenenden fuhr sie mit dem Bus zum Yoga. Reyes hatte keine Ahnung, was Yoga ist, aber für ihn klang es nach Arbeit, er wünschte ihr viel Erfolg. Manchmal, wenn Greene neben dem Haus Blumen pflanzte und »El Chapo« plötzlich von hinten bellte, erzählt Reyes, zuckte alles an ihr zusammen. »Sie wirkt wie ein guter, reiner Mensch«, sagt er, »sie ist unschuldiger als wir alle zusammen.«

José Reyes glaubt nicht, dass Greene mit dem Terroristen aus dem Fernsehen durchbrennen wollte. Er fragt sich jetzt jeden Tag, ob die Regierung etwas mit ihr

in Syrien vorhatte, ob seine Nachbarin mit einem Geheimauftrag ermittelte?

In Greenes geleakter Akte, in der vieles geschwärzt ist, steht kein Wort über eine Mission. Offiziell war Greene nur eine einfache Übersetzerin, keine ausgebildete Agentin. »Wer weiß, was in ihr vorging«, sagt Reyes, »vielleicht sah sie auch etwas in dem Typen, vielleicht wollte sie ihn bekehren und vor dem IS retten?«

Das FBI wusste viel über Daniela Greene, aber nicht, ob sie zu spontanen Alleingängen neigte. Noch ehe Greene einen Vertrag bekam, stellten Ermittler ihr Leben auf den Kopf, sprachen mit Menschen aus ihrem Umfeld, durchleuchteten ihre Mitgliedschaften, Versicherungen, Mietverträge. Alles, was sie fanden, war ein jahrealter Eintrag im Verkehrsregister, wegen Fahrens ohne Führerschein. Ihre Vorgesetzten, die sie nicht Daniela, sondern Dani nannten, vertrauten ihr. Sie dachten, sie zu kennen.

Im Sommer 2014, nachdem Greene die Grenze nach Syrien überquert hat, vergeht etwa eine Woche, dann kommen den Ermittlern in Detroit Zweifel. Skype-Nachrichten, die Greene angeblich aus dem Urlaub bei ihren Eltern schreibt, wecken einen Verdacht. Es sind Kollegen aus Greenes Einheit, denen auffällt, dass die Nachrichten nicht aus München gesendet werden, sondern aus Rakka, der Hochburg des IS. Computeranalysten orten den Rechner, an dem Greene schreibt, bald noch präziser: Ihre Netzadresse und die Adresse, die Denis Cuspert für Skype verwendet, stellen sie fest, sind identisch. Greene und Cuspert nutzen dasselbe Netzwerk, wahrscheinlich denselben Rechner.

In den Gerichtsakten steht, dass sie mindestens zehn Tage am selben Ort miteinander leben. In den Akten steht auch, dass Greene Cuspert über ihren Auftrag beim FBI informiert und darüber, dass der Geheimdienst Ermittlungen gegen ihn führt. Es vergehen fast zwei Wochen, die Greene offenbar an der Seite von Cuspert verbringt, erst dann sendet sie E-Mails in ihre Heimat, Nachrichten voller Reue.

Am 8. Juli 2014 schreibt sie auf Englisch einer Person, deren Name in den Akten geschwärzt ist: »Ich war schwach und wusste einfach nicht mehr weiter. Ich habe diesmal wirklich Mist gebaut.«

Einen Tag später, am 9. Juli 2014: »Ich bin fort und kann nicht zurückkommen. Ich bin in Syrien. Manchmal wünschte ich, ich könnte einfach zurückkommen. Ich wüsste nicht mal, wie ich durchkommen sollte, wenn ich es versuchen würde. Ich bin in einer sehr harten Umgebung, und

ich weiß nicht, wie lange ich hier überleben werde, aber es spielt keine Rolle, es ist alles ein wenig zu spät.«

Zur gleichen Zeit, Mitte Juli, erscheint Denis Cuspert auf einem Propagandavideo des »Islamischen Staats«. Es zeigt ihn auf einem Schlachtfeld nahe Homs, 300 Kilometer entfernt von Rakka. Er schlägt mit seinem Schuh auf den Kopf eines Toten ein.

Sieben Tage später, am 22. Juli 2014, schreibt Greene jemandem, der ihre Eltern zu kennen scheint: »Bin nicht sicher, ob sie es dir gesagt haben. Aber ich werde wahrscheinlich für lange Zeit ins Gefängnis gehen, wenn ich zurückkomme, aber so ist das Leben, ich wünschte, ich könnte eines Tages die Zeit zurückdrehen. So Gott will, kann ich etwas arrangieren, aber es ist besser, meiner Mutter in meiner Muttersprache zu schreiben, wenige Leute können das lesen.«

18 Tage später, am 6. August 2014 und nur sechs Wochen nach ihrem Verschwinden, kehrt Daniela Greene aus Syrien in die USA zurück. Sie wird vom FBI verhaftet und bekennt sich sofort schuldig. Sie kooperiert, so wird es vermerkt, »andauernd und substantiell«. Sie muss in Syrien einiges gesehen, viel über Denis Cuspert und den »Islamischen Staat« erfahren haben. Die Informationen, die sie besitzt, müssen für Amerika von hohem Wert sein, denn Greene wird nicht wegen Geheimnisverrats angeklagt, nicht zu jahrzehntelanger Haft verurteilt. Das Bundesgericht belässt ihre Strafe, auf schriftlichen Antrag der Regierung, bei nur zwei Jahren Gefängnis, wegen »Falschaussagen im Zusammenhang mit internationalem Terrorismus«.

Im November 2014, zwei Monate nachdem Daniela Greene ihre Haft antritt, stellt der »Islamische Staat« ein Video ins Netz, eine neue Botschaft von Denis Cuspert. Er steht wieder in einer Wüste, irgendwo in Syrien, vor ihm liegen Männer mit verbundenen Händen, aus ihren Kehlen quillt Blut. Cuspert steigt über sie hinüber, er sagt: »Sie haben den ‚Islamischen Staat‘ bekämpft. Wir haben die Todesstrafe über sie verhängt.« Er kniet nieder, nimmt einen abgetrennten Kopf in die Hand und legt ihn auf eine Leiche.

In der Akte »United States of America v. Daniela Greene« steht keine Zeile darüber, auf welchem Weg und mit wessen Hilfe Daniela Greene die Flucht aus Syrien gelang. Es gibt keinen Hinweis, wie sie Cuspert einfach verlassen und dem IS entkommen konnte. Es müsse sich, so heißt es nur an einer Stelle lapidar, um einen

»Glücksfall« gehandelt haben.

Während Daniela Greene im Gefängnis sitzt, stuft das Pentagon Denis Cuspert als »globalen Terroristen« ein, als Bedrohung für Amerika. Im Oktober 2015 meldet es seinen Tod durch einen US-Luftangriff nahe Rakka. Neun Monate später, genau einen Tag bevor Daniela Greene aus ihrer Haft entlassen wird, widerruft das Pentagon die Meldung. Man habe Informationen, heißt es, Cuspert sei immer noch am Leben. Das heißt es bis heute.

Es wird später Nachmittag in Daniela Greenes Wohnung. Sie wird merklich unruhig, das Gespräch hat zwei Stunden gedauert, sie sagt, dass bald noch jemand vorbeikommen werde, und begleitet den Besucher zur Tür. Draußen auf der Straße steht José Reyes immer noch mit ein paar anderen Nachbarn. Kurze Zeit später parkt direkt vor dem Haus ein SUV mit verdunkelten Fensterscheiben, auf dem Kennzeichen steht »US Government«. Eine Frau im Hosenanzug steigt aus dem Auto, sie klingelt an Greenes Tür.

Es dauert ein paar Minuten, dann öffnet Daniela Greene und verlässt nach Tagen erstmals ihre Wohnung. Sie hält eine Kiste mit Ordnern in beiden Händen, trägt eine grüne Sommerjacke, eine Sonnenbrille und eine weiße Schirmmütze. Sie geht vorbei am Briefkasten neben der Haustür, aus dem nun eine Amerikaflagge hängt.

José Reyes, der Puerto Ricaner, hat den Sternenbanner darin eingeklemmt. Er glaubt, dass Greenes Name eines Tages in den Geschichtsbüchern stehen werde als der einer Amerikanerin, die dem »Islamischen Staat« ins Auge blickte und lebend wiederkehrte. Er ist nicht wütend, sondern stolz auf seine Nachbarin. Reyes steht ein paar Meter entfernt und redet jetzt auf Spanisch zu ihr, damit die Frau von der Regierung ihn nicht verstehen kann.

Er sagt: »Okay Dani, vielleicht hast du einen Fehler gemacht, einen ziemlich großen Fehler. Aber du warst in der Hölle und hast über diese Schweine ausgepackt. Vielleicht warst du eine Verräterin, vielleicht auch nicht«, ruft Reyes, »ahora eres una heroína maldita«, jetzt bist du eine verdammte Heldin.

Daniela Greene, eine geheimnisvolle Frau mit vielen Talenten, war früher Übersetzerin, aber sie spricht kein Spanisch und antwortet nicht. Sie stellt die Kiste mit den Ordnern in das Auto, steigt auf den Beifahrersitz. Es ist der 17. Mai 2017. Der Regierungswagen fährt langsam die steile Straße hinunter. Seither ist Daniela Greene verschwunden. Bis heute, drei Wochen danach, hat José Reyes sie nicht zurückkehren sehen.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Relotius beschreibt in diesem Text einen Besuch bei Daniela Greene, die als FBI-Mitarbeiterin in den USA die elektronische Kommunikation des deutschen IS-Kämpfers und Ex-Rappers Dennis Cuspert (»Deso Dogg«) überwachen sollte. Greene hatte offenbar ohne Wissen ihrer Vorgesetzten mit Cuspert Kontakt aufgenommen, war im Sommer 2014 zu ihm nach Syrien gereist und hatte ihn dort geheiratet, bevor sie unter unbekanntem Umständen wieder in die USA zurückkehrte und verhaftet wurde. Nach einer zweijährigen Haftstrafe lebte sie im Norden der USA, als ihr Fall und ihr damaliger Wohnort Anfang Mai 2017 durch Berichte in US-Medien bekannt wurden.

Die im Text genannten Fakten zum Fall Greene/Cuspert sind weitgehend überprüfbar. Sie stammen zum Teil aus US-Gerichtsakten. Diese wurden allerdings nicht, wie Relotius schreibt, »lange unter Verschluss gehalten«, sondern bereits 2015 auf richterlichen Beschluss der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und 2017 vom Sender CNN in einem ausführlichen Bericht aufgegriffen.

Ob Relotius ein persönliches Gespräch mit Daniela Greene führte, ist unsicher. Zu Beginn seines Textes beschreibt er - ohne Angabe einer Quelle - szenisch, wie Greene am Abend des 1. Mai

zu Hause vor ihrem Fernsehgerät erstmals wahrgenommen habe, dass über ihren Fall berichtet wurde (»Greene saß allein auf ihrem Sofa, sie beugte sich dem Fernseher entgegen«). Sicher ist, dass Relotius zu diesem Zeitpunkt nicht dort war. Er flog erst am 9. Mai aus Deutschland in die USA.

Relotius schreibt, er habe acht Tage Greenes Haus beobachtet, ohne ihr zu begegnen. Kurz bevor sie am 17. Mai von einem Fahrzeug mit Regierungskennzeichen weggebracht worden sei, habe sie ihn noch zu einem zweistündigen Gespräch in ihrer Wohnung empfangen. Fakten zu ihrem Fall, die nicht schon aus anderen Quellen bekannt waren, berichtet Relotius aus diesem Gespräch nicht. Stattdessen beschreibt er in vielen Einzelheiten, wie Greenes Wohnung ausgesehen haben soll und wie ihre Befindlichkeit gewesen sei. »Das ganze Land hasst mich«, soll Greene »in akzentfreiem Deutsch« gesagt haben. Nachprüfbar ist das nicht, Greenes aktueller Aufenthaltsort ist nicht bekannt.



In einer kleinen Stadt

Weltanschauungen Die Kleinstadt Fergus Falls in Minnesota ist typisch für das ländliche Amerika, das Trump zum Präsidenten machte. Wer sind die, die dort leben? Ein Monat unter Menschen, die sonntags für Donald Trump beten. *Von Claas Relotius*

Der Bus nach Fergus Falls fährt von Minneapolis nach Norden, vorbei an zugefrorenen Seen, vereisten Strommasten und Ackerland. Flach bis an den Horizont. Nach dreieinhalb Stunden biegt der Bus vom Highway ab auf eine schmale, abfallende Straße, rollt zu auf einen dunklen Wald, der aussieht, als würden darin Drachen hausen. Am Ortseingang, kurz vor dem Bahnhof, steht ein Schild mit dem amerikanischen Sternenbanner, darauf steht: »Welcome to Fergus Falls – Home of damn good folks«, Heimat verdammt guter Leute.

An einem Dienstagmorgen im Januar, vier Tage nachdem Donald Trump als Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt worden ist, steht neben dem Willkommensschild am Ortseingang noch ein zweites Schild, halb so hoch, aber kaum zu übersehen. Jemand muss es in der Dun-

kelheit aufgestellt haben. Auf diesem Schild, aus dickem Holz in den gefrorenen Boden getrieben, steht in großen, aufgemalten Buchstaben: »Mexicans Keep Out« – Mexikaner, bleibt weg.

Fergus Falls liegt im Westen Minnesotas, zwischen den Bundesstaaten Wisconsin und North Dakota, am nördlichen Rand der USA. Die Jahresdurchschnittstemperatur nahe der Grenze zu Kanada liegt bei plus 3 Grad Celsius, im Winter bei minus 20 Grad. Von den Hochhäusern New Yorks und den Stränden San Franciscos sind es mehr als 2200 Kilometer bis nach Fergus Falls. Von El Paso, der mexikanischen Grenze, braucht ein Auto 22 Stunden.

Wie viele Mexikaner zieht es in diese Gegend? Wer stellt hier so ein Schild auf?

Auf der Landkarte Amerikas ist Fergus Falls ein fast unsichtbarer Punkt inmitten blauer Seen. Auf diesem Fleck leben etwa 13.000 Menschen, zu 96 Prozent Weiße. Die meisten von ihnen sind hier geboren, aufgewachsen, viele haben Minnesota und den Mittleren Westen nie verlassen. 40 Jahre lang, bei zehn Präsidentschaftswahlen in Folge, stimmten die Bewohner von Fergus Falls für einen Kandidaten der Demokraten. Bei der letzten Wahl, im vergangenen November, wählten sie Donald Trump.

Da war Andrew Bremseth, der City-Administrator, der ihm seine Stimme gab; er fürchtete, Hillary Clinton würde ihm seine Waffen nehmen. Da war Neil Becker, ein Arbeiter, der sein Leben lang Kohle geschaukelt hatte und eines Tages seine Partei, die Demokraten, nicht mehr verstand.

Der Präsident auf Fox News

»Amerika wird wieder freier« – greifen sie die Worte

Der Mensch, der die Laute in Fergus Falls am besten kennt, sagt mit die ersten Be-

Gewalt

Entwicklungsplan in Fergus Falls
»Nein, kein Ort«
wohnt, mit denen ich sprach, habe dem weiß nicht über das Denken. Es ist nicht, wie Angela Merkel ist, er sagt, er habe noch nie von ihr gehört, aber er weiß nicht über das Denken. Es ist nicht, wie Angela Merkel ist, er sagt, er habe noch nie von ihr gehört, aber er weiß nicht über das Denken. Es ist nicht, wie Angela Merkel ist, er sagt, er habe noch nie von ihr gehört, aber er weiß nicht über das Denken.

Sein Zimmern ist ein Raum im Erdgeschoss, im Eingang steht ein ausgeleertes Wägelchen. Er selbst sitzt hinter einem Schreibtisch, an dem ein kleiner Fernseher. Es ist ein Morgen Ende-Januar, auf CNN redet Donald Trump, und Andrew Bremseth, ein Mann mit grauhäutigen Zügen und einem Namensschild auf der Brust, spricht von Behring.

»Fergus fällt auf Trump gewartet«, sagt er. »Obama war für Banken, Schwule und Studenten da, aber nicht für ganz normale Menschen. Damit ist jetzt Schluss: Trump wird allen in den Arsch treten.«

Andrew Bremseth, dunkelblondes Haar, rötlicher Akzent, ist 27 Jahre alt, der jüngste City-Administrator in ganz Minnesota. Er trägt ein graues Kurzarmhemd, an seinem Gürtel kleben ein Holter-Sensordaten, ein Pulswatch, ein Kälber-9-Millimeter, habe den sein Vater zu Weihnachten geschenkt, sagt er. Er besitzt zu Hause noch zwei Gewehre, damit schreie er Wölfe, Füchse und manchmal sogar Wölfe, Obama und Clinton hatten Wölfe ohne Wildförsterei verheeren wollen, aber die Menschen hier, sagt Bremseth, haben das Jagen, sie jagen schöne Wölfe, und sie haben Verdrängung aus Washington?

»90 Prozent der Stimmberechtigten von Fergus Falls haben Trump gewählt. Bremseth hat das Wahlergebn in sein Büro gehängt wie einen Beweis. Über das Schild, das vor ein paar Tagen am Ortseingang gestanden hatte, »Mexicans Keep Out«, redet er nicht gern. Er selbst habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, sagt er. Wählerrecht waren es nur dünne Klischee, sagt er. »Mexikaner sind hier sehr willkommen.«

Andrew Bremseth ist in Fergus Falls geboren und zur Highschool gegangen. Da mal, so erzählt er, wählten noch alle die Demokraten. Er ging zum Studienort fort nach South Dakota, jedes Wochenende pendelte er nach Hause. Er studierte Politikwissenschaften, las Übersetzungen von Rousseau und Montaigne. Seine Zimmermädchen im Wohnheim hielten nichts von seinem Hip-Hop und amüsierte sich mit Mädchen. Bremseth hielt sich die Ohren zu.

Vier Monate später kehrte er zurück nach Fergus Falls, er zog hier in ein Haus mit vier Zimmern. Die Stadt suchte einen Verwalter, einen, der sich um alles kümmert, um Sicherheit, Bildung und Bevölkerung, so etwas wie einen Hausmeister.

Andrew Bremseth würde gerne bald heiraten, sagt er, aber er war noch nie mit seiner Frau zusammen. Er war auch noch nie am Meer. Er träumt davon, irgendwohin zu

Das Land, auf dem Fergus Falls gebaut wurde, regierten nicht immer Weiße oder Christen. Unter anderem es Indianer, Dakota, ein Stamm der Sioux. Erst später, als Pelzjäger sie vertrieben, kamen Pflanzlinge aus Norwegen und Deutschland dorthin. 1857, vor genau 160 Jahren, gründeten sie eine Gemeinde und nannten sie Fergus Falls.

Das Wappentier der Stadt ist ein Otter, sie gehört noch zum Otter Tail County. Das durchschnittliche Jahreseinkommen beträgt etwa 28000 Dollar. Es gibt Arbeitslosigkeit und Kapitalstrafen, aber kaum heruntergekommene Häuser, kaum leer stehende Flächen wie drüben im Just Belt, wo Wohnwagenkolonien die Dorf umgeben. Wenn die Sonne scheint, ist Fergus Falls eine schöne Kleinstadt mit aufgeräumten Vorgärten und hübschen Familienhäusern.

Durch das Zentrum verläuft eine Hauptstraße, die Lincoln Avenue. Sie führt vorbei an einem Supermarkt, einem Geschäft für Brauereien, einem Geschäft für Kosmetik, einem Arbeiter, der sein Leben lang Kohle geschaukelt hatte und eines Tages seine Partei, die Demokraten, nicht mehr verstand.

Auch Maria Rodriguez, eine Mutter und Lokalbesitzerin aus Mexiko, schon vor Jahren in die USA gekommen, sah in Trump einen Retter.

»Der Präsident auf Fox News
Amerika wird wieder freier – greifen sie die Worte
Der Mensch, der die Laute in Fergus Falls am besten kennt, sagt mit die ersten Be-

In einer kleinen Stadt

Weltanschauungen. Die Kleinstadt Fergus Falls in Minnesota ist typisch für das ländliche Amerika, das Trump zum Präsidenten machte. Wer sind die, die dort leben? Ein Monat unter Menschen, die sonntags für Donald Trump beten. *Von Claas Relotius*

22 | DER SPIEGEL 13/2017, 25.3.2017

Der Bus nach Fergus Falls fährt von Minneapolis nach Norden, vorbei an zugefrorenen Seen, vereisten Strommasten und Ackerland, flach bis an den Horizont. Nach dreieinhalb Stunden biegt der Bus vom Highway ab auf eine schmale, abfallende Straße, rollt zu auf einen dunklen Wald, der aussieht, als würden darin Drachen hausen. Am Ortseingang, kurz vor dem Bahnhof, steht ein Schild mit dem amerikanischen Sternenbanner, darauf steht: »Welcome to Fergus Falls – Home of damn good folks«, Heimat verdammt guter Leute.

An einem Dienstagmorgen im Januar, vier Tage nachdem Donald Trump als Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt worden ist, steht neben dem Willkommensschild am Ortseingang noch ein zweites Schild, halb so hoch, aber kaum zu übersehen. Jemand muss es in der Dun-

kelheit aufgestellt haben. Auf diesem Schild, aus dickem Holz in den gefrorenen Boden getrieben, steht in großen, aufgemalten Buchstaben: »Mexicans Keep Out« – Mexikaner, bleibt weg.

Fergus Falls liegt im Westen Minnesotas, zwischen den Bundesstaaten Wisconsin und North Dakota, am nördlichen Rand der USA. Die Jahresdurchschnittstemperatur nahe der Grenze zu Kanada liegt bei plus 3 Grad Celsius, im Winter bei minus 20 Grad. Von den Hochhäusern New Yorks und den Stränden San Franciscos sind es mehr als 2200 Kilometer bis nach Fergus Falls. Von El Paso, der mexikanischen Grenze, braucht ein Auto 22 Stunden.

Wie viele Mexikaner zieht es in diese Gegend? Wer stellt hier so ein Schild auf?

Auf der Landkarte Amerikas ist Fergus Falls ein fast unsichtbarer Punkt inmitten blauer Seen. Auf diesem Fleck leben etwa

13.000 Menschen, zu 96 Prozent Weiße. Die meisten von ihnen sind hier geboren, aufgewachsen, viele haben Minnesota und den Mittleren Westen nie verlassen. 40 Jahre lang, bei zehn Präsidentschaftswahlen in Folge, stimmten die Bewohner von Fergus Falls für einen Kandidaten der Demokraten. Bei der letzten Wahl, im vergangenen November, wählten sie Donald Trump.

Da war Andrew Bremseth, der City-Administrator, der ihm seine Stimme gab; er fürchtete, Hillary Clinton würde ihm seine Waffen nehmen. Da war Neil Becker, ein Arbeiter, der sein Leben lang Kohle geschaukelt hatte und eines Tages seine Partei, die Demokraten, nicht mehr verstand. Auch Maria Rodriguez, eine Mutter und Lokalbesitzerin aus Mexiko, schon vor Jahren in die USA gekommen, sah in Trump einen Retter.

Seit Trumps Wahl fragt sich die ganze Welt, wer diese Leute sind. Mal werden sie »Provinzielle« genannt und mal »Frus-trierte«, mal »Ungebildete«, mal »Abge-hängte« oder »Verlorene«. Dabei kennt sie niemand. Ich habe einen Monat lang in Fergus Falls gewohnt. Ich zog in ein Zimmer am Stadtrand.

Der Präsident auf Fox News

»Amerika wird wieder gewinnen – gewinnen wie nie zuvor.«

Der Mensch, der die Leute in Fergus Falls am besten kennt, sagten mir die ersten Bewohner, mit denen ich sprach, habe den wichtigsten Job im Rathaus und trage immer eine Waffe.

Sein Zimmer ist ein Raum im Erdgeschoss, im Eingang steht ein ausgestopftes Wildschwein. Er selbst sitzt hinter einem Schreibtisch, darauf läuft ein kleiner Fernseher. Es ist ein Morgen Ende Januar, auf CNN redet Donald Trump, und Andrew Bremseth, ein Mann mit jugendhaften Zügen und einem Namensschild auf der Brust, spricht von Befreiung.

»Fergus Falls hat auf Trump gewartet«, sagt er, »Obama war für Banker, Schwule und Studenten da, aber nicht für ganz normale Menschen. Damit ist jetzt Schluss: Trump wird allen in den Arsch treten.«

Andrew Bremseth, dunkelblondes Haar, rollender Akzent, ist 27 Jahre alt, der jüngste City Administrator in ganz Minnesota. Er trägt ein graues Kurzarmhemd, an seinem Gürtel klemmt ein Holster. Seine Pistole Beretta, Kaliber 9 Millimeter, habe ihm sein Vater zu Weihnachten geschenkt, sagt er. Er besitze zu Hause auch zwei Gewehre, damit schieße er Wildgänse, Hirsche und manchmal sogar Wölfe. Obama und Clinton hätten Waffen ohne Waffenschein verbieten wollen, aber die Menschen hier, sagt Bremseth, »lieben das Jagen, sie lieben schöne Waffen, und sie haben Vorschriften aus Washington«.

70,4 Prozent der Stimmberechtigten

von Fergus Falls haben Trump gewählt. Bremseth hat das Wahlergebnis in sein Büro gehängt wie einen Beweis. Über das Schild, das vor ein paar Tagen am Ortseingang gestanden hatte, »Mexicans Keep Out«, redet er nicht gern. Er selbst habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, sagt er. Wahrscheinlich waren es nur dumme Kinder, sagt er, »Mexikaner sind hier sehr willkommen«.

Andrew Bremseth ist in Fergus Falls geboren und zur Highschool gegangen. Damals, so erzählt er, wählten noch alle die Demokraten. Er ging zum Studieren fort nach South Dakota, jedes Wochenende pendelte er nach Hause. Er studierte Politikwissenschaft, las Übersetzungen von Rousseau und Montesquieu. Seine Zim-

mernachbarn im Wohnheim hörten nachts oft lauten Hip-Hop und amüsierten sich mit Mädchen, Bremseth hielt sich die Ohren zu.

Vor einem Jahr kehrte er zurück nach Fergus Falls, er zog hier in ein Haus mit großem Garten. Die Stadt suchte einen Verwalter, einen, der sich um alles kümmert, um Sicherheit, Bildung und Bewohner, so etwas wie einen Hausmeister.

Andrew Bremseth würde gern bald heiraten, sagt er, aber er war noch nie mit einer Frau zusammen. Er war auch noch nie am Meer. Er träumt davon, irgendwann einmal Paris zu sehen. Er liest gern Bücher über Napoleon und Kriege in Europa. Er weiß nicht, wer Angela Merkel ist, er sagt, er habe noch nie von ihr gehört, aber er weiß mehr über das Deutsche Kaiserreich als die meisten Deutschen in seinem Alter.

Er glaubt an vieles, woran andere junge Männer, die studiert haben, auch glauben: an die Notwendigkeit, die Todesstrafe abzuschaffen, an Umweltschutz und Klimawandel. »Woran ich nicht glaube«, sagt Bremseth, »ist eine Frau im Weißen Haus, die mir sagt, ich darf keine Waffe tragen.«

Er sitzt aufrecht in seinem Büro, die Arme verschränkt, wie jemand, der sich seiner Sache sicher ist. Auf dem Schreibtisch vor ihm läuft immer noch der Fernseher, Nachrichten auf CNN. In diesen Nachrichten heißt es, der Präsident verhängte einen »muslim ban«, einen Bann gegen Muslime.

Andrew Bremseth sieht jetzt nicht mehr Donald Trump, sondern Bilder von Demonstranten, Bilder aus Washington und New York. Er sieht Menschen an Flughäfen, Frauen in Handschellen, sie tragen Kopftuch und weinen. Bremseth sieht eine Weile hin. Dann schaltet er den Fernseher aus.

Der Präsident auf CNN

»Unser Land braucht starke Grenzen und strenge Kontrollen. Im Nahen Osten werden Christen in hoher Zahl getötet. Diesen Horror müssen wir bekämpfen.«

Das Land, auf dem Fergus Falls gebaut wurde, regierten nicht immer Weiße oder Christen. Einst besiedelten es Indianer, Dakota, ein Stamm der Sioux. Erst später, als Pelzjäger sie vertrieben, kamen Flüchtlinge aus Norwegen und Deutschland dorthin. 1857, vor genau 160 Jahren, gründeten sie eine Gemeinde und nannten sie Fergus Falls.

Das Wappentier der Stadt ist ein Otter, sie gehört heute zum Otter Tail County. Das durchschnittliche Jahreseinkommen beträgt etwa 28 000 Dollar. Es gibt Arbeitslose und kaputte Straßen, aber kaum heruntergekommene Häuser, kaum leer

stehende Fabriken wie drüben im Rust Belt, wo Wohnwagensiedlungen die Dörfer säumen. Wenn die Sonne scheint, ist Fergus Falls eine schöne Kleinstadt mit aufgeräumten Vorgärten und hölzernen Einfamilienhäusern.

Durch das Zentrum verläuft eine Hauptstraße, die Lincoln Avenue. Sie führt vorbei an einem Supermarkt, einem Geschäft für Brautkleider, einem Geschäft für Rasenmäher und einem Freizeitcenter mit Tanzschule und Bowlingbahn. Es gibt eine Polizeistation, eine Fußballmannschaft – die Fergus Falls Otters – und einen stillgelegten Bahnhof, nur der Güterzug hält einmal in der Woche. Es gibt eine Rodeo-Arena, sechs Jagdvereine und 29 Kirchen, die meisten pro Einwohner, heißt es, im ganzen Land.

Am Stadtrand, dort wo Fast-Food-Filialen leuchten, gibt es auch ein Kino. In diesem Kino, einem flachen, rechteckigen Bau, gibt es zwei Filme an einem Freitagabend. Der eine, »La La Land«, vor leeren Reihen laufend, ist ein Musical, eine Romanze über Künstler in Los Angeles. Der andere, »American Sniper«, ein Kriegsfilm von Clint Eastwood, ist ausverkauft.

Der Film ist eigentlich schon zwei Jahre alt, fast 40 Millionen Amerikaner haben ihn gesehen, aber in Fergus Falls läuft er noch immer. Er beginnt mit dem Blick durch das Zielfernrohr eines US-Scharfschützen, irgendwo im Krieg. Das Fadenkreuz liegt auf einer verschleierte Frau, einer Muslimin, neben ihr geht ein Junge. Sie gehen langsam auf einen Straßenposten amerikanischer Soldaten zu. Der Scharfschütze sieht, dass die Frau etwas unter dem Gewand verbirgt, aber er kann nicht erkennen, ob es ein Spielzeug ist oder ein Sprengsatz. Irgendwann drückt er ab. Die Frau und der Junge werden getötet, im Fallen explodiert ihre Granate. Die Ahnung des Scharfschützen war richtig, alle Amerikaner überleben. Die Zuschauer im Kino klatschen.

Der Präsident auf Fox News

»Da draußen sind viele böse Leute mit bösen Absichten, und diese Leute müssen wir aus unserem Land halten.«

Wer die Leute in Fergus Falls verstehen wolle, sagt Andrew Bremseth, müsse dahin gehen, wo es die besten Omeletts gebe. Das Viking Café an der Lincoln Avenue ist ein alter Diner mit Sitzbänken aus Holz und Frühstück für vier Dollar. Es riecht nach Filterkaffee und Bratfett, an den Wänden hängen Schwerter, angeblich von echten Wikingern. An einem frühen Freitagmorgen sitzen hier, um einen großen, runden Tisch herum, acht Männer mit Schirmmütze, die meisten tragen ein rot kariertes

Hemd. Sie sind Handwerker oder Farmer, zwischen 50 und 70 Jahre alt, auf ihren Tellern liegen Rühreier mit Speck.

Sie treffen sich hier jeden Freitag, immer vor der Arbeit, immer am selben Tisch. »The Table of Knowledge« nennen sie ihn, die Tafel der Weisheit. Sie reden und spotten hier über alles, was sie eben so beschäftigt; über die glatten Bürgersteige, die nie gestreut werden, über den Rock der neuen First Lady, der gern kürzer sein dürfe, und über den Grill beim Sportfest, auf den nie genügend Würstchen passen. Irgendwann an diesem Morgen, der Kaffee wird nachgeschenkt, reden sie auch über »Kameltreiber« und »Bohnenfreser«.

Sie sehen diese Bilder jetzt jeden Tag im Fernsehen: Bilder aus dem Süden, wo der Präsident eine Mauer vor Mexiko bauen will; Bilder von Flughäfen im Osten, an denen Soldaten mit Gewehren wachen.

Einer der Männer, auf seiner Schirmmütze steht »Hillbilly«, Hinterwäldler, sagt: »Wir müssen wissen, wer hier reinkommt, mit wem wir es zu tun kriegen.« Ein anderer, auf seiner Mütze steht »white trash«, weißer Abfall, sagt: »Wir müssen uns schützen, vor Terroristen und vor Drogen.« Auf der Schirmmütze von Neil Becker steht nichts. Becker, ein Mann mit kräftigen Schultern, rotblonden Haaren und großen, klaren Augen, fragt: »Habt ihr den Verstand verloren?«

Neil Becker ist 57 Jahre alt, verheiratet, ein Mensch mit tiefer Stimme und einem Gesicht, in dem selten Fragen zu finden sind. Er ist kein Farmer, er arbeitet nebenan im Kohlekraftwerk, seine Hände sind immer schwarz davon. Er sagt, dass sie am Flughafen in Washington einen Muslim, einen Jungen, der war erst fünf Jahre alt, verhaftet hätten. Dass die paar Mexikaner, die er kenne, »anständige Menschen« seien. Er schlägt dabei mit seiner schwarzen Hand auf den Tisch.

Das Schild am Ortseingang, die Warnung an Mexikaner, stand in Fergus Falls nur einen Tag. Dann packte Becker es auf seinen Jeep, brachte es in seine Garage und haute es mit einer Axt kurz und klein.

Er kenne sich aus mit so was. Im vergangenen Sommer, erzählt er, sei er jeden Abend durch die Siedlung gefahren, in fremde Gärten gestiegen und habe Plakate eingesammelt, die entweder gegen das Gesetz oder gegen seinen Geschmack verstoßen hätten. Auf vielen dieser Plakate habe »Hillary for Prison« oder »Trump = Hitler« gestanden. Von beiden habe er ein paar Dutzend kassiert. »Die pro Trump«, sagt Becker, »waren alle groß und handgemacht.«

In seinem eigenen Garten war kein Plakat, er hatte sich noch nicht entschieden, wen er wählen würde.

Man sieht das Kraftwerk, in dem er arbeitet, wenn man im Diner aus dem Fenster sieht, sechs hohe, graue Türme, daraus steigen weiße Dampfwolken. Becker sagt, er habe dort vor 40 Jahren angefangen, da sei er noch ein Teenager gewesen. Jimmy Carter, ein Erdnussfarmer aus dem Süden, war gerade Präsident geworden, sein Wahlkampfmotto lautete: »Ein Mensch wie du und ich«.

Beckers Schicht beginnt seitdem jeden Tag um acht Uhr. Er nimmt dann eine Schippe und schaufelt neun Stunden lang Steinkohle, die aus Ohio kommt, auf ein Fließband. Er muss dabei oft husten. Er hat nie etwas anderes gemacht.

»Bin ich stolz drauf«, sagt er, »weil es im Leben darauf ankommt, nicht einfach nur rumzusitzen.« Seine Frau und er wollten einmal Kinder, aber sie haben nie welche bekommen. Samstags geht er zum Bowling, er bowlt in einem Verein. Sonntags geht er oft eisangeln, dabei hört er leise Countrymusik.

Er war nur zweimal in seinem Leben im Urlaub. Einmal in Winnipeg, Kanada, das ist etwa fünf Stunden entfernt. Seine Frau und er wohnten in einer Hütte ohne Fernseher, sie starrten sechs Tage lang auf einen See, und sie waren froh, als sie wieder zu Hause waren. Das andere Mal, erzählt Becker, stiegen sie in ein Flugzeug nach Europa. Sie packten zwei große, schwere Koffer, verabschiedeten sich von ihren Nachbarn, als würden sie nie zurückkehren, und flogen Richtung Deutschland.

Ein alter Freund von Becker, sie kannten sich von der Armee, lebte in Bremerhaven und hatte sie nach Hamburg eingeladen. Es war im Sommer 1989, in einem deutschen Fernseher irgendwo in Hamburg sah Becker, wie ein junger deutscher Tennisspieler, der den gleichen Nachnamen trug, irgendein Turnier gewann. Sie gingen einmal auf die Reeperbahn, tranken sehr viel deutsches Bier und sahen nackte Frauen, die in Schaufenstern saßen. Becker sagt, die hätten ihnen leidgetan.

Neil Becker bezeichnet sich als »einfachen Menschen«; vielleicht auch, weil Menschen, die hart arbeiten, Countrymusik lieben und in ihrem Leben nicht viel reisen, schnell für einfach gehalten werden. Er glaubte einmal, richtige Politiker, nicht Milliardäre wie Donald Trump, würden für Menschen wie ihn da sein. Vor acht Jahren, als Obama zur Wahl antrat, gab Becker ihm seine Stimme.

Obama versprach, einfache Männer stark zu machen, aber nach vier Jahren musste Becker sich seine Stelle mit einem anderen einfachen Mann teilen. Dieser Mann stammte nicht aus Minnesota, sondern aus Somalia; er hieß Bashir und sagte, er komme aus dem Krieg. Becker sah auf seinen Gehaltsscheck und fühlte sich nicht stärker, sondern schwächer.

Er wählte Obama noch ein zweites Mal, aber dann, vor etwa einem Jahr, erhielt Becker von seinem Arbeitgeber einen Brief. Darin stand, dass die Regierung das Kraftwerk, in dem er seit 40 Jahren Kohle schaufelt, nicht länger subventionieren werde. Dass in zwei Jahren Windräder an dessen Stelle kämen.

Neil Becker sagt, als er im vergangenen November ins Rathaus ging, um Donald Trump zu wählen, habe er an diese Räder gedacht und auch an Bashir, seinen Kollegen aus Somalia. »Ich habe nichts gegen Flüchtlinge«, sagt Becker, »aber ohne meinen Job bin ich nichts wert.«

Der Präsident auf Fox News

»Wir werden dieses Land mit amerikanischen Händen wieder aufbauen.«

Das Kraftwerk, in dem Neil Becker arbeitet, war einmal der größte Arbeitgeber in Fergus Falls, 160 Männer waren dort beschäftigt. Es ist so alt wie die meisten Menschen, die hier leben: 40 Jahre. Wer durch die Stadt läuft, sieht viele Ältere, aber kaum Junge. Das Internet ist langsam, die Landwirtschaft wichtig, aber wer studieren kann, zieht weg.

In der Washington Avenue, die früher einmal Bismarck Avenue hieß, weil der Name Bismarck für Ordnung und für Fleiß stand, gibt es ein Veteranenheim. In der Bibliothek, die früher mal ein Kindergarten war, treffen sich Rentnerinnen zum Stricken. Ein paar Häuser weiter, im Rathaus, leitet City Administrator Andrew Bremseth, der an den Aufbruch glaubt, ein Seminar, das »iPad für Anfänger« heißt, vier Bewohner nehmen teil. Er veranstaltet auch einmal im Monat einen Serienquizabend, seine Lieblingsserie heißt »Game of Thrones«. In dieser Serie, einer Fantasy-Erzählung über Kriege um Macht, Politik und Religion, sind die Menschen auf dem Land oft schlicht, aber tugendhaft und gut, die Herrscher in den Städten reich und schön, aber gewissenlos und verdorben.

Donald Trump wurde nicht in den Großstädten Amerikas gewählt, sondern im Landesinnern, nicht in Boston oder San Francisco, wo junge Menschen hinziehen, sondern in Kleinstädten wie Fergus Falls.

Die Leben im dünn besiedelten Herzen und an den hoch bebauten Rändern waren schon immer ganz verschieden. Die Menschen in den Großstädten verdienen mehr Geld, sie reisen mehr und nehmen häufiger Drogen. Die Menschen auf dem Land besitzen mehr Waffen, sie heiraten jünger und sind öfter alkoholabhängig. Es gibt Studien, die zeigen, dass amerikanische Landbewohner auch langsamer reden und gehen; dass sich junge Menschen, die in ländlichen Regionen aufwachsen, fast dop-

pelt so oft das Leben nehmen.

Wer in Fergus Falls junge Menschen sucht, der findet sie fern vom Zentrum, auf einem steilen, verschneiten Hügel, vor dem gelbe Busse parken. Die Highschool ist ein dreistöckiger Klinkerbau, benannt nach John F. Kennedy. Wer ihn betritt, muss durch eine Sicherheitsschleuse, durch drei Türen aus Panzerglas und einen Waffenscanner.

Ein paar Hundert Schüler gehen hier zum Unterricht. Ihr Schulleiter heißt Mr Monke, ein Umstand, der dem Schulleiter eher schadet, weil sein Name ausgesprochen wird wie »monkey«.

Im Abschlussjahrgang lesen sie »König Artur« und »Schöne neue Welt«. Der Geschichtskurs heißt »Von Mythen und von Lügen«, es geht um die Eroberung Amerikas. In der Aula, einem langen Flur, der nach Linoleum riecht, hängen drei Dutzend Bilder berühmter Amerikaner an den Wänden. Im vergangenen Herbst malten alle Klassen Vorbilder für den amerikanischen Traum, für sozialen Aufstieg durch harte Arbeit, auf Plakate. Sie malten nicht ein einziges Bild von einer Frau. Eine Klasse malte Barack Obama, zwei malten John D. Rockefeller. Die meisten malten Donald Trump.

An einem Dienstagvormittag, knapp eine Woche nachdem der Präsident den Bau einer Mauer an der Grenze zu Mexiko angeordnet hat, ertönt in einem Klassenraum die Stimme von Tom Hanks.

Es ist der Biologieunterricht der neunten Klasse, es geht um die Entstehung der Arten, zwei Dutzend 14-Jährige sehen einen Film, in dem Hollywoodschauspieler die Evolution erklären. »Wir Menschen«, erklärt ihnen Tom Hanks, »sind nicht von Gott gemacht, sondern durch einen großen, lauten Knall.« Die Schüler rufen dazwischen, sie sagen, ihre Eltern hätten sie das Gegenteil gelehrt. Sie sagen, Tom Hanks lüge. Sie sagen, sie würden nie mehr seine Filme ansehen.

Nur einer von ihnen, ein rundlicher Junge mit Brille, der in der ersten Reihe sitzt, sagt fast den ganzen Vormittag lang nichts. Er hat pechschwarzes Haar und braune Haut, die dunkler ist als die der anderen. Sein Name ist Israel.

Ein paar Stunden später, der Unterricht ist zu Ende, sitzt Israel vor dem Eingang seiner Schule und sagt, er habe Angst hierherzukommen. Es sei wegen seiner Haut, seiner Haare und wegen seines Namens. »Drogenjunge, Zaunjunge«, sagt Israel, der mit Nachnamen Rodriguez heißt, so beschimpften ihn seine Mitschüler jetzt jeden Tag. Die meisten würden ihn »wetback«, Nassrücken, nennen, als ob seine Familie nicht legal über die Grenze gekommen, sondern durch den Rio Grande geschwommen wäre.

Israel Rodriguez, blauer Kapuzenpullover, weiße Turnschuhe, ist in Fergus Falls geboren, er ist amerikanischer Staatsbürger. Er isst in der Schulkantine fast immer Hamburger, von Tacos oder Burritos wird ihm schlecht, aber er ist der Einzige auf dieser Highschool, der eine Mutter hat, die Mexikanerin ist. »Die Sprüche begannen mit Trump«, erzählt Israel, »plötzlich sagten alle: ‚Wenn die Mauer kommt, fliegt ihr raus.‘«

Am Anfang sei es noch ein Spaß gewesen. Sie nannten ihn den »Illegalen«, weil ihre Väter Mexikaner oft Illegale nannten. Er nannte sie »white and angry«, weiß und wütend, weil ihre Eltern riesengroße Trump-Plakate in ihrem Garten hatten. Aber dann, am Tag nachdem Trump wirklich gewählt worden war, malten Mitschüler einen Sombrero, der an einem Galgen hing, auf seinen Rucksack. Auf dem Heimweg lauerten ihm fünf Jungen auf, sie klauten seine Brille, beschimpften ihn als »fett« und »faul«, zwei von ihnen spuckten in sein schwarzes Haar.

»Die meinen es jetzt ernst, die sagen, ich bin nicht wie sie, ich bin nicht von hier«, sagt Israel Rodriguez, »die sagen, ich soll nach Mexiko verschwinden.«

Der Präsident auf Fox News

»Es gibt dort unten einen Haufen ‚bad hombres‘, viele üble Leute, und nur eine Mauer wird sie fernhalten.«

Israel Rodriguez wohnt nicht weit von der Highschool, er lebt bei seiner Mutter und einem Onkel, in einem kleinen Haus mit dem amerikanischen Sternenbanner auf der Veranda. Ein paar Straßen weiter betreibt Maria, die Mutter, ein Lokal.

»Don Pablo's Mexican Family Restaurant« steht über dem Eingang, drinnen, zwischen bunt bemalten Tischen, stehen Kakteen und Stierkämpfer aus Pappe. Es ist später Nachmittag, im Radio läuft Carlos Santana, aber das Lokal ist leer, Israels Mutter putzt Besteck, das nicht benutzt worden ist. Sie sagt, dass an den Tischen früher jeden Abend Gäste saßen. Die Arbeiter von der Tafel der Weisheit, Neil Becker und seine Stammtischfreunde, tranken gemeinsam mit ihr Tequila. Auch Andrew Bremseth kam oft mit seinen Eltern. Seit ein paar Monaten, sagt Rodriguez, sei das Lokal »wie ausgestorben«.

Sie wisse nicht, ob es an Trump liege, aber sie sagt ihrem Sohn, dass es ihr leid tue. Dass sie sich schäme. Dass dieser Präsident nur ihre Schuld sei. Sie, Israels Mutter, sagt: »Wie konnte ich ihn wählen?«

Maria Rodriguez ist 43 Jahre alt, eine kleine Frau mit leiser Stimme und spanischem Akzent. Sie stammt nicht aus Fergus Falls. Sie wuchs auf in Guadalajara, der zweitgrößten Stadt Mexikos. Ihr Vater,

Don Pablo, erzählt sie, sei mit ihr in die USA gezogen, da sei sie noch ein Mädchen gewesen.

Erst lebten sie in Texas, ihr Vater wollte in Dallas ein Restaurant eröffnen, aber die Menschen dort nannten Don Pablo einen »dreckigen Indianer«, also zogen sie ganz in den Norden, nach Minnesota, wo es kaum Texaner, nur ein paar echte Indianer gab. Sie waren die einzigen Mexikaner hier, sie sind es bis heute, aber sie besaßen bald ein eigenes Lokal und fühlten sich wohl in der kalten Gegend. »Wir liebten den Schnee«, sagt Maria Rodriguez, »ich liebe ihn noch immer.«

Sie lernte hier einen Amerikaner kennen, George, sie sagte »José« zu ihm. Sie heirateten, bekamen einen Sohn und nannten ihn Israel, weil in der Bibel stehe, Israel bedeute »Gottes Kämpfer«.

Nach ein paar Jahren verschwand

George plötzlich. Rodriguez sagt, sie habe ihren Mann nie wiedergesehen, und vor zwei Jahren, Israel ging längst zur Highschool, wurde sie nierenkrank. Sie musste bald jeden zweiten Tag ins Krankenhaus, dort schloss man sie an eine Maschine an, ihr Blut musste gewaschen werden.

Es war zu dieser Zeit, erzählt Maria Rodriguez, da kündigte sie ihre alte Krankenversicherung und beantragte eine neue, staatliche; eine, für die Obama, der Präsident, mit seinem Namen bürgte. Sie verstand nicht genau, wie dieses Modell, Obamacare, funktionierte, aber sie mochte Obama, und sie vertraute ihm. Im ersten Monat zahlte sie nur 46 Dollar, aber dann, mit der Zeit, stiegen die Beträge, hätten sich alle paar Monate verdoppelt. Bald musste sie im Krankenhaus fünf Stunden warten, weil Privatpatienten bevorzugt wurden. Einmal brach sie dort vor Schmerzen zusammen.

»Obamas Worte klangen schön«, sagt Rodriguez, »aber alles, was er sagte, war gelogen.« Sie sah Donald Trump in den Nachrichten, und der benutzte nicht schöne, sondern harte, böse Worte, er sprach von »Chaos«, »Desaster« und »Betrug«. Sie hörte Trump zu und fühlte sich verstanden.

Sie kannte ihn seit Ewigkeiten aus dem Fernsehen, aus dieser Show auf NBC, in der Trump früher Witze über Frauen und Ausländer gemacht hatte, oft musste sie selbst darüber lachen. Sie hörte auch, was er im Wahlkampf über Mexikaner sagte, er nannte sie »Vergewaltiger«, »Verbrecher«, »Killer«, er redete von dieser Mauer.

Maria Rodriguez sieht ihren Sohn an, Israel, sie sagt: »Wer glaubte denn, dass er das wirklich ernst meint?«

Die meisten Menschen, denen ich in Fergus Falls begegne, glauben, dass Trump es

immer ernst gemeint hat. Viele sagen, sie hätten Trump nur deswegen gewählt. Nicht alle sind für diese Mauer, nicht alle sind dafür, Muslime aus Amerika zu verbannen, aber fast keiner hat wirklich etwas dagegen.

Sie reden hier nicht viel darüber. Sie gehen zum Bowling, zur Tanzschule oder zum Jagen, dabei reden sie über Spritpreise und Fernsehshows. Sie schauen viel fern in Fergus Falls, die Winter sind lang, und es wird früh dunkel. Die meisten schauen Gameshows oder Sport. Zum Frühstück sehen sie die Nachrichten auf Fox News, nicht weil sie CNN für einen Lügensender halten, sondern weil Fox News mehr über Probleme der Landwirtschaft berichte als über Studiengebühren und Gender-Klos. Zum Abendessen schauen sie alte Serien, am liebsten »Akte X«, darin geht es um Außerirdische und Verschwörungen der Regierung.

Andrew Bremseth, der City Administrator, sagt, er sei der Einzige, der eine überregionale Zeitung abonniere, aber er müsse im Winter, wenn alle Zufahrtsstraßen verschneit seien, oft tagelang auf seine Zeitung warten. Die meisten lesen nur die Lokalzeitung, das örtliche »Daily Journal«, darin stehen Wettervorhersagen, Ergebnisse vom Highschool-Wrestling und Gottesdienstzeiten für alle 29 Kirchen.

Fast jeder in Fergus Falls ist Mitglied einer lutherischen Gemeinde. Andrew Bremseth spielt jeden Sonntag in der Big Band seiner Kirche Banjo. Neil Becker, der Arbeiter aus dem Kraftwerk, trägt jeden Sonntag einen Anzug, seine Frau und er müssen manchmal, wenn sie Jesus' Leiden gedenken, weinen. Maria Rodriguez und ihr Sohn Israel tragen Ketten mit Kreuzen um den Hals, wenn sie die größte Kirche der Stadt betreten, einen runden sandfarbenen Steinbau, der wie ein Raumschiff in der Landschaft steht.

An einem Sonntagmorgen im Februar, drei Wochen nachdem Donald Trump beschlossen hat, elf Millionen illegale Einwanderer auszuweisen, nur Tage nachdem Hunderte Menschen ohne Papiere nach Lateinamerika abgeschoben worden sind, parken vor der Kirche ein paar Hundert Autos. Drinnen, vor einem Altar aus Kerzen, über dem die amerikanische Flagge hängt, singen Menschen Lieder über »Jesus, den Erlöser«.

Maria und Israel Rodriguez sitzen allein auf einer Bank ganz hinten. Ein paar Mitschüler aus Israels Klasse sind auch mit ihren Eltern da, sie sehen Israel, aber sie grüßen ihn nicht.

Der Gottesdienst beginnt mit einem Gebet für den Präsidenten. »Herr«, predigt der Pastor, ein Mann in grauer Strickjacke, »beschütze unseren Bruder Donald, stehe ihm bei, und lass ihn Amerika beschützen,

verleih ihm Stärke, und lass ihn unser Anführer und Hirte sein.« Die Menschen in der Kirche schließen die Augen, sie falten die Hände.

Der Präsident auf Fox News

»Die Bedrohung durch radikalislamischen Terrorismus ist sehr real, sieht nur, was in Europa und im Mittleren Osten los ist. Die Gerichte müssen schnellstmöglich handeln!«

Die Bewohner von Fergus Falls sammeln in ihren Kirchen Geld, um es Behinderten zu spenden. Sie halten zusammen, wenn Familien an Krankheit, Sucht oder Gewalt zerbrechen. Sie winken, wenn sie ihre Mülltonnen zur Straße bringen.

Nach einiger Zeit laden mich viele zum Essen zu sich nach Hause ein, braten Truthahn, Hähnchen oder Süßkartoffeln. »Minnesota-nice«, so nennen sie hier ihre Gastfreundschaft, hinter der angeblich immer Vorsicht steckt. Wenn ich sie in ihren Wohnzimmern besuche, sie auf ihre Schießanlagen und zu ihren Strickkursen begleite, dann fragen sie oft nach Deutschland und Europa: ob Reisen dorthin noch sicher seien? Wie viele Millionen Flüchtlinge jetzt dort lebten? Wie wir uns schützen wollen vor Anschlägen? Diese Menschen sind keine Rassisten. Aber sie haben vor allem, was sie nicht kennen, Angst.

Viele fürchten sich vor Muslimen;

sie sind noch nie einem Muslim begegnet, aber in Filmen, in denen sie Muslime sehen, explodiert häufig eine Bombe. Viele haben Angst vor Mexikanern; die einzigen, die sie kennen, sind Maria Rodriguez und ihr Sohn, aber in Nachrichten, die von Mexikanern handeln, geht es oft um Vergewaltigungen und Drogen. Es gibt auch Bewohner, die Angst vor einer Frau als Präsidentin haben. Sie hören, dass in Deutschland eine Frau regiert, die Flüchtlinge ins Land lässt, und sie halten ihr Herz und ihren Verstand für schwach.

Das Einzige, wovor sich alle fürchten, ist der Verkehr auf fünfspurigen Straßen. Nach Saint Paul, in die Hauptstadt Minnesotas, fahren sie fast nie.

Andrew Bremseth ist vor ein paar Tagen dort gewesen. Er hat einen Rucksack mit viel Proviant gepackt und ist dreieinhalb Stunden mit dem Bus gefahren. Er wollte Geld für Fergus Falls beantragen, für ein paar neue Bürgersteige. Es sei kein Problem gewesen, sagt er, das Geld werde in einem Monat überwiesen.

Er erzählt das an einem Sonntagabend, am Tresen eines Ladens namens »Pizza Union«, der einzigen Kneipe in Fergus Falls. »Unter Obama«, sagt Bremseth, »war angeblich nie Geld für uns da, nicht mal für Ärzte oder Pflegeheime, ich kam mir vor wie ein bettelnder Idiot. Aber

Trumps Wahl war wie ein Denkkzettel, jetzt sind Menschen wie wir auf einmal wichtig.«

Die Kneipe um ihn herum ist voll mit Männern, von der Decke hängen Girlanden, im Fernsehen läuft der Super Bowl. Andrew Bremseth sitzt auf einem Hocker, vor ihm steht ein dunkles Bier, er trinkt es im Winter gern warm. Er mache sich eigentlich nichts aus Football, sagt er, aber er drücke den New England Patriots die Daumen, weil deren Quarterback ein Waffenanfan wie er sei und außerdem ein Freund Donald Trumps.

»Der Präsident macht einen Wahnsinnsjob«, sagt Bremseth. Er zählt auf, was Trump nur in den ersten Wochen alles beschlossen habe, er zieht ein Schweizer Taschenmesser aus seiner Hose und klappt die Klängen nacheinander auf: erstens den Einreisestopp, zweitens den Mauerbau, drittens das Ende von Obamacare, viertens die Berufung eines Supreme-Court-Richters, der das Tragen von Waffen für ein Grundrecht halte. »Welcher Präsident«, sagt Bremseth, die Klängen seines Messers formen nun ein Kreuz, »hat in so kurzer Zeit so viel für Amerika erreicht?«

Ich frage ihn, ob er das ernst meine; ob er nicht spüre, wie Trumps Entscheidungen die Gesellschaft spalten, wie seine Reden Hass und Vorurteile säen. Andrew Bremseth hört sich meine Fragen an, aber er sagt, Hass verbreiten gerade nur die anderen, die Eliten, Journalisten und Politiker aus Washington. »Es heißt immer, wir seien wütend, wir vom Land seien gegen die Regierung und die da oben. Aber seit der Wahl«, sagt Bremseth, »sind nicht mehr wir die Wütenden.«

Auf der Rückfahrt aus Saint Paul, erzählt er, saß neben ihm im Bus eine hübsche Frau in seinem Alter. Sie trug Lippenstift und blonde, kurz frisierte Haare, sie sah nicht aus, als komme sie von hier, aber sie kamen ins Gespräch. Sie unterhielten sich über »Game of Thrones«, über Gedichte von Walt Whitman und über die Schönheit von Paris. Bremseth sagt, er habe überlegt, sie nach ihrer Telefonnummer zu fragen, aber dann, irgendwann, kamen sie auf Trump zu sprechen.

»Are you fucking nuts?«, bist du total bescheuert?, »das waren ihre Worte«, sagt Bremseth. »Nur weil ich Trump gewählt habe, nur deshalb hat sie sich weggesetzt, als hätte ich irgendeine Krankheit.«

Die Männer in der Kneipe jubeln, schütten sich Bier über den Kopf, die Patriots drehen gerade das Spiel. Bremseth jubelt nicht, er steht auf vom Tresen, er redet lieber im Stehen weiter. »Warum war diese Frau so aggressiv? Warum gehen Menschen in Europa gegen den amerikanischen Präsidenten auf die Straße? Weshalb nennen Zeitungen Trump einen Diktator?

Weshalb blockieren Richter seine Anordnungen? Der Präsident wurde ganz normal gewählt«, sagt Bremseth, »warum lässt man ihn nicht ganz normal regieren?«

Dann setzt er sich wieder. Nach einer kurzen Pause sagt er, dass der Bau einer Mauer richtig sei. »Es kann auch nicht schaden«, sagt er, »Menschen aus Syrien oder Somalia ein paar Jahre aus dem Land zu halten.«

Warum? Würde Amerika dadurch sicherer? Verrät das Land damit nicht genau die Werte, auf denen es gegründet wurde?

Ich stelle Andrew Bremseth, der Politik studiert hat, der Bücher über Geschichte liest, diese Fragen mehrmals, aber fast immer weicht er aus. Fast immer sagt er, die Gründerväter Amerikas kannten noch kein 9/11, noch keine Selbstmordattentäter in Flugzeugen, noch keine Islamisten, die sich in Diskotheken in die Luft sprengen.

An diesem Abend sagt Bremseth, dass die Menschen in Fergus Falls große, ausschweifende Feste lieben. Es war im letzten Sommer, erzählt er, da feierten sie hier, in dieser Kneipe, einen Westernabend. Sie schütteten Sand und Stroh auf die Veranda, grillten marinierte Rinderhälften, daneben spielte eine Countryband. Alle Frauen, darunter auch Maria Rodriguez, tanzten in altmodischen Kleidern, alle Männer, unter ihnen auch Neil Becker und seine Stammtischfreunde, trugen Hüte oder Cowboystiefel, Andrew Bremseth trug seine Pistole.

»Es war ein guter Abend«, sagt er, »bis plötzlich die Nachrichten aus Deutschland kamen, die Schockmeldungen aus München.« Sie kannten München bis dahin nur wegen des Oktoberfests, wegen der Deutschen, die auf Tischen tanzten und Bier aus großen Gläsern tranken. Nun sahen sie andere Bilder aus München. Sie sahen Bilder von Toten, Videos von einem Mann, der bewaffnet war und um sich schoss. »Die Countryband hörte auf zu spielen, es war einfach nur still«, sagt Andrew Bremseth, »wir sind auf die Knie gegangen, dann haben wir uns an den Händen gehalten und für alle Menschen dort gebetet.«

Ein paar Tage später, sagt Bremseth, habe er im Internet gelesen, der Täter sei ein Terrorist gewesen, ein Kämpfer des »Islamischen Staats«, der als Flüchtling nach Deutschland gekommen sei.

Ich sage ihm, dass das nicht stimmt, dass es kein Terrorist war, sondern ein 18-Jähriger aus München, ein Amokläufer, der von seinen Mitschülern gemobbt wurde, der ohne Erlaubnis eine Waffe getragen hatte. Bremseth nimmt einen großen, letzten Schluck von seinem Bier. »Wegen solcher Typen«, sagt er, »trage ich meine.«

Der Präsident auf Twitter

»Verlasse gerade Florida. Große Menschenmengen begeisterter Unterstützer säumen die Straße, aber die FAKE-NEWS-Medien weigern sich, sie zu erwähnen. Sehr verlogen!«

An einem Mittwochabend Mitte Februar sitzt Neil Becker in kurzer Hose auf einer Schrägbank und stemmt Eisenhanteln, bis sein Kopf rot anläuft. Das alte Football-Gym der Fergus Falls Otters ist ein kleiner, fensterloser Keller, ausgelegt mit Teppichen, an den Wänden hängen Poster von Arnold Schwarzenegger, auf einem Fernseher laufen Interviews mit Donald Trump und Wiederholungen vom Super Bowl.

Becker trägt ein weißes T-Shirt, darauf steht: »World Bench Press and Deadlift Championships Las Vegas«. Er hat nie daran teilgenommen, er war auch nie in Las Vegas, aber er trainiert hier, wenn er schlechte Laune hat. Becker schnauft. Er habe gehört, dass das Kraftwerk, in dem er arbeitet, auf jeden Fall geschlossen werde. Dass auch Trump, selbst wenn er wollte, nichts mehr dagegen machen könne.

»War ein Fehler, den zu wählen«, sagt Becker. Es sei nicht wegen seines Jobs, er sei bald 60, es werde ihm, anders als vielen anderen, nicht mehr das Genick brechen. »Viel schlimmer ist«, sagt Becker, »was dieser Kerl mit unserem Land anstellt.«

In den Lokalnachrichten habe er gelesen, dass drüben in Fargo, nur eine Stunde entfernt, ein junger US-Soldat, ein ehemaliger Drohnenpilot, ein Schrotgewehr aus dem Jagdschrank seines Vaters genommen und damit einem Kubaner, einem Einwanderer ohne Papiere, in den Kopf geschossen habe.

Becker holt tief Luft wie vor einem Tauchgang, er stemmt ein Paar Hanteln, lässt es wieder fallen.

Er erzählt, dass Bashir, sein Kollege aus Somalia, drei kleine Kinder habe und dass Bashirs Frau, deren Mutter, auf der Flucht aus Afrika ertrunken sei. Bashir habe beim Kohleschaufeln nie darüber gesprochen, erst jetzt, da Trump Familien wie seiner die Einreise verbieten will, habe Bashir davon erzählt. Becker sagt: »Ich habe mich noch nie so für Amerika geschämt.«

Er höre Donald Trump jetzt oft von »islamistischen Horden« sprechen, von Anschlägen in Europa und Massakern in Amerika, die es in Wahrheit nie gegeben hat. Er müsse jetzt manchmal, wenn er Trump beim Lügen zuhöre, so sagt er, an George Washington denken, Amerikas ersten Präsidenten, »über den hieß es, dass er nicht lügen konnte«.

Becker sieht auf zum Fernseher an der Wand, auf die Wiederholung des Super

Bowl, gerade läuft die Halbzeitshow. Er sieht die Sängerin Lady Gaga, die auf einem Stadionsdach in Texas steht, sie singt einen der berühmtesten Songs der amerikanischen Geschichte. Becker singt mit ihr die erste Strophe.

»This land is your land, this land is my land / From California to the New York island / From the redwood forest, to the gulf stream waters / This land was made for you and me.«

Becker weiß nicht, wer Lady Gaga eigentlich ist, er findet ihren Namen albern, aber er hat bald Tränen in den Augen. Das Lied handelt von einem Mann, der von Kalifornien nach New York wandert, durch goldene Täler und wehende Felder, durch ein Land, das genug Raum und Glück für alle bietet.

Becker sagt, es gehe um offene Grenzen und um Menschen auf der Flucht. Er müsse jetzt häufig, wenn er den Präsidenten von einer Mauer reden hört, an diese Zeilen denken. Er müsse daran denken, dass in seinen eigenen Adern nicht nur amerikanisches, sondern auch polnisches und deutsches Blut fließe; dass seine Vorfahren einst vor Armut aus Europa geflohen, dass sie vor hundert Jahren auf einem Schiff über den Atlantik gekommen seien. Er erzählt, dass sein deutscher Großvater, Alfred Becker, genau wie Bashir, als Flüchtling dieses Land betreten habe. »Damals«, sagt Becker, »wurden Flüchtlingen zur Begrüßung 90 Hektar Land geschenkt.«

Er würde Bashir und seinen Kindern auch gern etwas schenken; er will sie nun öfter zum Bowling oder Eisangeln mitnehmen. Er will auch seine Stimme gegen Trump erheben, aber er weiß nicht, wie oder mit wem.

An einem Freitagmorgen, ein paar Tage später, beim Stammtischfrühstück an der Tafel der Weisheit, fragt Neil Becker die anderen Männer, wer von ihnen wirklich an Trump glaube, wer noch immer einen Retter in ihm sehe. Alle Männer heben die Hand, nur er nicht. Dann reden sie wieder über das Wetter und die glatten Bürgersteige.

Am Sonntag darauf, vor dem Gang in die Kirche, steckt Becker eine kleine Amerikafahne, die früher am Pfosten seiner Veranda hing, in den Schnee vor seinem Haus. Er hat die Fahne, das Sternenbanner, auf den Kopf gedreht, er hat dieses Zeichen mal bei der Armee gelernt, es ist das Zeichen für den nationalen Notstand.

Neil Becker und seine Frau sind den ganzen Vormittag beim Gottesdienst, sie beten für Bashirs Kinder, für Jesus Christus und Amerika. Als sie zurückkehren, sehen sie im Schnee ihres Gartens tiefe Fußspuren. Die Fahne steckt wieder richtig herum in der Erde.

Der Präsident auf Fox News

»Ich bin heute hier, um das amerikanische Volk über den unglaublichen Fortschritt zu informieren, der in den letzten vier Wochen seit meiner Amtseinführung gemacht wurde. Wir haben unglaubliche Fortschritte gemacht. Ich denke nicht, dass es je zuvor einen gewählten Präsidenten gab, der in so kurzer Zeit getan hat, was wir getan haben.«

In einem Monat in Fergus Falls begegne ich keinem Bewohner, der Donald Trump für einen guten Menschen hält. Aber die meisten glauben, dass Trump ein guter Präsident sein wird.

Wenn ich die Farmer an Neil Beckers Stammtisch frage, was sie sich für die Zukunft wünschen, dann reden sie von früher. Wenn ich die Kellnerinnen im Diner frage, wovon sie träumen, dann sagen sie, dass alles wieder so werden solle, wie es vor Jahren einmal gewesen sei. Vielleicht geht es ihnen gar nicht um Muslime und Mexikaner, nicht um Windräder, Krankenversicherungen oder Waffenscheine. Vielleicht fürchten sie nur alles Neue, alles Fremde, alles, was ihr Leben, wie sie es kennen, verändern könnte.

Die Zukunft von Fergus Falls verlässt die Stadt an einem Mittwochabend. Es ist schon dunkel, vor der Highschool steht ein Reisebus, aus dem Jugendliche ihren Eltern winken. Die neunte Klasse von Israel Rodriguez fährt auf Jahrgangsreise nach New York. Mit 24 Schülern und 3 Lehrern verlasse ich die Stadt. Noch am Ortsausgang, dort, wo Fergus Falls Fremde mit einem Schild willkommen heißt, vibriert mein Handy. Andrew Bremseth schickt zum Abschied eine SMS, er schreibt: »Immer schön, neue Leute kennenzulernen. Keine Angst um Amerika – Gott hat für alles einen Plan!«

Der Bus fährt 31 Stunden lang durch insgesamt sieben Bundesstaaten. Er fährt quer durch das verschneite Flachland Minnesotas, durch Wisconsin, Illinois, Indiana, vorbei am Ufer des Lake Michigan, vorbei an den Fabriken und Stahlwerken Ohios, durch die weiten, dichten Wälder Pennsylvanias und New Jerseys. Was bleibt von dieser Recherche? Was sagen 30 Tage in der Kleinstadt Fergus Falls über das große Ganze?

Meine Chefs in Hamburg hätten gern eine grundsätzliche Erkenntnis über das heutige Amerika, ein paar schöne Thesen zur Zerrissenheit des Landes, eine Erklärung, warum Menschen, die überzeugte Demokraten waren, Donald Trump gewählt haben.

Sie haben mir Bücher empfohlen und viele kluge Texte nach Fergus Falls geschickt. Ich habe in Romanen von John

Steinbeck gelesen, um die Seele der amerikanischen Kleinstadt zu begreifen. Ich habe Forschungsartikel gesammelt, die die Wählerschaft sezieren, Analysen von Experten, die Trumps Anhänger und Gegner wie Marionetten nach Herkunft, Alter, Bildung und Geschlecht sortieren. Im Bus riecht es nach Sandwiches und Schweiß. Die Wirklichkeit ist komplizierter. In Fergus Falls, wo die einzige Mexikanerin Trump gewählt hat, wo ein junger Mann, der gebildetste im ganzen Ort, um seine Pistole fürchtet, aber nicht um die Freiheit anderer Menschen, passen die Schablonen nicht, bleibt vieles widersprüchlich, rätselhaft.

41 Prozent aller Amerikaner, so das Ergebnis einer nationalen Umfrage nach einem Monat unter dem neuen Präsidenten, sind mit der Politik von Donald Trump zufrieden. Laut einer anderen Umfrage, anonym erhoben, sind es 54 Prozent.

Ich habe keine großen Thesen. Ich frage mich, was aus einer Stadt wie Fergus Falls jetzt wird, wohin der Protest die Menschen nun führt.

Ich muss an eine weltberühmte Serie denken, »Fargo«, die spielt in der gleichen Gegend und wurde nicht weit von Fergus Falls gedreht. Sie handelt von einem einfachen Bewohner einer Kleinstadt, der vom Leben nicht viel erwartet, aber von seinen Mitmenschen nie gehört, nie respektiert, sondern immer nur belächelt wird. Eines Tages, wie aus dem Nichts, schlägt er seiner Ehefrau, die ihn ständig einen Versager nennt, mit einem Hammer den Schädel ein. Das Motiv wird nie ganz klar, aber für den Gedemütigten ist diese Tat wie eine Befreiung, er erfährt plötzlich Beachtung, wird stolz und selbstbewusst, bald opfert er alles, an was er früher immer geglaubt hat. Die Serie ist eine Parabel auf den wütenden weißen Mann und die amerikanische Provinz, die Geschichte eines Underdogs, der es endlich allen zeigt. Sie kann für niemanden gut enden, aber als der Wütende das merkt, ist es für ihn selbst zu spät.

Der Bus erreicht New York um Mitternacht, die Türme von Manhattan leuchten. Die Schüler ziehen in eine Herberge am Stadtrand, erst am nächsten Morgen fahren sie mit der U-Bahn bis zum Times Square. Keiner von ihnen ist je zuvor U-Bahn gefahren, auch ihre Eltern sind noch nie in New York gewesen.

An ihrem ersten Tag laufen sie, den Kopf im Nacken, durch die Straßen. Sie spucken vom Rockefeller Center und fahren mit einem Boot über den Hudson. Sie fahren nicht nach Liberty Island, zur Freiheitsstatue, aber sie besichtigen den Trump Tower.

Der Wolkenkratzer des Präsidenten ist ein schwarzer Turm mit goldenem Schriftzug. Vor dem Eingang stehen Polizisten

mit Maschinenpistolen.

Die Schüler fahren auf glänzenden Rolltreppen den Turm hinauf, sie machen Selfies vor einem Starbucks, einem Nike-Store und Filialen von Gucci und Armani. Die Jungen kaufen Schokoladenriegel in Goldfolie, die Mädchen ein Parfum namens »Success« für 49 Dollar.

Israel Rodriguez, mit dem keiner redet, geht eine Stunde lang allein durch die Etagen. Er erzählt, dass seine Mutter zu Hause häufig weine, dass sie immer mehr Schmerzen wegen ihres Nierenleidens habe, aber noch immer keinen Arzt, der ihre Schmerzen schnell behandelt. Er sagt auch, dass sie ihm jetzt häufiger von Mexiko erzähle, von Guadalajara, wo ihre Verwandten lebten und wo fast jeden Tag die Sonne scheine. Maria, die den Schnee liebt, sei es in Fergus Falls zu kalt geworden.

»Trump ist nicht ihre Schuld«, sagt Israel Rodriguez. Er steht vor einem Restaurant, dem Trump-Grill, er sieht eine Werbetafel, darauf isst der Präsident einen Burrito, sein Daumen zeigt nach oben, darüber steht: »I love Hispanics!«

Melania Trump, die First Lady, wohnt noch immer hier, in einem Penthouse in den obersten drei Stockwerken. Donald Trump hatte im Wahlkampf behauptet, sein Turm sei 68 Etagen hoch; tatsächlich zählt man nur 58.

Besucher, die nicht hier wohnen, werden bis in den neunten Stock gelassen. Blicken die Schüler von den Geschäften aus nach draußen, durch eine Fensterfront auf die Fifth Avenue, sehen sie auf der anderen Straßenseite Menschen, die vor Barrikaden demonstrieren. Es sind auf beiden Seiten knapp zwei Dutzend, Männer und Frauen, Alte und Junge, Weiße und Schwarze; sie halten Plakate in die Luft und schreien sich gegenseitig an. »Trump is not America!«, »Trump makes America great again!«

Nach drei Tagen werden die Schüler New York wieder verlassen. Sie werden zurück nach Minnesota fahren, mehr als 30 Stunden mit dem Bus. Sie werden ihren Familien in Fergus Falls von dieser Stadt erzählen, von den Hochhausschluchten und den vielen Menschen, nicht von der Freiheitsstatue, aber vom Trump Tower, aus dem sie Souvenirs mitbringen. Und in vier Jahren, wenn sie volljährig sind und Donald Trump vielleicht wieder zur Wahl antritt, werden sie selbst einen Präsidenten wählen.

Über den Autor: Claas Relotius, Jahrgang 1985, in Hamburg geboren, studierte Kultur- und Politikwissenschaft und schreibt seit 2014 für das Gesellschaftsressort des SPIEGEL. In Fergus Falls zeigte er einigen Bewohnern einen SPIEGEL-Titel, auf dem Trump als Komet auf die Erde zufliegt. Sie mussten laut darüber lachen.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018

Im Januar 2017 reiste Claas Relotius in die Kleinstadt Fergus Falls im US-Bundesstaat Minnesota. Er blieb fast fünf Wochen und schrieb danach eine Reportage darüber, wie die Menschen im ländlichen Amerika auf die Welt im Allgemeinen blicken und auf Donald Trump und die USA im Besonderen.

In der Geschichte, die am 25. März 2017 im SPIEGEL erschienen ist, stimmt fast nichts - die Biografien der Hauptfiguren sind ausgedacht und die Fakten meist falsch.

Eine nicht wahlberechtigte mexikanische Kellnerin wird bei Relotius zu einer Trump wählenden Restaurantbesitzerin mit Nierenleiden - ihr Sohn heißt in der Geschichte »Israel« und wird in der Schule gemobbt. In Wirklichkeit heißt er Pablo, und Relotius hat ihn nur kurz angesprochen, um ihn zu fotografieren.

Den Jungen nannte Relotius später als Grund, warum die Geschichte nicht auf SPIEGEL ONLINE erscheinen soll. In einer E-Mail bittet der damalige Reporter seine Kollegen darum, den Text von der Seite zu nehmen, »da er in großen Teilen von einem mexikanischen Jungen handelt, der an seiner US-Highschool gemobbt wird. Ich durfte nur unter der Prämisse über ihn schreiben, dass die Geschichte nicht online für Leute in seinem Ort bzw. an seiner Schule verfügbar sein wird.«

Tatsächlich hatten Bewohner von Fergus Falls den Text gefunden - es war aber nicht, wie Relotius schreibt, »für diesen Jungen tatsächlich gerade ein großes Problem«, sondern für den Autor. Denn die Betroffenen recherchierten Relotius hinterher und veröffentlichten, nachdem der SPIEGEL über Relotius' Fälschungen berichtet hatte, einen Text über die Fehler. Ein SPIEGEL-Korrespondent fuhr im Dezember nach Bekanntwerden der Fälschung in den Ort, um sich selbst ein Bild zu machen - und sich bei den Bewohnern im Namen des SPIEGEL zu entschuldigen.

SPIEGEL-Artikel vom 29.12.2018**Die gefälschte Stadt**

In eigener Sache: Der frühere SPIEGEL-Mitarbeiter Claas Relotius erfand eine Reportage über die US-Kleinstadt Fergus Falls in Minnesota. Versuch einer Aufarbeitung.
Von Christoph Scheuermann

Am 17. Januar 2017, einem Dienstag, tritt der Reporter Claas Relotius eine Reise in die USA an. Er soll, so wünschen es sich seine Chefs, jene Menschen begreifen, die Donald Trump zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt haben. Relotius geht in eine Kleinstadt im US-Bundesstaat Minnesota, nähert sich den Bewohnern an, begleitet sie zum Bowling, besucht eine Kirche und isst in der Pizzeria, die dem Bürgermeister gehört. 38 Tage wohnt er in Fergus Falls. Er ist freier Mitarbeiter des SPIEGEL und soll für das Magazin eine Reportage schreiben. Was er mitbringt, ist ein Märchen, eine Erfindung, eine Lüge.

Der Text von Claas Relotius, erschienen Ende März vergangenen Jahres, trägt den Titel »In einer kleinen Stadt«. Vorigen Mittwoch legte die SPIEGEL-Chefredaktion offen, dass dieser und wohl die meisten anderen Texte von Relotius Fälschungen enthalten, wenn sie nicht gar komplett erfunden sind. Er dachte sich Namen aus, Menschen, Szenen, er spann sich eine völlig neue Realität zusammen, auch in Fergus Falls in Minnesota, »typisch für das ländliche Amerika«, wie es in der Unterzeile seiner Reportage heißt.

Am vorigen Donnerstag kam ich in der Kleinstadt an, am Tag nach der Enthüllung. Fergus Falls ist zu einem Tatort in der Causa Relotius geworden, ein Ort, an dem sich eine Katastrophe für den Journalismus erzählen lässt. Auch »Bild« und die »New York Times« waren hier.

Es wird sich im Verlauf der Recherche zeigen, dass Relotius schon von hier aus seine Lügen inszenierte, als er seinen Chefs in Hamburg schrieb. In Nachrichten kündigte er etwa an, eine Schulklasse nach New York begleiten zu wollen – »wären 30 Stunden Busfahrt durch sieben Bundesstaaten, hart, aber irgendwie auch gut«. Ob er diesen Höllenritt auf sich nehmen sollte? Die Klassenfahrt ist Teil des Textes geworden, in Wirklichkeit fand sie wohl nie statt.

Die Nachricht über den Fälscher erreicht die Bewohner schnell. Noch am Mittwoch voriger Woche, wenige Stunden nach den ersten Meldungen über den Skandal, veröffentlichten zwei Bürger einen Text im Internet, in dem sie viele von Relotius' Behauptungen widerlegen.

Relotius schrieb seinen Text für das Gesellschaftsressort, das Reportageressort des Magazins. Ich erinnere mich, dass ich die Geschichte, zehn Seiten lang, damals eher spröde fand und am Ende immer noch nicht wusste, wie Trump-Wähler nun tickten. Auf die Idee, dass sie eine Erfindung sein könnte, kam ich nie.

Relotius hat nicht nur diese Geschichte gefälscht, wie mittlerweile die halbe Welt weiß. Beim SPIEGEL ist seit vergangener Woche ein Krisenteam mit der Nachrecherche seiner Texte beschäftigt, die er hier geschrieben hat, zunächst als freier Mitarbeiter, seit April 2017 fest angestellt. Der künftige SPIEGEL-Chefredakteur Steffen Klusmann schrieb am Samstag, man müsse davon ausgehen, »dass sämtliche Relotius-Geschichten Fälschungen sind«.

Eine dreiköpfige Kommission soll jetzt herausfinden, wie es dazu kommen konnte. Der neue Chefredakteur will dann die notwendigen Konsequenzen ziehen.

Ich kam nach Fergus Falls als Journalist. Was hat Relotius hier eigentlich 38 Tage lang gemacht? Hat er mit den Leuten gesprochen? Was lässt sich heute über diese Stadt sagen? Am Ende wurde daraus eine diplomatische Aufgabe, ich entschuldigte mich bei den Bewohnern im Namen meines Arbeitgebers, einer der unerfreulichsten Jobs, die man als Reporter vier Tage vor Heiligabend haben kann.

Die Entstehungsgeschichte dieses Märchens beginnt kurz nach der Wahl von Donald Trump zum 45. US-Präsidenten im November 2016. Die Überraschung über das Ergebnis der Präsidentschaftswahl ist groß, auch beim SPIEGEL. Die Redaktion hat viele Fragen: Wie konnte Trump es schaffen, Präsident zu werden? Wer sind die Menschen, die ihn gewählt haben? Wie geht es weiter für Amerika?

Im Gesellschaftsressort keimt die Idee, sich länger mit Trump-Wählern zu befassen, man will ihre Motive verstehen, ihre Ängste, Hoffnungen. Der Plan ist, eine Reportage aus dem Innern der Vereinigten Staaten zu liefern.

Das Ressort unter der Leitung von Matthias Geyer entscheidet, einem Reporter so viel Zeit zu geben, wie er benötigt. »Eine Tiefenbohrung« nennt es Geyer. Die ursprüngliche Idee sei gewesen, jemanden 100 Tage lang graben zu lassen, erzählt er am Telefon, eine kleine Ewigkeit im Journalismus. Jeder Reporter träumt von so viel Zeit für einen Text. Das Unverständliche ist, dass Relotius alle Möglichkeiten zur Recherche hatte, aber am Ende seine Geschichte einfach erfand.

Er macht sich im Internet auf die Suche nach einem geeigneten Ort. Eine Woche nach der Präsidentschaftswahl schreibt er in einer E-Mail an sein Ressort, er habe sich Kleinstädte in Ohio, Pennsylvania, Illinois und Michigan angeschaut. »Bin noch unschlüssig, was die ideale Größe angeht.« Er stößt auf die Stadt Carpentersville im Bundesstaat Illinois, hält sie aber mit fast 40 000 Einwohnern für »viel zu groß, um sie als »nutshell« erforschen oder überhaupt fassen zu können«. Solche Überlegungen stellt jeder Reporter an, wenn er nach Orten sucht, an denen sich Phänomene erzählen lassen. Das Problem ist, dass Relotius natürlich kein Reporter war, der an der Wahrheit interessiert war.

Er entscheidet sich für Fergus Falls, warum genau, lässt sich nicht mehr klären. Rückblickend betrachtet ist es eine seltsame Wahl, denn bei den letzten drei Präsidentschaftswahlen stimmten die Bürger mehrheitlich für den jeweiligen Kandidaten der Republikaner.

In Fergus Falls herrscht tiefer Winter, als er im Januar ankommt, drei Tage vor Trumps Vereidigung. Er hat ein billiges Hotel am Stadtrand gebucht, das Super 8 am College Way, 43 Dollar die Nacht, 37 Nächte wird er bleiben, es gibt angenehmere Unterkünfte in der Gegend. Die heutige Managerin sagt, sie sei damals noch nicht im Hotel gewesen und könne zu Relotius daher nichts sagen.

Die Reise in das echte Fergus Falls ist ein merkwürdiger Trip in eine Realität, die mit dem Ort aus dem Text wenig bis nichts gemein hat. Es gibt hier keinen dunklen Wald, »der aussieht, als würden darin Drachen hausen«, wie es im Einstieg heißt.

Fergus Falls ist halb Dorf, halb Stadt, mit Fast-Food-Restaurants, mindestens 20 Kirchen, einem Walmart und einem Aldi, mit Einfamilienhäusern und Gärten. Es wohnen viele Familien hier, die Stadt ist umgeben von Seen, im Sommer kann man hier Kanu fahren, im Winter eisangeln. Die Menschen sind konservativer als in den Küstenstädten, sie gehen sonntags in die Kirche, sie sind stolz auf ihre Gastfreundschaft, Offenheit, Gottgefälligkeit.

Es ist seltsam, den Erfindungen eines Ex-Kollegen hinterherzueisen, noch seltsamer aber ist es, mit einer Fiktion im Kopf durch die Wirklichkeit zu laufen und Vergleiche zu ziehen. Man trifft Menschen, die Relotius' Figuren ähneln, aber sich immer weiter von ihnen entfernen, je länger man mit ihnen spricht. Manchmal sind die Namen identisch mit der Realität, wie bei Maria Rodriguez (»eine Mutter und Lokalbesitzerin aus Mexiko«) und dem Verwaltungsleiter der Stadt; teils sind sie verfälscht, wie bei »Neil Becker« (»ein Arbeiter, der sein Leben lang Kohle geschaufelt hatte und eines Tages seine Partei, die Demokraten, nicht mehr verstand«) oder »Israel Rodriguez« (dem angeblichen Sohn von Maria). Am Ende muss man feststellen, dass die wirklichen Menschen nichts mit den Figuren verbindet, die der Artikel beschreibt.

Relotius schafft in seinem Text keine plump gezeichneten Zerrbilder, die als Fälschung erkennbar wären. Er sagt nie explizit,

dass hier rechte Hinterwäldler lebten, er schreibt sogar: »Diese Menschen sind keine Rassisten.« Und: »Wenn die Sonne scheint, ist Fergus Falls eine schöne Kleinstadt mit aufgeräumten Vorgärten und hölzernen Einfamilienhäusern.«

Er stellt die Bewohner aber, mithilfe von erfundenen Szenen, als rechte Hinterwäldler dar und suggeriert, dass in den Köpfen Gewalt und Vorurteile herrschten. Wenige Tage nach seiner Ankunft hängt angeblich ein Schild mit der Aufschrift »Mexicans Keep Out« am Ortseingang, »Mexikaner haltet euch fern«, auch das gab es, nach allem, was man vor Ort erfahren kann, nie.

Die Figuren, die Relotius erfindet, ringen fast täglich mit Trump und den Folgen der Präsidentschaftswahl. Der erfundene »Neil Becker« bereut, für Trump gestimmt zu haben. Der Verwaltungsleiter freut sich in Relotius' Märchen über den Präsidenten, weil ihm Hillary Clinton die Waffen nehmen wollte. Maria Rodriguez, Einwanderin aus Mexiko und angeblich erkrankt an einem Nierenleiden, zweifelt an ihrer Stimme für Trump. Und »Israel Rodriguez«, Marias Sohn, wird von Mitschülern wegen seiner Herkunft gehänselt, auch er ein Opfer dieser hässlichen, gewalttätigen Trump-Zeiten.

Diese vier sind die Hauptfiguren in Relotius' Fantasie – ein Geschenk für einen Reporter. Wenn es sie denn gäbe. »Neil Becker« und »Israel Rodriguez« sind zwar angeblich auf Fotos zu sehen, die den Text begleiten, Relotius hat die Aufnahmen selbst gemacht. Ihre Biografien sind jedoch erfunden. Den Verwaltungsleiter von Fergus Falls gibt es, aber nicht so, wie ihn Relotius beschreibt. Und Maria Rodriguez arbeitete, als der Reporter sie traf, als Kellnerin in einem mexikanischen Restaurant, nicht als Inhaberin.

Das Perfide an dieser sogenannten Reportage ist, dass der Autor innere und äußere Konflikte zeichnet, die komplett erdacht sind. Bei meiner Recherche in Fergus Falls treffe ich freundliche Leute, die über Deutschland und Europa reden wollen. Wenn es hier wütende weiße Männer gibt, dann verstecken sie sich gut. Es gibt Liberale, Konservative, Trump-Wähler, Trump-Kritiker und Leute, die um die Politik einen Bogen machen. Viele sagen den Satz, sie respektierten das Amt des Präsidenten, unabhängig davon, wer das Amt gerade innehatte.

Meine erste Verabredung führt mich in das Büro von Michele Anderson, Mitarbeiterin bei »Springboard for the Arts«, einer vom Bundesstaat Minnesota finanzierten Initiative, die lokale Künstler berät. Anderson war es, zusammen mit dem IT-Berater Jake Krohn, einem Freund, die in Fergus Falls mit der Aufklärung begannen.

Relotius beschreibe eine Kleinstadt, die im Abstieg begriffen sei, sagt Michele Anderson, das sei das Problem. Neben ihr auf dem Sofa sitzt Krohn und nickt. »Der Autor folgt dem sehr einfachen Narrativ des ländlichen Verfalls. Das ist aber genauso irreführend wie das Narrativ von der Kleinstadtidylle. Die Wahrheit liegt in der Mitte.« Sie habe damals bei einer Gemeindeversammlung versucht, Bürger an Relotius zu vermitteln, für Gespräche. Der Reporter sei aber nur an seinen Fotos interessiert gewesen, was wiederum die Bürger irritierte.

Im April vorigen Jahres übersetzten und prüften sie den Relotius-Artikel, lange bevor die Sache öffentlich wurde. Schon damals versuchte Anderson, den SPIEGEL auf Unstimmigkeiten und Erfindungen aufmerksam zu machen – vergebens. Auf eine Nachricht an den Twitter-Account des Magazins erhielt sie keine Antwort.

Anderson und Krohn stellten rasch fest, dass viele Details falsch waren, sie fanden heraus, dass das Kino in der Stadt den Film »American Sniper« damals gar nicht zeigte, anders als Relotius schrieb. Auch war die Stadtbibliothek nie ein Kindergarten.

Natürlich ärgern sich viele Bewohner von Fergus Falls darüber, dass an diesem Text so vieles erfunden ist. Von allen Menschen, mit denen ich spreche, ärgert sich am meisten der Verwaltungsleiter, der bis heute tief getroffen wirkt; sein Name soll hier nicht auftauchen. Die Leute hier sind enttäuscht von meinem Ex-Kollegen, weil sie ihm Vertrauen geschenkt haben. Noch wütender aber sind sie darüber, auf welche Weise ihr Ort beschrieben wird – als Heimat

von tendenziell rassistischen Provinzbewohnern, die selten verreisen und Angst haben vor allem, was sie nicht kennen.

Ben Schierer sagt, die Leute seien zu Recht stolz auf ihre kleine Stadt. Natürlich sagt Schierer solche Sätze, er ist der Bürgermeister, ein Mann mit bester Laune und roten Wangen. Er bittet an einen Tisch des Restaurants Union Pizza & Brewing Co. an der Union Avenue, das ihm gehört. »Ich habe mich auf diesen Reporter aus Deutschland gefreut«, sagt Schierer. »Er wirkte offen, mein erster Gedanke war: Was für eine tolle Gelegenheit, ihm die <<Stadt>> zu zeigen.«

Schierer hat Pläne für Fergus Falls, einen neuen Spielplatz, ein kleines Amphitheater, überdachte Marktstände, er wird mir die Pläne am nächsten Morgen im Rathaus detailliert erklären, begeistert, mitreißend. So war er vermutlich auch beim Gespräch mit Relotius. Schierer wollte und will beweisen, dass seine Stadt lebendig ist, dass sie Ambitionen hat, dass sie nicht im Gestern stecken bleibt.

Vermutlich erklärt das einen Teil der Enttäuschung der Menschen hier: Sie dachten, da höre ihnen jemand zu und wolle nicht schon wieder die Geschichte einer sterbenden Kleinstadt erzählen. Sie dachten, der Kerl aus Deutschland wäre aufrichtig, als er ihnen versicherte, er wolle sie wirklich verstehen.

Ich spreche in diesen Tagen vor Weihnachten mit ungefähr zwei Dutzend Bewohnern, mal einige Minuten lang, mal Stunden. Nach allem, was ich höre, geht Relotius aufmerksam durch die Stadt, auch wenn er auf einige Menschen zurückhaltend wirkt. Er trifft den Leiter des Heimatkundemuseums, Chris Schuelke, geht ins Viking Cafe an der Lincoln Avenue, das Patrick Shol gehört, genannt Pat, spricht mit dem Bürgermeister und dem Verwaltungsleiter. Er klopft nach Aussagen von Einwohnern an Türen, macht Fotos von der Bowlingbahn.

Nach zwei Wochen schickt Relotius eine Nachricht an sein Ressort in Hamburg: »Es ist mühsam hier, kenne tausend Leute, war schon überall, werde auch viel eingeladen. Aber es lässt sich nichts beschreiben, es gibt keine Entwicklung.« Es ist eine normale Nachricht eines Journalisten an seine Chefs, jeder hat erlebt, dass eine Recherche nicht glattläuft. Doch Relotius verschickte wohl viele dieser Nachrichten in täuschender Absicht. Er simulierte einen mühsamen Rechercheweg und vermeldete später erfundene Erfolge. Er machte die Täuschung wasserdicht.

Die Nachrichten an ihn aus dieser Zeit, die mir das Ressort schickt, klingen nicht drängend, sondern eher ermutigend, aufmunternd, interessiert. Seine Chefs stellten sich damals, wenn überhaupt, einen ruhig erzählten Text vor, sagt Matthias Geyer heute, eine Reportage, »die nicht aufs Gaspedal drückt«. Wenn Relotius in Fergus Falls Gleichgültigkeit gegenüber Trump und seiner Politik erlebe, schrieb er ihm damals, solle er diese Gleichgültigkeit eben beschreiben und nicht versuchen, Aufregung zu erzeugen. Es gab keinen Zeitdruck, der ursprüngliche Plan sah eine hunderttägige Recherche vor, er wurde nach einigen Wochen gekippt.

Die Sache ist: Man könnte, denke ich, über Fergus Falls eine spannende Geschichte erzählen. Über eine konservative Stadt, die Trump wählte, weil Hillary einfach keine Option für die meisten Leute war. Oder über eine Stadt mit vielen Christen, die einen Präsidenten wählte, der mitunter das Gegenteil eines Christen zu sein scheint. Oder über eine Stadt, in der mancher seine Entscheidung für Trump bereut, wie Douglas Becker.

Becker sagt, er wollte einen Mann in Washington, »der das Land durchrüttelt«, deshalb habe er für Trump gestimmt. Inzwischen glaubt er, einen Fehler begangen zu haben. Sollte Trump 2020 kandidieren, werde er ihm nicht mehr seine Stimme geben. Becker, 57 Jahre alt, muskulös, nimmt die Lügen von Relotius gelassen. Er lacht darüber. In dem Text von Relotius heißt er »Neil Becker«, hat keine Kinder und fuhr im Sommer 89 nach Hamburg, auf die Reeperbahn. Doug Becker dagegen ist stolz auf seinen Sohn, ein Mitglied der U.S. Navy, war aber »leider« noch nie in Hamburg, dafür

in Montreal und Costa Rica.

Wir essen Pizza im Restaurant des Bürgermeisters. Der falsche Becker, der Becker aus dem Text, liegt im Kohlekraftwerk im Zwist mit seinem Kollegen »Bashir« aus Somalia, mit dem er angeblich den Arbeitsplatz teilen und dafür offenbar eine Gehaltskürzung hinnehmen musste.

Der echte Becker sagt, er kenne keinen Bashir. Wenn ihn die Erinnerung nicht trüge, traf er Relotius erstmals in seinem Fitnessklub auf der Lincoln Avenue. Der Klub stand jedem offen, halb Kraftraum, halb Musikladen, Becker lagerte dort Teile seiner Plattensammlung. Im März verkaufte er den Klub. Jetzt verschickt er seine Schallplatten von zu Hause an die Kundschaft. Er erzählt von seinen Marathons in Los Angeles, Seattle, Chicago; er joggte durch halb Amerika. Wenn er nicht rannte, trainierte er die Hockey-Jugend. Dazu liefert er Pakete für UPS aus.

Becker schüttelt den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand diesen Text liest und ernst nimmt, was drin steht.«

Er hat Fragen. »Kam der Reporter wirklich her, um eine wahre Geschichte aufzuschreiben, keine Satire? Hat niemand die Fakten geprüft, bevor die Story in Druck ging? Konnte niemand herausfinden, dass bei uns nicht mehr Kohle per Hand auf ein Förderband geschaufelt wird?«

Tja, und was das angebliche Schild am Ortseingang betrifft, »Mexicans Keep Out«, das er angeblich entfernt und mit einer Axt zerkleinert habe: »Das ist nie passiert.« Das Schild habe es nie gegeben.

Nach 17 Tagen schreibt Claas Relotius an seinen Ressortleiter in Hamburg eine optimistischere Nachricht. Er habe schon »ein paar Figuren im Kopf, die ich sehr regelmäßig treffe«. Zum Beispiel den Stadtverwalter, der immer eine Waffe trage und Trump wählte, weil ihm Clinton die Waffe nehmen wollte. Er habe auch eine mexikanische Köchin kennengelernt, die er im Restaurant besuchen wolle. Er testet seine Erfindungen, er bereitet ihnen den Boden.

Ich weiß nicht, wie oft ich den Text von Claas Relotius inzwischen gelesen habe. Wenn man ihn mit dem Blick eines Lesers betrachtet, der weiß, dass es sich um eine Fälschung handelt, könnte man fragen: Ist es plausibel, dass heute Arbeiter in den USA täglich neun Stunden lang Kohle schaufeln, um ein Kraftwerk anzuzünden? Hätte man stutzig werden müssen bei der Szene, als »Neil Becker« mit seiner angeblich vom Kohleschaufeln schwarzen Hand auf den Tisch haut, beim Frühstück?

Schwerer wiegen die falschen Behauptungen, die sich hätten überprüfen lassen. Die Bewohner haben nicht 40 Jahre lang immer demokratische Kandidaten gewählt, wie es im Text steht. 2012 etwa stimmten sie für den Republikaner Mitt Romney. Es ist zudem unwahrscheinlich, dass der Verwaltungsleiter sagt, er schieße bei der Jagd Wölfe, weil Wölfe in Minnesota unter Schutz stehen. Auch das ausgestopfte Wildschwein im Rathaus, das erwähnt wird, ist unwahrscheinlich, denn es gibt in Minnesota keine Wildschweine.

Das Restaurant »Union Pizza & Brewing Co.«, das im Text als »Pizza Union« bezeichnet wird, ist bei Weitem nicht »die einzige Kneipe« im Ort. Und von Fergus Falls sind es auch nicht 2200 Kilometer Luftlinie nach New York, wie bei Relotius nachzulesen ist.

Jeder Text, der im SPIEGEL gedruckt werden soll, wird von einem oder mehreren der über 50 Dokumentationsjournalisten des Hauses geprüft. Auch die Reportage »In einer kleinen Stadt« wurde gecheckt. Anders als bei amerikanischen Magazinen rufen die Dokumentare aber nicht noch einmal bei zitierten Personen an. Sie überprüfen alle unabhängig überprüfbareren Fakten, wie die oben genannten.

Die Dokumentation hat nach einer ersten internen Untersuchung schon festgestellt: In diesem Fall wich die Methode der Verifikation deutlich von den Standards ab, die sich Redaktion und Dokumentation gemeinsam gesetzt haben. Unstimmigkeiten, die hätten auffallen können oder müssen, rutschten durch.

Als die Sache auffliegt und Relotius mit seinen Lügen konfron-

tiert wird, kommt er in einem Geständnis gegenüber seinen früheren Ressortleitern mehrfach auf Fergus Falls zurück. Es sei der Text gewesen, sagt Relotius, bei dem die Gefahr entdeckt zu werden sehr groß gewesen sei. Die Fotos von echten Menschen mit falschen Namen und falschen Biografien – ihm war offenbar klar, dass ihn seine Gesprächspartner damit schnell hätten enttarnen können. Fergus Falls war ein Risiko.

Wenn man den Schriftverkehr zwischen Autor und Redaktion heute durchliest, zeigt sich immer wieder, dass Relotius nicht erst später am Schreibtisch entscheidet, Szenen zu erfinden, sondern bereits vor Ort.

Am 21. Februar 2017 schickt er eine Nachricht nach Hamburg, dass er über die Highschool schreiben möchte, »wo dieser mexikanische Junge gemobbt wird«. Er würde gern mit dessen Schulklasse nach New York fahren, »die waren noch nie in New York und sie werden natürlich nicht die Freiheitsstatue angucken, sondern den Trump Tower«.

Der mexikanische Schüler, den Relotius meint, heißt im Text »Israel Rodriguez«, sei in Fergus Falls geboren und werde in der Schule gehänselt, »Drogenjunge, Zaujunge« werde er genannt. Zu sehen ist ein Foto von Pablo Rodriguez, heute 21 Jahre alt, der echte Rodriguez. Er ist in Fargo geboren, eine Stunde nördlich von Fergus Falls, und sagt, das treffe alles nicht zu. Er habe zwar in der zweiten oder dritten Klasse einmal eine Lehrerin gehabt, die ihn zum Weinen gebracht habe, mehr nicht. Keine Hänseleien, völliger Unsinn.

Ich treffe Rodriguez im Restaurant »Fajitas Place« in Alexandria, das seine Mutter und sein Vater vor Kurzem eröffnet haben. Pablo ist ein gutmütiger Riese, bebrillt, Mathematikstudent, später möchte er Professor werden. Pablo sagt, er habe mit Claas Relotius »maximal zehn Minuten« gesprochen. Er war nie auf Klassenreise in New York, schon gar nicht voriges Jahr. Sein letzter Ausflug mit Mitschülern war 2015 nach Chicago.

Neben ihm sitzt seine Mutter Maria, die laut Relotius Trump gewählt hat. Sie sagt, sie habe eine Arbeitserlaubnis, aber keine US-Staatsbürgerschaft. 2016 durfte sie nicht wählen. Sie redet ungern über Politik. »Ich habe mich geschämt, als ich gehört habe, was über mich geschrieben wird.«

Die Reise von »Israels« Klasse nimmt im Relotius-Text viel Platz ein. Es liest sich, als fahre der Reporter mit dem Bus durch halb Amerika, sieben Bundesstaaten, 31 Stunden Fahrtzeit.

Vor dem Gespräch mit Pablo Rodriguez bin ich zur Schule gefahren, die nach John F. Kennedy benannt ist, um mit dem Schulleiter und dem Schulinspektor zu sprechen, Dean Monke und Jerry Ness. Beide wissen nichts von einer Klassenreise voriges Jahr nach New York, sie halten es für ausgeschlossen.

»Ich habe keine großen Thesen«, schreibt Relotius gegen Ende. Es ist einer der wenigen Sätze, die wohl wahr sind.

Am 25. Februar checkt er aus dem Super-8-Hotel aus und macht sich auf den Rückweg, um eine Geschichte aufzuschreiben, die sich niemals zutrug. Er erhält für sein Manuskript ein großes Kompliment aus Hamburg verbunden mit der Bitte, die Konturen seiner Figuren etwas zu schärfen und hier und da noch einen Gedanken einzufügen.

Was bleibt von diesem Text? Eine kleine Stadt in Minnesota, die sich fragt, womit sie das verdient hat. Ein Plattenhändler, der den Autor gern noch mal treffen würde. Ein Junge, der Mathematik studiert, eine Mutter, die glücklich ist in Fergus Falls. Ein Verwaltungsleiter, der tief getroffen wirkt von den absurden Erfindungen über sich und sich deshalb nur mit zwei Sätzen zitieren lässt: »Das ist eine wunderbare, liebenswerte Gemeinschaft. Eine Stadt wie ein Edelstein.«

Bei mir bleibt nur Ratlosigkeit. Mir fehlen viele Informationen. Relotius war nicht verfügbar für ein Gespräch. Ich kann aus der Ferne nicht nachprüfen, ob die Hamburger Redaktion bei diesem oder anderen Texten hätte skeptisch werden können, ich weiß nicht, warum in der Dokumentationsabteilung so viel schiefgelaufen ist. Es ist eine vorläufige Bestandsaufnahme, mehr nicht.

Drei Tage als SPIEGEL-Reporter in Fergus Falls sind eine Übung in Demut. Vielleicht ist das die wichtigste Lektion. Fast niemand in dem Ort, mit dem ich gesprochen habe, ist nachhaltig böse. Entschuldigung angenommen, das ist der häufigste Satz, den ich höre. Wenn überhaupt, freuen sich die Bürger über das Interesse und den Versuch, die Dinge geradzurücken.

Relotius hatte eine beneidenswerte Aufgabe. Er durfte fünf Wochen unter Menschen leben, die ihm erklären wollten, wie Amerika tickt. Er hatte zehn Seiten Platz. Er wollte oder konnte ihnen nicht zuhören, er wollte ihre Geschichten nicht so aufschreiben, wie sie waren. Was für eine verdamnte Verschwendung.

Gesellschaft

Löwenjungen

Schicksale. Die Brüder Nadim und Khalid sind 12 und 13 Jahre alt, als sie der IS verschleppt. Sie werden gefoltert, umerzogen und mit Sprengstoffwesten nach Kirkuk geschickt, um Ungläubige und sich selbst in die Luft zu jagen. Einer der beiden schreckt im letzten Moment zurück. *Von Claas Relotius*

Vier Minuten bevor Nadim, Kind mit geröteten Augen, den Auslöser an seiner Weste ergriff, um sich mit neuneinhalb Kilo Sprengstoff in den Tod zu reißen, riefen die Muzzine von Kirkuk über Lautsprecher in alle Viertel der Millionstadt zum Abendgebet. Es war ein Sonntagabend im August, noch immer laut und heiß, genau sieben Uhr. Die Sonne über dem Nordirak war gerade untergegangen, Hunderte Gläubige strömten zur blauen Moschee neben dem Marktplatz, da näherte sich, unbemerkt, aus einer der engen Backsteingassen, ein dünner Junge mit schwarzem Haar und schmalen Schultern.

Nadim, 12 Jahre alt, ging vorbei an Imbissläden und Handyshops, an Gemüseständen und Schmuckgeschäften, überall standen Menschen. Er sah alte Männer, die vor den Teestuben Pfeife rauchten, junge Frauen, die Gewürze oder Kleider kauften, Kinder in seinem Alter, die auf der Straße Fußball spielten. Er selbst trug ein viel zu großes rot-blau-weißes Trikot des FC Barcelona, Rückennummer 10, Aufdruck »Messi«. Die Ärmel, so sollte später im Terrorbericht der Polizei von Kirkuk stehen, reichten über seine Hände, der Schnitt auffällig weit für seinen Körper; »weit genug, um etwas Schweres darunter zu verstecken«.

Nadim atmete schnell und heftig. Über seiner Brust kreuzten sich zwei Drähte, verbunden vier Taschen voll Dynamit mit einem Knopf an seiner Hüfte. Zum Eingang der Moschee, seinem Ziel, waren es nur noch wenige Meter.

Dass die, wie dies geschah, gibt es keine viele Erzählungen. Es gibt Zeugen, die erinnern sich, Nadims Blick sei »voller Hass« gewesen, und es gibt andere, die sprechen nur von »blanker Angst«. Ein

Ziegenmilchhändler am Marktplatz sagt, der Junge sei ganz plötzlich losgerannt, schied in die Menge. Zwei Schuhputzer behaupten, er habe laut gerufen »Allahu akbar«, Gott ist groß. Der Polizist, der Nadim nachts und im letzten Moment stoppte, gab noch am Abend, vor Fernsehkameras, zu Protokoll: »Er wollte jeden von uns töten.«

Doch keiner dieser Zeugen, kein Mensch in Kirkuk ahnte, dass Nadim, das Kind mit der Bombe um den Bauch, nicht allein gekommen war. Niemand rechnete damit, dass Nadims Bruder, Khalid, ein Junge von 13 Jahren, im Augenblick von Nadims Festnahme auf eine zweite Moschee zulaufen würde, nur in einem anderen Viertel, mit einem weißen Trikot am Leib und der gleichen Sprengstoffweste darunter. Die Explosion, so beschreiben es Einwohner noch Wochen danach, war in der ganzen Stadt zu hören, sie hallte durch Kirkuk wie ein Donner.

Die Brüder Nadim und Khalid, heißt es dort, hätten, kommen aus Mosul, um zu reisen, als künftige Kämpfer, Kämpfer des »Kalifats«. Dabei waren sie einmal einfach nur Jungen, die Sonne eines Besseren, geboren in Irak.

Die Geschichte von Nadim und Khalid ist die Geschichte zweier Kinder, die als samitarbene Festung, gebaut für 3000 Gefangene, berüchtigt einer Wüste. Sie liegt nahe der Stadt Dschalabchama, eine knappe Autostunde östlich von Kirkuk, fünf Stunden nördlich von Bagdad, nahe der Grenze zu Iran.

Wie als Journalist an diesen Ort führt, war sicher leichter seine Mienen führen lässt, um Nadim zu besuchen, der ruse durch insgesamt sechs Sicherheitskontrollen vorbei an Checkpoints, von denen Soldaten mit Maschinengewehren wachen,



Gedrohter Attentäter Nadim, im linke Sicherheitskräfte am 23. August 2016 in Kirkuk: Ein Kind voller Hass oder voller Angst?

vorbei an mehrerhundert Stacheldrahtzäunen. Im Hinter zwei gepanzerte Trucks, die vom Trikot für weiße Schwarzköpfe über in den Trikot für Kämpfer des »Islamischen Staates« hielten. Mehr als 1000 Masse sitzen dort in den Zellen, Gefangene aus dem ganzen Irak. Terroristen, Moslems, Massenmörder und seit 30 Tagen auch ein Kind.

Seine Zelle liegt am Ende eines langen Flures, ein kalter Raum hinter einer Eisen Tür, 1,8 Meter lang, 2,5 Meter hoch, ohne

Fenster. Eine Glühbirne flackert, aus einem Loch im Boden, der Toilette, stinkt über Geruch. Danach, auf einer Pritsche, liegt Nadim und starrt gegen die Decke. Ein Junge in Mülltrichter, mit hoher Stimme und tiefen Augenlidern, »Mehdi«, heißt, sagt er bis.

Er ist ein Neunjähriger Ende November, drei Monate nach dem Anschlag seines Bruders, drei Monate nachdem Nadim in Kirkuk verhaftet wurde. Er sagt jetzt noch dünner, knabberter aus als auf dem Foto, die damals um die Welt gegangen sind, verpackte Bilder, gesendet im sozialen Fernsehen und in den Nachrichten auf CNN, sie zeigten einen weinenden, halb nackten, im Frack schreienden Jungen, festgehalten von Soldaten, die ihm die Sprengstoffweste vom Körper schalteten.

Nadim wahrlich nicht kann, er schling nicht um sich, er rief nur den Namen seines Bruders, »Khalid Khalid!« Nadim, sagt er, war der Soldaten, habe er sie warm wal-

48 | SPIEGEL | 08.02.2017

47

Löwenjungen

Schicksale. Die Brüder Nadim und Khalid sind 12 und 13 Jahre alt, als sie der IS verschleppt. Sie werden gefoltert, umerzogen und mit Sprengstoffwesten nach Kirkuk geschickt, um Ungläubige und sich selbst in die Luft zu jagen. Einer der beiden schreckt im letzten Moment zurück. *Von Claas Relotius*

23 | DER SPIEGEL 08/2017, 18.02.2017

Vier Minuten bevor Nadim, Kind mit geröteten Augen, den Auslöser an seiner Weste ergriff, um sich mit neuneinhalb Kilo Sprengstoff in den Tod zu reißen, riefen die Muzzine von Kirkuk über Lautsprecher in alle Viertel der Millionstadt zum Abendgebet. Es war ein Sonntagabend im August, noch immer laut und heiß, genau sieben Uhr. Die Sonne über dem Nordirak war gerade untergegangen, Hunderte Gläubige strömten zur blauen Moschee neben dem Marktplatz, da näherte sich, unbemerkt, aus einer der engen Backsteingassen, ein dünner Junge mit schwarzem Haar und schmalen Schultern.

Nadim, 12 Jahre alt, ging vorbei an Imbissläden und Handyshops, an Gemüseständen und Schmuckgeschäften, überall standen Menschen. Er sah alte Männer,

die vor den Teestuben Pfeife rauchten, junge Frauen, die Gewürze oder Kleider kauften, Kinder in seinem Alter, die auf der Straße Fußball spielten. Er selbst trug ein viel zu großes rot-blau-weißes Trikot des FC Barcelona, Rückennummer 10, Aufdruck »Messi«. Die Ärmel, so sollte später im Terrorbericht der Polizei von Kirkuk stehen, reichten über seine Hände, der Schnitt auffällig weit für seinen Körper; »weit genug, um etwas Schweres darunter zu verstecken«.

Nadim atmete schnell und heftig. Über seiner Brust kreuzten sich zwei Drähte, verbunden vier Taschen voll Dynamit mit einem Knopf an seiner Hüfte. Zum Eingang der Moschee, seinem Ziel, waren es nur noch wenige Meter.

Über das, was dann geschah, gibt es heute viele Erzählungen. Es gibt Zeugen, die

erinnern sich, Nadims Blick sei »voller Hass« gewesen, und es gibt andere, die sprechen nur von »blanker Angst«. Ein Ziegenmilchhändler am Marktplatz sagt, der Junge sei ganz plötzlich losgerannt, schreiend in die Menge. Zwei Schuhputzer behaupten, er habe laut gerufen »Allahu akbar«, Gott ist groß. Der Polizist, der Nadim packte und im letzten Moment stoppte, gab noch am Abend, vor Fernsehkameras, zu Protokoll: »Er wollte jeden von uns töten.«

Doch keiner dieser Zeugen, kein Mensch in Kirkuk ahnte, dass Nadim, das Kind mit der Bombe um den Bauch, nicht allein gekommen war. Niemand rechnete damit, dass Nadims Bruder, Khalid, ein Junge von 13 Jahren, im Augenblick von Nadims Festnahme auf eine zweite Moschee zulaufen würde, nur in einem ande-

ren Viertel, mit einem weißen Trikot am Leib und der gleichen Sprengweste darunter. Ihre Explosion, so beschwören es Einwohner noch Wochen danach, war in der ganzen Stadt zu hören, sie hallte durch Kirkuk wie ein Donner.

Die Brüder Nadim und Khalid, heißt es dort heute, kamen aus Mossul, um zu morden, als kaltblütige Killer, Kämpfer des »Kalifats«. Dabei waren sie einmal einfach nur Jungen, die Söhne eines Bauern, geboren im Irak.

Die Geschichte von Nadim und Khalid ist die Geschichte zweier Kinder, die als Waffen benutzt wurden. Sie handelt von zwei Geschwistern, die der »Islamische Staat« verschleppte und zu Selbstmördern erzog; die in Lagern ohne Entkommen das Töten lernten und eines Tages ausgeschickt wurden, sich unter Kurden in die Luft zu sprengen. Nur einer von ihnen, Nadim, der Jüngere, kann diese Geschichte noch erzählen. Nur er hat überlebt.

Das Hochsicherheitsgefängnis der Autonomen Region Kurdistan ist eine schwere, sandfarbene Festung, gebaut für 3000 Gefangene, inmitten einer Wüste. Sie liegt nahe der Stadt Dschamdschamal, eine knappe Autostunde östlich von Kirkuk, fünf Stunden nördlich von Bagdad, nahe der Grenze zu Iran.

Wer als Journalist an diesen Ort fährt, wer sicher hinter seine Mauern führen lässt, um Nadim zu besuchen, der muss durch insgesamt sechs Sicherheitsschleusen; vorbei an Checkpoints, vor denen Soldaten mit Maschinengewehren wachen, vorbei an meterhohen Stacheldrahtzäunen, bis hinter zwei gepanzerte Türen, die vom Trakt für verurteilte Schwerverbrecher in den Trakt für Kämpfer des »Islamischen Staates« führen. Mehr als 150 Männer sitzen dort in den Zellen, Gefangene aus dem ganzen Irak, Terroristen, Mörder, Massenmörder und seit 30 Tagen auch ein Kind.

Seine Zelle liegt am Ende eines langen Flures, ein kalter Raum hinter einer Eisentür, 1,8 Meter lang, 2,5 Meter breit, ohne Fenster. Eine Glühbirne flackert, aus einem Loch im Boden, der Toilette, steigt übler Geruch. Daneben, auf einer Pritsche, liegt Nadim und starrt gegen die Decke. Ein Junge in Häftlingskleidern, mit hoher Stimme und tiefen Augenrändern, »Marhaba«, hallo, sagt er leise.

Es ist ein Nachmittag Ende November, drei Monate nach dem Anschlag seines Bruders, drei Monate nachdem Nadim in Kirkuk verhaftet wurde. Er sieht jetzt noch dünner, kindlicher aus als auf den Fotos, die damals um die Welt gegangen sind; wackelte Bilder, gesendet im kurdischen Fernsehen und in den Nachrichten auf CNN, sie zeigten einen weinenden, halb nackten, in Panik schreienden Jungen, fest-

gehalten von Soldaten, die ihm die Sprengweste vom Körper schnitten.

Nadim wehrte sich kaum, er schlug nicht um sich, er rief nur den Namen seines Bruders: »Khalid, Khalid!« Vielleicht, sagt einer der Soldaten, habe er sie warnen wollen. Wahrscheinlich, sagt ein anderer, sei es dafür schon zu spät gewesen.

Nachdem die Bombe im benachbarten Stadtteil Kirkuks explodiert war, nachdem sie Nadim in einem Polizeitransporter ins Gefängnis der Stadt gebracht hatten, sprach der Junge fast kein Wort. Er aß nicht, schlief nicht, tagelang. Jede Nacht, berichten Wärter, kreiste er im Dunkel seiner Zelle wie ein Tier. Jeden Morgen, sobald es hell wurde, holten ihn Männer in Uniformen, brachten ihn in einen grellen Raum, wo sie ihn neun Stunden am Tag verhörten. Nadim saß in Handschellen auf einem Stuhl aus Plastik, er sah keinem der Männer in die Augen. Woher er komme, wer ihn und seinen Bruder geschickt habe, fragten sie, wieder und wieder, aber Nadim antwortete nicht. Er schwieg Tage, Wochen, fast zwei Monate.

Als im Oktober, etwa 150 Kilometer entfernt, die Offensive der irakischen Armee auf Mossul begann, als der »Islamische Staat« bald darauf Viertel in ganz Kirkuk angriff, wurde Nadim verlegt und aus der Stadt gebracht. Er kam nach Dschamdschamal, zusammen mit anderen Gefangenen, erst hier fand er eines Morgens im November, ängstlich, seine Stimme wieder.

Es begann mit einer Handvoll bunter Wachsmalstifte. Ein Gefängnisarzt ließ sie ihm geben, dazu Bögen aus Malpapier, halb so groß wie seine Pritsche. Nadim sollte malen, worüber er nicht sprechen konnte. Er sollte zeichnen, was ihm widerfahren war. Es vergingen drei Tage und vier Nächte, und dann nahm er die Stifte, dann begann er zu sprechen, dann zeichnete und malte er Seite um Seite, in dunklen Farben und in so einfachen Bildern, wie nur Kinder sie malen, seine eigene Geschichte auf.

Einige dieser Bilder handeln von einer friedlichen Kindheit, von bunten Tieren und von Jungen, die Fahrrad fahren oder auf Berge klettern. Andere zeugen von Gewalt, von Folter, Schlägen und Enthauptungen, von bärtigen Männern, die finster und riesengroß erscheinen.

Nur Nadim selbst kennt ihre ganze Wahrheit. Aber das, was seine Bilder zeigen, ähnelt den Berichten anderer Kinder, die dem »Islamischen Staat« entkommen sind.

Die Geschichte von Nadim und Khalid setzt sich zusammen aus dem, was er einem Gefängnisarzt von Dschamdschamal erzählt und anvertraut hat, in leisen Worten und in Skizzen von Unsagbarem. Sie

beginnt irgendwann vor einem Jahr, im entlegenen Osten des Irak, in einem Bauerndorf der Provinz Dijala.

Nadim ist zwölf, ein schmales Kind, das lieber Rechenbücher als den Koran studiert, das nach der Schule angeln geht oder seinen Eltern, Viehhirten, bei der Arbeit hilft. Sein Bruder Khalid ist 13, schüchtern und blass. »Er hatte Angst vor Ziegen und Kühen«, sagt Nadim, auf jedem Bild von seiner Heimat kommen Tiere vor.

Die Familie lebt in einem erdbraunen Haus aus Stein und Lehm. In den Garten davor hat Nadim hohe, strichförmige Palmen gezeichnet, deren Kronen voller roter und gelber Punkte sind, es sollen Granatäpfel und Datteln sein.

Die Brüder teilen sich ein Zimmer. Beide gehen in die dritte Klasse, beide haben schon einmal etwas vom »Islamischen Staat« gehört, haben marschierende Kämpfer im Fernsehen gesehen. Mossul, die irakische Hochburg der Dschihadisten, liegt nur ein paar Stunden entfernt, aber ihre Eltern haben keine Furcht. Ihre einzige Tochter, Ayalah, 16, soll im Frühling heiraten. Sie planen ein großes Fest, auf Nadims Bildern liegt Schnee auf den Bergen, als eines Abends im Winter zwei Dutzend Fremde auf Pick-up-Fahrzeugen ins Dorf kommen.

Die Männer tragen Turnschuhe, Kampfanzüge und lange Bärte, auf ihren schwarz-weißen Fahnen die Schahada, das Bekenntnis zum Islam. Sie recken Gewehre in die Luft, überfallen jedes Haus und befehlen den Familien, sich am Dorfbrunnen zu sammeln. Dort trennen sie die Alten von den Jungen, zerren Mädchen aus den Armen ihrer Mütter, schießen denen, die sich wehren oder fortrennen, in den Rücken.

Nadim und Khalid wehren sich nicht. Mit ihrer Schwester Ayalah und anderen Jungen und Mädchen steigen sie stumm auf einen Laster. Ihr Vater, Muhammad, fleht um seine Tochter. Ihre Mutter, Amira, bittet, den Kindern nichts anzutun. Nadim hört, wie seine Eltern weinen, er hört ihre Stimmen, dann vier oder fünf Schüsse, plötzlich wird alles still.

Als die Kinder auf dem Laster das Dorf verlassen, sehen Nadim und Khalid ihre Eltern auf der gefrorenen Erde liegen. Die Mutter auf dem Rücken. Den Vater auf dem Bauch.

Die Fremden fahren mit ihnen, in Dunkelheit und Kälte, die ganze Nacht durch die Wüste. Auf Bildern, die Nadim fast ein Jahr später im Gefängnis malen wird, sind viele der Kinder gefesselt. Nadim malt kleine Strichmännchen ohne Gesicht, manche haben kurze Haare, andere haben Zöpfe, um ihre Arme und Beine malt er Kreise, die aussehen wie Seile.

Als der Laster im Morgengrauen, am Ufer des Tigris, eine große Stadt erreicht, sehen Nadim und Khalid ockerfarbene Häuser, Tempel, Märkte, auf den Straßen nur Männer, keine Frauen. Schwarz-weiße Fahnen wehen über Mossul.

Ihre Entführer bringen sie in ein Lager, zusammen mit mehr als hundert Jugendlichen. Es sind Jungen und Mädchen aus allen Gegenden des Irak, aus eroberten Städten und aus niedergebrannten Dörfern, die ältesten von ihnen sind 16, die jüngsten noch keine 8.

Die Männer geben ihnen Süßigkeiten. Sie sagen den Kindern, sie würden jetzt hier leben und ihre Eltern nie mehr wiedersehen. Die Mädchen, sagen sie, sollen den Kämpfern Mossuls dienen und dem »Islamischen Staat« neue Kinder schenken. Die Jungen, sagen sie, sollen im »Kalifat« zur Schule gehen, den Umgang mit Waffen üben und jeden Tag mehr über den »heiligen Krieg« erfahren. Und eines Tages, wenn sie stark genug seien, Großes zu vollbringen, würde man ihnen den Namen »Laith« geben, Löwen.

Nadim und Khalid verstehen nicht, aber sie fürchten sich und stellen keine Fragen. Die Männer sperren sie in ein großes, dunkles Haus, so beschreibt es Nadim, mit 70 anderen Jungen sollen sie auf dem Boden schlafen wie Soldaten. In der ersten Nacht schläft keines der Kinder und auch nicht in der zweiten.

Am Anfang, berichtet Nadim, beginnen alle Tage mit Gebeten. Ihre Schule ist eine zerstörte Moschee, ihr einziger Lehrer ein Mann, der sich Imam nennt und beim Predigen ein Messer in der Hand hält. Er redet laut auf sie ein, befiehlt ihnen, Verse nachzusprechen, die Nadim und Khalid zu Hause, im Koranunterricht ihrer Dorfschule, noch nie gehört haben.

Nadim hat keinen dieser Verse vergessen. Er sitzt in seiner Zelle, er sagt sie nacheinander auf, wie schüchterne Kinder Gedichte aufsagen, zu Boden sehend, atemlos.

Sure 9, Vers 41: *Ziehst aus, leicht und schwer, und eifert mit Gut und Blut in Allahs Weg.*

In Mossul lernen sie diese Verse auswendig, sechs Stunden am Morgen, vier Stunden am Abend.

Sure 2, Vers 193: *Und bekämpft sie, bis die Verführung aufgehört hat und der Glaube an Allah da ist.*

Der Lehrer bringt ihnen bei, dass es nur einen wahren Glauben gebe und nur ein wahres Kalifat.

Sure 2, Vers 191: *Und erschlagt sie, wo immer ihr auf sie stoßt.*

Zehnmal am Tag, in weißen Gewändern, singen sie Lieder über Mossul, Rakka und Blutvergießen, bis Nadim und Khalid davon träumen.

Sure 9, Vers 39: *So ihr nicht auszieht,*

wird Er euch strafen mit schmerzlicher Strafe.

Sie singen, mit schwarzen Stirnbändern, dass nicht zu kämpfen Sünde sei und im Krieg zu sterben das kostbarste Geschenk.

Sure 4, Vers 74: *Und so soll kämpfen in Allahs Weg, wer das irdische Leben verkauft für das Jenseits. Und wer da kämpft in Allahs Weg, falle er oder siege er, wahrlich, dem geben wir gewaltigen Lohn.*

Einmal in der Woche, wie bei einer Prüfung, fragt der Imam die Verse ab. Macht einer der Jungen Fehler, werden alle bestraft, mit Peitschenhieben und Schlägen. Bärtige Männer prügeln mit Stöcken auf ihre Rücken, 200 Hiebe auf nackte Haut, bis die jüngsten Kinder bewusstlos werden. In stillen Nächten, wenn sie nebeneinander im Schlafsaal liegen, hört Nadim andere Jungen weinen. Auch Khalid, seinen Bruder.

Sie wissen nicht, wo sie sind, weshalb sie festgehalten werden und wie lange noch. Sie wissen, dass ihre Eltern tot sind, aber wollen es nicht glauben. Heimlich sprechen sie zu ihnen, beten um Hilfe, aber niemand hört sie, niemand kommt, um sie zu retten.

Nach zwei oder drei Monaten, als der Winter vorüber ist, so erzählt es Nadim, lernen sie, in kleinen Gruppen Sprengsätze zu basteln. Sie lernen an Holztischen wie in Klassenzimmern, wie man schwarzes Pulver und Nägel vermischt, in Taschen füllt, diese Taschen durch Drähte miteinander verbindet, sie gezielt zur Explosion bringt.

Einmal, als sie auf einer Straße in Mossul das Zünden üben, sehen sie in der Ferne ihre Schwester. Sie erkennen sie nur an ihrem Gang, schwarz verhüllt bis auf die Augen, ein schwerer, grauhaariger Mann an ihrer Seite. Ayalah nickt ihren Brüdern zu, aber sie redet nicht mit ihnen. Sie verschwindet in einem Haus, der Mann geht hinter ihr her. Es ist das letzte Bild, sagt Nadim, das er von seiner Schwester hat.

In Dschamdschamal sitzt der Junge, in sich zusammengesunken, auf seiner Pritsche. Seine nackten Füße hängen in der Luft, berühren kaum den Boden. Er sieht keinem Fremden, der in seine Zelle tritt, je in die Augen, er weicht allen Blicken aus. Manchmal, wenn er erzählt, spricht Nadim hastig wie ein Kind und manchmal kalt und fluchend wie ein Greis. Aber er spricht nie geordnet, immer durcheinander, so als würden in seinem Kopf zu viele Stimmen laut.

Er hat die Mädchen aus seinem Dorf nie wiedergesehen, sagt Nadim, er weiß nicht, ob sie und seine Schwester heute noch am Leben sind.

Über Mossul wird es Frühling, Khalid und er hören die Vögel singen, erzählt Nadim, als für die Jungen in der Moschee das

Beten endet. Der Imam bestellt einen Fernseher und zeigt den Jungen ein Video. Dieses Video, stundenlang, unterlegt mit den aufgezeichneten, hellen Gesängen der Kinder, zeigt explodierende Autos und Häuser, Panzer, die auf Menschen schießen, Männer, die Knienden den Kopf abschlagen, Frauen und Soldaten, die in Käfigen verbrennen. Keiner der Jungen darf wegsehen. Nadim und Khalid wird schwindelig, ihr Bauch zieht sich zusammen, sie müssen sich übergeben. Das Video, es verfolgt sie Tag und Nacht, aber bald zeigt der Imam es jeden Morgen, bald sollen die Jungen selbst das Töten lernen.

Die Männer geben ihnen scharfe Messer und Stoffattrappen in orangefarbenen Overalls, mit heller Haut und blonden Haaren. Sie sagen, sie sollen das Enthaupten üben.

Die Jungen gehorchen. Sie schneiden den Puppen die Kehle durch, dann trainieren sie es an Hühnern und an Hunden.

Eines Morgens, als Vermummte einen Mann an Ketten ins Lager der Kinder führen – einen Ungläubigen, sagen sie –, drücken sie einem der Jungen einen Dolch in die Hand, befahlen ihm, den Gefangenen zu schächten. Der Junge, keine 14 Jahre alt, Sommersprossen, weint, schlägt die Hände vor sein Gesicht. Sie geben ihm eine weiße Pille, er spült sie mit Wasser oder Limonade hinunter. Dann tötet er, zitternd, einen Menschen.

Nadim sieht die Bilder noch immer vor sich, er hört noch immer die Geräusche. Ein halbes Jahr später, im Gefängnis von Dschamdschamal, hockt er in seiner Zelle und macht die Bewegung nach, führt Daumen und Zeigefinger an seinen Hals wie eine Klinge.

Er habe das Töten in Mossul hundertmal geübt, sagt er. An Puppen. An Tieren. Auch an Menschen? Nadim schüttelt den Kopf, sieht zu Boden. Vor ihm, auf kaltem Beton, liegen Bilder, die er Stunden zuvor gemalt hat. Es ist vor allem Gewalt darauf zu sehen, viel Rot, viel Blut, es hat auf Nadims Hände abgefärbt.

Kann ein Junge wie er beides sein, Opfer und Attentäter? Geisel und Killer? Kind und Terrorist? In Dschamdschamal suchen sie nach einer Antwort.

Das Gefängnis war einmal Fort, es gehörte der irakischen Armee, Saddam Hussein diente es als Folterkerker. Später, als US-Truppen in den Irak einmarschiert waren, als Nadim und Khalid bald nach dem Krieg geboren wurden, bauten die USA Dschamdschamal zur Anstalt aus, schickten Häftlinge aus Bagdad und Abu Ghraib hierher. Es gilt heute als eines der modernsten Gefängnisse des Nordirak, mit Einzelzellen und Hochsicherheitstrakten, mit Krankenstation und Haftrichtern. Aber worauf niemand vorbereitet war,

nicht die Anstaltsleitung, nicht die Wärter, nicht die Richter, war ein Kind.

Nadims Zellentür wird dreimal am Tag geöffnet. Einmal am Morgen, wenn Wärter ihn, getrennt von allen anderen Insassen, zu den Duschen führen. Einmal am Mittag, wenn Wärter ihn, getrennt von allen anderen, in den Speisesaal bringen und über den Hof spazieren lassen. Die Kämpfer des »Islamischen Staates« dürfen nur alle drei Tage aus ihren Zellen, aber es sind viele, und jede Woche werden es mehr, jede Woche kommen neue Gefangene hierher. Jeder dieser Kämpfer könnte Nadim kennen, jeder ein Komplize oder eine Bedrohung sein. Die Wärter, die auf den Jungen aufpassen, die einmal stündlich durch eine kleine Luke in seine Zelle blicken, sie sollen ihn bewachen und gleichzeitig beschützen.

Wenn sich die Tür das dritte Mal am Tag öffnet, tritt ein schwächlicher, freundlich lächelnder Herr herein, der keine Uniform, sondern Wollpullover trägt und Nadim sagt, dass er ihn Mahmud nennen soll. Mahmud, 39, einer von drei Gefängnisärzten, stammt aus Mossul, er hat bis vor zweieinhalb Jahren dort gelebt, an einem Krankenhaus gearbeitet. Als eines Abends schwarz gekleidete Kämpfer die Stadt überfielen, als ihr Anführer dort das »Kalifat« ausrief, packte Mahmud seinen Rucksack, ließ sein Haus und seinen Job zurück und floh nach Kurdistan.

Er sei kein Psychologe, keiner, der sich mit Kindern oder Mördern auskenne, sagt er, »nur ein einfacher Arzt«. Aber weil es in Dschamschamal keine Psychologen gibt, soll er sich um Nadim kümmern. Er soll herausfinden, ob das Militär den Jungen entlassen darf oder ob Nadim, der an unruhigen Tagen noch immer die schwarz-weiße Fahne der Terroristen malt, weiterhin eine Gefahr ist.

Am Anfang, als Nadim in diese Zelle kam, wusste Mahmud kaum einen Weg, mit ihm zu sprechen. Er habe keine eigenen Kinder, sagt er, er habe nie die richtige Frau gefunden. Alles, was Mahmud wusste, war, dass er den Jungen nicht zwingen konnte zu reden, aber dass fast alle Kinder gern malen. Also ließ er ihm das Papier und die Stifte geben. Also hoffte er, anhand der Bilder, die Nadim zeichnen würde, seine Gefühle und Gedanken zu erkennen.

Nadim nennt den Arzt nie Mahmud. »Doktor«, sagt er, aber Mahmud ist der Einzige, dem Nadim in die Augen schaut. Sie spielen häufig mit Murmeln, schnippen mit kleinen, runden Steinen gegen die Zellenwand. Wenn Nadim gewinnt, wälzt sich Mahmud auf dem Boden und singt ein arabisches Kinderlied über einen dicken Käfer, so lange, bis Nadims Züge weicher werden, bis über sein Gesicht beinahe ein Lächeln huscht.

Wenn Mahmud gewinnt, setzt er sich neben den Jungen, legt eine Hand auf dessen Knie oder einen Arm um dessen Schulter und bittet ihn, von Mossul zu erzählen.

Sie sitzen jetzt, im grellen Licht der Zelle, genauso nebeneinander. Sie könnten Vater und Sohn sein, wenn die schwere Eisentür nicht wäre, der Notizblock in Mahmuds Händen und die Angst in Nadims Augen.

Der Junge sagt dem Doktor, dass es für ihn und Khalid kein Entkommen gab. Dass er andere Jungen fliehen sah und dass die Männer, die sie schnappten, ihnen einzelne Finger oder die Hand abhackten. Er erzählt, dass Weinen unter Strafe stand und dass die Männer jeden Monat, nach dem Freitagsgebet, Menschen von Häusern »hoch wie Türme« warfen. Nadim sagt Mahmud, mit geschlossenen Augen, Khalid und er »wollten nie töten«, nicht in Mossul und auch nicht in Kirkuk.

Der Befehl, sich in Kurdistan in die Luft zu sprengen, kam irgendwann im Sommer. Nadim hat versucht, Mahmud auch diesen Teil seiner Geschichte zu erzählen, mehr als ein Dutzend Mal, aber er hat es nie ganz geschafft, er kam nie bis zu der Stelle, als er die Bombe auf dem Marktplatz zünden sollte.

Er sitzt im Schneidersitz auf seiner Pritsche, umklammert mit beiden Händen seine Füße, wippt mit dem Körper auf und ab. »Langsam, langsam«, sagt Mahmud, »keine Angst.« Nadim hat ein großes Blatt Papier neben sich liegen, ein paar bunte Stifte, er beginnt schwarze Kreise zu malen, vier Räder, ein dunkles Fahrzeug. Er atmet schwer, er erzählt ganz leise.

Es ist eine Nacht Mitte August, als die Männer ihn und Nadim wecken und beiden Brüdern die Augen verbinden. Sie führen sie aus dem Schlafsaal, schieben sie in ein Auto und fahren sie aus Mossul heraus. Als der Morgen graut, nehmen sie ihnen, scheinbar irgendwo am Stadtrand, die Augenbinden ab, Khalid sitzt auf dem Beifahrersitz, Nadim dahinter. Er sieht neben sich zwei Männer mit Kampfanzügen und langen Bärten. Im Fußraum, vor ihnen, liegen Sprengwesten, die gleichen, mit denen sie wochenlang trainiert haben.

Nur der Mann am Steuer des Autos, ohne Kampfanzug und ohne Bart, fährt mit den Brüdern weiter. Es ist nicht klar, welche Route er nimmt, wie genau er mit den Kindern nach Kurdistan gelangt, aber wahrscheinlich ist, dass er von Mossul aus nach Süden fährt, bis zu der Stadt Hawidscha, von dort aus Richtung Nordwesten, durch arabische Dörfer und Provinzen, über unbewachte Grenzen. Nadim kann aus dem Fenster sehen, er sieht am Anfang nur Wüste, dann weite Ölfelder, von denen schwarzer Rauch aufsteigt, schließlich, als sich dahinter eine große Stadt erhebt, er-

reichen sie Kirkuk.

Sie ziehen dort in eine Wohnung, mit Männern, die arabisch sprechen. Sie bleiben für fünf oder sechs Tage. Jeden Abend, ehe der Muezzin zu rufen beginnt, führen die Männer sie zu den Märkten, in die Einkaufsviertel, zu den schiitischen Moscheen. Nadim und Khalid sollen die Ungläubigen sehen, sie sollen sich merken, wo sie beten, wo sie lachen, wo sie am einfachsten zu töten sind.

Die Männer gehen den Plan mit ihnen durch wie eine Choreografie. Abend für Abend binden sie den Jungen kiloschwere Gewichte um, ziehen ihnen Fußballtrikots darüber, die Jungen überall auf der Welt tragen, eines von Messi und eines von Ronaldo. So führen sie beide, durch die arabischen Viertel, in die Altstadt von Kirkuk, Khalid in den Westen, Nadim in den Osten. Dort sollen die Brüder warten, bis zum Sonnenuntergang, bis zur Gebetszeit, bis die Plätze vor den Moscheen voll mit Menschen sind. Erst dann, sagen die Männer, sollen »Allahs Löwen« den Knopf an ihrer Weste drücken.

Der Tag, an dem es geschehen soll, ist ein Sonntag. In der Nacht davor sitzen die Männer mit Nadim und Khalid in ihrem Versteck an einem Tisch. Sie geben ihnen viel zu essen, sagen, das Paradies sei voller Süßigkeiten, aber die Jungen können nichts essen.

In der Wohnung läuft ein Radio. In arabischen Nachrichten hören sie, am gleichen Abend, in einer Stadt in der Türkei sei eine Bombe explodiert. Sie hören, 50 Menschen, Hochzeitsgäste, seien jetzt tot. Der Attentäter, verstehen Nadim und Khalid, war ein Kind.

Nadim schläft nicht in dieser Nacht. Die Brüder liegen, bewacht und getrennt voneinander, in zwei Zimmern, sie können sich nicht sehen, nicht mehr miteinander sprechen.

Irgendwann am nächsten Tag, Nadim erinnert sich kaum, wie verschwommen, legen die Männer ihnen die Sprengwesten um, befestigen sie mit zwei Gurten an ihren Schultern und mit Leinentüchern um ihre Hüften. Nadim sagt, dass ihm die Männer Angst machten. Dass sie ihm drohten, seiner Schwester wehzutun, würden er und Khalid fortrennen oder Hilfe rufen. Er erzählt, dass sie ihm weiße Pillen gaben. Er weiß nicht, was es war, bloß, dass er, sobald er diese Pillen hinunterschluckte, fast kein Gefühl mehr spürte, nur noch ein Pochen in der Brust.

So verließ er wohl am späten Nachmittage, auf den Straßen von Kirkuk war es fast 40 Grad Celsius heiß, die Wohnung. Khalid, der Ältere, ging zuerst, Nadim, der Jüngere, ging nach ihm.

Nadim hat kaum noch Erinnerungen an den Weg, weiß nicht mehr, ob er Minuten

oder Stunden bis zur Altstadt lief. Er sieht heute, mit verzerrtem Gesicht, nur noch einzelne Bilder vor sich, die Frauen auf den Märkten, die Männer vor den Teestuben, die Fußball spielenden Kinder. »Sie haben gelacht«, sagt Nadim. Dann ist es, als breche sein Gedächtnis ab, als seien die Augenblicke danach wie ausgelöscht.

Um 19.04 Uhr, vermerkten Polizisten aus Kirkuk in ihrem Bericht, *»lief ein Junge schreiend über den Marktplatz ... er griff unter sein Trikot, versuchte, sich mit einer Bombe in die Luft zu sprengen«*.

Es gibt von diesem Augenblick, von den Sekunden auf dem Marktplatz, nur ein Handyvideo, von einem Passanten zufällig gefilmt. Es zeigt, anders als manche Polizisten es beschreiben, anders als die meisten Zeugen sich erinnern, wie Nadim nicht auf die Moschee zulief, sondern weg von ihr, weg aus dem Gedränge, weg vom Marktplatz, vielleicht 80, 90 Meter weit, auf eine unbefahrene, fast menschenleere Straße.

Nadim weiß nicht mehr, weshalb. Er kann heute nicht mehr sagen, warum er nicht tat, was die Männer ihm befohlen hatten; warum er, anstatt zum Eingang der Moschee zu gehen, dahin rannte, wo er niemanden mehr töten konnte.

Um 19.33 Uhr, eine halbe Stunde später und rund tausend Meter entfernt, steht im Bericht der Polizei, *»explodierte in Kirkuk eine Bombe«*. Es gibt kein Video davon und fast keine Zeugen, niemanden, der Khalid, einen Jungen im Ronaldo-Trikot, kommen sah.

Die Explosion in einer Gasse nahe der drittgrößten Moschee der Stadt, aber weit entfernt von ihrem Eingang, weit entfernt

vom Pulk der Gläubigen, sprengte drei Häuserwände, verletzte vier Menschen, Männer und Frauen, schwer. »Der Attentäter«, als Einziger getötet und laut Ärzten nicht mehr zu erkennen, »war ein Kind männlichen Geschlechts«.

Es vergingen drei Tage, dann tauchte am selben Ort eine schwarz-weiße Karte auf, die Visitenkarte des IS. Sie trug ein Siegel aus Blut und Sprengstoffpulver, auf ihrer Rückseite das Foto eines Jungen: ein Foto von Khalid.

In Dschamdschamal malt Nadim heute, drei Monate danach, manchmal das Paradies. Es ist kein Blut auf diesen Bildern, keine Gewalt, nicht einmal Menschen, nur Täler, Flüsse, kleine Tiere. Die Landschaft, sie sieht aus wie in Dijala, seiner Heimat, ein Junge wie er könnte dort Kühe oder Ziegen treiben, jeden Morgen klettern, jeden Abend angeln gehen.

Es gibt Tage, da fragt Nadim, wo Khalid, sein Bruder, heute ist, im Paradies oder in der Hölle. Mahmud, der Doktor, antwortet dann, dass Khalids Überreste auf einem Friedhof nahe Kirkuk liegen. Er sagt auch, dass Allah kein Monster, sondern voller Gnade sei.

Oft beten sie gemeinsam, für Nadims Bruder, für seine Eltern und für seine Schwester, die vielleicht immer noch in Mossul ist, vielleicht auch nicht. Wenn Mahmud die Zelle verlässt, betet er häufig, auf dem Flur oder an seinem Schreibtisch, noch ein zweites Mal, für Nadim.

Der Doktor sieht ihn an, und er sieht nicht einen Killer, nur ein Kind. Er sieht dieses eine Video aus Kirkuk, sieht wie Nadim von der Moschee fortrennt und die Menschen um ihn herum nicht tötet, sondern vor dem Tod bewahrt. Er stellt sich

auch dessen Bruder Khalid vor, und er sieht nicht einen Mörder, der hundert Menschen mit sich riss, sondern einen, der nur vier von ihnen verletzte. Mahmud sieht, mit jedem Tag klarer, dass in zwei Jungen, »vollgepumpt mit Bösem«, sagt er, »ganz plötzlich etwas Gutes siegte«.

Er glaubt nicht, dass Nadim gefährlich ist, aber er weiß auch nicht, wohin mit ihm.

In seinem Arztzimmer in Dschamdschamal, der Blick durchs Fenster geht weit hinaus in die Wüste, hört Mahmud jede Woche von neuen Anschlägen im Irak, in der Türkei, in Europa. Er hört, dass der »Islamische Staat« in Mossul immer schwächer wird, aber auch, dass immer mehr Kinder, Jungen und Mädchen von dort aus in den Krieg ziehen. Die meisten von ihnen sterben wie Khalid. Einige, wie Nadim, überleben, aber welches Leben, sagt Mahmud, steht Nadim noch offen?

Vor ein paar Tagen saß der Doktor mit ihm bis spät am Abend in seiner Zelle. Da war eine Frage, auf die er spät gekommen war und die ihm keine Ruhe ließ. Mahmud fragte Nadim, weshalb er nicht auf Hilfe gewartet habe; warum er, als er in Kirkuk auf dieser menschenleeren Straße stand, trotzdem den Auslöser an seiner Weste griff, trotzdem versuchte, sich in die Luft zu sprengen.

Nadim tritt das nicht ab, er senkte nur seinen Kopf, nahm seine Bilder und fing an, das, was er gezeichnet hatte, mit einem einzigen Stift zu übermalen.

Vielleicht wollte er nie wieder etwas sehen, fühlen, erinnern. Vielleicht suchte er damals, in Kirkuk, nur Erlösung. Er malte alles schwarz.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Mit »Löwenjungen« hat Relotius eine Reportage über die zwei Brüder Nadim und Khalid geschrieben, die der »Islamische Staat« in Dijala entführt und im August 2016 als Selbstmordattentäter in die irakische Stadt Kikurk geschickt haben soll. Nadim sei mit einer Sprengweste am Körper in der Nähe einer Moschee »ganz plötzlich losgerannt, schreiend in die Menge«. Ein Polizist habe ihn im letzten Moment gestoppt. Weiter heißt es: Khalid habe sich kurze Zeit danach vor einer anderen Moschee in die Luft gesprengt.

Im Verlauf der Reportage erzählt Relotius das Geschehen und die Biografie der Jungen nach. Relotius habe den überlebenden Jungen, Nadim, dafür im November 2016 im Dschamdschamal-Gefängnis besucht und mit dem Gefängnisarzt gesprochen. Dem Arzt habe Nadim seine Geschichte erzählt oder sie mit Wachsmalbildern aufgemalt. »Nadim sollte malen, worüber er nicht sprechen konnte«, schreibt Relotius.

Relotius räumte bereits Ende 2018 im Gespräch mit seinen Vorgesetzten ein, dass Teile des Artikels gefälscht seien. Er gab an, dass er nicht lange mit Nadim und dem Gefängnisarzt reden konnte.

Es stimmt, dass Nadim existiert und dass ein Selbstmordanschlag durch ihn verhindert werden konnte. Zu dem Jungen, seinem vereitelten Anschlag und zwei weiteren Anschlägen an dem Tag in Kikurk gibt es zahlreiche Medienberichte. Doch ab dann beginnen bei Relotius die Faktenfehler, Widersprüche zu anderen Medien, mutmaßlichen Fälschungen und Dramatisierungen.

In den Berichten gibt es unterschiedliche Angaben zu Alter, Namen und Beziehung der Kinder zueinander. Die meisten Medien schreiben nicht, dass es sich bei Nadim und Khalid um Brüder handele. Auch umgehen andere Medienberichte die Vorgeschichte Nadims und seine Herkunft weitgehend. Auffallend ist, dass Nadim selbst äußert, er käme aus Mossul. Skynews veröffentlichte Mitte Dezember 2016, also kurz nach Relotius Reise, ein kurzes Interview mit dem Jungen. Es deckt sich in großen Teilen nicht mit den Angaben und Schilderungen von Relotius.

Relotius schreibt zum Beispiel, dass der Junge im Dschamdschamal-Gefängnis sitzt. Dieses Gefängnis gibt es. Ein Gutachten des amerikanischen Sonderinspektors für den Wiederaufbau des Irak aus dem Jahr 2009 bietet umfangreiche Informationen zur Ausstattung der Anlage und den unterschiedlichen Zellen. Die Details und Bilder, wie etwa zur Größe und Beleuchtung der Zelle, decken sich in großen Teilen nicht mit Relotius Beschreibung des Gefängnisses. Daher liegt die Vermutung nahe, dass der Junge damals in einer anderen Strafvollzugsanstalt - laut Skynews in einem Jugendgefängnis - saß, und Relotius ihn, wenn er ihn tatsächlich gesprochen hat, nicht im Dschamdschamal getroffen hat. Der Arzt konnte bislang nicht identifiziert werden.

Ein Beispiel für einen Faktenfehler ist es, dass Nadim eine Sprengweste mit 9,5 Kilo Dynamit getragen hätte. Es handelte sich allerdings um einen Sprengstoffgürtel mit 2 Kilo TNT.

Nicht plausibel ist, dass Relotius den Jungen in seiner Gefängniszelle und Handschellen in seiner Zelle getroffen hat. Skynews interviewte ihn in normaler Alltagskleidung ohne Handschellen und nicht in einer Zelle. Auch nicht plausibel ist, dass der IS wenige Tage nach dem Anschlag des angeblichen Bruders eine Visitenkarte am Ort des Geschehens hinterlassen und sich so zu dem Angriff bekannt hat. Der IS verbreitet seine Bekennterschreiben in der Regel über digitale Medien und möglichst zeitnah. So hat der IS auch hier am nächsten Tag über das Internet den Anschlag des anderen Jungen für sich beansprucht.

Viele Beschreibungen über die Ereignisse im IS-Lager scheinen dagegen plausibel. Entkommene Kinder berichten von ähnlichen Verhältnissen. Dennoch lassen einige Szenen Zweifel aufkommen: etwa dass nur ein Imam die Jungen unterrichtete. Das erzählt Nadim im Interview mit Skynews anders.

Nachdem »Löwenjungen« im Februar 2017 im SPIEGEL erschienen war, recherchierte und filmte ein Team von SPIEGEL TV im Nordirak für zwei Beiträge, darunter einen zum Thema Kindersoldaten. Dafür wurde »Nadim« im Gefängnis interviewt. Der am 30. April 2017 gesendete Beitrag ist allerdings zurzeit aus dem Netz genommen, weil man sich der Authentizität zweier dem SPIEGEL-Artikel von Relotius entnommener Kinderzeichnungen Nadims nicht mehr sicher ist.

Beim Schnitt fielen SPIEGEL TV einige Sachverhalte auf, die nicht deckungsgleich mit der Heftgeschichte waren. So nannte sich der interviewte Junge nicht Nadim, sondern Mahmud, und Nadim und Kahlil (der in der SPIEGEL TV-Reportage keine Rolle spielt) waren offenbar keine Brüder. Nadim saß auch in einem anderen Gefängnis als dem von Relotius benannten.

Relotius gelang es aber, die Zweifel an seiner Reportage weitgehend zu zerstreuen. Auf seine Bitte hin änderte SPIEGEL TV den richtigen Namen »Mahmud« wieder zurück in Nadim. Relotius sagte, er hätte dies in seinem Text auch so gehalten und zwar aus Schutzgründen. Das erschien SPIEGEL TV plausibel.

NACH DER WAHL

GESELLSCHAFT

Wütender weißer Mann

»Wütender« Gibt es den frustrierten Bürger, der Trump zum Sieg verholfen hat, auch in Deutschland? Sicher. Man muss nur auf die Straße gehen und hinhören.

Ob Donald Trump, immerhin Enkel deutscher Wirtschaftsflüchtlinge aus der Pfalz und »stolz« auf sein »deutsches Blut«, auch in Deutschland zum Bundeskanzler gewählt werden würde, weiß man nicht, es gibt keine Umfragen, und wenn es sie gäbe, müsste man ihnen misstrauen. Vermutlich fände er keine Mehrheit. Noch sind die Erinnerungen an Führernaturen, die Minoritäten deportieren und Autobahnen bauen ließen, nicht verblasst. Sicher ist jedoch, dass es nach Trumps Wahl zum US-Präsidenten auch in Deutschland ziemlich viele Menschen gibt, die sich darüber freuen. Sie sind nicht schwer zu finden. Die wütende, weiße, männliche, mindergebildete, ältere Mittelschicht, auch »angry white men« genannt, die die Zeit zurückdrehen will, gibt es auch hier, und oft ist sie gar nicht so ungebildet, manchmal auch nicht alt, gelegentlich ist sie sogar weiblich. Sie sind Rentner in Meerbusch am Niederrhein oder Architekt in Hamburg, sie studieren Business Management oder tragen Adelstitel im Namen, sie fahren Taxi in Bochum oder arbeiten als Arzt in Berlin. Manche von ihnen wollen ihren Namen nicht nennen, aber sagen, dass sie die Schnauze voll haben, das wollen sie. In den USA hat die anonyme und schweigende Mehrheit erst an der Urne gesprochen, weil zuvor niemand hinhören wollte, vor allem die Medien nicht. Wenn eines klar ist nach dieser hässlichen Weltwahl, dann, dass man die wütenden weißen Männer nicht mehr schweigen lassen darf, auch in Deutschland nicht. Dass man zu ihnen hingehen, ihnen zuhören muss, auch wenn es oft ziemlich scheußlich ist, was man zu hören kriegt; auch wenn es sehr oft schlicht falsch ist, Zerrbilder der Wirklichkeit. Aber so sehen sie nun einmal die Welt. So sehen sie Deutschland. Und so setzen sie im Wahllokal ihr Kreuz. Man muss endlich verstehen lernen, wer sie sind und wann sie so geworden sind.



Leute ich. Nur Fakt: Gestinkt, Bettler, Kitzelziele, Zigeuner – und die Politiker machen nichts. Jemand, der mit durchgegrit, der die rauschmüht. Das recht in Deutschland. Sieht man doch, was passiert, wenn man die Volk frage. Sichert die machen jetzt ihr Ding, wir machen unser Ding. Alles gut.

»Homosexualität mit dem Tod bestrafen«

Karl-Michael Heinrich Freiherr von Solemacher-Antweiler, 64, Privatier aus München

Leutlicher und Kraftfahrer. Mit 57 wurde ich zum Invalidenrentner. Die Arbeit hat mich tagtäglich gemacht. Ich konnte nicht einmal ein meine Rechte heraus, habe seit Jahren keinen Urlaub oder Entlohnung gehabt. Ich lebe in einer Wohnung, das Geld verliere ich mit mittlerweile auf der Straße. Durch Flüchtlingsland und Spenden. Bis zu 100 Euro kommen es in der Woche zusammen. Das ist mittlerweile nicht, als ich durch Rechte habkommen würde. Früher habe ich SPD gewählt, für Merkel würde ich stimmen. Das ist eine Betrügerin.

»Pack, Gesindel, Bettler«

Peter Linow, 52, Kaufmann aus Berlin

SPIEGEL: Was haben Sie gedacht, nach Trumps Sieg?

Linow: Ha! Da's auf Facebook gelesen, ich bin's gut. Er hat denen alles mal »Anschließen« gesagt. Alles da oben. Der Lobbying, den Politikern, allen. War richtig.

SPIEGEL: Wom haben Sie in Deutschland die Nase voll?

Linow: Können? Warum nicht? Immer mehr Arbeitslose, Polen, die uns Aufträge wegnehmen, die Weiter immer teurer. Deutschen werden aus Wohnungen geworfen, dann Asylanten es sich auf unsere Kosten gemächlich machen.

SPIEGEL: Wenden Sie sich für Deutschland eine Figur wie Donald Trump gewünscht?

Linow: Sie klar, dann könnte er hier mal aufkommen. Wenn ich hier am Alex die

»Donald Trump ist im Grunde seines Herzens ein guter Kerl. Ich verstehe nicht, warum ihn alle so verteufeln. Der Mann ist in der Tat ein »Hassprediger«, aber im positiven Sinne. Er hat dem »Islamischen Staat« mit deutlichen Worten den Kampf angesagt, und das finde ich gut. Ich traue ihm zu, dass er diese bösen Muselmänner besiegt. Keine Ahnung, ob Trump gläubig ist – es heißt ja immer, eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel –, aber mit gefällt, dass er ein Abtreibungsgegner ist.

Es ist eine Sauerei, dass ungeborenes Leben in Deutschland nicht geschützt wird. Die Tochter meiner Schwester hat Terence 21 und ist so ein kleines Mädchen. Sie ist jetzt ein Jahre alt und lebt in einer Pflegefamilie zum dem Land, wo sie einmal am Tag Freitag des Zigeunerfall einmüht. Es ist ein Verbrechen, wenn Menschen wie sie nicht leben dürfen.

Es tut mir leid, das so offen sagen zu müssen, aber meiner Meinung nach ist auch Homosexualität ein Verbrechen, das laut Bibel mit dem Tod zu bestrafen ist. Natürlich will ich nicht die Todesstrafe wieder einführen, aber dass der Staat gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt, finde ich falsch. Ich bin überzeugter Katholik und würde deswegen meinen die Partei mit dem C im Namen. Nächstes Jahr werden wir sehen, was ich mache.

Wenn siehst die Bundesregierung eigentlich endlich die Kapitalertragsteuer? Das wäre doch eine gute Maßnahme, um den Sozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Gatt Bill, Angela Merkel muss die Bundesbankkassen angefüllt werden.



Karl-Michael Heinrich Freiherr von Solemacher-Antweiler

»Der Staat nervt mich«

Alfred Johannes Lammes, 68, Rentner aus Völklingen

»Der Staat nervt mich. Ich bin in der DDR geboren, als sie untergegangen ist. Bin ich mit untergegangen. Bis zur Wende war ich

76 DER SPIEGEL 46/2016

DER SPIEGEL 46/2016 77

Wütender weißer Mann

Nach der Wahl. Gibt es den frustrierten Bürger, der Trump zum Sieg verholfen hat, auch in Deutschland? Sicher. Man muss nur auf die Straße gehen und hinhören.

24 | DER SPIEGEL 46/2016, 12.11.2016

Ob Donald Trump, immerhin Enkel deutscher Wirtschaftsflüchtlinge aus der Pfalz und »stolz« auf sein »deutsches Blut«, auch in Deutschland zum Bundeskanzler gewählt werden würde, weiß man nicht, es gibt keine Umfragen, und wenn es sie gäbe, müsste man ihnen misstrauen. Vermutlich fände er keine Mehrheit: Noch sind die Erinnerungen an Führernaturen, die Minoritäten deportieren und Autobahnen bauen ließen, nicht verblasst. Sicher ist jedoch, dass es nach Trumps Wahl zum US-Präsidenten auch in Deutschland ziemlich viele Menschen gibt, die sich darüber freuen. Sie sind nicht schwer zu finden. Die wütende, weiße, männliche, mindergebildete, ältere Mittelschicht, auch »angry white men« genannt, die die Zeit zurückdrehen will, gibt es auch hier, und oft ist sie gar nicht so ungebildet, manchmal auch nicht alt, gelegentlich ist sie sogar weiblich. Sie sind Rentner in Meerbusch am Niederrhein oder Architekt in

Hamburg, sie studieren Business Management oder tragen Adelstitel im Namen, sie fahren Taxi in Bochum oder arbeiten als Arzt in Berlin. Manche von ihnen wollen ihren Namen nicht nennen, aber sagen, dass sie die Schnauze voll haben, das wollen sie. In den USA hat die anonyme und schweigende Mehrheit erst an der Urne gesprochen, weil zuvor niemand hinhören wollte, vor allem die Medien nicht. Wenn eines klar ist nach dieser hässlichen Weltwahl, dann, dass man die wütenden weißen Männer nicht mehr schweigen lassen darf, auch in Deutschland nicht. Dass man zu ihnen hingehen, ihnen zuhören muss, auch wenn es oft ziemlich scheußlich ist, was man zu hören kriegt; auch wenn es sehr oft schlicht falsch ist, Zerrbilder der Wirklichkeit. Aber so sehen sie nun einmal die Welt. So sehen sie Deutschland. Und so setzen sie im Wahllokal ihr Kreuz. Man muss endlich verstehen lernen, wer sie sind und warum sie so geworden sind.

»Homosexualität mit dem Tod bestrafen«

Karl-Michael Heinrich Freiherr von Solemacher-Antweiler, 64, Privatier aus München

»Donald Trump ist im Grunde seines Herzens ein guter Kerl. Ich verstehe nicht, warum ihn alle so verteufeln. Der Mann ist in der Tat ein »Hassprediger«, aber im positiven Sinne. Er hat dem »Islamischen Staat« mit deutlichen Worten den Kampf angesagt, und das finde ich gut. Ich traue ihm zu, dass er diese bösen Muselmänner besiegt. Keine Ahnung, ob Trump gläubig ist – es heißt ja immer, eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel –, aber mit gefällt, dass er ein Abtreibungsgegner ist.

Es ist eine Sauerei, dass ungeborenes Leben in Deutschland nicht geschützt wird. Die Tochter meiner Schwester hat

Trisomie 21 und ist so ein liebes Mädchen. Sie ist jetzt 40 Jahre alt und lebt in einer Pflegeeinrichtung auf dem Land, wo sie einmal am Tag fleißig den Ziegenstall ausmistet. Es ist ein Verbrechen, wenn Menschen wie sie nicht leben dürfen.

Es tut mir leid, das so offen sagen zu müssen, aber meiner Meinung nach ist auch Homosexualität ein Verbrechen, das laut Bibel mit dem Tod zu bestrafen ist. Natürlich will ich nicht die Todesstrafe wieder einführen, aber dass der Staat gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt, finde ich falsch. Ich bin überzeugter Katholik und wähle deswegen immer die Partei mit dem C im Namen. Nächstes Jahr werden wir sehen, was ich mache.

Wann erhöht die Bundesregierung eigentlich endlich die Kapitalertragsteuer? Das wäre doch eine gute Maßnahme, um den Sozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Ganz klar, Angela Merkel muss als Bundeskanzlerin abgelöst werden.«

»Pack, Gesindel, Bettler«

Peter Linsow, 52, Maurer aus Berlin

SPiegel: Was haben Sie gedacht, nach Trumps Sieg?

Linsow: Hab's auf Facebook gelesen, ich fand's gut. Er hat denen allen mal »Arschlecken« gesagt. Allen da oben. Der Lügenpresse, den Politikern, allen. War nötig.

SPiegel: Wovon haben Sie in Deutschland die Nase voll?

Linsow: Wovon? Wovon nicht! Immer mehr Arbeitslose, Polen, die uns Aufträge wegnehmen, die Mieten immer teurer, Deutschen werden aus Wohnungen geworfen, damit Asylanten es sich auf unsere Kosten gemütlich machen.

SPiegel: Würden Sie sich für Deutschland eine Figur wie Donald Trump wünschen?

Linsow: Na klar, dann könnte er hier mal aufräumen. Wenn ich hier am Alex die Leute seh. Nur Pack. Gesindel, Bettler, Kriminelle, Zigeuner – und die Politiker machen nichts. Jemand, der mal durchgreift, der die rausschmeißt. Das fehlt in Deutschland. Sieht man doch, was passiert, wenn man das Volk fragt. Brexit? Die machen jetzt ihr Ding, wir machen unser Ding. Allet jut.

»Der Staat nervt mich«

Alfred Johannes Lumma, 68, Rentner aus Magdeburg

»Der Staat nervt mich. Ich bin in der DDR geboren; als sie untergegangen ist, bin ich mit untergegangen. Bis zur Wende war ich Lokführer und Kranfahrer. Mit 57 wurde ich zum Invalidenrentner. Die Arbeit hat mich kaputtgemacht. Ich komme nicht ein-

mal an meine Rente heran, habe seit Jahren keinen Urlaub oder Erholung gehabt. Ich lebe in einer Wohnung, das Geld verdiene ich mir mittlerweile auf der Straße. Durch Flaschenpfand und Spenden. Bis zu 150 Euro kommen so in der Woche zusammen. Das ist mittlerweile mehr, als ich durch Rente bekommen würde. Früher habe ich SPD gewählt, für Merkel würde ich nie stimmen. Das ist eine Betrügerin.«

»Wie in der Kaiserzeit«

Gunter Knauer, 80, Rentner aus Meerbusch

»Ich verstehe gut, warum die Amerikaner Trump gewählt haben. Ich habe ja auch nichts dagegen, dass er Präsident wird. Er ist finanziell unabhängig und kein Politprofi – zwei Eigenschaften, die heutzutage von Vorteil sind. Die Amerikaner können das politische Establishment nicht mehr ertragen, so wie bei uns die Leute die etablierten Parteien auch leid sind. Ich habe oft CDU gewählt, aber von der Merkel habe ich die Schnauze voll. Die soll von mir aus Nachfolgerin von der Margot Käßmann werden, aber als Politikerin ist die doch völlig überfordert. Unsere Schulkultur: eine Katastrophe. Die Lehrer sind viel zu tolerant zu den Schülern. Wenn die ihre Hausaufgaben nicht erledigen, hat das keine Konsequenzen. Die Lehrer reden dann nur von ‚Selbstfindung‘. Ich habe meine drei Kinder deshalb aufs Internat geschickt. Unser Beamtensystem: hinterwälderisch. Warum Beamte Privilegien genießen, als lebten wir noch in der Kaiserzeit, ist mir ein Rätsel. Dann die Flüchtlingspolitik: Wir haben unkontrolliert Menschen aufgenommen, die ihre eigene Sprache nicht richtig lesen und schreiben können. Und das ist die Elite aus diesen Ländern. Die gehen auch nie wieder von hier weg. Die AfD ist die einzige Partei, der ich zutraue, wieder mehr Ordnung in unser verkommenes Land zu bringen. Wenn sie bis zur Bundestagswahl nicht so profillos wird wie die anderen Parteien, wähle ich sie.«

»Wer sonst?«

Anke F., 59, und Norbert F., 65, Kneipenbetreiber aus Dortmund

Anke: Dass Trump gewinnt, war keine Überraschung.

Norbert: Das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Anke: Beim Brexit war es genauso. Da schrieben die Zeitungen, das passiert nicht, auf keinen Fall. Und dann passierte es doch.

Norbert: Ich finde das gut. Das ist jetzt mal ein schöner Denktzettel!

Anke: Für wen meinst du jetzt?

Norbert: Na für alle, die Journalisten, die Clintons, Merkels, Gabriels. Die sehen jetzt mal, dass es nicht immer so weitergeht. Dass es nämlich für viele in Amerika und auch in Deutschland bergab geht. Dass sie endlich mehr auf uns, also das Volk, hören müssen.

Anke: Ich weiß gar nicht, ob das immer so gut wäre.

Norbert: Was soll daran schlecht sein?

Anke: Das Volk ist ja auch nicht immer schlau.

Norbert: Aber das ist Demokratie, die Mehrheit entscheidet, so ist das eben. Mir schwillt der Hals, wenn Merkel sagt, wir schaffen das mit den Flüchtlingen, obwohl die meisten Bürger das ganz anders sehen. Das ist typisch heutzutage. Arrogant, von oben herab, ohne Rücksicht auf Verluste, so wird seit Jahren durchregiert. Das muss ein Ende haben. Die feinen Leute in Berlin, die müssen weg.

Anke: Die AfD würde ich trotzdem nicht wählen. Die liefert auch nur heiße Luft.

Norbert: Ich schon, Anke, weil ich mich frage: wen sonst?

»Was mich wirklich ankotzt«

Ein Arzt, 53, aus Berlin, der anonym bleiben möchte

»Ich habe mich über Trumps Sieg gefreut. Wenn jetzt mit dem linken Filz und dem Establishment aufgeräumt wird in allen Bereichen, dann finde ich das gut. Was Deutschland betrifft: Ich warte nur noch darauf, dass eine Partei wie die AfD einen guten Mann findet, der rhetorisch begabt ist, clever, inhaltlich stark. Dann könnte es hier auch laufen wie in Amerika. Einen solchen Mann würde ich definitiv wählen.

Die deutsche Machtelite scheint nicht zu wissen, was im Land los ist. Das erinnert mich zuweilen an Erich Honecker, der in Wandlitz sitzt und den Kontakt zur Realität verloren hat.

Ich weiß ja, was die Leute denken, die zu mir in die Praxis kommen. Zum Thema Flüchtlinge. Und ich sehe, wie in den Medien über das Thema berichtet wird. Da ist eine riesige Kluft zwischen Realität und Medienrealität. Von der Presse wird alles schöneredet, da gibt es einen übertriebenen, linken Liberalismus. Ich fühle mich ständig erzogen und belehrt. Das ist wie in der DDR. Mich ärgert zum Beispiel in der Presse die totale Verklärung von Leuten, die in unser Land kommen und weder arbeiten wollen noch ein vernünftiges Verhältnis zu Frauen haben. Die Journalisten sollen nicht Politik machen, sie sollen objektiv berichten.

Was mich wirklich ankotzt: Bin ich anderer Meinung als Frau Merkel, dann werde ich gleich in eine braune Ecke gestellt.

Ich habe das Gefühl, ich darf die Dinge nicht mehr öffentlich benennen, die mich in unserem Land stören.«

»Wissen Sie, was man an Rente bekommt?«

Ein Rentner, der durch die Fußgängerzone in der Frankfurter Innenstadt läuft, möchte seinen Namen nicht nennen. Er ist 78 Jahre alt.

SPIEGEL: Hätte ein Politiker wie Trump auch in Deutschland Chancen, Regierungschef zu werden?

Rentner: So einen würden die Parteien hier nicht aufstellen. Obwohl das gar nicht verkehrt wäre.

SPIEGEL: Warum?

Rentner: Weil das einer ist, der nicht um den heißen Brei herumredet. Der sagt ganz klar, was alles schief läuft.

SPIEGEL: Was läuft denn schief?

Rentner: So ziemlich alles. Wissen Sie, was man an Rente bekommt, wenn man sein ganzes Leben lang gearbeitet und eingezahlt hat? Das ist lachhaft. Und es soll immer weniger werden. Das beschließen alles Politiker und Beamte, die später üppige Pensionen kriegen, ohne auch nur einen Cent in die Rentenkasse eingezahlt zu haben, und die sich gar nicht vorstellen können, wie man mit einer Durchschnittsrente in einer Stadt wie Frankfurt leben soll.

SPIEGEL: Jemand wie Trump würde das ändern?

Rentner: Jedenfalls eher als unsere Politiker. Die versprechen vor der Wahl immer, dass sie was für uns Rentner tun werden, und dann passiert nie was.

SPIEGEL: Würden Sie deshalb einen Politiker wie Trump wählen?

Rentner: Dazu sag ich nichts.

»Früher gab es die – und es gab uns«

Andre Gansel, 36, Architekt aus Hamburg

»Trump hat diese eingefahrenen Strukturen, diese Denkverbote aufgebrochen, die es auch in Deutschland gibt. Gewisse Meinungen sind in diesem Land ein Tabu. Zum Beispiel die Meinung: Der Islam ist eine Bedrohung. Oder die Meinung: Wir sollten keine muslimischen Flüchtlinge aufnehmen. Ich bin ein durchaus christlich geprägter Mensch. Wir sollten aus Barmherzigkeit heraus handeln. Jeder, der wirklich um Leib und Leben fürchtet, sollte ein Obdach bekommen. Aber dann sollte er auch wieder zurückgeschickt werden, wenn der Krieg vorbei ist. Die meisten Flüchtlinge sind sowieso Wirtschaftsflüchtlinge. Das kann ich verstehen, aber ich habe ein Pro-

blem damit, dass mit denen kulturelle Einflüsse hier reinkommen, die mir unheimlich sind. Ich unterstelle nicht jedem, dass er Bomben legt, aber der Islam kann Menschen dazu bringen, Derartiges zu tun, und wir lassen uns das alles gefallen. In Kindergärten gibt es kein Schweinefleisch mehr, Weihnachtsmärkte müssen jetzt Winterfest heißen.

Ich habe Angst um die eigenen Traditionen. Neulich habe ich die Predigt eines katholischen Erzbischofs gehört, der kam aus Syrien und meinte: Das Problem, das die jetzt in Syrien haben, dass Priester umgebracht werden, entführt werden, das werden wir in 20 Jahren auch haben, wenn wir so weitermachen. Wenn Medien und Politiker versuchen, den Deckel auf dem Kochtopf zu halten, dann explodiert der Topf eben irgendwann. Ich habe den Eindruck, dass die Leute, die in Dresden auf die Straße gehen, das politische Spektrum wieder als Ganzes erscheinen lassen. Diese konservativen Meinungen habe ich früher eigentlich in der CDU repräsentiert gefühlt, aber das gibt es nicht mehr. Merz und Koch sind weggebissen worden. Das fehlt mir. Frau Merkel kann ich nicht wählen.

In den Fünfzigerjahren war das politische Leben einfacher. Da hatte man Wehner auf der einen Seite und Strauß auf der anderen Seite. Das ist für mich politische Kultur. Es gab die, und es gab uns. Heute ist alles komplizierter, individueller geworden. Bei der letzten Bundestagswahl habe ich den Wahlzettel durchgestrichen. Den klassischen Demagogen möchte man hier nicht haben, aber so jemand wie Frau Le Pen hätte in Deutschland gute Chancen.«

»Donald imponiert mir«

Heinz Horrmann, 73, Hotel- und Restaurantkritiker aus Berlin

»Um die Wahrheit zu sagen, ich hatte ihm ja nie eine Chance eingeräumt, nachdem er die ganzen Sachen gesagt hatte, ‚Neger gehören in den Busch‘ und solche Dinge. Da wählen die ihn doch nicht, dachte ich, aber er hat es geschafft, und mich hat das sehr gefreut.

Ich würde nicht von einer Freundschaft sprechen, aber ich kenne Donald und habe ihn bei mehreren Gelegenheiten getroffen. Er hat mir eine Karte geschrieben, als ich den ‚Lifetime Achievement Award‘ der American Academy of Hospitality Sciences gewann.

Darum haben mich die ersten Kommentare zu seinem Wahlsieg so maßlos gereizt. Die schimpfenden Sozis und dann auch noch die Ministerin von der Leyen, die ‚geschockt‘ sei. Die soll sich da raushalten, diese optische Körperverletzung!

Leider haben wir in Deutschland niemanden von dieser Persönlichkeitsstruktur, niemand hat hier seine Qualitäten. Mehrmals stand Donald schon vor der Pleite und hat doch immer ein Comeback geschafft. Das imponiert mir. Und nie hat er ein Blatt vor den Mund genommen. Toll.

Hillary Clinton habe ich nie gemocht, sie hat mal gesagt, dass sie ‚keine Männer mag‘, also ich habe ja nichts gegen Lesben, aber das fand ich an Widerlichkeit nicht zu überbieten.«

»Zeitenwende in Europa«

Christian Müller, 28, Bankangestellter aus Frankfurt

SPIEGEL: Freut es Sie, dass Donald Trump US-Präsident wird?

Müller: Klar. Ich habe 100 Euro gewettet, dass er gewinnt, bei einer Quote von 1:5. Ich bin jetzt 400 Euro reicher.

SPIEGEL: Hätte jemand wie Trump in Deutschland ein Chance?

Müller: Wir erleben gerade eine Zeitenwende in Europa. Der Brexit, die Wahl in Österreich – die Leute wenden sich nach rechts, und die Prognosen funktionieren nicht mehr. Der Versuch der Medien, die abtrünnigen Wähler zu stigmatisieren, greift zu kurz. Das sind eben nicht nur Nazis, ungebildete Alte oder Hinterwäldler. Wer das sagt, begünstigt die Spaltung der Gesellschaft. Der wütende weiße Mann muss nicht aufgeklärt sein und muss dennoch ernst genommen werden, denn er hat das Wahlrecht!

SPIEGEL: Worauf sind Sie wütend?

Müller: Dass unsere Regierung die Rechtsstaatlichkeit aufgegeben hat. Wir halten uns nicht mehr an zuvor geschlossene Verträge oder Gesetze. Nicht an das Dublin-Abkommen und nicht an die No-Bailout-Klausel. Nebenbei feiern wir uns als Exportweltmeister, während das Stabilitätsgesetz eine ausgeglichene Außenwirtschaft vorschreibt. Die Staatsfinanzierung wird offen über die Geldpresse betrieben. Wenn Sie Ihren Baukredit nicht mehr bedienen können, nimmt Ihnen die Bank das Haus weg. Wenn ein Staat kein Geld mehr hat, springt die EZB ein. Diese Geld-Illusion ist in ihrer Perfektion nur noch lächerlich.

SPIEGEL: Welche Partei wählen Sie bei der Bundestagswahl?

Müller: Bislang habe ich immer die FDP gewählt, die es leider versäumt hat, sich als liberale Partei zu bewähren. Sie war für die Abwrackprämie, EZB-Geldpolitik und Flüchtlingsströme. Gleichzeitig wurden die Ursachen der Krisen nicht skizziert. Lieber präsentiert man populistische Antworten, die an Ungerechtigkeit, für alle Beteiligten, kaum zu überbieten sind – das lehne ich ab.

»Im Internet kann ich was sagen«

Ein Student aus Hamburg, der anonym bleiben möchte

»Man macht sich das in Deutschland zu einfach. Viele glauben: Die Amerikaner sind eh dumm. Aber auch hier fühlt sich ein großer Teil der Bevölkerung abgehängt. Politik erklärt nicht mehr, was sie tut. Die Quittung wird man noch spüren. Im Internet kann ich meine Meinung loswerden. Ich kann was sagen, und es kommt auch genau so an.

Politiker aber reden im luftleeren Raum, die erscheinen so weit weg, dass die Menschen gefühlt gar keine Einflussmöglichkeiten mehr haben.«

»Lügenpack, Lügenpack«

Lothar Z., 65, Finanzberater, Stuttgart

»Ich möchte, dass wieder mehr Männer in der ersten Reihe stehen. Der Feminismus hat sich zu weit ausgebreitet. Den Spruch von Donald Trump über die Frauen finde ich harmlos. Ein reicher Mann bekommt jede Frau ins Bett, das ist doch ganz normal.

Ich will mich politisch nicht einordnen lassen. Ich habe schon alle Parteien einmal gewählt. Persönlich fühle ich mich nicht benachteiligt. Ich bekomme eine Rente, habe auch Ersparnisse, ich habe früher Wohnungen nach dem Bauherrenmodell vertrieben. Es könnte aber wirtschaftlich besser laufen. Es kann nicht sein, dass man fürs Geld keine Zinsen bekommt.

Ich habe schon mehrere Strafanzeigen gestellt, darunter gegen Angela Merkel wegen Landesverrat. Ich besuche regelmäßig die Montagsdemonstrationen gegen den Bahnhof Stuttgart 21. Dort rufen wir ‚Lügenpack, Lügenpack‘.«

»Es brennt an allen Ecken«

Phillipp Thein, 35, Sachbearbeiter in einer Rechtsabteilung

»Die Spaltung zwischen Volk und Politik nehme ich auch bei uns wahr. Ich informiere mich vor allem über das Internet, und was ich da lese und kommentiere, hat nichts mehr mit dem zu tun, was unsere Politiker reden. Mit Journalisten geht mir das ähnlich. Ich frage mich manchmal, ob die alle in der Toskana leben. Wir brauchen bessere Beziehungen zu Russland. Wir müssen anerkennen, dass Assad kein lupenreiner Demokrat ist, aber als syrischer Präsident aktuell der richtige Mann. Wir müssen die Subventionen für Grie-

chenland einstellen. Ich sehe auch keinen Grund, Menschen aus Nordafrika hier länger zu beherbergen. Meine Freunde fahren ihre Töchter mittlerweile zur Schule aus Angst vor den Wirtschaftsflüchtlingen. Das aktuelle System, das wir haben, ist an ein Ende gekommen. Es brennt an allen Ecken. Die Lösung: Wir brauchen mehr Volksentscheide. Ich will zum Beispiel über den Verbleib in der EU abstimmen, über Griechenland, über Vollverschleierung und Minarette. Ich würde auch über die Todesstrafe abstimmen, wahrscheinlich wäre ein großer Teil der Deutschen, etwa bei Kindesmissbrauch, dafür. Es geht vor allem darum, mit gesundem Menschenverstand voranzugehen.«

Matthias Bartsch, Anna Clauß, Jan Friedmann, Moritz Gerlach, Maik Großekathöfer, Jochen-Martin Gutsch, Ludwig Krause, Guido Mingels, Juan Moreno, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Jonathan Stock

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Zum SPIEGEL-Titelthema über den Wahlsieg von Donald Trump erschien am 12. November ein Artikel, in dem mehrere Autoren Reaktionen und Stimmungsbilder von Menschen in Deutschland gesammelt haben. Die Frage lautete: »Gibt es den frustrierten Bürger, der Trump zum Sieg verholfen hat, auch in Deutschland?« Die Antwort des Textes: »Sicher. Man muss nur auf die Straße gehen und hinhören.«

Claas Relotius hat dazu einen Beitrag aus einer Dortmunder Kneipe geliefert. Die Überschrift lautete: »Wer sonst«. Es ist ein Gespräch zwischen den Kneipenbetreibern Anke F., 59, und Norbert F., 65. Soweit die Unterhaltung überprüfbare Fakten enthält, sind diese richtig. Ob es aber dieses Gespräch je gegeben hat und ob eine Anke und ein Norbert F. in Dortmund damals eine Kneipe betrieben haben (das dazu abgedruckte Foto zeigt lediglich ein Bierglas und einen Aschenbecher), ließ sich bislang nicht feststellen.

Versagt

Eine Meldung und ihre Geschichte. Was mit einem amerikanischen Polizisten passiert, der einen bewaffneten Schwarzen nicht erschießt

Der Moment, der Stephen Mader seinen Job und einen Familienmörder das Leben kosten sollte, kam an einem Freitagabend im Mai, auf einem leer stehenden Supermarktparkplatz in Weirton, West Virginia. Die Sonne über der Stadt ging gerade unter, da stieg Mader, alarmiert durch einen Notruf, aus seinem Streifenwagen und stand vor einem Mann, der um sich schrie und schimpfte. Er war dunkelhäutig, trug eine Kapuzenjacke und drohte, »etwas Furchtbares« zu tun. In seiner rechten Hand, sah Mader, hielt er eine Pistole.

Stephen Mader, erst seit knapp einem Jahr Polizist, zögerte kaum eine Sekunde. Er zog seine Dienstwaffe, zielte auf die Brust des Mannes, wie er es, für einen Augenblick wie diesen, tausendmal trainiert hatte, und entscherte die Waffe.

Es gibt heute, Monate später, Menschen in ganz Amerika, die feiern Mader für das, was er dann tat, als Helden. Und es gibt Leute, darunter auch der Polizeichef seiner Stadt, die sagen, er habe die Kontrolle verloren, gehandelt wie ein Feigling, Schande über sich und seinen Beruf gebracht.

Weirton liegt etwa eine Autostunde westlich von Pittsburgh.

Es ist eine Kleinstadt mit amerikanischen Flaggen auf den Dächern, neun von zehn Einwohnern sind weiß. Stephen Mader, 26, verheiratet, Vater zweier Kinder, ein junger Mann mit ruhiger Stimme, ist hier geboren, er hat fast sein ganzes Leben in Weirton verbracht.

Schon als kleiner Junge, erzählt er im Telefon, habe er davon geträumt, Polizist zu werden, »die Guten vor den Bösen zu beschützen«. Nach der Highschool ging Mader zum Militär und ließ sich zum Marine ausbilden. Bald wurde er von West Virginia nach Afghanistan geschickt.

Auf dem Stützpunkt Bagram, nördlich von Kabul, blieb er fast zwei Jahre lang, und in diesen Jahren, sagt Mader, habe er es oft mit Gefahrensituationen zu tun gehabt. Manchmal, wenn er mit einem Spähtrupp in die Berge fuhr, begegnete er Männern mit Waffen, ohne zu wissen, ob sie Bauern oder Terroristen, Freunde oder Feinde waren. Drei seiner Kameraden wurden bei Anschlägen getötet.

Stephen Mader sagt, dass er viermal auf Taliban geschossen habe, aber er sagt auch, dass er in diesen Einsätzen gelernt habe, Menschen sehr genau zu beobachten, mögliche Bedrohungen einzuschätzen, selbst unter größtem Stress die Ruhe zu bewahren.

Vier anderthalb Jahren, als sein zweiter Sohn geboren wurde, kehrte Mader zurück nach West Virginia. Er suchte einen Job, der weniger gefährlich war, und bewarb sich

als Streifenpolizist in Weirton. Seine Arbeit, erzählt Mader, bestand seitdem vor allem darin, Diebe im Einkaufszentrum zu jagen. Es gab Tage, an denen ihm die Routine langweilig war, aber er musste sie mehr um sein Leben fürchten.

So nahm der Abend seinen Lauf, bis zu dem Moment, als dieser Notruf bei ihm einging. Eine Frau hatte die Nummer 911 gewählt, weil ihr Freund, wohl nach einem Streit, mit einer Waffe in der Hand vorverwundet war.

Als Stephen Mader diesem Mann auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt gegenüberstand, sah er ihm tief in die Augen, sah die nach Regungen darin.

Er konnte nicht wissen, dass der Mann Ronald Williams heißt, dass dieser fast genauso alt war wie er selbst und dass auch Williams erst vor Kurzem Vater eines Sohnes geworden war. Aber was er in diesem Gesicht entdecken konnte, sah nicht nach Illusion aus, eher nach Verewilligung.

Etwas in Mader spürte, es handelte sich nicht um einen Anschlag, sondern um das, was Polizeischulen eine »situation by cop situation« nennen; einen Moment, in dem der Bewaffnete es nicht darauf anlegt, jemanden zu erschließen, sondern darauf, selbst erschossen zu werden.

»Kommt schies«, brüllte der Mann, »erschieß mich endlich!« Mader rief in diesem Augenblick, so gab er später vor einer Untersuchungskommission zu Protokoll, viele Rufe durch den Kopf gegangen. Er habe wieder Stimmen aus Afghanistan vor sich gesehen, auch Bilder aus den USA, Vietnam aus den Fernsehberichten, die zeigten, wie weiße Polizisten auf menschenwürdige Schwarze schossen.

Stephen Mader vorwärtlich, gleichmäßig zu atmen, den Zeigefinger am Abzug still zu halten, er sagte: »Ich werde dich nicht töten, Bruder.« Mit ruhiger Stimme forderte er den Mann auf, die Waffe fallen zu lassen und die Arme über den Kopf zu nehmen, wieder und wieder, aber Williams sagte nicht. Er riefen schließlich, wie zum Angriff, nur die Hand mit der Pistole hoch.

In diesem Moment, wie aus dem Nichts, sagt Mader, hörte er einen lauten Knall, »den mir noch Stille!« Der Mann vor ihm fiel zu Boden. Eine Kugel, abgewehrt durch einen von zwei weiteren Polizisten, die gerade erst auf dem Parkplatz eingetroffen waren, hatte ihm in den Kopf getroffen. Er war auf der Stelle tot.

Die Youngs zockeln aus Newark, so urteilte einen Monat später eine Untersuchungskommission. Stephen Mader, noch in Probefzeit, wurde am selben Tag entlassen. Er habe versagt, so heißt es in der Begründung seiner Dienststelle, er habe es unterlassen, »eine Bedrohung auszuschaufeln!«

Mader selbst glaubt bis heute, dass es richtig war zu warten, nicht zu schießen. Er möchte gegen seine Entlassung klagen, sagt er, aber sein Anwalt zögert ihm kaum Chancen ein. Er überlegt jetzt, eine Anklage vom Feindliche zu machen. Erst vor Kurzem las er den offiziellen Untersuchungsbericht zu seinem letzten Einsatz als Polizist. »Die Waffe die gestochen, Ronald Williams, 21 Jahre alt«, steht darin, »war nicht geladen.«



Polizist Mader 2015, Opfer Williams mit Sohn im Frühjahr

Police officer fired for not shooting man who had unloaded gun

Police officer fired for not shooting man who had unloaded gun was fired for not pulling his trigger

Von der Website Facebook.com

Versagt

Eine Meldung und ihre Geschichte. Was mit einem amerikanischen Polizisten passiert, der einen bewaffneten Schwarzen nicht erschießt

25 | DER SPIEGEL 45/2016, 5.11.2016

Der Moment, der Stephen Mader seinen Job und einen Familienvater das Leben kosten sollte, kam an einem Freitagabend im Mai, auf einem leer stehenden Supermarktparkplatz in Weirton, West Virginia. Die Sonne über der Stadt ging gerade unter, da stieg Mader, alarmiert durch einen Notruf, aus seinem Streifenwagen und stand vor einem Mann, der um sich schrie und schimpfte. Er war dunkelhäutig, trug eine Kapuzenjacke und drohte, »etwas Furchtbares« zu tun. In seiner rechten Hand, sah Mader, hielt er eine Pistole.

Stephen Mader, erst seit knapp einem Jahr Polizist, zögerte kaum eine Sekunde. Er zog seine Dienstwaffe, zielte auf die Brust des Mannes, wie er es, für einen Augenblick wie diesen, tausendmal trainiert hatte, und entscherte die Waffe.

Es gibt heute, Monate später, Menschen in ganz Amerika, die feiern Mader für das, was er dann tat, als Helden. Und es gibt

Leute, darunter auch der Polizeichef seiner Stadt, die sagen, er habe die Kontrolle verloren, gehandelt wie ein Feigling, Schande über sich und seinen Beruf gebracht.

Weirton liegt etwa eine Autostunde westlich von Pittsburgh. Es ist eine Kleinstadt mit amerikanischen Flaggen auf den Dächern, neun von zehn Einwohnern sind weiß. Stephen Mader, 26, verheiratet, Vater zweier Kinder, ein junger Mann mit ruhiger Stimme, ist hier geboren, er hat fast sein ganzes Leben in Weirton verbracht.

Schon als kleiner Junge, erzählt er am Telefon, habe er davon geträumt, Polizist zu werden, »die Guten vor den Bösen zu beschützen«. Nach der Highschool ging Mader zum Militär und ließ sich zum Marine ausbilden. Bald wurde er von West Virginia nach Afghanistan geschickt.

Auf dem Stützpunkt Bagram, nördlich von Kabul, blieb er fast zwei Jahre lang, und in diesen Jahren, sagt Mader, habe er

es oft mit Gefahrensituationen zu tun gehabt. Manchmal, wenn er mit einem Spähtrupp in die Berge fuhr, begegnete er Männern mit Waffen, ohne zu wissen, ob sie Bauern oder Terroristen, Freunde oder Feinde waren. Drei seiner Kameraden wurden bei Anschlägen getötet.

Stephen Mader sagt, dass er viermal auf Taliban geschossen habe, aber er sagt auch, dass er in diesen Einsätzen gelernt habe, Menschen sehr genau zu beobachten, mögliche Bedrohungen einzuschätzen, selbst unter größtem Stress die Ruhe zu bewahren.

Vor anderthalb Jahren, als sein zweiter Sohn geboren wurde, kehrte Mader zurück nach West Virginia. Er suchte einen Job, der weniger gefährlich war, und bewarb sich als Streifenpolizist in Weirton. Seine Arbeit, erzählt Mader, bestand seitdem vor allem darin, Diebe im Einkaufszentrum zu jagen. Es gab Tage, an denen ihn die Routine langweilte, aber er musste

nie mehr um sein Leben fürchten.

So nahm der Alltag seinen Lauf, bis zu dem Moment, als dieser Notruf bei ihm einging. Eine Frau hatte die Nummer 911 gewählt, weil ihr Freund, wohl nach einem Streit, mit einer Waffe in der Hand verschwunden war.

Als Stephen Mader diesem Mann auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt gegenüberstand, sah er ihm tief in die Augen, suchte nach Regungen darin.

Er konnte nicht wissen, dass der Mann Ronald Williams hieß, dass dieser fast genauso alt war wie er selbst und dass auch Williams erst vor Kurzem Vater eines Sohnes geworden war. Aber was er in dessen Gesicht entdecken konnte, sah nicht nach Hass aus, eher nach Verzweiflung. Etwas in Mader spürte, es handelte sich nicht um einen Amoklauf, sondern um das, was Polizeischulen eine »suicide by cop situation« nennen; einen Moment, in dem der Bewaffnete es nicht darauf anlegt, jemanden zu erschießen, sondern darauf, selbst erschossen zu werden.

»Komm schon«, brüllte der Mann, »erschieß mich endlich!«

Mader seien in diesem Augenblick, so gab er später vor einer Untersuchungskommission zu Protokoll, viele Bilder durch den Kopf gegangen. Er habe wieder Szenen aus Afghanistan vor sich gesehen; auch Bilder aus den USA, Videos aus den Fernsehnachrichten, die zeigten, wie weiße Polizisten auf unschuldige Schwarze schießen.

Stephen Mader versuchte, gleichmäßig zu atmen, den Zeigefinger am Abzug still zu halten, er sagte: »Ich werde dich nicht töten, Bruder.« Mit ruhiger Stimme forderte er den Mann auf, die Waffe fallen zu lassen und die Arme über den Kopf zu nehmen, wieder und wieder, aber Williams reagierte nicht. Er nahm schließlich, wie zum Angriff, nur die Hand mit der Pistole hoch.

In diesem Moment, wie aus dem Nichts, sagt Mader, hörte er einen lauten Knall, »dann nur noch Stille.«

Der Mann vor ihm fiel zu Boden. Eine Kugel, abgefeuert durch einen von zwei

weiteren Polizisten, die gerade erst auf dem Parkplatz eingetroffen waren, hatte ihn in den Kopf getroffen. Er war auf der Stelle tot.

Die Tötung geschah aus Notwehr, so urteilte einen Monat später eine Untersuchungskommission. Stephen Mader, noch in Probezeit, wurde am selben Tag entlassen. Er habe versagt, so heißt es in der Begründung seiner Dienststelle, er habe es unterlassen, »eine Bedrohung auszuschalten«.

Mader selbst glaubt bis heute, dass es richtig war zu warten, nicht zu schießen. Er möchte gegen seine Entlassung klagen, sagt er, aber sein Anwalt räume ihm kaum Chancen ein. Er überlegt jetzt, eine Ausbildung zum Fernfahrer zu machen. Erst vor Kurzem las er den offiziellen Untersuchungsbericht zu seinem letzten Einsatz als Polizist.

»Die Waffe des Getöteten, Ronald Williams, 23 Jahre alt«, steht darin, »war nicht geladen.«

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

In dem Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Relotius über den Fall von Stephen Mader. Der junge weiße Polizist in Weirton, West Virginia, wurde entlassen, weil er nicht auf einen bewaffneten schwarzen Mann, Ronald Williams, geschossen hat. Mader habe es versäumt, »eine Bedrohung auszuschalten«, hieß es damals. Williams stand mitten in der Nacht mit einer Waffe vor dem Haus seiner Ex-Freundin. Ein Kollege von Mader erschoss den Mann. Hinterher stellte sich heraus, dass Williams Waffe nicht geladen war. Während der Polizeichef sagte, Mader habe die Kontrolle verloren, feierten ihn andere als Helden.

Der Vorgang, über den in mehreren Medien berichtet wurde, ist nur in den Grundzügen korrekt dargestellt. Relotius behauptet im Text, mit Mader telefoniert zu haben, Erkenntnisse insbesondere aus Beiträgen jüngerer Zeit, etwa aus der Visualstory »I Don't Want To Shoot You, Brother« von »ProPublica« vom 29. November 2018, lassen aber vermuten, dass Relotius nicht oder nur kurz mit Mader gesprochen hat. Zunehmend ist vielmehr, dass Relotius seine Geschichte aus vorgefundenen Medienberichten zusammengeschrieben und dabei im Detail verändert und ausgeschmückt hat.

Eine Verfälschung ist bereits der szenische Einstieg, in dem es heißt: »An einem Freitagabend im Mai auf einem leer stehenden Supermarktparkplatz ... die Sonne über der Stadt ging gerade

unter.« Tatsächlich ereignete sich der Vorfall weder auf einem verlassenem Parkplatz noch bei Sonnenuntergang, sondern früh am Morgen kurz vor drei Uhr, und zwar in der Marie Avenue 119 vor dem Haus der Ex-Freundin von Ronald Williams.

Sachlich falsch oder zumindest zweifelhaft sind aber auch weitere Angaben im Text.

- Mader wurde in Wheeling geboren und nicht, wie im Text behauptet, in Weirton.

- Im Text heißt es: »Schon als kleiner Junge, erzählt er [Mader] am Telefon, habe er davon geträumt, Polizist zu werden, 'die Guten vor den Bösen zu beschützen'.« Bei »ProPublica« sagt Mader: »I knew I wanted to serve some type of military.« Er entschied sich für die Marines, weil die die größte Herausforderung sein sollten.

- Mader diente auch nicht für zwei Jahre auf dem Stützpunkt Bagram, nördlich von Kabul, wie Relotius im Text schreibt. Er war lediglich sieben Monate als Hundeführer in Helmand im Süden Afghanistans.

- Im Text heißt es außerdem: »In diesem Moment, wie aus dem Nichts, sagt Mader, hörte er einen lauten Knall, 'dann nur noch Stille'. Der Mann vor ihm fiel zu Boden.« In Wirklichkeit hatte Mader bemerkt, dass Verstärkung gekommen war. Sein Kollege schoss insgesamt vier Mal - erst der vierte Schuss traf Williams.

Gesellschaft

Die Lebenden und die Toten

Grenzen. Vor einem Jahr erstickten 71 Flüchtlinge in einem Kühlaster auf einer Autobahn nach Österreich. Die Rekonstruktion eines europäischen Massenmords.

Am Steuer eines weißen Kühllasters der Marke Volvo sitzt am frühen Morgen des 26. August 2015, eines Mittwochs, ein Mann namens Ivaylo S. und fährt auf einer ungarischen Autobahn Richtung Wien. Worum seine Gedanken kreisen, ob er gerade eine Zigarette raucht, wissen wir nicht, und auch nicht, ob er das Radio angestellt hat, ob er vielleicht deswegen die Hilferufe nicht hört aus dem Kühlraum hinter ihm, wenn es solche denn gegeben hat.

Aus den Ermittlungsakten der Landespolizeidirektion Burgenland.

Zwecks Durchführung der Fahrt wurde der bulgarische Staatsbürger S. Ivaylo als Lenker des LKW Kühltensors weiß, Type FL6L, mit ung. Zulassungszeichen Z-12198/15 auf heute Mittwochsfahrt gegen Ertrag, engagiert.

Im Kühlraum steht im selben Zeitraum, dicht an dicht mit 70 anderen Menschen, der Iraker Saed Mohammed, 35 Jahre alt, der nach Deutschland will, um eine neue Niere zu bekommen, ein neues Leben, den weitaus größten Teil der Reise hat er geschafft. Was er in diesen Minuten denkt, ob er sich freut auf das Ziel seiner Flucht, das näher rückt, ob er sich nach seiner Familie und seinen Freunden sehnt, wissen wir nicht, und auch nicht, wann die Atemnot ihn erreicht und ob ihm klar wird, dass er sterben wird.

Es wird sieben Uhr. Ivaylo S., der Schlepper, hält seinen Fuß auf dem Gaspedal und nähert sich der österreichischen Grenze. Die 71 Menschen, seine Fracht, darunter Saed Mohammed, sind tot.

Aktenzeichen B4/19007/2015, die Liste der Opfer:

- Leiche Nr 01: YOUSEFI Din Mohammad, 22, männlich, Afghanistan
- Leiche Nr 02: GAILANI Zainab Amer, 17, weiblich, Irak
- Leiche Nr 03: NAZARY Zahra, 20, weiblich, Afghanistan

Der Tag darauf, der 27. August, sollte ein schöner Tag werden, hatten sie in den Frühmorgenstunden geglaubt, hoch und wolkenlos wie die Tage zuvor, die Sonne steigt

seit 4.30 Uhr, der Dienst von Harald Seitz beginnt um 7 Uhr. Seitz trägt eine leuchtend gelbe Signalmweste über der dunkelblauen Dienstanform, er ist Verkehrspolizist der Autobahninspektion Pötzneusteil, Burgenland, Österreich, ein erfahrener Mann, über 20 Jahre im Dienst, graues, kurz geschornes Haar, klarblaue Augen, 22 Jahre alt. Ein Kollege steht neben Seitz im grauen VW Passat, die beiden die A4 Richtung Wien und Budapest auf und ab. Der weiße Kühlaster, der in einer Parklücke kurz vor der Ausfahrt Paradorf steht, ist Seitz schon am Vormittag aufgefallen. Kurz, kurz vor elf Uhr, steht er immer noch da. Ein Gürtler der Autobahnmeisterei hatte sich bereits besorgt, als er in der Nähe das Gras mähte. Seitz und



Abgeworfener Kühlaster in Österreich, August 2015

seine Kollegen sind auf dem Weg zur Mülldeponie. Als sagt Seitz, „Jahr und weils ran, ich schau schnell, was da los ist“.

Um 10.50 Uhr übergeben Gerd Harald Seitz und Gertop Gerhard GAVG, der gemäß LKW-Kühltransport: Dieser war auf der A4, in Fahrtrichtung Wien, in der Kennzeichen Btgn-41.380 angestrichelt.

Gruppeninspektor Seitz steigt aus und läuft zum Führerhaus. Die Refresher für ist versperrt, die Fahrertür hingegen offen, ein Schlüssel steckt nicht. Seitz läuft um den Laster herum und sieht, wie hinten an der Ladung dunkelblaue Flüssigkeit auf den Asphalt tropft. Er nimmt einen befeuchteten Gestein wahr und bemerkt das große Führerhaus auf dem Laster, die abgetheilte Cabell, die in Hilfsmittelabteilung

steht, Seitz denkt an verlorene Ware. Mit einem kräftigen Ruck stößt er die Tür. Der Polster verliert, dann wölbt er zurück. Verwesungsgeruch rascht ihm den Atem. Die rechte Flügeltür ist nur einen Spalt geöffnet, 20 Zentimeter vordrückt, er starrt hinein. Er sieht viele Körper, schaumverleimt. Schwarzes Haar. Kaum noch zu erkennende Gesichter.

Seitz fasst sich, zückt in den Wagen, „hallo, ist da wer?“, obwohl er ahnt, „dass da nichts mehr zu machen ist“. Es kommt keine Laut zurück. Er geht zu seinem Kollegen, sagt, „darinnen liegen etwa 20 Menschen, ok, sehen nicht gut aus“. Sie machen dann noch ein Foto mit dem Handy, um den Kollegen in der Zentrale die Lage schildern zu können.

70 Vorausmeldung an das Landeskrankenamt Burgenland von Gertop Harald Seitz am 27.08.2015, 11:30 Uhr.

Seitz ruft seine Dienstinhalte an, schildert das Ungeheuer, fragt, „Was soll ich machen?“

Das nächste ist eine SMS an die Polizeidirektion: „LKW mit circa 20 Toten auf A4 Paradorf aufgefunden.“

Leiche Nr 04: MUMUKAW Saed Jannah Mohamed, 35, männlich, Irak

Leiche Nr 05: MOHAMMAD Ezz. DZ, männlich, Afghanistan

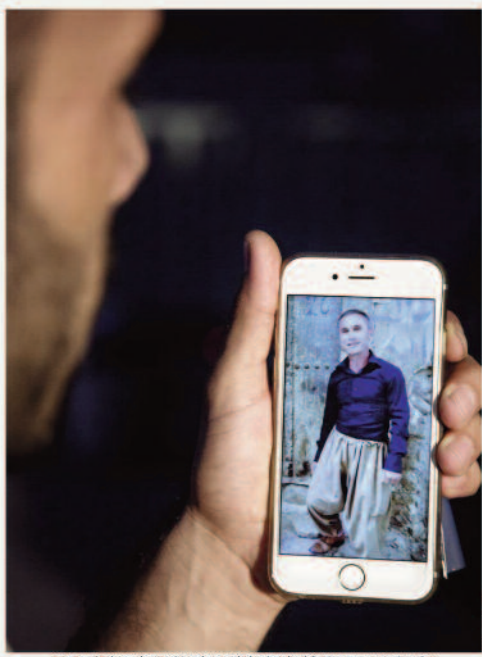
Leiche Nr 06: SOLTANI Alireza, 21, männlich, Irak

Leiche Nr 07: MARSOUD Yousef, 34, männlich, Irak

Leiche Nr 08: AKHADI Iman Khalaf Jassan, 41, männlich, Irak

Es ist nun ein Jahr her, dass Saed Mohammed in Kühlaster erstickt und. Ein Jahr, das Ivaylo S. und seine Kollegen verhaftet worden sind. Ein Jahr, seit Harald Seitz die Tür geöffnet hat zu diesen schlimmsten Massenmord der 2. Republik, wie ein österreichischer Politiker die Tat in einem Tweet noch am selben Tag bezeichnete.

Schlagzeilen sprechen demals vom „Draußen in der Traumwelt“, von einer „Fahrt zur Hölle“, von einem „Schock für



Opfer Saed Mohammed auf Handyfoto eines Angehörigen im Irak. „Ist nicht in einem Laster, hinter du?“

Die Lebenden und die Toten

Grenzen. Vor einem Jahr erstickten 71 Flüchtlinge in einem Kühlaster auf einer Autobahn nach Österreich. Die Rekonstruktion eines europäischen Massenmords.

26 | DER SPIEGEL 34/2016, 20.8.2016

Am Steuer eines weißen Kühllasters der Marke Volvo sitzt am frühen Morgen des 26. August 2015, eines Mittwochs, ein Mann namens Ivaylo S. und fährt auf einer ungarischen Autobahn Richtung Wien. Worum seine Gedanken kreisen, ob er gerade eine Zigarette raucht, wissen wir nicht, und auch nicht, ob er das Radio angestellt hat, ob er vielleicht deswegen die Hilferufe nicht hört aus dem Kühlraum hinter ihm, wenn es solche denn gegeben hat.

Aus den Ermittlungsakten der Landespolizeidirektion Burgenland:
Zwecks Durchführung der Fahrt wurde der bulgarische Staatsbürger

S. Ivaylo als Lenker des LKW Kühltransporters weiß, Type FL6L, mit ung. Zollkennzeichen, Z-12198/15 mit hoher Wahrscheinlichkeit gegen Entgelt, engagiert.

Im Kühlraum steht im selben Zeitraum, dicht an dicht mit 70 anderen Menschen, der Iraker Saed Mohammed, 35 Jahre alt, der nach Deutschland will, um eine neue Niere zu bekommen, ein neues Leben, den weitaus größten Teil der Reise hat er geschafft. Was er in diesen Minuten denkt, ob er sich freut auf das Ziel seiner Flucht, das näher rückt, ob er sich nach seiner Familie und seinen Freunden sehnt, wissen wir nicht, und auch nicht, wann die Atemnot ihn erreicht und ob ihm klar wird, dass

er sterben wird. Es wird sieben Uhr. Ivaylo S., der Schlepper, hält seinen Fuß auf dem Gaspedal und nähert sich der österreichischen Grenze. Die 71 Menschen, seine Fracht, darunter Saed Mohammed, sind tot.

- Aktenzeichen B4/19007/2015, die Liste der Opfer:**
- Leiche Nr 01: YOUSEFI Din Mohammad, 22, männlich, Afghanistan
 - Leiche Nr 02: GAILANI Zainab Amer, 17, weiblich, Irak
 - Leiche Nr 03: NAZARY Zahra, 20, weiblich, Afghanistan

Der Tag darauf, der 27. August, sollte ein schöner Tag werden, hatten sie in den

Frühnachrichten gesagt, heiß und wolkenlos wie die Tage zuvor, die Sonne steigt seit 6.30 Uhr, der Dienst von Harald Seitz beginnt um 7 Uhr. Seitz trägt eine leuchtend gelbe Signalweste über der dunkelblauen Dienstuniform, er ist Verkehrspolizist der Autobahninspektion Potzneusiedel, Burgenland, Österreich, ein erfahrener Mann, über 20 Jahre im Dienst, graues, kurz geschnittenes Haar, klarblaue Augen, 52 Jahre alt. Ein Kollege sitzt neben Seitz im grauen VW Passat, sie fahren die A 4 Richtung Wien und Budapest auf und ab.

Der weiße Kleinlaster, der in einer Parkbucht kurz vor der Ausfahrt Parndorf steht, ist Seitz schon am Vorabend aufgefallen. Jetzt, kurz vor elf Uhr, steht er immer noch da. Ein Gärtner der Autobahnmeisterei hatte sich bereits beschwert, als er in der Nähe das Gras mähte. Seitz und sein Kollege sind auf dem Weg zur Mittagspause, da sagt Seitz, »fahr mal rechts ran, ich schau schnell, was da los ist.«

Um 10.50 Uhr überprüften GrInsp Harald SEITZ und GrInsp Gerhard GANGL den ggstld LKW Kühltransporter. Dieser war auf der A 4, in Fahrtrichtung Wien, in der Pannenburg StrKm 41,380 abgestellt.

Gruppeninspektor Seitz steigt aus und läuft zum Führerhaus. Die Beifahrertür ist versperrt, die Fahrertür hingegen offen, ein Schlüssel steckt nicht. Seitz läuft um den Laster herum und sieht, wie hinten an der Ladetür dunkelrote Flüssigkeit auf den Asphalt tropft. Er nimmt einen betäubenden Gestank wahr und bemerkt das große Hühnerfoto auf dem Laster, die abgebildete Gabel, die in Hühneraufschnitt sticht, Seitz denkt an verdorbene Ware. Mit einem kräftigen Ruck öffnet er die Tür.

Der Polizist verharrt, dann weicht er zurück. Verwesungsgeruch raubt ihm den Atem. Die rechte Flügeltür ist nur einen Spalt geöffnet, 20 Zentimeter vielleicht, er starrt hinein. Er sieht viele Körper, seltsam verrenkt. Schwarzes Haar. Kaum noch zu erkennende Gesichter.

Seitz fasst sich, ruft in den Wagen, »hallo, ist da wer?«, obwohl er ahnt, »dass da nichts mehr zu machen ist«. Es kommt kein Laut zurück. Er geht zu seinem Kollegen, sagt, »darinnen liegen etwa 20 Menschen, die sehen nicht gut aus«. Sie machen dann noch ein Foto mit dem Handy, um den Kollegen in der Zentrale die Lage schildern zu können.

Tel Vorausmeldung an das Landeskriminalamt Burgenland von GrInsp Harald SEITZ am 27.08.2015, 11:10 Uhr.

Seitz ruft seine Dienststelle an, schildert das Unsagbare, fragt, hilflos: »Was soll ich

machen?« Dann schickt er eine SMS an die Polizeizentrale: »Lkw mit circa 20 Toten auf A 4 Parndorf aufgefunden.«

*Leiche Nr 04: AI-MUSAWI Saad Ju-maah Majeed, 33, männlich, Irak
Leiche Nr 05: MOHAMMAD Dad, 27, männlich, Afghanistan
Leiche Nr 06: SOLTANI Ali Rezaa, 21, männlich, Irak
Leiche Nr 07: MASSOUD Youssef, 34, männlich, Syrien
Leiche Nr 08: AL-OGAIDI Imad Khalaf Jassam, 41, männlich, Irak*

Es ist nun ein Jahr her, dass Saeed Othman Mohammed und die 70 anderen Flüchtlinge im Kühllaster erstickt sind. Ein Jahr, dass Ivaylo S. und seine Mittäter verhaftet worden sind. Ein Jahr, seit Harald Seitz die Tür geöffnet hat zu diesem »schlimmsten Massenmord der 2. Republik«, wie ein österreichischer Politiker die Tat in einem Tweet noch am selben Tag bezeichnete.

Schlagzeilen sprechen damals vom »Grauen in der Pannenburg«, von einer »Fahrt zur Hölle«, von einem »Schock für Europa«. Österreichs Innenministerin Johanna Mikl-Leitner spricht einen Tag nach dem Leichenfund auf einer Pressekonferenz von einem »Weckruf« und der Notwendigkeit, nun »möglichst rasch europäische Lösungen für das Problem zu finden«. Es ist das Jahr der »Flüchtlingskrise«, das Jahr der »Balkanroute«, des gescheiterten »Dublin-Verfahrens« und das Jahr, in dem Viktor Orbán in Ungarn die Absicht hat, einen Zaun zu bauen, und es auch tut.

Nur eine Woche nach dem Fund wird die deutsche Kanzlerin die Flüchtlinge willkommen heißen, werden die Grenzen offen stehen, und es ist möglich, dass die 71 Toten von Parndorf eine Rolle spielten bei dieser Entscheidung, ebenso wie das Bild des leblosen kleinen Flüchtlingsjungen am Strand, das zwei Tage zuvor um die Welt geht, nicht auszuhalten.

Nicht auszuhalten ist auch das Foto, das schon am Tag nach dem Kühllasterfund in der österreichischen »Kronen Zeitung« zu sehen ist, groß, in Farbe. Es ist ein Bild, das nicht hätte gezeigt werden sollen, wobei nicht klar ist, wie es zur Zeitung gelangen konnte und ob es tatsächlich jene Aufnahme ist, die Seitz oder sein Kollege gemacht hat, auch hierzu läuft noch ein Verfahren. Das Bild gelangt ins Internet, natürlich, es wird nicht mehr verschwinden, und weil man es nicht hätte sehen dürfen, hat es jeder gesehen.

Das Schrecklichste an diesem Bild ist nicht das Blut, sind nicht die verrenkten Glieder. Das Schrecklichste ist, dass man keine Menschen mehr sieht, nur noch Köpfe, Beine, Haare, Fleisch. Vorgefunden, wie die Akten kühl vermerken, »in einer Höhe von 1/2 bis 3/4 Meter im Innen-

raum«. Kein Einzelner mehr auszumachen, nur noch das, als was Flüchtlinge in der Debatte jener Zeit und bis heute so oft bezeichnet werden: eine Masse, eine Menge, eine Welle, ein Strom.

Es waren aber Menschen. 59 Männer, 8 Frauen, 4 Kinder, das jüngste erst zehn Monate alt.

Menschen wie Hussein Mustafa, 34, ein Archäologe aus Syrien, der, so die »New York Times«, nach Deutschland reisen wollte, um dort seine Doktorarbeit fertig zu schreiben.

Wie Almuthanna, Hend und Abdel Al-shaikh, Mitglieder einer reichen und angesehenen Familie aus Syrien, die heute gemeinsam in einem Grab des islamischen Friedhofs Wien liegen.

Es waren Menschen wie Saeed Mohammed.

*Leiche Nr 09: HAMASALEH Hawkar Azeez, 26, männlich, Irak
Leiche Nr 10: ALMHALHAL Ayman, 48, männlich, Syrien
Leiche Nr 11: ALSHAIKH Abdel Al-salim, 56, männlich, Syrien*

Es dauert nicht lange bis zur Verhaftung. 27. August, Kassim S., den Fahrzeughalter, haben sie als Ersten, die anderen vier folgen schnell, alle noch am Tag des Leichenfunds. S., gebürtiger Libanese mit bulgarischem Pass, ist mit einem Mercedes auf dem Weg nach Rumänien und wird um 18.55 Uhr am Grenzübergang Kiszombor aufgegriffen. Wenig später, um 21.20 Uhr, verhaften sie in Budapest Ivaylo S., den Fahrer, eine weitere Stunde später an diesem Abend und fast gleichzeitig erwischt die Polizei ebenfalls in Budapest Samsoryamal L., den Afghanen, Vencislav T., den Fahrer des Begleitfahrzeugs, und Medodi G., den vermeintlichen Organisator.

Weil die Opfer noch auf ungarischem Boden starben, soll den Schleppern in Ungarn der Prozess gemacht werden. Die Bezirksstaatsanwaltschaft in Kecskemét wirft ihnen Menschenschlepperei in krimineller Vereinigung und gewerbsmäßige Schlepperei vor, bei der sich die Flüchtlinge »in einem qualvollen Zustand« befanden. Die Österreicher ermitteln wegen des Verdachts auf Mord, gewerbsmäßige Schlepperei und vorsätzliche Gemeingefährdung. Die Anklage in Ungarn soll in den nächsten Monaten erhoben werden, der Prozess Anfang 2017 beginnen.

Die Porträtfotos der Verhafteten in den Ermittlungsakten zeigen fünf Männer mit müden Augen, schlecht rasiert, in deren Gesichtern nichts zu lesen ist, gar nichts. Sie sind nur zufällig hier, fünf, die man geschnappt hat, von Tausenden, die mitmachen in diesem Milliardengeschäft, das weitergeht und weitergeht. Männer vom Rande Europas. Es könnten auch Bilder von

Flüchtlingen sein.

Wenn diese fünf im kommenden Jahr in einem ungarischen Verhandlungssaal sitzen, wird es um Fragen gehen wie diese: Wussten sie, dass ein Kühltransporter luftdicht ist? Wussten sie, dass die Luft im Laderaum niemals ausreichen würde für die 71 Flüchtlinge? Warum haben sie den Transporter zusätzlich mit Drähten verschlossen, obwohl er sich von innen nicht öffnen lässt? Warum hat der Fahrer den Kühltransporter plötzlich abgestellt? Warum hat er den Laderaum nicht geöffnet, als er den Wagen parkte? Hätte der Fahrer merken können, dass im Laderaum Menschen sterben?

Leiche Nr 12: QADIR Mohammed

Salin, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 13: SHAH Sayed Magsood, 23, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 14: AL DAMEN Hasan, 36, männlich, Syrien

Leiche Nr 15: ALSHAIKH Almuthanna, 23, männlich, Syrien

Saeed Mohammed will leben

Der lange Weg des Kurden Saeed Mohammed in den Tod beginnt gut einen Monat zuvor, Mitte Juli, fast 3000 Kilometer südöstlich von Parndorf, in Sulaimanija, einer Millionenstadt im Irak. Saeed Mohammed, 35, graue Haare, schmale Schultern, ist hier geboren, er ist Automechaniker, das zweitälteste von zehn Geschwistern. Ein schüchterner Typ, schon immer Junggeselle, sagen seine Freunde. Ein braver Sohn, warmherzig und ehrlich, sagen seine Eltern. Der Ramadan geht gerade zu Ende, als Saeed Mohammed Kleider, Medikamente und 1000 Dollar Bargeld in einen Rucksack packt. Er will so schnell es geht nach Deutschland, sagt er seinen Brüdern. Er hat Angst, in seiner Heimatstadt zu sterben.

Sulaimanija, umgeben von Wüste und Bergen, liegt im Nordosten des Irak, nahe Iran, in der Autonomen Region Kurdistan, fünf Autostunden von Bagdad entfernt. Feigenbäume und Granatäpfel wachsen hier, 70 Kilometer weiter sprengen sich Menschen in die Luft. Im Sommer 2015 flüchten Tausende, aus Furcht vor Krieg und Terror. Saeed Mohammed flüchtet nicht nur, weil er die Bomben fürchtet. Er bricht auf, weil sein Körper immer schwächer wird. Er hat nur noch eine Niere, die von Monat zu Monat schlechter funktioniert. Er braucht ein neues Organ, aber in seiner Heimat gibt es keine Spender, nicht einmal Ärzte, die Nieren transplantieren. Nur in Deutschland, glaubt Saeed Mohammed, kann er sein Leben retten.

»Sein Glaube an Europa hat ihn umgebracht«, sagen heute, ein Jahr später, seine Eltern und Geschwister. Im Haus von Ahmad, 40, dem ältesten Bruder, sitzen sie

auf einem Teppich im Wohnzimmer, sehen sich auf ihren Handys alte WhatsApp-Nachrichten und Fotos an, die Saeed während seiner Flucht geschickt hat; von Landstraßen in der Türkei, aus einem Lager in Bulgarien, Verstecken in Serbien, Waldstücken in Ungarn. Es sind Zeugnisse und Spuren, die helfen, seine Flucht zu verfolgen. Bis zu der Frage, wie er auf seiner letzten Etappe, kurz vor Österreich, in einem Kühltransporter ersticken konnte.

Die Familie kann sich keinen Anwalt leisten, weiß nichts von verhafteten bulgarischen Schleppern oder von österreichischen Ermittlungsakten. Alles, was sie weiß, ist, dass Saeed in Deutschland Hilfe suchte und in einem Sarg zurückkehrte.

Leiche Nr 16: SABAHA Hasan Ali, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 17: HASSAN Ibrahim M.

Salih, 22, männlich, Irak

Leiche Nr 18: IBRAHIM Abdalkhaliq Mohammed, 28, männlich, Irak

Leiche Nr 19: HEYDARI Haji Mohamad, 22, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 20: SABIR Mohamad, 20, männlich, Afghanistan

Am späten Morgen des 18. August 2015 fahren drei Männer mit ihrem Wagen beim Gebrauchtwagenhandel Dejavu Crystal bei Lajosmizse, Ungarn, vor. In dieser Gegend südlich von Budapest sind ringsum abgeerntete Felder zu sehen, Kuhweiden, Kartoffeläcker, dazwischen wie hingewürfelt ein paar Bauernhöfe. Die nächste Stadt ist sechs Kilometer entfernt. Ein guter Ort, um einen Transporter für Schlepperfahrten zu erwerben.

Die Männer heißen Kassim S., Metodi G. und Samssooryamal L., zwei Bulgaren und ein Afghane, drei der fünf später verhafteten Schlepper. Seit Anfang des Jahres handelt Besitzer Ferenc Rádi auf dem Hof mit Gebrauchtwagen, bevorzugt mit Kleintransportern und Lastwagen. Der Hof ist mannshoch umzäunt, links vom Einfahrtstor steht ein braunes Haus mit Markise und Überwachungskamera unterhalb des Dachgiebels. Auf der Verkaufstheke liegen Nummernschilder, daneben steht ein Tresor, groß wie ein Kleiderschrank.

Die drei Schlepper gehen an diesem Augusttag zwischen den Autos umher. Sie interessieren sich für drei Wagen: zwei weiße Mercedes Sprinter und einen Kühltransporter von Volvo.

Der Kühltransporter gehörte früher zum Fuhrpark des slowakischen Geflügelproduzenten Hyza. Auf dem Lkw prangt immer noch das Logo von Hyza, auf der rechten Hecktür »sagt« ein Huhn in einer Sprechblase auf Slowakisch einen Satz, der später in allen Medienberichten stehen wird, weil dieser harmlose Werbespruch nach dem Unglück so ungeheuer klingt, so

zynisch, unmenschlich: »Ich schmecke gut, weil ich so gut gefüttert werde.«

Der Autoverkäufer steht auf dem Hof und wundert sich, wie er heute erzählt, dass die drei Männer den Kühltransporter gründlich untersuchen. Er würde ihnen gern etwas zum Zustand des Transporters sagen, aber sie winken ab. Auch die technischen Daten wollen sie nicht sehen.

G. Metodi und L. Samssooryamal sind dringend verdächtig, die Schlepperfahrt mit dem LKW Kühltransporter Volvo weiß, Type FL6L, samt 71 Flüchtlingen von der ungarisch-serbischen Grenze über die Autobahn M 5 und M 1 nach Österreich für den 26.8. frühmorgens organisiert zu haben.

Der Verkäufer weist seine Kunden folglich nicht darauf hin, dass der Transporter mit einem Carrier-Kühlaggregat ausgerüstet ist, das die Temperatur im Laderaum bis minus 20 Grad senken kann, das aber defekt ist. Er erklärt ihnen nicht, dass die niedrige Temperatur erreicht wird, weil der Aufbau hermetisch abgeschlossen ist und die Atmosphäre im Inneren nur umgewälzt wird. Der Verkäufer fragt sie nicht, wofür sie den Kühltransporter brauchen. Warum sollte er? Geschäft ist Geschäft.

»Man sieht sofort, dass der Wagen nicht dafür geeignet ist, Menschen zu transportieren«, sagt Rádi heute, ein Jahr danach. »Es ist augenscheinlich, dass der Laderaum luftdicht ist.« Die Schlepper entscheiden nach anderen Kriterien, der Laderaum ist groß, da passen viele rein. S., G. und L. kaufen den Kühltransporter und auch die beiden Mercedes Sprinter.

Der Sprinter schien schon zuvor ein beliebtes Modell bei den Männern zu sein, hatten sie doch, wie sich später zeigen sollte, einen solchen Wagen schon für eine frühere Fahrt verwendet, im Juli, bei der mehr als 50 Flüchtlinge nach Österreich transportiert worden waren. Als dieser Mercedes defekt ging, ließ der Fahrer ihn ebenfalls auf der A 4 stehen. Die Menschen überlebten.

Auf dem Autohof Dejavu Crystal zahlen die drei Männer in bar, knapp 20 000 Euro, in 500-Euro-Scheinen. Dann verschwinden sie, »das ging alles ruck, zuck«, sagt Verkäufer Rádi.

Leiche Nr 21: HASHIMI Abdul Wasil, 17, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 22: TAGIK Aqay

Mohammed Amin, 40, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 23: RASOL Nashwan, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 24: ABDULRHMAN Fadila, 54, weiblich, Syrien

Leiche Nr 25: VAKILI Azghandi

Hojat, 30, männlich, Iran
Leiche Nr 26: ESMAEILI Lal Agha,
22, männlich, Afghanistan
Leiche Nr 27: ALI Muhannet
Mudtafa, 30, männlich, Syrien
Leiche Nr 28: HEJRAN Mohammad
Musa, 28, männlich, Afghanistan

Ein Mann namens »die Garantie«

Wer aus Sulaimanija flüchten will, der geht auf den Basar im Stadtzentrum, einen engen Markt aus Gemüseständen, und fragt nach Jamal Quamishi, einem Mann mit weißem Hemd und Sonnenbrille. Quamishi, 46, stammt aus Kurdistan, aber er hat gute Verbindungen nach ganz Europa, er organisiert den Exodus in Sulaimanija. »Die Garantie«, so nennen ihn die Leute, weil er garantiert, jeden seiner Kunden ans Ziel zu bringen.

Im vergangenen Sommer, als Saeed Mohammed ihn auf dem Basar anspricht, so erzählt es Quamishi, hat er zwei Routen nach Deutschland in seinem Angebot, eine lange, anstrengende und eine schnelle, scheinbar einfache. Die lange führt in einem Schlauchboot über die Ägäis, in wochenlangen Märschen durch Osteuropa, sie kostet 2000 Dollar. Die schnelle, so verspricht »die Garantie«, dauert keine zehn Tage, per Auto und per Flugzeug, mit gefälschten Pässen, höchstens zwei Stunden zu Fuß. 9500 Dollar, das ist der Preis für das Expresspaket.

Saeed Mohammed sieht keine Wahl. Er ist zu schwach zum Marschieren und will sein Leben nicht auf dem Meer riskieren. Er verkauft sein Auto, einen alten BMW, und übergibt Quamishi 5000 Dollar. Den Rest des Geldes hinterlegt er bei einem Devisenhändler, dem Quamishi und er vertrauen. Sobald er in Deutschland angekommen ist, so die Abmachung, wird er den Händler anrufen, welcher erst dann die andere Hälfte auszahlt.

Am 22. Juli, dem Morgen seiner Abreise, macht Saeed Mohammed ein Abschiedsfoto mit seiner Familie. Alle sollen lächeln, sagt er, aber das Lächeln seiner Geschwister sieht gequält aus. Sie haben Angst um ihn, sie fürchten, er werde die Flucht körperlich nicht überstehen. Sie reden alle auf ihn ein, die Eltern, die sechs Schwestern, die drei Brüder, aber Saeed Mohammed lässt sich nicht abbringen.

Am Basar wartet bereits eine Gruppe von zwölf Männern, die Quamishi die gleiche Summe bezahlt haben. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit, haben als Jungen in den Straßen Tauben gejagt. Jetzt wollen sie alle nur noch weg. Auch Ary Mohammed, 31, ein Cousin von Saeed, schließt sich der Gruppe an. Er will in Deutschland Medizin studieren und soll während der Flucht auf Saeed aufpassen.

Noch ehe drei Fahrer kommen, um die 14 Männer mit drei Pkw abzuholen für die

erste Etappe, nimmt Saeed Mohammed ein Video mit seinem Handy auf. Er blickt in die Kamera, schimpft auf die kurdische Regierung, die Kranke wie ihn im Stich lasse. »Wir werden von hier fortgehen«, sagt er, »und, so Gott will, nie wieder zurückkehren.«

Auf der Totenliste in den Akten hat Saeed Mohammed die Nummer 29.

Leiche Nr 29: MOHAMMED Saeed
Othman, männlich, 35, Irak
Leiche Nr 30: ABDALLA Sardasht
Mohammed, 27, männlich, Irak
Leiche Nr 31: AHMAD Lefana, 20,
weiblich, Syrien

Am 28. August 2015, dem Tag nach dem Schreckensfund, sitzt der Forensiker Erwin Kecip gegen elf in der Sauna eines Wellnesshotels in Bad Leonfelden, Oberösterreich. Wenn Kecip eines gelernt hat, dann, wie wichtig es ist, »Abstand zu bekommen zu den vielen Toten« in seinem Leben, wie er sagt. Bei diesen Kurzurlaube ist sein Diensthandy immer leisegeschaltet, es liegt dann im Hotelzimmer und vibriert vor sich hin. So wie jetzt.

Der 53-jährige Chefinspektor Kecip ist ein Schlaks mit früh ergrautem Haar und tiefen Augenringen. Er raucht Kette und spricht mit einem breiten oberösterreichischen Dialekt. Wenn er denn spricht.

Als Kecip sein Zimmer betritt, sieht er auf dem Display sechs verpasste Anrufe aus dem Innenministerium. Er ahnt, »da ist etwas Größeres passiert«, und ruft zurück.

Leiche Nr 32: nicht identifiziert

In einem Lastwagen im Burgenland sei »ein Haufen Tote« gefunden worden, sagt die Einsatzleitung. Ob er übernehmen könne? Das ist keine Frage. Kecip ist Chef der oberösterreichischen Spurensicherer und Leiter eines Spezialteams zur Identifizierung von Katastrophenopfern. Sein Wellnessurlaub ist beendet.

Nach dem Tsunami in Thailand hat Kecip 3500 stark verweste Wasserleichen untersucht. Seine Aufgabe war es, ihnen eine Identität, einen Namen und damit die Würde zurückzugeben.

Auf seinem Handy sieht Kecip jetzt auch ein Bild. Es ist das Foto, das der Verkehrspolizist Seitz oder sein Kollege am Fundort des Lasters gemacht hat. Kecip sieht die aufgeblähten Körper, er sieht die Leichenflüssigkeit, den Urin und den Kot zu ihren Füßen. Er erfährt, das Kühlaggregat im Laster habe nicht funktioniert, lässt sich die aktuellen Temperaturen im Burgenland geben, 32 Grad und darüber, überschlägt die Größe der Ladefläche und stellt sich auf 30 bis 50 Tote ein. Kecip sieht, dass die Leichen in einem »argen Zustand«

sind. Er delegiert 32 seiner Männer und Frauen ins Burgenland und macht sich auf den Weg.

Leiche Nr 33: GORI Hazhar Jomaa,
29, männlich, Irak
Leiche Nr 34: HAJI Khalid Ahmed,
29, männlich, Irak
Leiche Nr 35: HUSSEIN Shwan
Jamal, 23, männlich, Irak
Leiche Nr 36: NAZARY Matin Mo-
hammad, 1, männlich, Afghanistan

Mein süßer Enkel Ivaylo

Dort, wo die »dringend verdächtigten« Schlepper herkommen, die »Massenmörder« in dieser Geschichte, rosten am Straßenrand Autoruinen vor sich hin, ein Mann mit freiem Oberkörper fährt Mais mit einer Eselskarre, die Scheiben einer verlassenen Tankstelle sind zerbrochen.

Hier ist ganz unten in Europa.

Bulgarien ist das ärmste Land der EU, und die Gegend um Brusartsi, im Nordwesten gelegen, ist die ärmste Region des Landes. Dies ist die Heimat von Ivaylo S., dem jungen Mann, der am Steuer des Kühllasters saß. Man kann hierhin reisen, um mit seinen Angehörigen zu reden und seine Geschichte zu erfahren. Man kann versuchen zu verstehen, wie einer wie Ivaylo S. zum Schleuser wird, zum Händler mit Menschenleben.

Im Dorf Brusartsi, in der Straße des 23. September, vor dem Haus mit der Nummer drei, läuft eine Frau gebeugt, als würde sie eine Zentnerlast schleppen. Sie trägt orangefarbene Schlappen und eine blaue Bluse. Vanjushka Avramova, eine Roma, bittet auf ihre Terrasse, sie will über ihren Enkel Ivaylo reden, über »meinen Süßen«, wie sie sagt.

Avramova setzt sich hinter dem Haus auf ein Sofa, das an einem langen Holztisch steht. Auf der Wäscheleine hängen Unterhosen, im Garten pflanzt Avramova Paprika, Tomaten und Zucchini an, sie besitzt ein Schwein.

Leiche Nr 37: KHAN Sher, 19,
männlich, Afghanistan
Leiche Nr 38: NAZARY Tamim
Mohammad, 25, männlich,
Afghanistan

Ihr Enkel, sagt Avramova, sei ein passabler Schüler gewesen, der in jeder freien Minute Fußball gespielt habe. Vor neun Jahren, als Ivaylo 15 war, sei er mit seinen Eltern und seinem Bruder nach Italien gezogen. Ihr Enkel habe dort sein Geld als Pizzabäcker verdient. Der Mann, der vermutlich die letzte Tür hinter 71 Menschen schloss, hat es also selbst schon als Migrant versucht, als innereuropäischer Wirtschaftsflichtling, was in der EU aber »Bewegungsfreiheit« heißt.

Nach dem Tod seines Vaters, so erzählt die Großmutter, kam Ivaylo S. zurück nach Brusartsi und zog ins alte Elternhaus. Und hier, beim Versuch, sich eine neue, eine ehrliche Existenz aufzubauen, so scheint es, geriet Ivaylo S. in Berührung mit dem Schleusergeschäft, mit dem sich leichter Geld verdienen lässt als mit einem »kleinen Café«. Ein solches nämlich, sagt die Großmutter, hatte Ivaylo S. bald nach seiner Rückkehr am Stadtrand eröffnet, das Geld dafür habe er sich bei einem Bekannten namens Vencislav T. geliehen, es waren 2000 Lewa, umgerechnet 1000 Euro. Vencislav T. ist der Mann, der später jenen Audi A4 fahren wird, der den Kühltransporter mit den Flüchtlingen als Aufpasser begleitete. Als Ivaylo S. sein Café schon nach ein paar Monaten schließen musste, weil die Gäste ausblieben, forderte Vencislav T. offenbar seinen Kredit zurück. Ob er sich auf das Schleuserbusiness einließ, weil er nicht bezahlen konnte, ob T. es war, der ihn für die Todesfahrt anheuerte, wissen wir nicht; die Großmutter vermutet es.

Avramova sagt: »Ivaylo ist ein guter Junge. Er hat mir immer etwas Geld gegeben, mal fünf Lewa, mal zehn.«

Am 16. oder 17. August 2015, neun oder zehn Tage vor der Tat, sei Ivaylo nach Ungarn aufgebrochen, sagt die Großmutter. Er habe gesagt, er wolle sich dort einen Job suchen. »Wenn ich gewusst hätte, dass er etwas Illegales macht, hätte ich ihm die Beine gebrochen, damit er bleibt«, sagt Avramova. Sie weint.

Trotz aller Beweise will sie nicht glauben, dass Ivaylo den Kühltransporter gefahren haben soll. Sie sagt: »Er hat nicht mal einen Führerschein.«

Leiche Nr 39: HASAN Jihad, 38, männlich, Syrien

Leiche Nr 40: AHMED Azad Rahim Ahmed, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 41: IHSAN BABA Mohamad, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 42: KHALLO Kesra, 46, männlich, Syrien

Irak, 22. Juli 2015, die ersten Fluchtwagen, mit denen Saeed Mohammed und seine Bekannten reisen, sind drei Pkw mit türkischen Kennzeichen. Sie kommen schnell voran, fahren Richtung Norden, vorbei an Mossul, wo der IS herrscht, überqueren nach zehn Stunden die Grenze. Noch in der Nacht erreichen sie Diyarbakir, eine Stadt im Südosten der Türkei. Hier steigt die Gruppe, 14 Männer, in ein Flugzeug. Mit gefälschten Pässen reisen sie an Bord einer Turkish-Airlines-Maschine nach Istanbul. Als sie dort landen, schickt »die Garantie« seinem Kontaktmann in der Türkei ein Foto mit einer weiß-grün-roten Flagge. Es ist das Zeichen, seine Kunden

nach Bulgarien zu schleusen.

Dieser Schlepper heißt Ahmed und ist Afghane, sagt er, erst 22, aber seit Jahren schon im Einsatz. Auf der Ladefläche eines Lieferwagens fährt er die Männer vom Flughafen bis nach Edirne, kurz vor der bulgarischen Grenze.

Ab Edirne gehen sie zu Fuß weiter. Sie marschieren ihrem Schlepper hinterher über Felder und Wiesen, durch Täler und Flüsse. Saeed Mohammed, so erfährt es sein Bruder Ahmad später von Cousin Ary, geht gekrümmt, das Gesicht vor Schmerzen verzerrt. Er hat Durst, aber er will nicht trinken, seine Niere nicht zusätzlich belasten. Irgendwann, als er in feuchter Hitze zusammenbricht, müssen ihn die anderen Männer tragen.

Keine zwei Stunden Marsch, das hatte Quamishi ihnen versprochen, aber sie laufen den ganzen Tag, erst nach 14 Stunden sehen sie die Grenze. Hinter einem Hügel warten sie, bis es dunkel ist. Dann klettern sie über Stacheldraht und meterhohe Zäune, lassen sich auf bulgarischen Boden fallen.

Leiche Nr 43: ALABDALHABIB

Khaled, 20, männlich, Syrien

Leiche Nr 44: DAVOODI Amir

Arsalat, 14, männlich, Iran

Ihr Versteck ist ein Wald. Sie schlafen unter Nadelbäumen, lassen immer zwei Mann Wache schieben. Am nächsten Morgen machen sie ein Foto. Die meisten von ihnen lächeln, einer hebt den Daumen, ein anderer formt zwei Finger zu einem Victory-Zeichen. Saeed Mohammed sitzt auf der Erde, er sieht blass aus, aber erleichtert.

Der Wald nahe der Grenze ist der Ort, an dem sich die Wege der Männer trennen. An diesem Morgen, dem dritten Tag ihrer Flucht, läuft plötzlich etwas schief. Wieder sollen drei Fahrer sie abholen, Richtung Serbien bringen, aber diesmal tauchen nur zwei Wagen auf. Zehn der Freunde, darunter auch Saeeds Cousin Ary, steigen ein, viele von ihnen gelangen in weniger als einer Woche bis nach Deutschland. Die übrigen vier, darunter Saeed Mohammed, müssen warten, noch stundenlang im Wald ausharren. Dort werden sie von Patrouillen festgenommen.

Am 28. Juli zeigt ein erkennungsdienstliches Foto Saeed Mohammed im Gefängnis der bulgarischen Grenzstadt Swilengrad. Fünf Tage sitzen er und seine drei Freunde dort in Haft. Dann werden sie entlassen, kommen in ein Flüchtlingslager, um auf ihre Abschiebung zu warten. Es vergehen drei Wochen. Soldaten mit Gewehren bewachen sie, aber nichts passiert, sie werden nicht abgeschoben. Nach 24 Tagen können sie das Lager offenbar verlassen; wie und warum, das weiß Saeed Mohammeds Familie nicht.

Die vier Freunde wollen nicht zurück in den Irak. Sie rufen Quamishi in Sulaimanija an, »Die Garantie«, der einen weiteren Schlepper in Sofia beauftragt, sie nach Serbien zu fahren. Sein Name ist Marian, er bringt die Männer in einem blaugrauen Volkswagen bis über die Grenze.

Noch in der Dämmerung ziehen vor den Fensterscheiben serbische Dörfer vorbei. Saeed Mohammed sieht zerfallene Häuser, streunende Hunde über aufgeschlitzten Schweinehälften, schmutzige Kinder, die mit Hühnern spielen. Er schickt seinem Bruder Ahmad ein Handyfoto und schreibt: »Das ist Europa.«

Der letzte Anruf

Am Busbahnhof in Belgrad, wo sich in jenen Tagen Tausende Flüchtlinge drängen, auf offener Straße mit Schleppern feilschen, halten sie sich nur ein paar Stunden auf, sie essen in einem Burger King.

Zwei Tage später, am 24. August, ruft Saeed Mohammed zum letzten Mal in Sulaimanija an. Er telefoniert mit Ahmad, seinem Bruder, und berichtet, sie seien nun in Ungarn, nahe der serbischen Grenze, in einem Wald bei Domaszék. Es ist der Ort, wo ihre letzte Etappe beginnen soll, die Fahrt durch Ungarn nach Österreich, dann nach Deutschland. Saeed und Ahmad Mohammed beten gemeinsam am Telefon.

Ehe sie auflegen, verspricht Saeed, er werde einen Arzt finden und am Leben bleiben, eines Tages die ganze Familie nachholen. Er klingt stolz, fast euphorisch. »Inschallah«, sagt Ahmad, so Gott will. »Inschallah«, sagt Saeed.

Leiche Nr 45: KALI Elin Hazim, 14, weiblich, Irak

Leiche Nr 46: UHRAMAN Khalil, 26, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 47: DAVOODI Mehdi

Hossein Reza, 41, männlich, Iran

Am 29. August 2015, als der Spurensicherer Erwin Kepic im Burgenland eintrifft, steht der Kühllaster vor einer Rampe der ehemaligen Veterinärhalle am Grenzübergang Nickelsdorf. Dort lassen sich die Leichen kühlen. In der weiß gekachelten Halle ist früher Schlachtvieh auf BSE und Maul- und Klauenseuche geprüft worden. Kepic' Kollegen haben die Leichen von der Ladefläche gezogen und fotografiert.

Kepic sieht die erstarrten Gesichter seiner Kollegen, keiner spricht ein Wort. Sie hatten mit ein paar jungen Männern gerechnet, dann mussten sie ganze Familien hervorziehen. In der Halle ist es still, nur das Klicken der Kameras ist zu hören.

Kepic' Kollegen haben die Leichen in weiße Säcke gesteckt, eine um die andere, und mit Nummern versehen. Die beginnende Fäulnisbildung hat die Haut dunkelbraun verfärbt, die hohe Luftfeuchtig-

keit hat sie aufgehen lassen, die sommerliche Kleidung, Shorts, Stoffschuhe, die sie tragen, ist deswegen oft aufgeplatzt. Der Boden des Lasters war von Leichenflüssigkeit bedeckt, ein Teil davon war durch spröde Dichtungen ausgelaufen: die dunkelrote Flüssigkeit, die dem Polizisten Seitz auf der A4 aufgefallen war.

Der Körper eines Erwachsenen besteht zu 50 bis 60 Prozent aus Wasser. Nach dem Tod fault das Körperinnere, Flüssigkeit fließt aus Körperöffnungen. Der Fäulnisprozess, der im Magen-Darm-Trakt beginnt, ist bei diesen Toten aufgrund der enormen Hitze im Laster schon so weit fortgeschritten wie normalerweise erst nach einer Woche oder mehr. In der Flüssigkeit liegt das Gepäck einer letzten Reise – Kecip' Kollegen nennen es »Streugut«, Habseligkeiten: Geldbörsen, Handys, Rucksäcke, Fotos.

Helfer legen die Leichensäcke in Zinksärgе. In dunkelgrauen Kastenwagen werden sie in die Wiener Sensengasse gefahren, in das jahrhundertealte »Department für Gerichtliche Medizin«, die Pathologie der Universitätsklinik. Dort werden die Leichen entkleidet, gewaschen und obduziert. Ihre Kleidung und Habseligkeiten werden zurück nach Nickelsdorf geschickt, wo Kecip und sein Team sie untersuchen und zuordnen – die schwierige Suche nach der Identität der Opfer beginnt.

Kecip' Kollegen sitzen vor ihren Laptops an Biertischen in der Veterinärhalle und tragen die Überbleibsel der Toten in ihre Computerfiles ein.

»Jeans, Kindergröße; rosa T-Shirt mit der Aufschrift ‚Mentality‘«, »kurze Freizeithose der Marke ‚Top-Star‘«, »3 Fotos voller Leichensaft im Portemonnaie, 1 Handy der Marke Samsung«.

Sie müssen die Kleider waschen, aber die Waschmaschine ist nach dem vierten Waschgang defekt, wie Kecip sich erinnert. Die Leichenfetzen an der Kleidung verstopfen den Filter. In Kecip's Kopf setzt sich der Geruch der toten Flüchtlinge fest, ein Geruch, der anders ist als alle, die er jemals roch. Immer wenn er in Zukunft Bilder von dem Laster sieht oder auch nur solche vom Burgenland, so sagt er, »dann habe ich sofort wieder diesen Geruch in der Nase«.

Um Kollegen, die nicht mit der Amtshandlung befasst waren, nicht unnötig mit Schmutz, Geruch und sonstigen unangenehmen Einflüssen zu belasten, wurden die Arbeitsflächen mit Plastikfolien und Papierfolien abgedeckt. Trotz aller Maßnahmen war ein gewisses Maß an Geruchsbelastung nicht vermeidbar.

Wie auf einem Polaroid, das langsam an Schärfe gewinnt, werden in der Veterinär-

halle wieder Leben sichtbar, die längst erloschen sind. Identitäten gewinnen an Kontur, Lebensläufe und Reiserouten. Sie finden Geld in allerlei Währungen, Euro, türkische Lira, serbische Dinar, das in Hosensäume eingenäht ist, oder SIM-Karten, die unter Schuhsohlen versteckt sind. Sie finden den Ausweis eines Irakers, der im Polizeidienst war wie sie. Sie finden Bilder vom FC Barcelona. Sie finden die Hochzeitsurkunde eines afghanischen Paares und den Impfpass von dessen Tochter.

Die Handys sind so durchtränkt vom Leichensaft, dass Kecip' Kollegen sie zuerst trocknen müssen, in einem Ofen bei 50 Grad, dann erst können IT-Spezialisten sie untersuchen. Sie sehen Fotos vom Bahnhof in Budapest, WhatsApp-Nachrichten an Familien in Afghanistan und Syrien. Eine wurde am Morgen des Todestages aus Ungarn verschickt, sie lautet: »Noch warten wir im Wald, aber in einer Stunde fährt der Laster los, Richtung Norden, nach Alemania.«

Sie finden auch, in einem Rucksack, Medikamente, wie Nierenkranke sie benötigen, und einen Reisepass, ausgestellt auf den Namen Mohammed, Saeed Othman, irakischer Staatsbürger, Wohnort Sulaimanija, Irak.

Leiche Nr 48: ALSHAIKH Hend, 16, weiblich, Syrien

Leiche Nr 49: MOHAMAD Eid, 21, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 50: ALI Aqeel Salim, 31, männlich, Irak

Betrachtet man auf einer Karte die Länder der sogenannten Balkanroute, so kann man im Geiste die neuen Handelsstraßen sehen, auf denen die Migranten und die Schlepper gemeinsam unterwegs sind, einander auf Gedeih und Verderb verbunden. Man erkennt lauter Durchgangsgebiete, eine Geografie des Mangels; an Glück, an Geld, an Möglichkeiten.

So wie in Lom, einer kleinen und aussichtslosen Stadt am Ufer der Donau. Die einen, die hier wohnen, wollen weg, sie brauchen Geld, irgendwie. Die anderen, die Flüchtlinge, die diesen Teil Europas erreichen, wollen schnell weiter. Und die, die weg wollen, machen ihr Geld mit denen, die weiterwollen, logisch. Es ist eine Elendsökonomie, bei der Menschen aufeinander treffen, die viel zu gewinnen hoffen, aber nichts zu verlieren haben außer ihrem Leben. Oder ihrer Freiheit.

Auch Saeed Mohammed muss auf seiner Flucht, bei der Etappe nach Serbien, die Gegend um Sofia im westlichen Bulgarien passiert haben, Mitte August 2015, die Region also, aus der seine späteren Schlepper stammen, die Männer, die ihn ums Leben brachten.

Natürlich gleichen sich die Geschichten

der Täter. Natürlich sind die Straßen, wo man die Häuser ihrer Familien findet, alle staubig, natürlich die Gegenden trostlos und die Häuser unverputzt, weil hier alles unverputzt ist, also schutzlos. Natürlich erzählen die Mütter, Frauen und Freunde dieser Männer alle dasselbe, Geschichten von Unschuld, Geschichten von verpassten oder nie gehabten Chancen, Geschichten von eigentlich guten Menschen.

So wie Goranka, die Mutter von Metodi G., die sich, während es in ihrem Flur nach Kartoffeln riecht, erinnert, wie sie ihren ältesten Sohn im November im Gefängnis in Kecskemét besuchte, in dem er seit einem Jahr sitzt. Eine Stunde sei sie bei ihm gewesen. Dass man ihn beschuldige, der Kopf der Bande zu sein, habe er gesagt, dass er aber unschuldig sei. Sie sagt, dass er regelmäßig Briefe schreibe, nichts über die Tat, nur, wie es ihm geht. »Es geht ihm schlecht«, sagt die Mutter.

So wie Velichka, die Frau von Metodi G., die nebenan wohnt und beteuert, dass ihr Mann nicht der Anführer gewesen sei, er habe zwar den Kühllaster gekauft, »das stimmt, ich würde sonst lügen vor Gott«, aber der Kopf sei ein anderer gewesen, der Afghane nämlich, der mit dem langen Namen, glaubt sie.

L. Samsooryamal, geb. am 06.01.1987 in Jalalabad, afghanischer Staatsangehöriger, whft in Budapest, Festnahme in Budapest am 27.08.2015, 5. Bezirk, Nyari Pal Utca 3/4/4.

Velichka, rotes Kleid, goldfarbene Fingernägel, wünscht sich nur noch, »dass es endlich zu Ende geht, dass endlich Anklage erhoben wird«. Dann kriege ihr Mann 5, 10 oder 20 Jahre, und sie werde auf ihn warten. »Der Tag wird kommen, an dem ich ihn vom Gefängnis abhole, und dann werden wir sehen, wie viel Zeit uns bleibt, bis wir sterben: 100 Tage, 10 Monate oder 10 Jahre.«

Am nächsten Morgen sitzt Metodis Bruder Svetli vorm Haus und dreht sich eine Zigarette. »Mein Bruder ist ein Idiot«, sagt Svetli. »Jeder hier hat Flüchtlinge über die Grenze geschleppt. Aber nur die Blödmänner lassen sich erwischen.«

Leiche Nr 51: GAILANI Zinah Amer Ismael, 23, weiblich, Irak

Leiche Nr 52: RAHM Ahmad Shad, 6, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 53: AL OBAIDI Mahmood Abdulmugheth, 29, männlich, Irak

Leiche Nr 54: RAHM Khuda, 37, männlich, Afghanistan

Die Fragen der Angehörigen

»Das Brutalste an meiner Arbeit«, sagt Erwin Kecip, der Forensiker, »ist der Kontakt

mit den Angehörigen.« Er erinnert sich, wie in den Tagen nach dem Unglück eine Frau aus dem Irak in die Veterinärhalle kam, in der Kepic und seine Kollegen in ihren weißen Schutzanzügen die Habseligkeiten der Toten sichtigten. Die Frau, eine Diplomatin, wie Kepic erfährt, kam mit dem Flugzeug und vermisst ihren Sohn. Sie entnehmen eine Speichelprobe aus ihrer Mundhöhle, wenige Stunden später ist bewiesen, dass ihr Fleisch und Blut, der Sohn, den sie geboren hat, unter den Toten ist. Die Mutter bleibt gefasst. Kepic wundert sich, warum die Mutter einen Flieger nehmen konnte, während ihr Sohn monatelang auf der Flucht war und sich in einen Laster zwängen musste. Er stellt ihr keine Frage, das ist nicht sein Job. Er veranlasst die Überführung des Leichnams in den Irak.

Die Angehörigen, auch diese Frau, hätten immer dieselben Fragen, sagt Kepic:

Musste er leiden?

Wie schnell kam der Tod?

Können wir ihn sehen?

Kepic sagt, »da muss man schon bei der Wahrheit bleiben«, und hier habe er nicht einmal eine Notlüge bemühen müssen: »Es ging alles schnell. Sie starben bewusstlos.« Dann rät er den Familien davon ab, sich die Verstorbenen noch einmal anzusehen, zu entsetzlich sähen sie aus, entstellt vom Tod und von der Hitze, manche kaum noch zu erkennen als Menschen. Kepic sagt: »Fast alle halten sich daran.«

Leiche Nr 55: AHMED Herish Dino, 22, männlich, Irak

Leiche Nr 56: GAILANI Ali Amer Ismael, 33, männlich, Irak

Leiche Nr 57: SEDIQI Ahmad Bashir Yusuf, 26, männlich, Afghanistan

70 von 71 Toten sind durch DNA-Proben identifiziert, 15 Leichen wurden in Österreich begraben, 56 in die Heimatländer überführt.

Noch heute, ein Jahr danach, holen Kepic die Bilder ein. Für ihn ist der Laster eine Art Zäsur, er habe, so glaubt er, zu einem Sinneswandel in den Köpfen der Europäer geführt. Hätte es die Toten im Kühlaster nicht gegeben, wären später nicht täglich Tausende ins Land gekommen, hätte es keine Welle der Hilfsbereitschaft gegeben. »Wenn der Tod dieser Menschen überhaupt einen Sinn hatte«, findet Kepic, »dann der, dass er vielleicht Hunderttausenden anderen Flüchtlingen das Leben rettete.« Ohne sie wären die Nachfolgenden womöglich nicht an ihr Ziel gekommen, jedenfalls nicht so schnell und sicher.

Leiche Nr 58: ABDULKAREEM Aso Hama Salihk, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 59: MUSTAFA Hussein, 34, männlich, Syrien

Leiche Nr 60: NAZARIYAN Behzad, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 61: MOUHMED Smean Nasr, 24, männlich, Irak

Warnungen, zu spät

Einen Tag nachdem Saeed Mohammed seinem Bruder Ahmad am Telefon gesagt hat, dass nun sehr bald die letzte Etappe bevorstehe, die Fahrt nach Österreich und Deutschland, erhält der Bruder in Sulaimanija einen Anruf von einer ausländischen Nummer, die er nicht kennt.

Es ist der 25. August, der letzte Tag, bevor Saeed Mohammed in den Laster steigen wird. Am Telefon ist Cousin Ary, der schon Wochen vorher, nachdem die Gruppe in Bulgarien getrennt wurde, nach Ungarn geflüchtet, aber erst jetzt in Österreich angekommen ist. Er spricht schnell und aufgeregt, erzählt von einem Laster, in dem er, eingepfercht mit 32 Männern, von Budapest nach Wien gefahren sei. Er berichtet, er habe stundenlang kaum Luft bekommen, sei in Panik geraten, um ein Haar darin erstickt. Ary Mohammed sagt: »Sorgt dafür, dass Saeed in einem Auto fährt, auf keinen Fall in einem Laster!«

Leiche Nr 62: AL MAWLA Murtadha Zuhair Abdulsahib, 28, männlich, Irak

Leiche Nr 63: ALI Herish Guli, 21, männlich, Irak

Ahmad sagt, er habe keine Sekunde gezögert. Er wählt noch einmal die Nummer seines Bruders, um ihn zu warnen. Er probiert es 20-mal, aber Saeed geht nicht mehr an sein Handy. Vielleicht ist der Akku leer, vielleicht hat er es irgendwo verloren. Noch in derselben Nacht fährt Ahmad Mohammed zum Haus von Jamal Quamishi, der »Garantie«, der Kontakt zu den Schleppern in Ungarn hält. Er übergibt ihm ein Bündel mit Geldscheinen, 700 000 Dinar, fast 600 Dollar. Dafür, so verlangt er, soll sein Bruder Saeed in einem Taxi nach Österreich reisen, nicht in einem Laster. »Bloß nicht in einem Laster, hörst du?« Quamishi nickt, er steckt das Geld in seine Tasche.

Leiche Nr 64: RAFO Dakheel Badal, 34, männlich, Irak

Leiche Nr 65: KALI Ali Alend, 16, männlich, Irak

Am frühen Morgen des 26. August zwischen 4.30 Uhr und 5 Uhr in einem Wald bei der ungarischen Stadt Domaszék nahe der Grenze zu Serbien steigen Saeed Mohammed und die 70 anderen Flüchtlinge in den weißen Kühlaster. Die Fläche im Kühlraum beträgt, wie Beamte später messen, 14,26 Quadratmeter. Jeder Person bleibt rechnerisch eine Standfläche von

0,2 Quadratmetern. Saeed Mohammed und alle anderen haben ungefähr so viel Raum zum Stehen wie auf einem Türvorleger. Die Schlepper schließen die Türen.

Nach Beladung des LKW Kühltransporters mit den Flüchtlingen verschlossen sie die doppelflügelige Hecktüre mittels drehbarer Verriegelung und steckten zwecks Verhinderung des Verdrehens der Verriegelungshebel bzw. Öffnens noch Eisenstäbe durch die Sicherungsösen.

Am Steuer sitzt Ivaylo S. Die Fahrt von Domaszék nach Wien dauert mit einem Auto ungefähr vier Stunden. Ivaylo S., ohne Führerschein, startet den Motor und fährt los. Ihm folgt, in einem Audi A4, Vencislav T., der Mann, mit dessen Kredit S. in seiner Heimatstadt vor ein paar Monaten erfolglos ein kleines Café eröffnet hatte. Vencislav T. ist der Aufpasser, sein Wagen dient als Spähfahrzeug. Erst fährt er in einem Abstand von einer bis fünf Minuten hinter dem Kühlaster, bis er ihn kurz vor der Grenze zu Österreich überholt, um danach in kurzem Abstand vor ihm zu fahren: Ausschau halten nach Polizei, nach möglichen Grenzkontrollen, das ist T.s Aufgabe.

Hinten im Kühlraum sehen Saeed und die andern nichts als Dunkelheit, vielleicht manchmal erleuchtet durch den fahlen Schein eines Mobiltelefons, in dem sich ein paar Blicke treffen, die Gesichter dicht an dicht. Was in der ersten Zeit der Fahrt im Kühlraum geschieht oder gesprochen wird, ob geflüchtet wird, gebetet oder gar gelacht, weil einer vielleicht einen Witz macht gegen die ungeheure Lage, in der man sich befindet, wissen wir nicht.

Saeed Mohammed sieht nicht die Felder mit vertrockneten Sonnenblumen, die der Wagen passiert, nicht die Windräder, die Naturschutzgebiete, nicht die verheißungsvollen Ortsschilder mit dem goldfarbenen Sternkreis der Europäischen Union, die an Ungarns Autobahnen stehen. Die Flüchtlinge, höchstwahrscheinlich, fahren vorbei am Autohandel Dejavu Crystal, wo die Schlepper den Wagen gekauft haben, der zum Massengrab wird. Sie fahren vorbei an Plakaten mit der Aufschrift »Time for a Break«, vorbei an orangefarbenen Notrufsäulen, an Autobahnrasthöfen mit Acht-Euro-Betten die Nacht, an Filialen der Puffkette Paradiso, sie nähern sich Budapest.

Der Innenraum des Kühlbaus, welcher bauartmäßig luftdicht ausgeführt war, wies ein Volumen von circa 30,5 m³ an Luftinhalt auf. Es bestanden keinerlei Luftzufuhröffnungen.

Gab es Schreie? Es muss den Moment gegeben haben, da Saeed und die anderen in ihrem Gefängnis bemerken, dass ihnen der Sauerstoff ausgeht, dass es gefährlich wird.

Schreit auch Saeed? Oder verhält er sich ruhig, wie es immer seine Art war? Ängstigt er sich zu Tode, bevor er stirbt, oder raubt ihm der fehlende Sauerstoff so früh das Bewusstsein, dass er wenig bemerkt?

Fahrerkabine und Kühlraum des Lasters grenzen nicht aneinander, es gibt einen Zwischenraum, anders als beim Mercedes Sprinter, dem Auto, das die Schlepper wahrscheinlich auf anderen Fahrten nutzen. Es ist nicht klar, ob Ivaylo S. die Menschen, die er in den Tod fährt, hören kann, wenn sie geschrien haben sollten. Egal, ob das Radio läuft oder nicht.

Leiche Nr 66: AHMED Alan Hamad, 23, männlich, Irak

Leiche Nr 67: HAMAD Sarbaz Muared, 28, männlich, Irak

Eine andere Schlepperfahrt

Einen Monat bevor Harald Seitz und sein Kollege den Kühllaster in Parndorf finden, nehmen österreichische Ermittler die Aussagen von Flüchtlingen auf, die mit großer Wahrscheinlichkeit von den gleichen Schleppern nach Österreich gebracht wurden, von Kassim S., Metodi G. und Samsooryamal S., deren Namen und Porträtbilder sich neben weiteren auch in den Ermittlungspapieren zu diesem Fall finden.

Diese Flüchtlinge, es sind über 50, fahren nicht in einem Kühllaster, sondern in einem weißen Transporter, einem Mercedes Sprinter.

Diese Flüchtlinge überleben, weil sie sich bemerkbar machen können. Der Fahrer, so die Zeugenaussagen, hält mehrmals an während der Fahrt, öffnet die Türen, reicht den Menschen Wasserflaschen. In Österreich aber streikt der Wagen, der Schleuser lässt ihn verschlossen stehen, auch in einer Pannenbucht auf der A4, und flieht. Die folgenden Sätze verschiedener Flüchtlinge zeigen, wie es sich anfühlt im Inneren eines Schlepperfahrzeugs auf Europas Autobahnen.

Hier sprechen die Lebenden für die Toten.

Letztendlich gelangten wir und andere Geschleppte in das Fahrzeug. Jedenfalls wurden wir richtiggehend hineingeschoben. Danach verschloss irgendwer von außen die Türen. Auf der Ladefläche befanden sich auch viele Frauen und Kinder. Ich gebe an, dass es sehr wenig Luft zum Atmen gab. Nach einiger Zeit, es war sehr heiß und stickig, begannen die Leute auf der Ladefläche zu schreien, da sie

Angst hatten zu ersticken. Der Laderaum war völlig dunkel, und wir hatten kein Fenster und auch keinen Blick zur Fahrerkabine. Einer der Fahrer rief hinein, dass wir alle ruhig sein sollen. Ausgestiegen ist während der Fahrt niemand. Man hätte uns geschlagen. Wir begannen, die Verkleidung im Inneren des Fahrzeugs herunterzureißen in der Hoffnung, dass dadurch mehr Luft in das Fahrzeug gelangt. Da es sehr eng und stickig war, wir keine Luft bekamen und wir alle Angst um unser Leben und geschrien hatten, hielt das Fahrzeug an. Die gesamte Fahrt dauerte meiner Meinung nach etwa sechs bis sieben Stunden. Irgendwann kam das Fahrzeug zum Stillstand. Da nach 20 Minuten nichts geschah, brachen wir die Tür selbstständig auf. Nach dem Ausstieg bemerkten wir, dass niemand da war, damit meine ich, dass keine Fahrer mehr anwesend waren. Danach wurden wir von der Polizei aufgegriffen.

Um exakt 9.27 Uhr am 26. August, so erkennen die Ermittler später aufgrund der Mobiltelefonaten, ruft Vencislav T., der Aufpasser im Begleitfahrzeug, den Fahrer des Kühllasters an, Ivaylo S., der soeben die Grenze zu Österreich hinter sich lässt. Kurz darauf, um 9.35 Uhr, bringt S. den Laster in der Pannenbucht zum Stehen und erhält einen weiteren Anruf von T.

T. Vencislav wählte am 26.08.2015, um 09.35.12 Uhr, mit seiner bulgarischen Rufnummer +359 877547230 die ungarische Rufnummer +36 205804694 von S. Ivaylo und führte ein 32 Sekunden dauerndes Gespräch. Dabei war er im Bereich des T-Mobile-Senders 7111 Parndorf, Designer Outlet Straße 1, eingeloggt.

Ivaylo S. verlässt den Lkw und nimmt die Schlüssel mit. Er schließt die Fahrerkabine nicht ab, lässt aber die Türen des Kühlraums verriegelt. »Mit hoher Wahrscheinlichkeit«, so die Akten, steigt er nun in den schwarzen Audi von Vencislav T. Die beiden fahren weiter Richtung Wien. Der Laster bleibt zurück.

Was die zwei Bulgaren am Telefon besprechen, ob sie einander nervös anschreien oder ruhig die nächsten Schritte besprechen, wissen wir nicht.

Möglich, dass sie bereits wissen, dass sie keine Flüchtlinge mehr auf der Ladefläche haben, sondern Leichen. Möglich ist auch, dass die Schlepper nicht wissen um den Tod ihrer Fracht. Vielleicht stellen sie sich die Frage gar nicht. Dass sie den Laderaum verschlossen zurücklassen, ist nicht untypisch, bei der Fahrt mit dem

Mercedes Sprinter war das Vorgehen dasselbe.

Möglich, dass sie dachten: Die werden sich schon selber befreien, bloß weg von hier.

Die Schlepper haben ihren Teil des Deals erfüllt: Die Ware, mit der sie Handel treiben und die sie in Ungarn einladen, befindet sich nun in Österreich.

Leiche Nr 68: RAHM Mustafa, 11, männlich, Afghanistan

Der Tod durch Ersticken in einem abgedichteten Raum wie dem Laderaum des Kühllasters tritt ein, wenn der Sauerstoffanteil in der Atemluft zu tief und jener des Kohlendioxids zu hoch ist. Der Forensiker Erwin Kopic weiß aus dem Gutachten des Kfz-Sachverständigen, der die verfügbare Luft für die Anzahl der Personen berechnete: Schon eine »3/4 Stunde bis 1 Stunde« nach der Abfahrt aus Ungarn muss das hier der Fall gewesen sein. Die Flüchtlinge verenden noch vor Budapest.

*Todeseintritt zwischen 04:45 Uhr bis spätestens 06:50 Uhr
Autobahn zwischen M5 Domaszék
Strkm 164,7 und M5 Ócsa Strkm 29,3*

Normale Atemluft enthält 21 Prozent Sauerstoff. Sinkt der Anteil auf 18 bis 11 Prozent, sind körperliche und geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Die Lunge, so erklärt Kopic, kann den natürlichen Austausch von Sauerstoff und Kohlendioxid nicht mehr vollziehen. Der Anteil an CO2 steigt, die Atmung wird schneller, die Pulsfrequenz erhöht sich. In diesem Stadium kann sogar so etwas wie eine kurze Euphorie ausgelöst werden. Bei einem Sauerstoffgehalt von unter 11 Prozent beginnt das Todesrisiko.

Eigentlich ist Ersticken ein langsamer, grauenvoller Tod. Doch die Wiener Pathologen fanden, anders als in ähnlichen Fällen, nichts, was auf einen langen und panischen Todeskampf schließen ließe, keine Kratzspuren, keine Hautpartikel unter den Fingernägeln, kein erhöhtes Adrenalin im Blut. Von den Mobiltelefonen wurden keine Notrufe abgesetzt, keine letzten SMS geschrieben.

Spurensucher Kopic und seine Kollegen haben den Laster mit Streulicht ausgeleuchtet und mit Lupen untersucht. Sie fanden keine Spuren, die darauf hindeuteten, dass die Opfer versucht hätten, die Tür aufzubrechen oder Löcher in die Innenwand zu bohren oder zu treten. Kopic glaubt, dass sich die Flüchtlinge der Lebensgefahr, in der sie sich befanden, kaum bewusst wurden, und wenn doch, dann nur für kurze Zeit.

Bereits nach wenigen Minuten mit nur noch zehn Prozent Sauerstoff kann der

Mensch das Bewusstsein verlieren. Kepic nimmt an, dass im Inneren des mit Menschen vollgepferchten Lasters eine Temperatur zwischen 50 und 60 Grad Celsius herrschte, was den Bewusstseinsverlust zusätzlich beschleunigte. Die Atmung schnappt, das Herz rast, dann setzt beides aus. Der Blutdruck fällt, es kommt zum Kollaps, Atemstillstand, Herzstillstand.

71 Menschen, soeben noch am Leben, dann plötzlich alle tot. Als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Leiche Nr 69: RAHM Lida, 10 Monate, weiblich, Afghanistan

Leiche Nr 70: RAHM Shakareh, 28, weiblich, Afghanistan

Fünf Tage vergehen seit dem letzten Anruf von Saeed bei seinem Bruder Ahmad in Sulaimanija. In der sechsten Nacht, als Ahmad Mohammed im Irak den Fernseher einschaltet, sieht er einen Bericht über 71 tote Flüchtlinge, gefunden in Österreich, erstickt in einem ungarischen Hühnerlaster. Er sieht Bilder von Menschen in weißen Schutzanzügen, Polizeiautos, Leichenwagen.

Noch eine ganze Woche bleiben Ahmad Mohammed, seine Eltern, Brüder und Schwestern im Ungewissen. Dann erhalten sie wieder einen Anruf aus Österreich. Ein Übersetzer der Polizei teilt ihnen mit, auch Saeed war in dem Laster, zusammen mit drei anderen Männern aus Sulaimanija. Sein Reisepass und Medikamente, ausgestellt auf seinen Namen, wurden gefunden.

Ahmad Mohammed sagt kein Wort. Er hält sein Handy in der Hand, aber er hört nicht mehr zu, versteht nur noch die Frage, ob Saeeds Leiche in Wien oder in Sulaimanija begraben werden soll. Am Abend ruft er die Väter und Brüder der vier Freunde vor Saeeds altem Haus zusammen, überbringt ihnen die Nachricht. Die Männer fallen auf die Knie und weinen. »Sie wollten an einen besseren Ort«, sagt Ahmad, »jetzt hat Allah sie genommen.«

Eine erloschene Kerze an der A 4

Wer die Parkbucht bei Parndorf zu Fuß erreichen will, muss eine Böschung hinunterklettern, durch ein Maisfeld laufen, unter einem wilden Apfelbaum durchs Gestrüpp kriechen. Dann steht man an einem metallenen Zaun, der die Parkbucht umschließt. Dort blüht Kamille. In den Zaun hat jemand ein paar bunte Blumen aus Plastik gesteckt. Auf dem Boden steht in einem Windlicht eine erloschene Kerze. Auf der Autobahn rauschen die Autos vorbei, auch weiße Laster.

Leiche Nr 71: MUSTAFA Raman Khalil, 21, männlich, Syrien

Am 19. September, drei Wochen nach ihrem Tod, werden die Überreste von Saeed

Mohammed und der drei weiteren Männer aus Sulaimanija in einer Transportmaschine von Wien nach Kurdistan geflogen. Als der Sarg mit Saeeds Namen über das Gepäckband am Flughafen läuft, schreien seine Eltern auf. In weißen Leinentüchern werden die Toten einen Tag lang durch die Stadt getragen, mehr als zehntausend Menschen folgen ihnen. Ahmad Mohammed beerdigt seinen Bruder gemeinsam mit den anderen Verstorbenen auf dem höchsten Berg der Stadt, nebeneinander, mit dem Gesicht Richtung Mekka.

Vier Tafeln aus grauem Stein erinnern heute an ihr Schicksal.

Auf einer von ihnen steht in arabischer Schrift: »Saeed Othman Mohammed, geboren in Sulaimanija, getötet an der Grenze zu Österreich, Europa.«

Rafael Buschmann, Fiona Ehlers, Özlem Gezer, Maik Großekathöfer, Guido Mingels, Claas Relotius, Takis Würger

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im April 2019

Der Text, an dem sieben Redakteurinnen und Redakteure des SPIEGEL gearbeitet haben, darunter Claas Relotius, enthält allem Anschein nach mindestens Unstimmigkeiten. Im August 2015 erstickten in einem Kühllaster auf einer Autobahn in Österreich 71 Flüchtlinge, ein Jahr später erschien die SPIEGEL-Rekonstruktion der Ereignisse. Von Relotius stammen die Textteile über den irakischen Kurden Saeed Othman Mohammed, eines der Opfer.

Relotius reiste nachweislich nach Sulaimanija, wo er einen Bruder von Saeed Othman Mohammed traf. Der irakische Fotograf Besaran Tofiq, mit dem Relotius unterwegs war, bestätigte auf Anfrage des SPIEGEL, dass das Interview mit dem Bruder tatsächlich stattfand und »mindestens zwei Stunden« dauerte.

Vieles von dem, was Relotius über Saeed Mohammed und dessen Flucht berichtete, hatte zuvor im britischen »Guardian« gestanden, in einem Artikel mit der Überschrift »Migrant truck deaths: the untold story of one man's desperate voyage to Europe«, erschienen am 7. Oktober 2015.

Neben vielen übereinstimmenden Fakten gibt es zwischen den beiden Artikeln einige Unterschiede, etwa Abweichungen bei einzelnen Datierungen und bei der Bezeichnung einer Person aus dem nahen Umfeld von Saeed Mohammed: Ary Mohammed, ein Cousin (laut Relotius). Ari Mohammed, mit einem »i«, einer der anfänglichen Reisegefährten Saeeds, laut »Guardian«.

Relotius scheint einen der Fluchtgründe von Saeed Mohammed – dessen Nierenleiden – dramatisiert zu haben. Bei Relotius heißt es: Saeed »braucht ein neues Organ, aber in seiner Heimat gibt es keine Spender, nicht einmal Ärzte, die Nieren transplantieren. Nur in Deutschland, glaubt Saeed Mohammed, kann er sein Leben retten.«

Die Angaben sind falsch. Die erste Nierentransplantation wurde im Irak 1973 durchgeführt. Im Jahr 2013 gab es im Irak nach Angaben des Iraqi New Medical Journal fünfhundert Transplantationen.

Gesellschaft

Enricos großer Tag

Wie Politik und ihre Geschichte
Ein Rechter ruft zur Demo auf – es kommen 170 Polizisten und 50 Gegendemonstranten.

An einem heißen Samstag im Juni, mittags um eins, sank Enrico P. auf einen Bordstein in der Innenstadt von Bad Segeberg und ahnte, dass er verloren hatte. In seiner Hand hielt er eine schwarz-rot-goldene Flagge, die schlaff in der windlosen Luft hing. Fast still war es, weil die Straßen abgesperrt waren, hier und da konnte er das Rauschen von Funkgeräten hören, mit denen die Polizeibeamten um ihn herum ausgerüstet waren, immerhin 170 an der Zahl.

Enrico P. ist 40 Jahre alt, ein hagerer Mann mit Schirmmütze, der älter aussieht, als er ist. Er sitzt, vier Wochen nach diesem Spuk, vor einem Café in Heiligenhafen, Schleswig-Holstein, schwarzes Hemd, schwarzes Jackett, und sagt, dass er seinen vollständigen Namen nicht lesen möchte. Er sucht noch immer nach einer Erklärung. Wie konnte das passieren? Wie konnten ihn »200 Kameraden«, angeblich doch »stolze Patrioten« wie er selbst, so im Stich lassen? »Rechtssein«, sagt er, »bedeutet doch zusammenhalten.«

Für Enrico P., in der DDR geboren, war Gemeinschaft immer wichtig. Er wuchs auf in Röbel, einer Kleinstadt an der Mecklenburger Seenplatte. Als Junge, erzählt er, verbrachte er viel Zeit bei der Freien Deutschen Jugend. In den sozialistischen Ferienlagern sang er mit anderen Kindern Lieder über Freundschaft und Verbrüderung.

Nach der Schule machte er eine Ausbildung zum Briefträger. Drei Jahre nach dem Fall der Mauer zog er in den Westen, nach Neukirchen, ein Dorf in Schleswig-Holstein. Er trat dort in die SPD ein, er schätzte den Austausch mit Genossen, irgendwann, auf einer Parteiveranstaltung, lernte er eine junge Türkin kennen und verliebte sich. Die Beziehung hielt sechs Jahre. »Diese Jahre«, sagt Enrico P., »waren die besten überhaupt.«

Der Bruch in seinem Leben kam, als seine Freundin sich von ihm trennte. Enrico begann zu trinken, ließ sich auf kriminelle Geschäfte ein. »Waren- und Kreditdelikte«, so nennt er das, was ihn vier Jahre ins Gefängnis brachte. Als er wieder rauskam, im Sommer 2008, hatte Enrico P. keine Freunde, keine Familie, keine Arbeit mehr. Er fühlte sich alleingelassen.

Die erste Demo, an der er teilnahm, war ein Protestmarsch in Lübeck, organisiert von der NPD. Enrico P. hatte bis dahin nie mit Rechtsextremen zu tun gehabt. Er kann noch heute kaum sagen, was er damals bei ihnen ge-

sucht hat, vielleicht, sagt P., »war es am Anfang nur ein bisschen Halt.«

Was auch immer es war, Enrico P. machte irgendwann ein Hobby daraus. Bald lief er jede Woche mit bei Märschen der rechten Szene, in Greifswald und in Rostock, in Hamburg und in Schwerin. Er rief nationalistische Parolen und verschaltete dem Krust über sein Leben laut.

In vergangenen Sommern, als sein Geld knapp wurde, beschloss P., eigene Demos zu veranstalten, für die er nicht weit reisen musste. Er ging von Dorf zu Dorf, verteilte Flugblätter, rief auf zu Märschen gegen kriminelle Ausländer und Kindesmissstände.

Im Winter, als die Stimmung des Flüchtlingsgegners zunehmend wurde, erreichte er im Netz eine Facebook-Seite. Er gab ihr den Titel »Schleswig-Holstein wehrt sich« und setzte dort Meldungen über Flüchtlinge, die angeblich Frauen und Kinder sexuell belästigten. Die Seite wurde mehr als 200-mal gelistet, und Enrico P. nahm an, mindestens 200 Menschen wären bereit, mit ihm die ganze große Demo abzuhalten.

Unter dem Motto »Asylmissbrauch stoppen – Nein zur Merkel-Politik« kündigte er einen Protestmarsch an, auf seiner Facebook-Seite und auch beim Ordnungsdienst von Bad Segeberg. Die Schrecken, eingespart bei der Kreisordnungshilfe, landete bei der Polizeidirektion der Stadt. Diese, zum Schutz vor Demonstrationen verpflichtet, bestellte die Gefängnisanlage, erstellte Wochen vorher ein taktisches Konzept und plante, anhand eines vorgegebenen Schlüssels, 170 Einsatzkräfte aus ganz Schleswig-Holstein ein.

Enrico P. hatte alles genau überlegt. Vom Parkplatz am Südtorbus Gymnasium aus wollte er vier Stunden durch die Ort marschieren, durch Weidenrödingen und Einkaufsstrafen, zurück zum Gymnasium, bis zur Abschlussausgabe der großen Mehrzweckhalle. Er hatte sogar ein Megafon besorgt.

Er stand stummlich vor dem Gymnasium, er ließ die Deutschenjahne in die Luft, gewissermaßen als Erkennungszeichen für seine Vorbildeten, er schaute sich nach hinten um, wieder und wieder. Aber alles, was er sah, waren Polizisten in schwarzer Uniform.

Enrico P. schwitzte. Er sah, dass entlang seiner Route viele Menschen standen. Aber das waren Gegendemonstranten. Dann sank er auf den Bürgersteig.

Die Polizei, in der Tat an Kreisstützungen angepackt, warde genau 17 Minuten, denn sagte sie die Demo ab. Die voruntersuchungsmäßigen Anfordernngen, ließ es, schreiben mindestens drei Teilnehmer vor. Enrico P. ließ sich nach Hause fahren, begleitet von zwei Beamten.

Sein Versuch einer Demonstration, erzählten sie ihm im Auto, würde das Land mehr als 5000 Euro kosten. Enrico P. sparte ein Krübeln in seiner Brust. Er kam sich, wenigstens einen Moment lang, wichtig vor. Dann nahmen



Demonstrant Enrico P., Röbel

Ein Demonstrant, 50 Gegendemonstranten und 170 Polizisten – das ist die Bilanz einer fehlgeschlagenen Kundgebung »Asylmissbrauch stoppen«. Zu dem Zeitpunkt war Enrico P. in der DDR geboren, war Gemeinschaft immer wichtig. Er wuchs auf in Röbel, einer Kleinstadt an der Mecklenburger Seenplatte.

Als Junge, erzählt er, verbrachte er viel Zeit bei der Freien Deutschen Jugend. In den sozialistischen Ferienlagern sang er mit anderen Kindern Lieder über Freundschaft und Verbrüderung.

Nach der Schule machte er eine Ausbildung zum Briefträger. Drei Jahre nach dem Fall der Mauer zog er in den Westen, nach Neukirchen, ein Dorf in Schleswig-Holstein. Er trat dort in die SPD ein, er schätzte den Austausch mit Genossen, irgendwann, auf einer Parteiveranstaltung, lernte er eine junge Türkin kennen und verliebte sich. Die Beziehung hielt sechs Jahre. »Diese Jahre«, sagt Enrico P., »waren die besten überhaupt.«

Der Bruch in seinem Leben kam, als seine Freundin sich von ihm trennte. Enrico begann zu trinken, ließ sich auf kriminelle Geschäfte ein. »Waren- und Kreditdelikte«, so nennt er das, was ihn vier Jahre ins Gefängnis brachte. Als er wieder rauskam, im Sommer 2008, hatte Enrico P. keine Freunde, keine Familie, keine Arbeit mehr. Er fühlte sich alleingelassen.

Die erste Demo, an der er teilnahm, war ein Protestmarsch in Lübeck, organisiert von der NPD. Enrico P. hatte bis dahin nie mit Rechtsextremen zu tun gehabt. Er kann noch heute kaum sagen, was er damals bei ihnen ge-

Enricos großer Tag

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein Rechter ruft zur Demo auf – es kommen 170 Polizisten und 50 Gegendemonstranten.

27 | DER SPIEGEL 30/2016, 23.7.2016

An einem heißen Samstag im Juni, mittags um eins, sank Enrico P. auf einen Bordstein in der Innenstadt von Bad Segeberg und ahnte, dass er verloren hatte. In seiner Hand hielt er eine schwarz-rot-goldene Flagge, die schlaff in der windlosen Luft hing. Fast still war es, weil die Straßen abgesperrt waren, hier und da konnte er das Rauschen von Funkgeräten hören, mit denen die Polizeibeamten um ihn herum ausgerüstet waren, immerhin 170 an der Zahl.

Enrico P. ist 40 Jahre alt, ein hagerer Mann mit Schirmmütze, der älter aussieht, als er ist. Er sitzt, vier Wochen nach diesem Spuk, vor einem Café in Heiligenhafen, Schleswig-Holstein, schwarzes Hemd, schwarzes Jackett, und sagt, dass er seinen vollständigen Namen nicht lesen möchte. Er sucht noch immer nach einer Erklärung. Wie konnte das passieren? Wie konnten ihn »200 Kameraden«, angeblich doch »stolze Patrioten« wie er

selbst, so im Stich lassen? »Rechtssein«, sagt er, »bedeutet doch zusammenhalten.«

Für Enrico P., in der DDR geboren, war Gemeinschaft immer wichtig. Er wuchs auf in Röbel, einer Kleinstadt an der Mecklenburger Seenplatte. Als Junge, erzählt er, verbrachte er viel Zeit bei der Freien Deutschen Jugend. In den sozialistischen Ferienlagern sang er mit anderen Kindern Lieder über Freundschaft und Verbrüderung.

Nach der Schule machte er eine Ausbildung zum Briefträger. Drei Jahre nach dem Fall der Mauer zog er in den Westen, nach Neukirchen, ein Dorf in Schleswig-Holstein. Er trat dort in die SPD ein, er schätzte den Austausch mit Genossen. Irgendwann, auf einer Parteiveranstaltung, lernte er eine junge Türkin kennen und verliebte sich. Die Beziehung hielt sechs Jahre. »Diese Jahre«, sagt Enrico P., »waren die besten überhaupt.«

Der Bruch in seinem Leben kam, als seine Freundin sich von ihm trennte. Enrico begann zu trinken, ließ sich auf kriminelle Geschäfte ein. »Waren- und Kreditdelikte«, so nennt er das, was ihn vier Jahre ins Gefängnis brachte.

Als er wieder rauskam, im Sommer 2008, hatte Enrico P. keine Freunde, keine Familie, keine Arbeit mehr. Er fühlte sich alleingelassen.

Die erste Demo, an der er teilnahm, war ein Protestmarsch in Lübeck, organisiert von der NPD. Enrico P. hatte bis dahin nie mit Rechtsextremen zu tun gehabt. Er kann noch heute kaum sagen, was er damals bei ihnen gesucht hat, vielleicht, sagt P., »war es am Anfang nur ein bisschen Halt.«

Was auch immer es war, Enrico P. machte irgendwann ein Hobby daraus. Bald lief er jede Woche mit bei Märschen der rechten Szene, in Greifswald und in Rostock, in Hamburg und in Schwerin. Er rief na-

tionalistische Parolen und verschaffte dem Frust über sein Leben Luft.

Im vergangenen Sommer, als sein Geld knapp wurde, beschloss P., eigene Demos zu veranstalten, für die er nicht weit reisen musste. Er ging von Dorf zu Dorf, verteilte Flugblätter, rief auf zu Märschen gegen kriminelle Ausländer und Kinderschänder.

Im Winter, als die Stimmung den Flüchtlingen gegenüber ungemütlich wurde, erstellte er im Netz eine Facebook-Seite. Er gab ihr den Titel »Schleswig-Holstein wehrt sich« und teilte dort Meldungen über Flüchtlinge, die angeblich Frauen und Kinder sexuell belästigten. Die Seite wurde mehr als 200-mal geliked, und Enrico P. nahm an, mindestens 200 Menschen wären bereit, mit ihm die ganz große Demo abziehen.

Unter dem Motto »Asylmissbrauch

stoppen – Nein zur Merkel-Politik« kündigte er einen Protestmarsch an, auf seiner Facebook-Seite und auch beim Ordnungsamt von Bad Segeberg. Das Schreiben, eingegangen bei der Kreisordnungsbehörde, landete bei der Polizeidirektion der Stadt. Diese, zum Schutz von Demonstrationen verpflichtet, beurteilte die Gefährdungslage, erstellte Wochen vorher ein taktisches Konzept und plante, anhand eines vorgegebenen Schlüssels, 170 Beamte aus ganz Schleswig-Holstein ein.

Enrico P. hatte alles genau durchgespielt. Vom Parkplatz am Städtischen Gymnasium aus wollte er vier Stunden durch den Ort marschieren, durch Wohnsiedlungen und Einkaufsstraßen, zurück zum Gymnasium, bis zur Abschlusskundgebung vor der großen Mehrzweckhalle. Er hatte sogar ein Megafon besorgt.

Er stand pünktlich vor dem Gymnasium, er hielt die Deutschlandfahne in die

Luft, gewissermaßen als Erkennungszeichen für seine Verbündeten, er schaute sich nach ihnen um, wieder und wieder. Aber alles, was er sah, waren Polizisten in schwerer Uniform.

Enrico P. schwitzte. Er sah, dass entlang seiner Route viele Menschen standen. Aber das waren Gegendemonstranten. Dann sank er auf den Bürgersteig.

Die Polizei, mit fast 40 Einsatzfahrzeugen angerückt, wartete genau 15 Minuten, dann sagte sie die Demo ab. Die versammlungsrechtlichen Anforderungen, hieß es, schrieben mindestens drei Teilnehmer vor. Enrico P. ließ sich nach Hause fahren, beschützt von zwei Beamten.

Sein Versuch einer Demonstration, erzählten sie ihm im Auto, würde das Land mehr als 50 000 Euro kosten. Enrico P. spürte ein Kribbeln in seiner Brust. Er kam sich, wenigstens einen Moment lang, wichtig vor. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

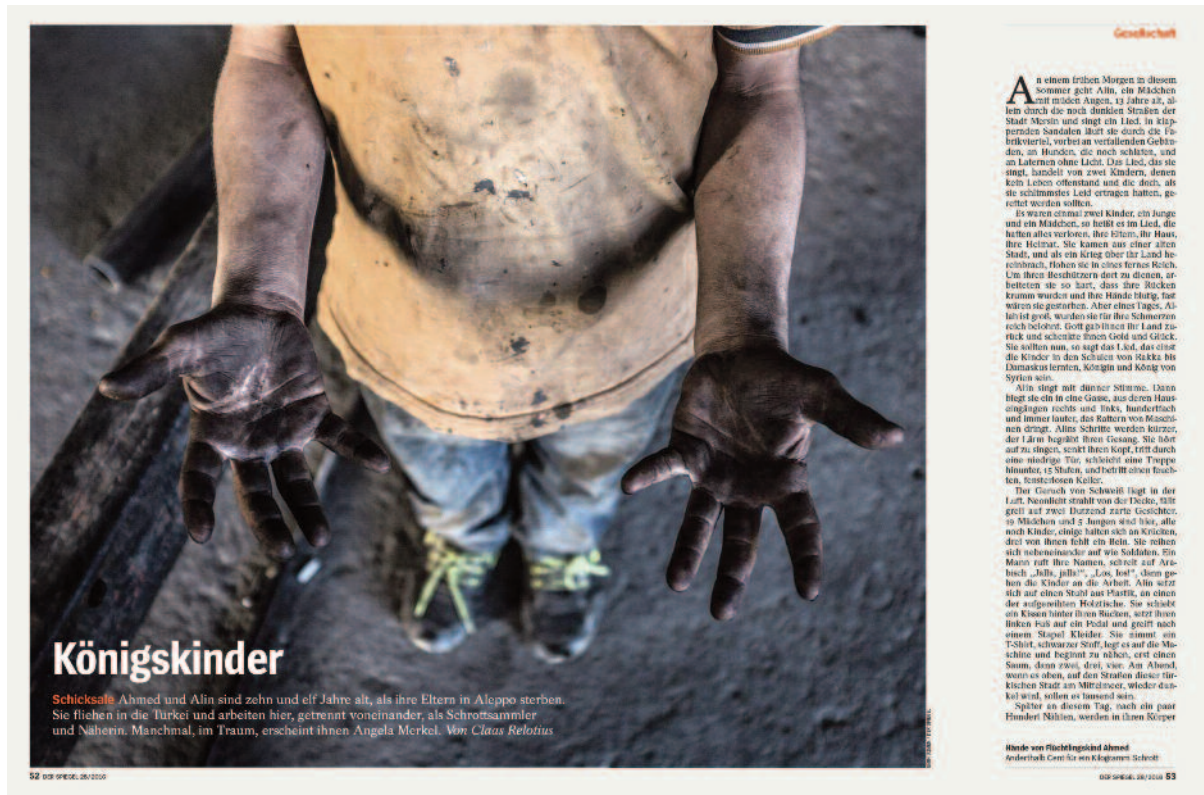
Erneut überprüft im Januar und April 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« berichtete Claas Relotius über den Rechten Enrico P., der in Bad Segeberg via Facebook zu einer Demonstration unter dem Motto »Asylmissbrauch stoppen – Nein zur Merkel-Politik« aufgerufen hatte. Zu der Demo kamen am Ende keine rechten Demonstranten. Dafür aber 170 Polizisten und 50 Gegendemonstranten.

Relotius berichtet in dem Text von einem Treffen mit Enrico P. in Heiligenhafen. Bei diesem Termin habe Enrico P. von seiner Motivation erzählt, zu dem Protestmarsch aufzurufen. Darüber

hinaus berichtet Relotius ausführlich darüber, wie Enrico P. Kontakt in die rechte Szene aufnahm sowie viele private Details aus seinem Lebenslauf.

Auf Nachfrage sagt Enrico P., dass er sich zwar mit Claas Relotius getroffen habe. Die Details aus der SPIEGEL-Geschichte würden jedoch nicht mit seinen Schilderungen übereinstimmen. Zu weiteren Details wolle er sich nur im Beisein eines Anwalts äußern.



Königskinder

Schicksale. Ahmed und Alin sind zehn und elf Jahre alt, als ihre Eltern in Aleppo sterben. Sie fliehen in die Türkei und arbeiten hier, getrennt voneinander, als Schrottsammler und Näherin. Manchmal, im Traum, erscheint ihnen Angela Merkel. Von Claas Relotius

52 DER SPIEGEL 28/2016

Gesellschaft

An einem frühen Morgen in diesem Sommer geht Alin, ein Mädchen mit müden Augen, 13 Jahre alt, allein durch die noch dunklen Straßen der Stadt Mersin und singt ein Lied. In klappernden Sandalen läuft sie durch die Fabrikviertel, vorbei an verfallenden Gebäuden, an Hunden, die noch schlafen, und an Laternen ohne Licht. Das Lied, das sie singt, handelt von zwei Kindern, denen kein Leben offenstand und die doch, als sie schlimmstes Leid ertragen hatten, gerettet werden sollten.

Es waren einmal zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, so heißt es im Lied, die hatten alles verloren, ihre Eltern, ihr Haus, ihre Heimat. Sie kamen aus einer alten Stadt, und als ein Krieg über ihr Land hereinbrach, flohen sie in eines fernen Reich. Um ihren Beschützern dort zu dienen, arbeiteten sie so hart, dass ihre Rücken krumm wurden und ihre Hände blutig, fast wären sie gestorben. Aber eines Tages, Allah ist groß, wurden sie für ihre Schmerzen reich belohnt. Gott gab ihnen ihr Land zurück und schenkte ihnen Geld und Glück. Sie sollten nun, so sagt das Lied, das einst die Kinder in den Schulen von Rakka bis Damaskus lernten, Königin und König von Syrien sein.

Alin singt mit dünner Stimme. Dann biegt sie ein in eine Gasse, aus deren Hauseingängen rechts und links, hundertfach und immer lauter, das Rattern von Maschinen dringt. Alins Schritte werden kürzer, der Lärm begräbt ihren Gesang. Sie hört auf zu singen, senkt ihren Kopf, tritt durch eine niedrige Tür, schleicht eine Treppe hinunter, 15 Stufen, und betritt einen feuchten, fensterlosen Keller.

Der Geruch von Schweiß liegt in der Luft. Neonlicht strahlt von der Decke, fällt grell auf zwei Dutzend zarte Gesichter, 19 Mädchen und 5 Jungen sind hier, alle noch Kinder, einige halten sich an Krücken, drei von ihnen fehlt ein Bein. Sie reihen sich nebeneinander auf wie Soldaten. Ein Mann ruft ihre Namen, schreit auf Arabisch »Jalla, jalla!«, »Los, los!«, dann gehen die Kinder an die Arbeit. Alin setzt sich auf einen Stuhl aus Plastik, an einen der aufgereihten Holztische. Sie schiebt ein Kissen hinter ihren Rücken, setzt ihren linken Fuß auf ein Pedal und greift nach einem Stapel Kleider. Sie nimmt ein T-Shirt, schwarzer Stoff, legt es auf die Maschine und beginnt zu nähen, erst einen Saum, dann zwei, drei, vier. Am Abend, wenn es oben, auf den Straßen dieser türkischen Stadt am Mittelmeer, wieder dunkel wird, sollen es tausend sein.

Später an diesem Tag, nach ein paar Hundert Nähten, werden in ihrem Körper

Hände von Flüchtlingkind Ahmed
Anderhalb von 1000 Kleiderstücken

DER SPIEGEL 28/2016 53

Königskinder

Schicksale. Ahmed und Alin sind zehn und elf Jahre alt, als ihre Eltern in Aleppo sterben. Sie fliehen in die Türkei und arbeiten hier, getrennt voneinander, als Schrottsammler und Näherin. Manchmal, im Traum, erscheint ihnen Angela Merkel. Von Claas Relotius

28 | DER SPIEGEL 28/2016, 9.7.2016

An einem frühen Morgen in diesem Sommer geht Alin, ein Mädchen mit müden Augen, 13 Jahre alt, allein durch die noch dunklen Straßen der Stadt Mersin und singt ein Lied. In klappernden Sandalen läuft sie durch die Fabrikviertel, vorbei an verfallenden Gebäuden, an Hunden, die noch schlafen, und an Laternen ohne Licht. Das Lied, das sie singt, handelt von zwei Kindern, denen kein Leben offenstand und die doch, als sie schlimmstes Leid ertragen hatten, gerettet werden sollten.

Es waren einmal zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, so heißt es im Lied, die hatten alles verloren, ihre Eltern, ihr Haus, ihre Heimat. Sie kamen aus einer alten Stadt, und als ein Krieg über ihr Land hereinbrach, flohen sie in eines fernen Reich. Um ihren Beschützern dort zu dienen, arbeiteten sie so hart, dass ihre Rücken

krumm wurden und ihre Hände blutig, fast wären sie gestorben. Aber eines Tages, Allah ist groß, wurden sie für ihre Schmerzen reich belohnt. Gott gab ihnen ihr Land zurück und schenkte ihnen Gold und Glück. Sie sollten nun, so sagt das Lied, das einst die Kinder in den Schulen von Rakka bis Damaskus lernten, Königin und König von Syrien sein.

Alin singt mit dünner Stimme. Dann biegt sie ein in eine Gasse, aus deren Hauseingängen rechts und links, hundertfach und immer lauter, das Rattern von Maschinen dringt. Alins Schritte werden kürzer, der Lärm begräbt ihren Gesang. Sie hört auf zu singen, senkt ihren Kopf, tritt durch eine niedrige Tür, schleicht eine Treppe hinunter, 15 Stufen, und betritt einen feuchten, fensterlosen Keller.

Der Geruch von Schweiß liegt in der Luft. Neonlicht strahlt von der Decke, fällt

grell auf zwei Dutzend zarte Gesichter. 19 Mädchen und 5 Jungen sind hier, alle noch Kinder, einige halten sich an Krücken, drei von ihnen fehlt ein Bein. Sie reihen sich nebeneinander auf wie Soldaten. Ein Mann ruft ihre Namen, schreit auf Arabisch »Jalla, jalla!«, »Los, los!«, dann gehen die Kinder an die Arbeit. Alin setzt sich auf einen Stuhl aus Plastik, an einen der aufgereihten Holztische. Sie schiebt ein Kissen hinter ihren Rücken, setzt ihren linken Fuß auf ein Pedal und greift nach einem Stapel Kleider. Sie nimmt ein T-Shirt, schwarzer Stoff, legt es auf die Maschine und beginnt zu nähen, erst einen Saum, dann zwei, drei, vier. Am Abend, wenn es oben, auf den Straßen dieser türkischen Stadt am Mittelmeer, wieder dunkel wird, sollen es tausend sein.

Später an diesem Tag, nach ein paar Hundert Nähten, werden in ihren Körper

Krämpfe fahren; in ihren Hals, in ihr Gesicht, in ihre Schultern. Aber sie wird nichts sagen, kein Wort. Sie wird tun, was sie tun muss. Sie wird nur heimlich, nach elf oder zwölf Stunden, auf eine kleine Wanduhr blicken und an ihren Bruder Ahmed denken, für den zur gleichen Zeit, 300 Kilometer östlich von Mersin, auf einem Schrottplatz in Gaziantep, die Nachtschicht beginnt.

Sie können einander nicht sehen und nicht miteinander sprechen. Aber Alin wird sich vorstellen, wie Ahmed, einen halben Kopf kleiner als sie, dort über Berge von Müll und Abfall klettert, ein Junge von zwölf Jahren in ölverschmierten Kleidern, mit dünnen Armen und breiten Händen. Alin wird sich ausmalen, wie diese Hände kiloschwere Lasten schleppen, Autoreifen und Motorenteile; wie ihr Bruder Ahmed sie Stück für Stück zusammenträgt und auf einem Karren hinter sich herzieht, gebückt, hungrig, kilometerweit durch die Stadt, bis seine Knochen schmerzen.

Und dann, wenn Alin nach 14 Stunden an der Maschine wieder aus dem Keller steigt, liegt kein Gesang mehr auf ihren Lippen, nur noch Gebete. Sie faltet dann ihre Hände, schließt ihre Augen und bittet darum, dass jemand komme, um sie zu retten, so wie die beiden Kinder in ihrem Lied. Sie und ihren Bruder, Sohn und Tochter getöteter Eltern, geflohen aus Aleppo, gefangen im Süden der Türkei.

Die Geschichte von Ahmed und Alin ist die zweier Kinder, eines Jungen und eines Mädchens, die vor Bomben aus Syrien geflüchtet sind und nun als Schwarzarbeiter in Anatolien überleben; die von einer Königin namens Merkel und der fernen Insel Europa träumen, aber keinen Weg dahin finden, weil es für geflohene Kinder, anderthalb Millionen sind es, keinen Weg aus der Türkei mehr gibt.

Sie erzählen ihre Geschichten getrennt voneinander, zu verschiedenen Zeiten, an unterschiedlichen Orten. In einer unterirdischen Kleiderfabrik in Mersin. Auf den Müllhalden und Schrottplätzen von Gaziantep. In einfachen Worten, mal laut und mal leise, manchmal bebend und manchmal stumm, so lebendig und wahrhaftig, wie nur Kinder erzählen können.

Der Tag, an dem der Krieg kam, war ein Sommertag vor zwei Jahren. Ahmed und Alin, die Kinder eines Wäschereibesitzers in Aleppo, waren zehn und elf Jahre alt. Ein Junge mit Segelohren, der gern Lakritzbonbons aß und lieber Fahrrad fuhr oder Fußball spielte, als zu beten. Ein Mädchen, das Hausaufgaben mochte, das in seiner Schulklassen die besten Noten hatte und von seiner Mutter, einer Bäckerin, das Kochen lernte.

Sie saßen gerade beim Abendessen, Adeeba, die Mutter, hatte Couscous mit

Datteln zubereitet. Mohammed, der Vater, erzählte von seiner Arbeit. Eine syrische Familie, zusammen an einem Tisch, als alle vier, wie aus dem Nichts, eine Explosion von ihren Stühlen riss. Die Bombe, auf das Nachbarhaus gefallen, riss drei Wände ein, legte ihr Wohnzimmer in Trümmer. Die Kinder schrien, der Vater rief um Hilfe. Nur die Mutter, begraben unter Steinen, war verstummt. »Sie lag einfach da«, sagt Ahmed, sie atmete nicht mehr. Und als sich Rauch und Staub langsam verzogen, rann Blut von ihrer Stirn. Es sah aus, so Alins Worte, »wie rotes Wasser in einem Fluss«.

Eine Tante wusch den Leichnam. Ahmed und sein Vater beerdigten die Mutter auf dem letzten verbliebenen Friedhof von Aleppo, nicht weit von ihrem zerstörten Haus.

Sie zogen zu einem Onkel. Mohammed, der Vater, verlor bald nach seiner Frau auch sein Geschäft. Bombe um Bombe fiel auf ihr Viertel, aber er wollte Aleppo nicht verlassen. Alin und Ahmed sagen, er schimpfte auf Assad, auf die Soldaten des Diktators, die die halbe Stadt einkesselten. Die Kinder durften das Haus nicht verlassen, erst wochenlang, dann Monate. Bei Tag sahen sie über den Häusern ihrer Freunde Rauch aufsteigen. Nachts legten sie sich zu ihrem Vater ins Bett, klammerten sich fest an ihn bei jedem Donner, der die Wände zum Zittern brachte.

Es war vor einem Jahr, an einem heißen Morgen, erzählen beide, als ihr Vater das Haus verließ und nicht mehr wiederkam. Essen hatte er besorgen wollen, Fladenbrot, Mehl und einen Kanister Wasser. Der letzte Laden in ihrem Stadtteil lag nur vier Straßenzüge weit entfernt, aber überall auf den Dächern, so erklärten ihnen die Nachbarn später, hatten Scharfschützen gelauert. Ein Soldat des Regimes, behaupteten die einen, habe dem Vater von hinten in den Kopf geschossen. Andere waren sich sicher, es seien Kämpfer des »Islamischen Staats« gewesen. Alin und Ahmed sagen, dass sie ihren Vater nie mehr zu Gesicht bekamen.

Sie können bis heute kaum darüber sprechen. Tun sie es doch, werden ihre weichen Züge starr, ihre Augen beginnen zu wandern. Von ihren letzten Tagen und Wochen in Aleppo wissen sie nicht mehr viel. Nur noch, wie sie irgendwann, vielleicht erst Monate später, die Stadt verließen. »Unser Onkel hat gesagt, wir müssen weg«, sagt Ahmed. »Er ist geblieben«, sagt Alin, »aber wir sollten verschwinden.«

Ein Bruder ihres toten Vaters bezahlte zwei Schlepper, mit dem letzten Geld. Der erste brachte die Kinder aus der Stadt, versteckt im Kofferraum eines Autos. Der zweite zog mit ihnen und anderen Syrern zu Fuß über die Grenze. Alin und Ahmed

wissen nicht, wo sie die kilometerlangen Zäune aus Stacheldraht passierten und türkischen Boden betraten. Nur, dass ihr Marsch zwei Nächte und zwei Tage dauerte, wissen sie noch, und dass es fast ununterbrochen regnete.

Das Erste, was sie von dem fremden Land sahen, erzählt Alin, waren Männer mit Gewehr. Soldaten griffen sie kurz hinter der Grenze auf, der Schlepper hatte sie allein gelassen. Die Männer sprachen eine laute Sprache, die Alin und Ahmed nicht verstanden, und sie führten die Kinder, wie um sie vom Rest des Landes fernzuhalten, in ein Waldstück der Provinz Hatay, des südlichsten Zipfels der Türkei. Hier sollten sich Monate später die Wege der Geschwister trennen. Es war der Ort, an dem Ahmed und Alin, ohne es zu ahnen, vielleicht für immer auseinandergingen.

Zunächst lebten sie dort, zusammen mit Hunderten Geflohenen, in einem Lager unter Bäumen, in Hütten aus Kartons und Plastikfolie, ohne Betten und ohne Nahrung. Der einzige Strom, sagt Ahmed, kam aus der Batterie eines kaputten Traktors, das Wasser zum Waschen, sagt Alin, aus einem schmutzigen Kanal. Ärzte, Sozialarbeiter, Menschen, die sich um sie kümmerten, sahen Alin und Ahmed nie.

Um Geld zu verdienen, Essen zu besorgen, schlossen sie sich bald anderen Flüchtlingen an. Sie folgten ihnen auf die umliegenden Felder, pflückten die Baumwolle türkischer Bauern, ernteten Wassermelonen, zehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Sie sahen syrische Mädchen, älter als sie, unter der Sonne zusammenbrechen. Sie selbst pflückten weiter, bis die Saison zu Ende ging.

Dann kam der Winter. Dann suchten die Erwachsenen neue Arbeit und ein Dach über dem Kopf, zum Schutz vor der Kälte. Dann teilten sich die Männer und Frauen auf, und mit ihnen die Jungen und die Mädchen. Es werde nicht von Dauer sein, hieß es, und die Kinder stellten keine Fragen. Alin, die von ihrer Mutter das Nähen gelernt hatte, stieg auf die hölzerne Ladefläche eines Melonenlasters. Sie fuhr mit den Frauen, entlang der Mittelmeerküste, 300 Kilometer Richtung Nordwesten, zu den Textilfabriken von Mersin. Ahmed zog mit den Männern Richtung Nordosten, zwei Stunden in einem fensterlosen Viehtransporter, bis in die weit zersiedelte Vorstadt der Millionenstadt Gaziantep.

An einem Abend im Mai dieses Jahres, warme Luft kündigt den Sommer an, zieht Ahmed, keine eineinhalb Meter groß, in kaputten Turnschuhen einen Karren hinter sich her. Er zieht vorbei an Industrieruinen, an Autowerkstätten und verlassenen Fabriken, Straßenkatzen verfolgen ihn. Jetzt, wenn es anfängt zu dämmern, ist seine

Zeit. Er hält Ausschau nach allem, was niemandem gehört und was man noch gebrauchen kann, sieht einen weggeworfenen Autozylinder hier, eine alte Blechwanne dort. Er bückt sich alle paar Hundert Meter, wuchtet die Beute auf seinen Wagen, der bis zum Ende der Nacht so schwer ist, dass er ihn kaum noch ziehen kann. Sein Chef, ein türkischer Schrotthändler, verspricht ihm pro Kilogramm fünf Kuruş, anderthalb Cent. In guten Nächten, sagt Ahmed, komme er auf 300 Kilo, viereinhalb Euro. So legt er sich schlafen, in schmutzigen Kleidern, jeden Morgen, wenn der Tag anbricht; zur selben Zeit, wenn seine Schwester Alin in Mersin in den Keller steigt.

Der Schrottplatz ist Ahmeds fünfter Job, Monate nach der Flucht. Die Blutergüsse auf seinen Schultern, sagt er, kämen vom schweren Tragen; die Narben auf seinem Bauch von den scharfen Kanten der Metallfundstücke; die Male an seinem Hals von glühenden Funken, die sich in seine Haut gebrannt haben.

Am Anfang, als er hier ankam, schlief er nachts in einem Zelt, mit sechs Männern und zehn Jungen, Schlafsäcke und Decken dicht aneinander. Sie arbeiteten zusammen, schweißten Stahl in einer Werkstatt, brannten Klinker in einer Zementfabrik, schleppten Steine auf den Baustellen, wo heute fünfstöckige Häuser stehen. Die Erwachsenen sammelten jede türkische Lira, sagten, sie wollten Plätze in einem Boot damit bezahlen, eine Überfahrt nach Europa. In Deutschland, so erzählten sie den Kindern, würde es ihnen allen besser gehen. Aber dann, in diesem Frühjahr, entdeckten Polizisten ihr Zelt am Stadtrand, traten es ein und prügelten alle zusammen, schoben die Männer auf Lastwagen wie Vieh. Nur die Jungen durften bleiben. Sie wurden nirgendwo hingebracht. Sie blieben einfach auf der Straße.

Jetzt, da es Tag wird in Gaziantep, geht Ahmed vom Schrottplatz dahin, wo er heute schläft, allein mit den anderen Kindern. Es ist ein Verschlag aus Wellblech und Brettern, ausgelegt mit Decken, zusammengenagelt auf einem der erdbräunen Hügel, die sich im Süden der Stadt erheben, Richtung Mekka und Aleppo. Der Blick von der Anhöhe geht weit über dunkle Häuser und Halbmondflaggen, eine Autostunde von der Grenze zu Syrien. Fast zwei Millionen Menschen leben nun hier, fast jeder sechste von ihnen ist vor dem Krieg nach Gaziantep geflohen.

Ahmed hockt sich im Schneidersitz auf die Erde, sagt, sie hätten ihre Hütte ganz allein gebaut, mit Werkzeug, das sie irgendwo gefunden oder gestohlen haben. Sie, das sind neun Jungen aus Homs und aus Aleppo, aus zerbombten Städten und Dörfern, auf sich selbst gestellt in einem Land, von dem keiner von ihnen je wusste,

wo es liegt. Sie werfen Mülltüten, ein paar Holzlatten und Zweige auf einen Haufen, machen ein Feuer und setzen süßen Tee in einem Topf auf, wie Erwachsene.

Jeder hat seine Aufgabe, jeder seine eigene Geschichte. Mahmud, der Älteste, ist 15 und schon lange vor dem Krieg Waise geworden. Mohammed, der Jüngste, ist 11 und hat seine Eltern auf der Flucht verloren. Sie kannten sich nicht, fanden einander auf den Baustellen, ohne Beschützer, die auf sie achtgaben. Also gründeten sie ihre eigene Familie, eine Familie nur aus Kindern. Sie stehen jetzt gemeinsam auf und sammeln gemeinsam Schrott. Sie beten zusammen und teilen sich das Brot.

Alles, was Ahmed von zu Hause geblieben ist, ist ein Rucksack. Darin befinden sich ein T-Shirt mit der Aufschrift »I love Syria«, eine Hose, Socken, ein Beutel Schokoladenlinsen, ein kleiner Spielzeugroboter und ein zerkratztes Handy. Manchmal, wenn er nach der Arbeit nicht einschlafen kann, weil es morgens schon zu heiß ist, nimmt er das Handy und sieht sich darauf alte Fotos an, Bilder seiner Eltern, Bilder aus Aleppo, Bilder von Alin.

In dieser Nacht fährt Ahmed mit einem Daumen über das Gerät und betrachtet Fotos aus seiner alten Schule. Sie zeigen Jungen mit Gelfrisuren und Mädchen mit bunten Kopftüchern, Arm in Arm. Ahmed weiß nicht, wo seine Freunde heute sind oder wie es ihnen geht. Er schreibt ihnen Nachrichten, aber sie antworten nicht mehr. Manchmal glaubt er, sie seien noch immer in Aleppo. Und manchmal stellt er sich vor, sie seien schon tot, »vielleicht im Paradies«.

Ahmed sagt, er habe keine Angst mehr vor dem Tod. Er habe schon viele Menschen sterben sehen. Er kam gerade in die zweite Klasse, er hatte gerade erst lesen gelernt, erzählt er, da sah er unweit seiner Schule mit an, wie ein Mann von einem anderen enthauptet wurde. Er scrollt weiter über das Display seines Handys, findet schließlich ein verwackeltes Video. Der Film, aufgenommen vor gut zwei Jahren, zeigt einen Mann mit verbundenen Augen, kniend in einer Lache aus dunklem Blut. Neben dem Mann steht ein anderer in schwarzem Gewand, und um sie herum sind Menschen, die zuschauen. Der Mann im Gewand hat ein großes Schwert in seiner Hand, hält es dem Knienden von oben an den Hals. Er ruft »Allahu akbar«, Gott ist groß. Dann schlägt er ihm den Kopf ab.

Ahmed sagt, er habe das Video selbst aufgenommen, auf einem Marktplatz in Aleppo. Sein Vater hatte ihn deswegen angeschrien, ihm befohlen, das Video zu löschen, nie wieder anzusehen, aber Ahmed hielt sich nicht daran. Jetzt zeigt er es herum, und die Jungen schauen es an mit großen Augen. Mahmud, der Älteste, zieht

seine Stirn in Falten, sieht in den Nachthimmel wie ein Wolf. »Es gibt Kriege«, sagt er, »weil es böse Menschen gibt.« Mohammed, der Jüngste, fragt, woran man diese erkennen könne, wie man sie unterscheide von den guten.

Ahmed sitzt nach der Arbeit oft vor seinem Handy. Er schreibt dann seinem Onkel, der vor ein paar Monaten aus Aleppo geflüchtet ist, aber nicht mehr über die Grenze kommt. Der Onkel schimpft fast immer. Er schreibt, Ahmed solle seine Schwester suchen. Aber Ahmed sagt, er wolle nicht weg, »nie wieder verreisen«.

Alin und er wuchsen einmal so auf wie die meisten Geschwister, eng beieinander. Bis Ahmed neun wurde, schliefen sie zu zweit in einem Zimmer, mit Stofftieren im Bett und selbst gemalten Bildern an den Wänden. Sie ärgerten einander, zogen sich gegenseitig an den Haaren. Manchmal, wenn sie sich bis spät in der Nacht Geschichten oder Witze erzählten, schoben sie ihre Betten dicht zusammen, damit ihre Eltern sie nicht hören konnten. Aber jetzt, da der Krieg sie fortgetrieben hat, liegen zwischen ihnen Hunderte Kilometer fremdes Land. Es muss ihnen vorkommen wie eine ganze Welt.

Ihre einzige Verbindung sind Handynachrichten, fast jeden Abend. In diesen Nachrichten schreibt Alin, wie viele Kleider sie am Tag gesäumt hat. Und hin und wieder schickt sie Fotos von dem Zimmer, in dem sie jetzt schlafen darf, einem engen Raum mit aufgeplatzten Matratzen, auf denen ein Dutzend weitere Kinder schlafen. Sie schreibt, dass sie nach der Arbeit häufig Hunger habe, aber kein Geld, weil ihr ganzer Lohn nur der Platz in diesem Zimmer ist. Wenn Ahmed seine Schwester fragt, was ihr am meisten fehle, so antwortet sie: die Schule. Wenn Alin ihren Bruder fragt, was er am meisten vermisse, findet er keine Antwort.

Vor ein paar Wochen, als Angela Merkel nach Gaziantep reiste, als sich die deutsche Kanzlerin dort, vor Kameras, durch ein schön zurechtgemachtes Flüchtlingslager führen ließ, schrieb Alin an ihren Bruder: »Die Mädchen hier sagen, die Königin von Europa ist bei dir. Sie kommt, um dich zu holen!« Ahmed verstand nicht. Er hatte keine Ahnung, wer Angela Merkel ist, hatte den Namen nie gehört. Er weiß bis heute nicht, wo Deutschland liegt, nur dass es irgendwie zu Europa gehört und dass Europa sicher ist und Kinder dort nicht arbeiten. Ahmed sagt, er hasse die Arbeit, er hasst es, wenn seine Arme wehtun. Er würde lieber Fußball spielen, aber dann, das weiß er, würde er verhungern.

Der einzige Deutsche, den Ahmed zu kennen glaubt, ist Arjen Robben. Der ist Niederländer, aber helle Haut bedeutet für Ahmed, deutsch zu sein. Früher, in Aleppo,

sagt er, habe er manchmal Spiele des FC Bayern im Fernsehen gesehen, in einer Teestube in ihrer Straße. Die Mannschaft in den roten Trikots siegte immer, der Mann ohne Haare, sagt Ahmed, schoss immer Tore, und seitdem glaubt Ahmed, dass Deutschland »ein gutes Land« ist. Jeder seiner Freunde glaubt das, jeder der acht Jungen auf dem Hügel. Aber keiner von ihnen weiß, wie man nach Deutschland kommt. Und vor Wochen, als Merkel, in den Augen der Kinder eine Königin, die ihnen helfen wollte, doch gerade erst angekommen war, in diesem Lager in ihrer Nähe, da war sie auch schon wieder weg.

Ahmed und Alin ahnen nichts von Flüchtlingsquoten. Sie wissen nichts von der Türkei, von einem Präsidenten namens Erdoğan oder von Abkommen mit der EU. Alles, was sie wissen, ist, dass sie nicht nach Syrien zurückgehen dürfen, weil es dort zu gefährlich ist; und dass sie nicht weiterziehen dürfen, in ein anderes Land, weil die anderen Länder sie nicht wollen.

In Alins Vorstellung ist Europa eine kleine Insel, umgeben vom Meer, »irgendwo im Norden«. Und in ihren Träumen, so erklärt sie, ist Angela Merkel keine Dame im Hosenzug, sondern eine junge Frau mit weißem Gewand, seifenglatte Haut und langen, goldenen Haaren. Sie hat noch nie ein echtes Foto von ihr gesehen, aber einige der Mädchen, mit denen sie Kleider näht, haben gesagt, alle Deutschen seien »reich und schön«. Alin fragt sich nicht, wie die Deutschen reich und schön sein können, während sie, ein Kind, in einem fensterlosen Keller hockt. Sie glaubt, dass es in Deutschland einfach schon genügend Kinder gibt.

Alin sitzt in der Fabrik in Mersin an der Maschine und näht kleine Krokodile auf weiße Polohemden. Lacoste, Adidas, Puma, Nike, sie näht diese Logos an, im Minutentakt, auf Turnhosen und auf T-Shirts, auf gefälschte Ware, die von Mersin nach Istanbul kommt, von Istanbul nach Bulgarien und von dort nach Deutschland. So erklärt es Nasser, ein Mann mit schlechten Zähnen und im nass geschwitztem Hemd. Er ist 34 Jahre alt, Syrer wie die Kinder, die für ihn arbeiten. Er kam vor vier Jahren, auch aus Aleppo, er hat dort als Schneider gearbeitet. Nach der Flucht verkaufte er sein Auto, beschaffte gut 20 Juki-Maschinen und gründete in einem Viertel, in das schon lange kein Polizist mehr kommt, seine Fabrik.

Zunächst saßen an seinen Nähtischen noch Einheimische, fast nur Erwachsene. Aber dann, sagt Nasser, kamen mit der Zeit mehr und mehr Syrer, geflohene Kinder, »die halb so teuer waren«. Nasser läuft die Treppe hoch, schiebt die Kellertür auf und richtet den Blick die Straße hinunter,

vorbei an Dutzenden Fabriken. Es seien alles Keller wie seiner, überall, darin jetzt Tausende Jungen und Mädchen, nur sei er, selbst geflohen, der einzige syrische Besitzer. Nasser zieht an einer Zigarette, sagt, er habe selbst vier Kinder und keine andere Wahl.

Er hat unten, an den Nähtischen, einen CD-Player aufgestellt, aus dessen Boxen 14 Stunden am Tag arabische Lieder dröhnen. Eine helle Frauenstimme singt von Hoffnung und von Glück. Die Musik treibe die Kinder an, sagt Nasser – »hält sie im Rhythmus«. Er geht durch ihre Reihen, die Arme verschränkt auf seinem Rücken, wie ein Lehrer durchs Klassenzimmer. Die Kinder dürfen nicht miteinander reden. Reden, ruft Nasser ihnen zu, hält die Produktion auf, kostet Geld. Sie haben am Tag nur eine Pause, 40 Minuten, in denen sie warme Limonade trinken, Linsensuppe essen und sich, hinter einem alten Vorhang gleich nebenan, über einem Loch im Beton entleeren.

Jetzt, während der Fastenzeit, sagt Alin in einer dieser Pausen, darf sie tagsüber überhaupt nichts essen und keinen Schluck trinken. Sie hat sich zwischen roten und schwarzen Stoffbergen auf den Boden gehockt. Sie ist schon gegen Mittag so erschöpft, dass sie sich kaum mehr aufrecht halten kann. Sie versucht, an etwas Schönes zu denken, und sagt, dass sie das kleine Krokodil am liebsten nahe. Sie mag Krokodile, weil Krokodile starke Tiere seien. Wenn sie könnte, sagt Alin, würde sie selbst einfach davonschwimmen, nach Europa, so wie andere Frauen und Mädchen es getan hätten, nachdem sie hier, in Mersin, kein Heim und keine Arbeit gefunden haben. Sie besorgten sich ein Busticket, fuhren die Küste entlang nach Bodrum. Dort stiegen sie in ein Schlauchboot, und dann, sagt Alin, hat sie nie wieder von ihnen gehört.

Sie weiß, dass Menschen im Mittelmeer ertrinken. Aber sie weiß auch, dass vielen die Überfahrt gelingt. Auf die Kinder, die das geschafft haben, sei sie neidisch, sagt Alin, weil sie nicht arbeiten müssten, sondern zur Schule gehen könnten. Alin erzählt, dass sie schon immer davon träumte, Ärztin zu werden, und dass sie nun fürchtet, ihr Leben lang im Keller zu bleiben. Sie ist jetzt seit zwei Jahren in keiner Schule mehr gewesen. Ihr Bruder Ahmed, sagt sie, »hat keine Ahnung, wie viel zwölf mal zwölf sind«.

Kinder wie die beiden – die Straßen von Gaziantep und Mersin sind inzwischen voll von ihnen. Und an den Häuserwänden beider Städte, Alin und Ahmed gehen jeden Tag daran vorbei, hängen neben Werbung für Coca-Cola oder Erdoğan große, arabische Plakate. Der »Islamische Staat« lässt sie kleben, lockt mit Taschen-

geld und Essen, mit einer »großen Familie«, die sich um Jugendliche kümmere.

Alin weiß nicht genau, was der »Islamische Staat« ist. Sie kennt nur Bilder von verummten Kämpfern, die Menschen den Kopf abschneiden oder bei lebendigem Leib verbrennen. Manchmal, wenn sie abends von der Fabrik zu ihrem Schlafplatz geht, sieht sie andere Kinder, die sich verkleiden, um Hinrichtungen nachzuspielen.

Es ist nicht lange her, sagt Alin, da habe sie mitbekommen, wie Nasser und andere Männer sich erzählten, in Gaziantep, wo Ahmed lebt, sei eine Bombe explodiert. Ein Auto, beladen mit Sprengstoff, war vor eine Polizeistation gefahren. 2 Menschen starben, 22 wurden verletzt, und der Fahrer des Autos, so hieß es, war ein junger Syrer, minderjährig, noch ein Kind.

Als Alin davon hörte, war es, als hätte sie der Schrecken von Aleppo wieder eingeholt. Ahmed schrieb, ihm sei nichts geschehen, aber das genügte Alin nicht. Sie, die ältere Schwester, beschloss, ihren Bruder zu holen, ihn persönlich zu beschützen. Am Morgen darauf nahm sie 50 Lira, alles Geld, das sie besaß, und setzte sich in einen Bus nach Gaziantep.

Die Fahrt dauerte fünf Stunden. Alin sah aus dem Fenster, sah die Baumwollfelder von Adana, auf denen sie selbst einmal gearbeitet hatte, und die Steinbrüche bei Gaziantep, auch dort arbeiten jetzt Kinder. Als der Bus ankam, rief Alin ihren Bruder an, aber Ahmed ging nicht ans Telefon. Sie saß am Busbahnhof und wählte seine Nummer, ungefähr 20-mal, aber er meldete sich nicht. Alin probierte stundenlang, bis es dunkel wurde. Dann stieg sie in den letzten Bus zurück nach Mersin.

Auf dieser Fahrt, sagt Alin, habe sie sehr lange gebetet, für ihren Bruder und dafür, dass sie sich wiedersehen, irgendwann. Sie musste auch an das Lied über die zwei Kinder denken, das sie früher einmal, in einem anderen Leben, in ihrer Schulklasse gelernt hatte. Die Kinder in diesem Lied wurden gerettet. Sie durften, als der Krieg vorüber war, zurück in ihre Heimat gehen. Alin kam ins Grübeln. Sie kam zum Schluss, dass Allah vielleicht zwei Kinder retten könnte, aber doch wohl nicht Hunderte, bestimmt nicht Hunderttausende. Und dann, sagt Alin, stellte sie sich vor, was mit Ahmed und ihr geschähe, wenn das Glück sie nicht fände; wenn ihr Schicksal nicht das der beiden Kinder in dem Lied wäre, sondern eines, das kein gutes Ende nähme.

Dann traf eine Nachricht von Ahmed ein. Er schrieb: »Hallo Schwester, wir haben Tage und Nächte Schrott gesammelt. Bald reicht mein Geld, bald habe ich genug für dich und mich zusammen.«

Am Morgen nach ihrer Rückkehr aus

Gaziantep ging Alin, wie in jeder Nacht vor Sonnenaufgang, wieder zur Arbeit, 15 Stufen hinab in den feuchten, nach Schweiß riechenden Keller. Nasser, der Chef, empfing sie mit harten Flüchen, weil sie einen ganzen Tag lang gefehlt hatte, weil tausend Säume ungenäht geblieben waren. Sie ging schweigend zu ihrem Platz, schob das Kissen hinter ihren Rücken, stellte ihren linken Fuß auf das Pedal, die rechte Hand legte sie an die Maschine. Aber dann rannen Tränen über ihre Wangen. Sie schämte sich, schlug beide Hände vor ihr Gesicht, doch sie konnte nicht aufhören zu weinen. Es war nicht wegen ihrer toten Eltern. Nicht wegen der Schmerzen in ihrem Körper. Es war, so erzählt sie, weil Nasser, ein Erwachsener, sie gescholten hatte. Sie fühlte sich, nur einen Moment lang, wie ein Kind.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Der Artikel über die syrischen Kinder Ahmed und Alin, die 12 und 13 Jahre alt und Geschwister sein sollen, erschien am 9. Juli 2016. In dem Text von Relotius sind die Eltern in Syrien ums Leben gekommen, die Kinder in die Türkei geflohen und arbeiten nun, getrennt voneinander, als Schrottsammler und Näherin in Anatolien. Das Zeugnis, das die beiden ablegen, sei, so schreibt Relotius in dem Text, »so lebendig und wahrhaftig, wie nur Kinder erzählen können«.

Dieser Text enthält eindeutig Fälschungen. Belegt ist die Existenz des Jungen Ahmed. Ein Fotograf hat Relotius bei Gesprächen mit ihm begleitet. Er hat aber offenbar von Relotius einen fiktiven Lebenslauf verpasst bekommen, das bezeugt der Fotograf, der weiter mit Ahmeds Familie in Verbindung steht. Nicht belegt ist die Existenz des Mädchens Alin, mit der Relotius allein gesprochen haben will und auf deren angeblichen Erzählungen die Geschichte in weiten Teilen basiert.

Was den SPIEGEL schon vor Veröffentlichung hätte stutzig machen können, sind Widersprüche und Unstimmigkeiten, die im Text enthalten sind, zum Beispiel diese Passagen:

► *Die Behauptung im Text, der Krieg sei an einem »Sommertag vor zwei Jahren« zu den beiden Kindern nach Aleppo gekommen, ist äußerst fragwürdig. Aleppo war seit Sommer 2012 zwischen Regierungstruppen und Rebellen heftig umkämpft. Dabei kamen schwere Waffen, u. a. Panzer und Kampfflugzeuge, zum Einsatz. Die implizite Behauptung von Relotius, die beiden Kinder hätten von diesen Kämpfen ab Sommer 2012 nichts mitbekommen, scheint unglaubwürdig.*

► *Vermutlich ausgedacht ist die Passage, in der die Kinder täglich an Häuserwänden vorbeigehen, an denen »große, arabische Plakate« hängen: »Der 'Islamische Staat' lässt sie kleben, lockt mit Taschengeld und Essen, mit einer 'großen Familie', die sich um Jugendliche kümmert.« Der IS ließ selbst im eigenen Herrschaftsgebiet keine solchen Plakate kleben, es finden sich auch keine Berichte in der Presse darüber, obwohl die Tatsache als solches spektakulär gewesen wäre.*

► *Ebenfalls fragwürdig ist die Behauptung, die Kinder hätten in der Türkei nach ihrer Ankunft Wassermelonen geerntet, »zehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche«. Da die Haupterntezeit für Melonen in der Türkei von Mai bis September dauert, stellt sich vor dem dargestellten Zeithorizont die Frage, ob die Kinder rechtzeitig in der Türkei ankamen, um noch bei der Ernte helfen zu können.*

Relotius hat bei Lesern, die von dem Schicksal der Kinder berührt und betroffen waren und sich deshalb an die Redaktion wandten, um Spenden für die beiden geworben.

Im Dezember räumte Relotius über seine Anwaltskanzlei ein, dass es sich bei dem geschilderten Geschwisterpaar um eine Illusion gehandelt hat. Er erklärte, die Spenden nicht selbst vereinbart und dies auch nicht beabsichtigt zu haben. Vielmehr habe er das bei SPIEGEL-Lesern privat eingesammelte Geld - es handele sich um über 7000 Euro - aus eigenen Mitteln damals auf 9000 Euro aufgestockt und für einen anderen guten Zweck verwendet.

Die Diakonie Katastrophenhilfe bestätigte auf Anfrage den Eingang einer Spende von Relotius in Höhe von 9000 Euro. Sie sei im Oktober 2016 überwiesen worden, so eine Sprecherin. Das Geld sei zeitnah verwendet worden. Es sei einem Gemeindezentrum im Nordirak zugutegekommen, das sich um vertriebene Kinder aus dem Irak und Syrien kümmert.

SPIEGEL-ONLINE-Artikel vom 22.12.2018

Fall Claas Relotius So sammelte der Reporter offenbar privat Spenden ein

Claas Relotius hat offenbar Leser ermuntert, Geld für Protagonisten aus der Reportage »Königskinder« zu spenden. Wir zeichnen nach, wie er vermutlich vorging.

Das Schicksal zweier syrischer Kinder aus dem Relotius-Text »Königskinder« hat viele Leser so sehr berührt, dass sie spenden wollten. Jetzt wird klar: Der damalige freie Mitarbeiter des SPIEGEL hat nicht nur die Geschichte in großen Teilen erfunden - sondern auch unter falschem Vorwand privat von den Lesern Geld gesammelt, das er offenbar nicht, wie versprochen, weitergeleitet hat. In dem Schweizer Reporter-Sammelband »Wellen schlagen«, der kürzlich erschienen ist, behauptet Relotius zudem, er habe in mühevoller Arbeit den beiden Kindern geholfen, in Deutschland adoptiert zu werden. Dies ist nach SPIEGEL-Informationen falsch. Der Artikel über die syrischen Kinder Ahmed und Alin, die Geschwister sein sollen, erschien am 9. Juli 2016. In Relotius' Text sind die Eltern in Syrien ums Leben gekommen, die Kinder in die Türkei geflohen und arbeiten nun als Schwarzarbeiter in Anatolien. Die Geschichte sei, so schreibt Relotius in dem Text, »so lebendig und wahrhaftig, wie nur Kinder erzählen können«. Es stimmt aber vermutlich nicht viel mehr in Relotius' Text als ein Name und eine Altersangabe.

Für den Beitrag erhielt Relotius 2017 den Reemtsma Liberty Award und den Katholischen Medienpreis. Der Text ist nach Aussage des Autors »sauber«, also nicht gefälscht. Bei seinem Geständnis vor seiner Ressortleitung und dem designierten Chefredakteur Ullrich Fichtner erklärte er: »Stimmt wirklich. Ich weiß, schwer zu glauben, aber die stimmt.« Dies wiederholte er auf Rückfrage.

Der Fotograf, mit dem Relotius bei dieser Recherche nachweislich unterwegs war, heißt Emin Özmen. Er ist ein international bekannter Fotograf aus Istanbul, der für die renommierte Agentur Magnum arbeitet. Der SPIEGEL hat mehrere Male mit Emin Özmen zusammengearbeitet und hat nun im Zusammenhang mit dem Fall Relotius Kontakt zu ihm aufgenommen. Özmen las den Text »Königskinder« daraufhin zum ersten Mal.

Özmen lebt in Istanbul und hat vor der Recherche mit Relotius bereits zum Thema Kinderarbeit in der Türkei fotografiert. Nach Aussage des Fotografen sind die Kinder in Relotius' Geschichte keine Geschwister. Der Junge sei auch kein Waisenkind und lebe weiterhin in Gaziantep, nicht in Deutschland.

»Sie müssten mir dann vertrauen«

Die angebliche Schwester kenne er nicht. Auch sonst sei die Biografie des Jungen erfunden, so Özmen, unter anderem aus den Geschichten von anderen Kindern zusammengesetzt, die sie bei ihrer Recherche gemeinsam getroffen hätten. So sei die Wohnung der Familie nicht von einer Bombe zerstört worden, und der Junge habe die Enthauptung eines Mannes in Aleppo weder gesehen, noch gefilmt. Ahmed habe auch nicht seine Mutter eigenhändig begraben, denn die sei noch am Leben und arbeite in einem Möbelgeschäft in Gaziantep. Sein Vater sei auch nicht von hinten erschossen worden, sondern verschollen.

Auf das fiktive Schicksal von Alin und Ahmed haben sich Dutzende Leser mit Briefen und E-Mails an die Redaktion gewandt und angeboten, den vermeintlichen Waisenkindern zu helfen - wenigstens finanziell. Der SPIEGEL selbst startete damals keine Spendenaktion, sondern verwies in einer späteren Ausgabe auf die Möglichkeit, an die türkische Hilfsorganisation Hayata Destek zu spenden, die sich um syrische Flüchtlingskinder kümmert (SPIEGEL 30/2016).

Relotius aber hat diesen Lesern, ohne Wissen des SPIEGEL, eine ausführliche E-Mail von seinem privaten Account geschrieben. Darin erzählt er, dass er regelmäßig mit den Kindern und deren Onkel in Kontakt sei, dass er sich um sie kümmere und sie in Sicherheit bringen werde.

Er schreibt von seiner Hoffnung, die Kinder und ihren Onkel zusammenbringen zu können: »Ahmed und Alin werden dann endlich einen Erwachsenen um sich haben, der es gut mit ihnen meint. Sie können dann wieder zusammenleben (und vielleicht irgendwann nach Deutschland kommen).« Schließlich wird er konkret: »Wenn Sie also bereit sind, der Familie Geld zu spenden, dann würde ich mich sehr darüber freuen. Als Privatperson kann ich Ihnen leider keine Spendenquittung ausstellen und auch nur meine private Kontoverbindung angeben. Sie müssten mir dann vertrauen - wie auch als Leser - dass ich selbstverständlich jeden Euro und jeden Cent zu 100% an Ahmed, Alin und ihren Onkel weiterleiten werde.«

Er schreibt, er werde alle Spender gern auf dem Laufenden halten. Sie sollten unter dem Verwendungszweck »Hilfe für Ahmed und Alin« das Geld auf sein Bankkonto überweisen. Er wolle die Kinder »noch Ende Juli« wieder besuchen und dem Onkel und den Geschwistern das Geld innerhalb der »nächsten beiden Monate« übergeben. Für diese weitere Reise liegen im SPIEGEL-Rechnungswesen keine Unterlagen vor. Vier Leser haben sich beim SPIEGEL gemeldet und gaben an, Geld auf das Konto von Relotius überwiesen zu haben.

Einem der Leser schrieb er am 26. Juli 2016: »Es würde mich freuen, wenn wir den Spenderkreis erweitern können. Von einer Veröffentlichung meiner Mail im Internet bitte ich jedoch abzusehen.« Den zuständigen Chefs erzählt Relotius nicht von seiner Spendenaktion. Auch die Redaktion hat erst durch die Aufarbeitung des Falls Relotius von der privaten Spendensammlung des ehemaligen Mitarbeiters erfahren. Leser haben sich gemeldet, die wissen wollen, ob nur die Geschichte unwahr sei oder auch die Spendenaktion - ob also ihre Spenden die Kinder erreicht haben oder nicht. Mindestens einem Leser hat Relotius, einen Tag, nachdem der SPIEGEL die Fälschungen von Claas Relotius öffentlich machte, eine E-Mail geschrieben, die dem SPIEGEL vorliegt.

Darin entschuldigt sich Relotius für die Täuschungen - die Spende habe er aber weitergeleitet: »Es gibt diese Geschwister wirklich und das Geld ist ihnen auch zugekommen«. Weil er aber wisse, dass kaum jemand ihm noch glauben könne, biete er an, das Geld zurückzahlen, und bitte um Verzeihung »nicht als Redakteur, sondern als Mensch«. Laut Özmen, der mit der syrischen Familie in Kontakt steht, sind nie Spenden an Ahmed weitergeleitet worden.

Von deutscher Familie adoptiert?

In dem Buch »Wellen schlagen« erzählt Claas Relotius nun, er habe nicht nur über die Flüchtlingskinder berichtet, sondern auch dafür gesorgt, dass sie dank der Spenden-Gelder von Lesern nicht mehr arbeiten müssten, auch sei er verantwortlich dafür, dass das syrische Geschwisterpaar von einer deutschen Familie nach monatelanger Arbeit adoptiert worden sei. So steht es auf Seite 35 des Bandes »Wellen schlagen: Die Geschichte danach - Reporter erzählen«, herausgegeben von Margrit Sprecher, Mitherausgeberin der Zeitschrift »Schweizer Journalist«, und Daniel Puntas Bernet, Chefredakteur der Zeitschrift »Reportagen«.

Ahmed und Alin, die angeblichen Geschwister, leben heute laut Relotius »in einem Einfamilienhaus am Rande einer Kleinstadt in Niedersachsen. Alin ist fünfzehn, Ahmed wird bald vierzehn, sie lernen Deutsch in einer Vorbereitungsklasse, schließen erste Freundschaften, gehen einmal in der Woche zur Therapie, um die Bilder des Krieges und den Tod ihrer Eltern zu verarbeiten.«

Laut dem Fotografen Emin Özmen, der mit Ahmeds Familie in Kontakt steht, ist dies alles eine Lüge. Özmen sagt, er habe den kleinen Bruder von Ahmed noch vor einem Monat in Gaziantep getroffen. Der habe ihm gesagt, Ahmed arbeite als Elektriker im Baugewerbe und lebe immer noch in der Stadt. Das Mädchen mit dem angeblichen Namen Alin kenne er nicht, es sei aber nicht Ahmeds Schwester. Wer das Mädchen auf dem Bild ist, das Relotius selbst fotografierte, wird DER SPIEGEL versuchen aufzuklären.

Relotius beschreibt in dem Sammelband ausführlich die Reise, die er im Frühsommer 2016 »gemeinsam mit einem türkischen Fotografen«, den er nicht namentlich erwähnt, nach Anatolien unternahm: »Nach neun Tagen Recherche ohne Ergebnis und einem Tag auf der Polizeiwache in Gaziantep, einer türkischen Amtsstube mit kafkaesken Zügen, rechneten wir kaum noch mit Reportererfolg.«

Laut Özmen haben Claas Relotius und er nur fünf Tage in Gaziantep und Mersin verbracht. Sie waren auch nicht auf einer Polizeistation.

Relotius behauptet in dem Buch, der Fotograf und er seien am Rande einer verlassenen Ausfallstraße zufällig »einem kleinen, schwächlichen Jungen« begegnet. »Er zog einen Wagen voll Schrott, doppelt so schwer wie er selbst, hinter sich her. Sein Gesicht war schwarz vor Dreck, seine Hände mit Blasen übersät. Sein Name sei Ahmed, er sei zwölf Jahre alt, sagte er uns, und er stamme aus Aleppo. Seine Eltern seien tot, von Soldaten und Scharfschützen Assads ermordet, nun arbeite er in dieser großen, fremden Stadt für einen Schrotthändler, nun sammle er jede Nacht Müll für ein paar Lira, nun versuche er, allein zu überleben.«

Laut Özmen hat Ahmed nicht auf einem Schrottplatz, sondern mit seinem kleinen Bruder Mahmud in einer Autowerkstatt gearbeitet. Sie gehöre mittlerweile Ahmeds Onkel Hisam. Ahmeds Vater sei auch nicht von Scharfschützen ermordet worden. Ahmed lebe auch nicht in einem »Verschlag aus Wellblech und Brettern« zusammen mit »neun Jungen aus Homs und aus Aleppo«, wie Relotius es im SPIEGEL schilderte, sondern in einer Wohnung mit seiner Mutter und zwei Geschwistern.

Ganz verschiedene Versionen

Relotius flog nach dem Aufenthalt in Gaziantep Ende Mai zurück nach Hamburg. Am 1. Juni 2016 bekam Özmen eine E-Mail von Relotius, darin schrieb er, die letzten Tage im Hamburger Büro seien »etwas enttäuschend« gewesen. Der Grund: Ein anderes Magazin habe eine ähnliche Geschichte veröffentlicht, man sei nun mit der ursprünglich geplanten Reportage im Verzug. Aber: »Keine Sorge, wir bringen schon eine Geschichte mit deinen Fotos - es wird vielleicht eine andere und größere Geschichte.«

Relotius kündigte Özmen eine weitere Reise nach Gaziantep an, er wolle sich noch einmal mit Ahmed unterhalten, sagte aber, Özmen müsse ihn dabei nicht mehr begleiten. Die zwei, drei Fotos, die Özmen von dem Jungen gemacht habe, seien »großartig«, man werde sie benutzen. Laut Reiseunterlagen des SPIEGEL kam es zu keiner weiteren Dienstreise in die Türkei.

Im Sammelband »Wellen schlagen« hingegen erzählt Relotius wieder eine andere Version der Geschichte: Der syrische Junge Ahmed habe ihm und dem Fotografen erzählt, er habe eine Schwester namens Alin, die mehr als 400 Kilometer weiter westlich, in der Küstenstadt Mersin lebe. Dorthin sei er gemeinsam mit dem Fotografen gereist. »In Mersin suchten wir drei Tage nach Alin, ehe wir die Fabrik fanden, in der sie täglich arbeitete. Es verging noch eine ganze Woche, bis wir die Erlaubnis bekamen, sie in dem fensterlosen Keller, in dem sie vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit an einer Maschine saß und Kleider nähte, zu besuchen.«

Laut Özmen hat Ahmed keine Schwester namens Alin, keine Schwester in Mersin und auch keine Schwester, die in einer Kleiderfabrik arbeitet. Er habe nicht mit Relotius nach dieser Schwes-

ter gesucht und ihn auch nie auf dieser angeblichen zweiten Reise begleitet. Im SPIEGEL war ein Bild abgedruckt, das die vermeintliche Schwester Alin zeigen sollte. Das Foto wurde von Claas Relotius selber aufgenommen, nicht von Emin Özmen. Die tatsächliche Identität des Mädchens auf diesem Bild ist noch unbekannt.

Relotius behauptet in seinem Beitrag für das Buch »Wellen schlagen«, zwei Tage nach der Veröffentlichung seiner Reportage habe sich bei ihm »der Manager des EU-Treuhandfonds für Flüchtlinge der Syrienkrise« gemeldet und angeboten, Ahmed und Alin in einem SOS-Kinderdorf unterzubringen. Drei Tage nach der Veröffentlichung habe sich ein Sprecher des FC Bayern München gemeldet, »der vorschlug, sie im Flüchtlingsheim des Vereins aufzunehmen.« In der Tat hatte sich der Operations-Manager des EU-Treuhandfonds bei Relotius gemeldet und seine Hilfe angeboten, erhielt aber nie eine Antwort. DER SPIEGEL hat den FC Bayern um eine Stellungnahme gebeten.

Relotius schreibt in dem Beitrag weiter, dass sich am fünften Tag nach Erscheinen seines Textes im SPIEGEL schließlich ein Unternehmer aus Kalifornien gemeldet habe, Asad Jamal, Gründer der Investmentfirma ePlanet Capital, laut Relotius »einer der reichsten Männer der USA«. Jamal habe ihn nach der Veröffentlichung von »Königskinder« gedrängt, für die Ausreise der Kinder in die USA zu sorgen, damit Jamal sie dort adoptieren könne.

Auf SPIEGEL-Anfrage hat Jamal nun mitgeteilt, dass er und seine Frau Relotius tatsächlich kontaktiert haben. Demnach haben sie »zwei Lösungen« angeboten: Adoption oder, wenn Adoption nicht möglich sei, finanzielle Unterstützung durch ein türkisches Kinderheim. Relotius habe daraufhin geantwortet, den Kindern gehe es gut, ein Onkel kümmere sich um sie. Relotius habe ihm auch seine Kontodaten geschickt, damit er für die Kinder spende. Asad Jamal: »Nachdem ich zu dem Schluss gekommen war, dass er ein Betrüger ist, stellte ich meine Kommunikation mit ihm ein.«

Desweiteren schreibt Relotius, er und der Fotograf hätten monatelang versucht, die Kinder nach Deutschland zu holen, seien aber an deutschen und türkischen Behörden gescheitert. »Um die Zeit zu überbrücken, sorgten wir dafür, dass sie in einem anatolischen Heim für Flüchtlingswaisen untergebracht wurden«, schreibt Relotius. Und: »Dank der Spendengelder, die SPIEGEL-Leser auf mein privates Konto überwiesen, mussten sie keinen Tag länger arbeiten und durften endlich wieder zusammen sein.«

Özmen sagt dem SPIEGEL, Ahmed habe nie Geld von Relotius erhalten.

Vermeintliche Rettungsaktion

Seinen Lesern berichtet Relotius in einer privaten E-Mail vom 20. September 2016, er sei im August in die Türkei gereist, und habe in Mersin das Mädchen Alin besucht. Er schreibt: »Wir haben sie aus der Fabrik geholt, genau wie Ahmed vom Schrottplatz. Beide Kinder müssen nicht mehr arbeiten, stattdessen gehen sie jeden Tag zur Schule, in einem Wohnviertel in Mersin, wo der Onkel mit einem Teil des von ihnen gespendeten Geldes ein kleines Haus gemietet hat. Sie können dort mit türkischen Kindern auf der Straße spielen, werden zudem einmal die Woche auch psychologisch betreut.« Seinen Kollegen und seiner Ressortleitung beim SPIEGEL hat Relotius nie von dieser vermeintlichen Rettungsaktion zweier Waisenkinder erzählt. Es hat sie laut Özmen auch nie gegeben.

»Erst im Herbst 2017«, so Relotius in »Wellen schlagen« weiter, »fast eineinhalb Jahre nach unserer ersten Begegnung mit ihnen, stiegen sie in Istanbul in ein Flugzeug nach Hannover. Ein deutsches Ärzte-Ehepaar hatte sich die ganze Zeit um ihre Adoption beworben, glaubhaft versprochen, gut für sie zu sorgen. Ahmed und Alin hatten sich ihre neue Familie selbst ausgewählt, anhand von Fotos und Briefen, die wir ihnen schickten.« Auch die-

se Behauptung ist eine Fiktion. Laut Bundeszentralstelle für Auslandsadoption können Adoptionen nur über bestimmte Trägervereine oder Adoptionsstellen der Jugendämter erfolgen.

»Ich halte Kontakt zu der Familie«, schreibt Relotius schließlich, »habe die Kinder aber noch nicht besucht, seitdem sie in Deutschland sind. Ich will keine Wunden aufreißen, sie nicht dabei stören, langsam ein neues Leben zu beginnen. Hat sich das Leben von Ahmed und Alin durch unsere Reportage zum Besseren verändert? Ja, ganz sicher. Nur eine Frage bleibt für immer: Haben wir das Beste für sie entschieden?« Auch dabei handelt es sich um eine Lüge.

Was Claas Relotius mit den Spendengeldern gemacht hat, ist unklar. Er war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen. Der SPIEGEL geht diesen Fragen derzeit nach und bittet um Mithilfe bei der weiteren Aufklärung.

NACHTRAG

Mit Datum vom 27.12.2018 hat Claas Relotius über seine Anwaltskanzlei die obigen Vorwürfe im Wesentlichen eingeräumt. Er macht geltend, die Spenden nicht selbst vereinnahmt zu haben und dies auch nicht beabsichtigt zu haben. Vielmehr habe er das bei SPIEGEL-Lesern privat eingesammelte Geld - es handele sich um über 7000 Euro - auf 9000 Euro aufgestockt und für einen anderen guten Zweck verwendet.

WEITERER NACHTRAG

Die Diakonie Katastrophenhilfe bestätigte auf Anfrage am 28. Dezember 2018 den Eingang einer Spende von Relotius in Höhe von 9000 Euro. Sie sei im Oktober 2016 überwiesen worden, so eine Sprecherin. Das Geld sei zeitnah verwendet worden. Es sei einem Gemeindezentrum im Nordirak zugute gekommen, das sich um vertriebene Kinder aus dem Irak und Syrien kümmert.

Hi, Rahim, wie geht's?

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Guantanamo-Häftling im Internet die Liebe sucht

Wenn es Nacht wird über Camp Delta und die Kälte im Hochsicherheitstrakt ihn nicht schlafen lässt, legt sich Muhammad Rahim al-Afghani auf den Boden seiner Zelle und blättert in den Botschaften von Singlefrauen aus aller Welt. Mehr als 2000 haben ihm geschrieben, Hausfrauen und Berufstätige, Studentinnen und Mütter. Afghani hat ihre Nachrichten gesammelt und auf drei Stapeln sortiert: auf dem ersten die der Ungläubigen, auf dem zweiten die der Unattraktiven, auf dem dritten nur jene, deren Absenderinnen er vielleicht eines Tages, wenn er jemals wieder freikommen sollte, heiraten würde, nach islamischem Recht.

Muhammad Rahim al-Afghani ist 45 Jahre alt, ein Mann mit langem Bart und dicht gewachsenen Augenbrauen. Er sitzt seit acht Jahren als Häftling in Guantanamo, weggesperrt hinter hohen Mauern. Das Verteidigungsministerium der USA stellt ihn als gefährlichen Terroristen dar, als Kämpfer der Qaida, aber im Internet, auf seinem Profilbild bei der Onlinepartnərbörse Match.com, sieht Afghani aus wie ein freundlich lächelnder Junggeselle.

Afghani darf in Camp Delta nicht mit Journalisten sprechen. Er darf nur einmal am Tag, für einen kurzen Hofgang an Ketten, seine Zelle verlassen. Aber sein Anwalt Carlos Warner, ein Strafverteidiger aus Ohio, erzählt Afghanis Geschichte am Telefon.

Es war im Jahr 2008, George W. Bush war noch Präsident der Vereinigten Staaten, sagt Warner, als der US-amerikanische Geheimdienst Afghani nach Guantanamo brachte, als wahrscheinlich letzter bekannt gewordener Terrorverdächtiger überhaupt. Afghani, Angaben der CIA zufolge unverheiratet, stammt aus Afghanistan, aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Kabul. In den Akten des Pentagons steht, er sei von dort in den „Heiligen Krieg“ gezogen, an der Seite Osamas Bin Ladens, aber angeklagt wurde er bis heute nicht.

Carlos Warner, sein Anwalt, sagt, Afghani sei ein Gefangener wie die meisten in Guantanamo, willkürlich verschleppt und zu Unrecht inhaftiert. Warner betreut noch elf weitere Insassen auf Kuba. Wie Afghani haben auch die anderen Häftlinge Jahre der Isolation und Folter hinter sich, und keiner von ihnen, sagt Warner, „glaubt heute

noch an Liebe“. Es war vor vier Jahren, Barack Obama war mittlerweile Präsident, die Folter in Guantanamo war offiziell abgeschafft, und die Haftbedingungen waren gelockert worden, da beschloss Afghani, trotz seiner Gefangenschaft nicht länger allein zu bleiben.

Die Insassen von Camp Delta haben keinen freien Zugang zum Internet, also bat Afghani seinen Anwalt, ihn bei Match.com, einer der größten Datingseiten überhaupt, anzumelden. Die Match-Kontaktbüros haben Millionen Abonnenten, verteilt über fünf Kontinente.

Folien-Büro kling vorwärts“, sagt Carlos Warner, aber sie habe gegen keine Geschäftsbedingungen und gegen kein Gesetz verstoßen. Er erfüllte in dessen Namen bald ein Konto, machte beim nächsten Hofgang ein Handyprofil von seinem Mobiltelefon und lud es auf die Seite. Als Werbepost gab er „Guantanamo Bay, Cuba“ an, gleich darunter schrieb er: „Currently detained but ready to mingle“, derzeit inhaftiert, aber bereit, sich anzumischen.

Warner machte Afghani wenig Hoffnung, dass sich auch nur eine einzige Frau melden würde. Aber binnen war das Profil eine Nacht lang online, brachten drei Nachrichten in seinem Postfach. Eine Supermarktangebotliste aus Miami, Florida, schrieb: „Ich habe schöne Augen!“ Eine Kunststrolchein aus Augusta, Georgia, fragte: „Hi, Rahim, wie geht's?“ Eine ältestelebende Mutter aus San Diego, Kalifornien, schickte ihm einen Screenshot eines Herz-

„Das war nur der Anfang“, sagt Warner. Er sendete bald jeden Tag Botschaften für Afghani. Viele bezeichneten ihn als „hübsch“ und „attraktiv“, die meisten interessiert sich ernsthaft für sein Schicksal. Warner druckte alle Nachrichten aus und schickte sie an jedem Morgen in einem Umschlag seiner Kanzlei nach Kuba. Afghani, vorabig wartend, las die Briefe und sendete seine Antworten zurück an seinen Anwalt, handschriftlich, zur Eingabe bei Match.com.

Er bevorzugte Frauen mit Humor. Gern tauschte er sich über amerikanische Politik und Popkultur aus und machte Witze über Figuren wie Kim Kardashian oder Donald Trump. Er suchte Osman, sagt sein Anwalt, die ihn ablenkte und unterhielt. Frauen, die nur Guantanamo interessierte, so der Anwalt, hätten dagegen keine Chance.

So geht es seit vier Jahren, bis heute. Muhammad Rahim al-Afghani, sagt Warner, schenke sich mittlerweile, nur noch auf ausgesuchte Kontaktfragen einzugehen. „Er weiß, er ist ein beglückter Mann.“ Die Richtigkeits habe Afghani dabei noch immer nicht gefunden. Er schreibt gerade mit 11 Frauen gleichzeitig und könne sich kaum entscheiden. Vielfach, sagt sein Anwalt, werde er dazu müssen, in Guantanamo, an Ketten, Mische er für immer ungebunden.



Afghani

Guantanamo prisoner has dating profile on Match.com - and he's ready to mingle

Von der Webzite Mirocooak

Hi, Rahim, wie geht's?

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Guantanamo-Häftling im Internet die Liebe sucht

29 | DER SPIEGEL 22/2016, 28.5.2016

Wenn es Nacht wird über Camp Delta und die Einsamkeit im Hochsicherheitstrakt ihn nicht schlafen lässt, legt sich Muhammad Rahim al-Afghani auf den Boden seiner Zelle und blättert in den Botschaften von Singlefrauen aus aller Welt. Mehr als 2000 haben ihm geschrieben, Hausfrauen und Berufstätige, Studentinnen und Mütter. Afghani hat ihre Nachrichten gesammelt und auf drei Stapeln sortiert: auf dem ersten die der Ungläubigen, auf dem zweiten die der Unattraktiven, auf dem dritten nur jene, deren Absenderinnen er vielleicht eines Tages, wenn er jemals wieder freikommen sollte, heiraten würde, nach islamischem Recht.

Muhammad Rahim al-Afghani ist 45 Jahre alt, ein Mann mit langem Bart und dicht gewachsenen Augenbrauen. Er sitzt seit acht Jahren als Häftling in Guantanamo, weggesperrt hinter hohen Mauern. Das Verteidigungsministerium der USA

stellt ihn als gefährlichen Terroristen ein, als Kämpfer der Qaida, aber im Internet, auf seinem Profilbild bei der Onlinepartnərbörse Match.com, sieht Afghani aus wie ein freundlich lächelnder Junggeselle.

Afghani darf in Camp Delta nicht mit Journalisten sprechen. Er darf nur einmal am Tag, für einen kurzen Hofgang an Ketten, seine Zelle verlassen. Aber sein Anwalt Carlos Warner, ein Strafverteidiger aus Ohio, erzählt Afghanis Geschichte am Telefon.

Es war im Jahr 2008, George W. Bush war noch Präsident der Vereinigten Staaten, sagt Warner, als der US-amerikanische Geheimdienst Afghani nach Guantanamo brachte, als wahrscheinlich letzter bekannt gewordener Terrorverdächtiger überhaupt. Afghani, Angaben der CIA zufolge unverheiratet, stammt aus Afghanistan, aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Kabul. In den Akten des Pentagons steht, er sei von dort in den »Heiligen

Krieg« gezogen, an der Seite Osamas Bin Ladens, aber angeklagt wurde er bis heute nicht.

Carlos Warner, sein Anwalt, sagt, Afghani sei ein Gefangener wie die meisten in Guantanamo, willkürlich verschleppt und zu Unrecht inhaftiert. Warner betreut noch elf weitere Insassen auf Kuba. Wie Afghani haben auch die anderen Häftlinge Jahre der Isolation und Folter hinter sich, und keiner von ihnen, sagt Warner, »glaubt heute noch an Liebe«. Es war vor vier Jahren, Barack Obama war mittlerweile Präsident, die Folter in Guantanamo war offiziell abgeschafft, und die Haftbedingungen waren gelockert worden, da beschloss Afghani, trotz seiner Gefangenschaft nicht länger allein zu bleiben.

Die Insassen von Camp Delta haben keinen freien Zugang zum Internet, also bat Afghani seinen Anwalt, ihn bei Match.com, einer der größten Datingseiten überhaupt, anzumelden. Die Match-

Kontaktbörsen haben Millionen Abonnenten, verteilt über fünf Kontinente.

»Rahims Bitte klang verrückt«, sagt Carlos Warner, aber sie habe gegen keine Geschäftsbedingungen und gegen kein Gesetz verstoßen. Er eröffnete in dessen Namen bald ein Konto, machte beim nächsten Haftbesuch ein Handyporträt von seinem Mandanten und lud es auf die Seite. Als Wohnort gab er »Guantánamo Bay, Cuba« an, gleich darunter schrieb er: »Currently detained but ready to mingle«, derzeit inhaftiert, aber bereit, sich auszutauschen.

Warner machte Afghani wenig Hoffnung, dass sich auch nur eine einzige Frau melden würde. Aber kaum war das Profil eine Nacht lang online, landeten drei Nachrichten in seinem Postfach. Eine Supermarktangestellte aus Miami, Florida,

schrub: »Hi, du hast schöne Augen!« Eine Kunststudentin aus Augusta, Georgia, fragte: »Hi, Rahim, wie geht's?« Eine alleinstehende Mutter aus San Diego, Kalifornien, schickte ihm einen Smiley und ein Herz.

»Das war nur der Anfang«, sagt Warner. Er sammelte bald jeden Tag Botschaften für Afghani. Viele bezeichneten ihn als »hübsch« und »attraktiv«, die meisten interessierten sich ernsthaft für sein Schicksal. Warner druckte alle Nachrichten aus und schickte sie an jedem Monatsende in einem Umschlag seiner Kanzlei nach Kuba. Afghani, unruhig wartend, las die Briefe und sendete seine Antworten zurück an seinen Anwalt, handgeschrieben, zur Eingabe bei Match.com.

Er bevorzuge Frauen mit Humor. Gern tauschte er sich über amerikanische Politik

und Popkultur aus und mache Witze über Figuren wie Kim Kardashian oder Donald Trump. Er suche Damen, sagt sein Anwalt, die ihn ablenken und unterhalten. Frauen, die nur Guantanamo interessiere, so der Anwalt, hätten dagegen keine Chance.

So geht es seit vier Jahren, bis heute. Muhammad Rahim al-Afghani, sagt Warner, erlaube sich mittlerweile, nur noch auf ausgewählte Kontaktanfragen einzugehen. »Er weiß, er ist ein begehrter Mann.« Die Richtige habe Afghani dabei noch immer nicht gefunden. Er schreibe gerade mit 13 Frauen gleichzeitig und könne sich kaum entscheiden. Vielleicht, sagt sein Anwalt, werde er das nie müssen. In Guantanamo, an Ketten, bliebe er für immer ungebunden. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar 2019

In der Reihe »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Relotius im Mai 2016 über den afghanischen Guantanamo Häftling Muhammad Rahim al-Afghani, 45, der »im Internet die Liebe sucht«. Der vom US-Verteidigungsministerium als gefährlicher Terrorist eingestufte al-Afghani ließ im Jahr 2012 über seinen Anwalt ein Datingprofil in einer der großen Onlinepartnerbörsen anlegen und beantwortete dann in Camp Delta - wiederum über seinen Anwalt - die vielen eintreffenden Kontaktangebote.

Dieser kuriose Fall war bereits im Spätsommer 2015 von ausländischen Medien aufgegriffen worden, zunächst von der USAusgabe »AlJazeera«, kurz danach von »Daily Mirror« und »Daily Mail« in Großbritannien. Schließlich berichtete auch »Fox News«.

Die Berichterstattung führte dazu, dass das Datingportal Match.com das persönliche Profil al-Afghanis löschte. Am 14. September 2015 verbreiteten sich noch Links zu dem Profil, das ab dem 15. September 2015 aber nicht mehr erreichbar war, wie mehrere Medien berichteten. So blieb es dann auch: Afghani selbst scherzte in einem Brief an seinen Anwalt, der im Februar 2016 öffentlich wurde, »Fox News« habe sein Profil schließen lassen.

Relotius stellte das im Mai 2016 anders dar. Bei ihm ist das Datingprofil aktiv: »So geht es seit vier Jahren, bis heute.« Er berief

sich an dieser Stelle auf ein angebliches Telefonat mit al-Afghanis Anwalt Carlos Warner.

Der kann sich an ein Telefonat mit Relotius oder einem anderen deutschen Journalisten nicht erinnern. Nachdem er eine Übersetzung der SPIEGEL-Meldung gelesen hatte, sagte er, »etwa 90 Prozent« davon halte er für akkurat, manche der ihm zugeschriebenen Sätze habe er ähnlich an anderer Stelle gesagt, andere aber nie.

So habe er nicht behauptet, dass Afghani im Jahr 2008 von der CIA als letzter Terrorverdächtiger überhaupt nach Guantanamo gebracht worden sei. Relotius bezog sich hier möglicherweise auf andere Quellen.

Anwalt Warner sagt, auch viele der von Relotius zitierten Einzelheiten aus al-Afghanis Internet-Flirtkontakten habe er nicht von ihm. Auch der Satz, »keiner der elf weiteren von ihm betreuten Guantanamo-Insassen glaubt heute noch an Liebe«, stamme nicht von ihm.

Der Originalinhalt des Datingprofils ist nicht mehr nachzuvollziehen, die offenbar nur bis zum 14. September 2015 (da wurde sie im »Breitbart«-Forum noch verlinkt) aktive URL wurde nach jetzigem Stand nicht archiviert.

Wo ist Debesay?

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein Sportler aus Eritrea fährt sein erstes Profiradrennen in Belgien – und verirrt sich.

Als es anfang zu dämmern, als über den Hügeln der Flämischen Ardennen kalter Nebel aufzog, als er nur noch Kühe sah auf nassen Wiesen, endlos weit, da ahnte Mekseb Debesay, dass sein Ankommen in Europa komplizierter sein würde, als er es sich immer vorgestellt hatte.

Er saß auf seinem Rennrad, erschöpft von einem Rennen, das in die Gegend um das belgische Städtchen Harelbeke geführt hatte, er blickte auf den Kilometerzähler am Lenker und sah diese Zahl: 206. Aber das Ziel der 206 Kilometer langen Rennstrecke, die er an diesem Tag bewältigen musste, war nicht in Sicht. Mit einer schlechten Ahnung sah er sich um, auf der Suche nach Tribünen voll jubelnder Fans, aber alles, was er sah, waren die Kühe und die Felder.

Mekseb Debesay, 24 Jahre alt, träumte schon als Kind davon, Radrennen in Europa zu fahren, gegen die schnellsten Männer der ganzen Welt. In Eritrea, seinem Heimatland, gibt es kein organisiertes Talent, doch vor sechs Wochen, gegen Ende seines ersten Profiradrennen in Belgien, kam Debesay sich vor »wie ein Idiot«. Er erzählt davon im Telefon, so leise, als schäme er sich, dass ihm passiert ist, was andere von Sonntagsausflügeln her kennen: Er hatte sich verfahren.

Eigentlich, sagt Mekseb Debesay, hätte ihn für sein Leben nie viele Wege offenstanden. Geboren in Asmara, der Hauptstadt Eritreas, wuchs er auf neben einer Müllhalde, zusammen mit 15 Geschwistern. Wer aus Armut stamme wie er, sagt Debesay, dem blieben keine großen Ziele.

An seinem 12. Geburtstag allerdings machte er in den Straßen Asmaras eine Entdeckung, die ihm heute, im Nachhinein, erscheint »wie ein Geschenk«. Er sah ganz zufällig inmitten von Elektroschrott ein weggeworfenes Fahrrad liegen. Der Lenker war verbogen, die Bremsen waren kaputt, aber Debesay sah bald jeden Morgen darauf zur Schule. Manchmal, wenn er anderen Jungen dabei begegnete, genigte ein Blick, und sie führen um die Wette, aber immer, sagt Debesay, immer sei er der Schnellste gewesen.

In Eritrea, bis 1941 eine Kolonie Italiens, zählt Radfahren zum nationalen Volkssport. Je älter Debesay wurde, desto häufiger nahm er an organisierten Straßenrennen teil, und eines Tages entdeckten ihn dort Trainer, auf der Suche

nach Talenten. Sie stellten Debesay, kaum volljährig, mit einem Rennrad aus und meldeten ihn für Amateurmeisterschaften im Hochland an. Später wurde er Profi, vor zwei Jahren schließlich »Afrikas Radsportler des Jahres«.

Das Eintagesrennen im März, in Harelbeke, hatte Mekseb Debesay eigentlich nutzen wollen, um sich für die besten Teams Europas zu empfehlen. Und bis kurz vor Schluss schienen es auch fertig gut zu laufen. Er war nicht an der Spitze des Fahrerfelds, bis ihm ganz plötzlich klar wurde, dass er irgendwo, kurz vor der Zielgerade, falsch abgebogen sein musste.

Weil außerhalb des Stadtzentrums stoppte er sein Rad, drehte um und fuhr zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Er suchte nach der richtigen Abzweigung, nach Schildern, die ihn zurück auf die Strecke führen könnten, aber nichts davon war zu sehen. Die Männer verstörten, der Nebel wurde dichter, und Mekseb Debesay, auf sich allein gestellt in einem fremden Land, fühlte sich verloren. Es wurde dunkel, als ihm, nach fast einer Stunde, ein Auto entgegenkam. Debesay hielt es an und fragte den Fahrer: »Hörte, wo geht es nach Harelbeke?«

Der Mann im Wagen, ein Zuschauer auf dem Heimweg, erklärte, das Rennen sei längst vorbei, und ab er sah, dass Debesay aus ganzem Körper zitterte, bot er ihm ein Getränk an, damit er sich wärmen konnte.

Mekseb Debesay, verärgert, dachte an Legenden wie Marco Pantani, an Lance Armstrong und Jan Ullrich. Jemandem, das hatte er seinen Eltern versprochen, würde er sonst von ihnen sein. Aber jetzt, weit weg von zu Hause, war ihm kalt, und langsam war er müde. Er ließ sein Rennrad stehen und stieg in das Auto. Der Mann am Steuer, der sich Nico nannte, nahm ihn mit in eine Gemeinde namens Looze, 20 Kilometer entfernt von Harelbeke.

Er ließ Debesay bei sich übernachten, versorgte ihn mit frischen Kleider und heißer Suppe. Gemeint war sie an einem Küchentisch, Debesay erzählte vom Radsportleben in Eritrea, und Nico schweigte vor Lily Merckx, dem größten Radrennfahrer aller Zeiten. Mekseb Debesay sagt, er habe zwar nicht jedes Wort verstanden, aber »die Gastfreundschaft gespürt«.

Er ahnte nicht, dass sein Team im Ziel nach immer auf ihn wartete, dass es, irgendwo, die Polizei alarmierte, dass bei Kfz-Kontrollen auf der gesamten, 206 Kilometer langen Strecke nach ihm suchten. Erst am späten Abend, die Sonne über Harelbeke war längst untergegangen, ließ sich Debesay zum Hotel seiner Mannschaft führen, vier Stunden nach dem offiziellen Rennende.

Vor ein paar Tagen ging Debesay bei einem Rennen in Yorkshire, Nordengland, an den Start. An seinem Lenker klebte man ein GPS-Gerät.



Debesay

Radprofi findet das Ziel nicht

Mekseb Debesay aus Eritrea bestreift am Freitag sein erstes Profiradrennen in Belgien. Die Profis sind meilenlang, fast jedoch ein Haufen aus.

von der Webpage Zömin.ch

DER SPIEGEL 19/2016 67

Wo ist Debesay?

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein Sportler aus Eritrea fährt sein erstes Profiradrennen in Belgien – und verirrt sich.

30 | DER SPIEGEL 19/2016, 7.5.2016

Als es anfang zu dämmern, als über den Hügeln der Flämischen Ardennen kalter Nebel aufzog, als er nur noch Kühe sah auf nassen Wiesen, endlos weit, da ahnte Mekseb Debesay, dass sein Ankommen in Europa komplizierter sein würde, als er es sich immer vorgestellt hatte.

Er saß auf seinem Rennrad, erschöpft von einem Rennen, das in die Gegend um das belgische Städtchen Harelbeke geführt hatte, er blickte auf den Kilometerzähler am Lenker und sah diese Zahl: 206. Aber das Ziel der 206 Kilometer langen Rennstrecke, die er an diesem Tag bewältigen musste, war nicht in Sicht. Mit einer schlechten Ahnung sah er sich um, auf der Suche nach Tribünen voll jubelnder Fans, aber alles, was er sah, waren die Kühe und die Felder.

Mekseb Debesay, 24 Jahre alt, träumte schon als Kind davon, Radrennen in Europa zu fahren, gegen die schnellsten

Männer der ganzen Welt. In Eritrea, seiner Heimat, gilt er als riesiges Talent, doch vor sechs Wochen, gegen Ende seines ersten Profirennens in Belgien, kam Debesay sich vor »wie ein Idiot«. Er erzählt davon am Telefon, so leise, als schäme er sich, dass ihm passiert ist, was andere von Sonntagsausflügen her kennen: Er hatte sich verfahren.

Eigentlich, sagt Mekseb Debesay, hätten ihm für sein Leben nie viele Wege offenstanden. Geboren in Asmara, der Hauptstadt Eritreas, wuchs er auf neben einer Müllhalde, zusammen mit 15 Geschwistern. Wer aus Armut stamme wie er, sagt Debesay, dem blieben keine großen Ziele.

An seinem 12. Geburtstag allerdings machte er in den Straßen Asmaras eine Entdeckung, die ihm heute, im Nachhinein, erscheint »wie ein Geschenk«. Er sah, ganz zufällig, inmitten von Elektroschrott ein weggeworfenes Fahrrad liegen. Der Lenker war verbogen, die Bremsen

waren kaputt, aber Debesay fuhr bald jeden Morgen darauf zur Schule. Manchmal, wenn er anderen Jungen dabei begegnete, genügte ein Blick, und sie fuhren um die Wette, aber immer, sagt Debesay, immer sei er der Schnellste gewesen.

In Eritrea, bis 1941 eine Kolonie Italiens, zählt Radfahren zum nationalen Volkssport. Je älter Debesay wurde, desto häufiger nahm er an organisierten Straßenrennen teil, und eines Tages entdeckten ihn dort Trainer, auf der Suche nach Talenten. Sie stellten Debesay, kaum volljährig, mit einem Rennrad aus und meldeten ihn für Amateurmeisterschaften im Hochland an. Später wurde er Profi, vor zwei Jahren schließlich »Afrikas Radsportler des Jahres«.

Das Eintagesrennen im März, in Harelbeke, hatte Mekseb Debesay eigentlich nutzen wollen, um sich für die besten Teams Europas zu empfehlen. Und bis

kurz vor Schluss schien es auch richtig gut zu laufen. Er wähnte sich an der Spitze des Fahrerfeldes, bis ihm ganz plötzlich klar wurde, dass er irgendwo, kurz vor der Zielgeraden, falsch abgebogen sein musste.

Weit außerhalb des Stadtzentrums stoppte er sein Rad, drehte um und fuhr zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Er suchte nach der richtigen Abzweigung, nach Schildern, die ihn zurück auf die Strecke führen könnten, aber nichts davon war zu sehen. Die Minuten verstrichen, der Nebel wurde dichter, und Mekseb Debesay, auf sich allein gestellt in einem fremden Land, fühlte sich verloren. Es wurde dunkel, als ihm, nach fast einer Stunde, ein Auto entgegenkam. Debesay hielt es an und fragte den Fahrer: »Bitte, wo geht es nach Harelbeke?«

Der Mann im Wagen, ein Zuschauer auf dem Heimweg, erklärte, das Rennen sei längst vorüber; und als er sah, dass Debesay am ganzen Körper zitterte, bot er ihm an einzusteigen, damit er sich aufwärmen konnte.

Mekseb Debesay, verzweifelt, dachte an Legenden wie Marco Pantani, an Lance Armstrong und Jan Ullrich. Irgendwann, das hatte er seinen Eltern versprochen, würde er einer von ihnen sein. Aber jetzt, weit weg von zu Hause, war ihm kalt, und hungrig war er auch. Er ließ sein Rennrad stehen und stieg in das Auto. Der Mann am Steuer, der sich Nico nannte, nahm ihn mit in eine Gemeinde namens Lierde, 50 Kilometer entfernt von Harelbeke.

Er ließ Debesay bei sich duschen, versorgte ihn mit frischen Kleidern und heißer Suppe. Gemeinsam saßen sie an einem Kü-

chentisch, Debesay erzählte vom Radsportfieber in Eritrea, und Nico schwelgte von Eddy Merckx, dem größten Radrennfahrer aller Zeiten. Mekseb Debesay sagt, er habe zwar nicht jedes Wort verstanden, aber »die Gastfreundschaft genossen«.

Er ahnte nicht, dass sein Team im Ziel noch immer auf ihn wartete; dass es, irgendwann, die Polizei alarmierte, dass bald Streifenwagen auf der gesamten, 206 Kilometer langen Strecke nach ihm suchten. Erst am späten Abend, die Sonne über Harelbeke war längst untergegangen, ließ sich Debesay zum Hotel seiner Mannschaft fahren, vier Stunden nach dem offiziellen Rennende.

Vor ein paar Tagen ging Debesay bei einem Rennen in Yorkshire, Nordengland, an den Start. An seinem Lenker klemmt nun ein GPS-Gerät. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« zeichnet nach, was sich bei einem Radrennen im März 2016 in Belgien ereignet hat: Der aus Eritrea stammende Radsportler Mekseb Debesay verfährt sich während des Rennens und gelangt mithilfe eines Fremden, den er anspricht, zurück ins Mannschaftshotel.

Aus der Überprüfung ergeben sich einige Unstimmigkeiten, Fehler und Widersprüche: Anders als im Text insinuiert war Debesay nicht zum ersten Mal in Europa. Als Debesay klar wurde, dass er sich verirrt hatte, war es später Nachmittag, aber noch keine Abenddämmerung. Für »kalten Nebel« über der Landschaft gibt es keinen Beleg.

Flämischen Medien zufolge war der im SPIEGEL nur Nico genannte Fremde, mit vollem Namen Nico Van Damme, mit dem Fahrrad unterwegs, als er Debesay begegnete, und nicht mit dem

Auto. Er hat dem entkräfteten Sportler Spaghetti angeboten, keine warme Suppe. Es gibt keinen Beleg dafür, dass Debesay sein wertvolles Rennrad auf freier Strecke liegen ließ.

Relotius gibt an, er habe mit Debesay telefoniert. Ob das stimmt, lässt sich bisher nicht überprüfen, ein Kontakt zu Debesay kam bislang nicht zustande. Deshalb muss einstweilen offenbleiben, ob die Beschreibung seiner Kindheit in Eritrea korrekt ist. Dass Debesay mit 15 Geschwistern neben einer Müllhalde aufgewachsen sei und sein erstes, kaputtes Fahrrad an seinem zwölften Geburtstag in einem Haufen Elektroschrott gefunden habe, geht aus keiner anderen Quelle hervor.

Nummer 440

Menschenrechte Ein junger Jemenit wird vor 14 Jahren als Unschuldiger nach Guantanamo verschleppt. Er wird gefoltert, isoliert, verhungert fast. Er hofft auf Obama, später verachtet er ihn. Jetzt fürchtet er sich nur noch vor der Freiheit. Von Claas Relotius



Mohammed Bwasir

Der Tag, an dem Mohammed Bwasir beschloss, nie wieder ein freier Mensch zu werden, begann mit Schritten auf dem Flur. Es war der 5077. Tag seiner Gefangenschaft und der Morgen seiner bevorstehenden Entlassung, kurz vor sieben Uhr, über Guantanamo wurde es gerade erst hell, als Soldaten des Hochsicherheitstrakts, Camp Delta, bewaffnet in Bwasirs Zelle traten. Sie führten den Humpelnden aus dem Lager, zogen ihm eine Jeans und Turnschuhe mit Klettverschlüssen an, aus seinem langen, grau schimmernden Bart kitzelten sie Schmutz und Staub. Der Gefangene Mohammed Bwasir, vermerkten Ärzte in ihrem Bericht, »zeigte keine Anzeichen von Widerwehr«.

Vor den Toren des Lagers, auf dem Rollfeld der U. S. Air Force, wartete eine C-17-Transportmaschine, bereit zum Start Richtung Europa. Der Lagerkommandeur drückte Bwasirs Hand, ein Abschied ohne Reue, eine Entschuldigung. Bwasir ging auf die Flugzeugrampe zu, der Freiheit entgegen.

Für das, was dann geschah, gibt es nur wenige Zeugen, aber viele Erklärungen. Es gibt Offiziere, die behaupten, Bwasir sei krank oder verrückt. Es gibt Soldaten, die glauben, er verlor ganz plötzlich den Verstand. Und es gibt Häftlinge, die sagen, er bekam es einfach mit der Angst zu tun.

Mohammed Bwasir, 35, geboren im Jemen, hatte fast die Hälfte seines Lebens in Guantanamo verbracht, er war 14 Jahre lang eingesperrt im sichersten Gefängnis der Welt. An diesem Morgen war er bloß noch Schritte entfernt von dem Flugzeug, aber irgendwann, von einem Augenblick zum nächsten, setzte er seinen Fuß nicht vor den anderen. Er blieb einfach stehen.

Mohammed Abdullah Ali Bwasir, Häftling Nummer 440, so steht es im psychologischen Gutachten des Naval Hospital Guantanamo Bay, ist nicht krank oder verrückt, »er ist ein Insasse, der seine Freiheit fürchtet ... ein Mensch, der lieber eingesperrt bleibt in einer Zelle, als in einer Welt, die er nicht kennt, zu leben.«

Die Geschichte von Mohammed Bwasir ist die eines Gefangenen. Sie handelt von einem jungen Mann, der nach Afghanistan aufgebroschen war und in einem Käfig auf Kuba landete. Sie erzählt von seinem Kampf gegen ein Lager, das ihm seine See-

le raubte und das heute, fast eineinhalb Jahrzehnte später, sein Zuhause geworden ist. Nur Bwasir selbst, abgeschottet hinter hohen Mauern, kennt die ganze Wahrheit dieser Geschichte, kennt dieses Lager, das für Insassen wie ihn Camp Delta heißt, seit 14 Jahren.

Weres beachtet, wer sich hinter die Zäune Guantanamo führen lässt, verheißt einem Gefangenschaft mit dem Motto: »Der Freiheit verweigert« steht vor allem Soldaten, aber kaum mehr Häftlinge. 80 Männer sitzen noch in den Zellen, sie spazieren jeden Morgen im Licht von Suchscheinwerfern, während am Lautsprecher die amerikanische Nationalhymne ertönt. Keine von ihnen wurden je angeklagt, und doch werden sie bewacht von 2000 Mann. Die U. S. Navy hat um das Lager herum eine amerikanische Kleinstadt errichtet, ein Potemkinsches Dorf aus McDonald's-Ärten und Freizeiteinrichtungen, aus Golfplätzen und Karaoke-Bars. Am festesten Stützpunkt der Basis, an dem die Gefangenen einst in Ketten landeten, spielen Soldaten an Wochenenden Beachvolleyball mit ihren Kindern. Dort, im östlichen Camp 3, liegt was mit seinen Folterkammern, kreieren jetzt Geier im Anwind, wuchern Schlangeplanzen aus dem Boden, als sollten sie es lange zurückliegende Schande bestrafen.

Wie als Reporter nach Guantanamo reist, kann Mohammed Bwasir dort nicht sehen, nicht sprechen, aber er gibt Menschen, die ihre eigene Stimme geben. Ein Anwalt in Atlanta. Ein Bruder im Jemen. Einsteige-Zellensachbearbeiter. Und es gibt Doktorinnen, Lagerpsychiatrin aus Guantanamo, gekoakt Gutachten des Pentagon, auch persönliche Briefe, die helfen, seinen Fall zu erzählen. Sie führen auf das tollste, auf dem dieser Text beginnt, und sehen ihren Anwalt weit weg von Kuba, in den Straßen von Havanna, einem erschauerten Bauernhof in Jemen.

Es ist das Jahr 2001, Mohammed Bwasir ist 16 Jahre alt, der Sohn eines Profiteurs, das vierjährige von elf Geschwistern. Ein Talibaneer, der viel heißt, sagen seine Freunde. Ein carver-Junge, der sich mehr für Mädchen als für den Islam interessiert, sagen seine Eltern. Auf der Suche nach Sinn in seinem Leben, verlässt er seine Heimat.

Er reist zu seinem Bruder Südi nach Afghanistan. Südi, sieben Jahre älter, studiert in Taloqan, einer Provinzhauptstadt

im Norden, er lässt Mohammed bei sich wohnen, erzählt ihm von einem Waisenheim, das Hatler nicht. Mohammed bekommt die Stelle, er kümmert sich um Kinder, deren Eltern von Taliban ermordet worden waren. Er bereitet Essen für sie an, bringt ihnen Lesen und Schreiben bei, bestärkt sie, vorwärts zu gehen, sie nicht scheitern lassen. Sein Leben in Freiheit, so wird Mohammed Bwasir Jahre später rückwärtsführend zu Protokoll geben, endet an einem Abend im November, zwei Monate nachdem in New York die Thame getötet sind, vier Wochen nachdem US-Strafkräfte begonnen haben, Ziele in ganz Afghanistan zu bombardieren. Die Nacht ist kalt und klar, Bwasir ist auf dem Weg vom Heim zu seiner Wohnung, als Männer mit Kalaschnikows dort auf ihn warten. Vollständig sind es Kopfgepöler, vielleicht 500 Meter der afghanischen Armeen, sie werden Bwasir die Hand, bevor sie ihn bewaffnet schlagen.

Unter Schmerzen erwacht er nicht in Taloqan, sondern in Mauer 7-Schicht, zu dem Betonboden einer Kaserne, neben anderen jenen Anhängen. Ihre Endfaher lebten sie nachher. Sie zwingen die Gefangenen, nackt im Schnee zu stehen, hängen

sie an Ketten auf, geschunden mit Stenodorn auf ihren Körper. Die Männer, die Bwasir nach jedem Liebes verlor, berichten es, sind Amerikaner ohne Uniform. »Ouma Bin Laden! Mullah Omar!« wieder und wieder brüllen sie diese Namen.

Bwasir erregt die Geister neun Tage lang, irgendwann sieht er andere Männer, Pakistoner, neben sich hängen, tot. Irigensworts regnete seine Peiniger mit Gewehren auf ihn ein, bis sein Schädel brach. Irigensworts geschah er alles, was sie von ihm verlangten: Verhörsitzungen, die ihm nichts sagten, Jobs, die er nie unternehmen hat.

Mohammed Bwasir, im Interview mit sein späterer Anwalt in Klagen gegen das Verteidigungsministerium der USA, behält sich in einem »zusammenfassenden« als er das Geständnis einer Schuld, die er nicht hat, unterschreibt.

In Dokumenten des Pentagon, in noch länger unter Verschluss gehaltenen Berichten über Bwasirs Vergangenheit und Penitanz, taucht darüber kein Wort auf. In der Akte SECRET-MORFOON 22131027 steht von diesem Tag an, in präzisen, militärisch genauen Sätzen, eine andere Geschichte über Mohammed Bwasirs Leben. Sie erzählt von einem jungen Mann, der mit getötetem Pass nach Afghanistan geriet war. Von einem Schuldbesucher, der seine Heimat verlassen hatte, um sich Terrorsitten in den Krieg zu ziehen. Sie erzählt



Handcuffs in Camp Delta

Er erzählt die Gewalt neun Tage lang. Dann sieht er andere Männer neben sich hängen, tot.



Stuhl für Zwangsentspannung

003 091015 15/0210 45

Nummer 440

Menschenrechte. Ein junger Jemenit wird vor 14 Jahren als Unschuldiger nach Guantanamo verschleppt. Er wird gefoltert, isoliert, verhungert fast. Er hofft auf Obama, später verachtet er ihn. Jetzt fürchtet er sich nur noch vor der Freiheit. Von Claas Relotius

31 | DER SPIEGEL 15/2016, 9.4.2016

Der Tag, an dem Mohammed Bwasir beschloss, nie wieder ein freier Mensch zu werden, begann mit Schritten auf dem Flur. Es war der 5077. Tag seiner Gefangenschaft und der Morgen seiner bevorstehenden Entlassung, kurz vor sieben Uhr, über Guantanamo wurde es gerade erst hell, als Soldaten des Hochsicherheitstrakts, Camp Delta, bewaffnet in Bwasirs Zelle traten. Sie führten den Humpelnden aus dem Lager, zogen ihm eine Jeans und Turnschuhe mit Klettverschlüssen an, aus seinem langen, grau schimmernden Bart kitzelten sie Schmutz und Staub. Der Gefangene Mohammed Bwasir, vermerkten Ärzte in ihrem Bericht, »zeigte keine Anzeichen von Widerwehr«.

Vor den Toren des Lagers, auf dem Rollfeld der U. S. Air Force, wartete eine C-17-Transportmaschine, bereit zum Start Richtung

Europa. Der Lagerkommandeur drückte Bwasirs Hand, ein Abschied ohne Bedauern, ohne Entschuldigung. Bwasir ging auf die Flugzeugrampe zu, der Freiheit entgegen.

Für das, was dann geschah, gibt es nur wenige Zeugen, aber viele Erklärungen. Es gibt Offiziere, die behaupten, Bwasir sei krank oder verrückt. Es gibt Soldaten, die glauben, er verlor ganz plötzlich den Verstand. Und es gibt Häftlinge, die sagen, er bekam es einfach mit der Angst zu tun.

Mohammed Bwasir, 35, geboren im Jemen, hatte fast die Hälfte seines Lebens in Guantanamo verbracht, er war 14 Jahre lang eingesperrt im sichersten Gefängnis der Welt. An diesem Morgen war er bloß noch Schritte entfernt von dem Flugzeug, aber irgendwann, von einem Augenblick zum nächsten, setzte er keinen Fuß mehr vor den anderen. Er blieb einfach stehen.

Mohammed Abdullah Ali Bwasir, Häftling Nummer 440, so steht es im psychologischen Gutachten des Naval Hospital Guantanamo Bay, ist nicht krank oder verrückt. »Er ist ein Insasse, der seine Freiheit fürchtet ... ein Mensch, der lieber eingesperrt bleibt in einer Zelle, als in einer Welt, die er nicht kennt, zu leben.«

Die Geschichte von Mohammed Bwasir ist die eines Gefangenen. Sie handelt von einem jungen Mann, der nach Afghanistan aufgebrochen war und in einem Käfig auf Kuba landete. Sie erzählt von seinem Kampf gegen ein Lager, das ihm seine Seele raubte und das heute, fast eineinhalb Jahrzehnte später, sein Zuhause geworden ist.

Nur Bwasir selbst, abgeschottet hinter hohen Mauern, kennt die ganze Wahrheit dieser Geschichte, kennt dieses Lager, das für Insassen wie ihn Camp Delta heißt, seit 14 Jahren.

Wer es besucht, wer sich hinter die Zäune Guantanamo führen lässt, vorbei an einem Empfangsschild mit dem Motto »Der Freiheit verpflichtet«, sieht vor allem Soldaten, aber kaum mehr Häftlinge. 89 Männer sitzen noch in den Zellen, sie spazieren jeden Morgen im Licht von Suchscheinwerfern, während aus Lautsprechern die amerikanische Nationalhymne ertönt. Keine 20 von ihnen wurden je angeklagt, und doch werden sie bewacht von 2000 Marines. Die U. S. Navy hat um das Lager herum eine amerikanische Kleinstadt errichtet, ein Potemkinsches Dorf aus McDonald's-Filialen und Freiluftkinos, aus Golfplätzen und Karaoke-Bars. Am felsigen Strand der Bucht, an dem die Gefangenen einst in Ketten landeten, spielen Soldaten an Wochenenden Beachvolleyball mit ihren Kindern. Dort, wo früher Camp X-Ray war mit seinen Folterkammern, kreisen jetzt Geier im Aufwind, wuchern Schlingpflanzen aus dem Boden, als sollten sie eine lange zurückliegende Schande bedecken.

Wer als Reporter nach Guantanamo reist, kann Mohammed Bwasir dort nicht sehen, nicht sprechen, aber es gibt Menschen, die ihm eine Stimme geben. Ein Anwalt in Atlanta. Ein Bruder im Jemen. Einstige Zellennachbarn. Und es gibt Dokumente, Lagerberichte aus Guantanamo, geleakte Geheimakten des Pentagon, auch persönliche Briefe, die helfen, seinen Fall zu erzählen. Sie führen auf das Rollfeld, auf dem dieser Text beginnt, und nehmen ihren Anfang weit weg von Kuba, in den Straßen von Hawra, einem erdbräunten Bauerndorf im Jemen.

Es ist das Jahr 2001, Mohammed Bwasir ist 19 Jahre alt, der Sohn eines Predigers, das viertjüngste von elf Geschwistern. Ein Träumer, der viel lacht, sagen seine Freunde. Ein naiver Junge, der sich mehr für Mädchen als für den Islam interessiert, sagen seine Eltern. Auf der Suche nach Sinn in seinem Leben, verlässt er seine Heimat.

Er reist zu seinem Bruder Salih nach Afghanistan. Salih, sieben Jahre älter, studiert in Taloqan, einer Provinzhauptstadt im Norden, er lässt Mohammed bei sich wohnen, erzählt ihm von einem Waisenheim, das Helfer sucht. Mohammed bekommt die Stelle, er kümmert sich um Kinder, deren Eltern von Taliban ermordet worden waren. Er bereitet Essen für sie zu, bringt ihnen Lesen und Schreiben bei, liest ihnen vor, wenn sie nicht schlafen können.

Sein Leben in Freiheit, so wird Mohammed Bwasir Jahre später noch hundertfach zu Protokoll geben, endet an einem Abend im November, zwei Monate nachdem in New York die Türme gefallen sind, vier Wochen nachdem US-Streitkräfte begonnen haben, Ziele in ganz Afghanistan zu

bombardieren. Die Nacht ist kalt und klar, Bwasir ist auf dem Weg vom Heim zu seiner Wohnung, als Männer mit Kalaschnikows dort auf ihn warten. Vielleicht sind es Kopfgeldjäger, vielleicht Söldner der afghanischen Armee, die reichen Bwasir die Hand, bevor sie ihn bewusstlos schlagen.

Unter Schmerzen erwacht er nicht in Taloqan, sondern in Masar-i-Scharif, auf dem Betonboden einer Kaserne, neben anderen jungen Arabern. Ihre Entführer foltern sie nacheinander. Sie zwingen die Gefangenen, nackt im Schnee zu stehen, hängen sie an Ketten auf, peitschen mit Stromkabeln auf ihren Körper. Die Männer, die Bwasir nach jedem Hieb verhören, berichtet er, sind Amerikaner ohne Uniform. »Osama Bin Laden! Mullah Omar!«, wieder und wieder brüllen sie diese Namen.

Bwasir erträgt die Gewalt neun Tage lang. Irgendwann sieht er andere Männer, Pakistaner, neben sich hängen, tot. Irgendwann prügeln seine Peiniger mit Gewehren auf ihn ein, bis sein Schädel bricht. Irgendwann gesteht er alles, was sie von ihm verlangen; Verbindungen, die ihm nichts sagen, Reisen, die er nie unternommen hat.

Mohammed Bwasir, so formuliert es sein späterer Anwalt in Klagen gegen das Verteidigungsministerium der USA, befindet sich in einem »traumartigen Zustand«, als er das Geständnis einer Schuld, die er nicht hat, unterschreibt.

In Dokumenten des Pentagon, in noch lange unter Verschluss gehaltenen Berichten über Bwasirs Vergangenheit und Festnahme, taucht darüber kein Wort auf. In der Akte SECRET-NOFORN-22331027 steht von diesem Tag an, in präzisen, militärisch genauen Sätzen, eine andere Geschichte über Mohammed Bwasirs Leben. Sie erzählt von einem jungen Mann, der mit gefälschtem Pass nach Afghanistan gereist war. Von einem Schulabbrecher, der seine Heimat verlassen hatte, um mit Terroristen in den Krieg zu ziehen. Sie erzählt von einem Kämpfer der Qaida, einer Bedrohung für Amerika.

Bwasirs Reise nach Guantanamo beginnt im Februar 2002, auf der U. S. Military Base in Kandahar. Eines Abends holen Soldaten ihn aus einem Kerker und binden ihm eine Windel um. Sie stülpen ihm einen Sack über den Kopf und Ohrenschützer, die alles um ihn herum verstummen lassen. Dann führen sie ihn an einer Leine um den Hals in den kühlen Bauch eines Transportflugzeugs. Kniend, nackt, Schulter an Schulter mit anderen Gefangenen, wird er dort an den Boden gekettet und wie Frachtgut verzurrt. Die Maschine fliegt 26 Stunden lang Richtung Westen, über das Mittelmeer, Europa, den Atlantik. Bwasir friert, bekommt Krämpfe, er verliert das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kommt, findet er

sich gefangen in einer Wüste, in einem Labyrinth aus Stacheldraht und Zäunen. Die Sonne Kubas brennt in sein Gesicht.

Nur wenige Fotografen der U. S. Navy dürfen dokumentieren, wie die ersten Gefangenen in Guantanamo Bay landen. Was sie sehen, sind Bilder wie vor einer Hinrichtung. Teenager und alte Männer, kahl rasiert, sie stolpern an Ketten durch den Sand, tragen schwarze Taucherbrille und Mundschutzmaske, an ihrem Leib einen orangefarbenen Overall, die Kleidung der zum Tode Verurteilten.

»Enemy combatants«, feindliche Kämpfer, so werden sie offiziell genannt. Sie sind keine Kriegsgefangenen, die Rechte oder Namen haben. Sie sind nur noch Nummern.

Am Anfang werden sie durchleuchtet, in Camp X-Ray, einem Röntgenlager in der Bucht, ohne Mauern, ohne Zellen, einsehbar bei Tag und Nacht. Soldaten des U. S. Marine Corps sperren sie dort in Käfige wie Vieh, zweieinhalb Quadratmeter, ein Eimer zum Trinken und einer zum Entleeren. Bwasir kann nicht stehen, nicht liegen, nachts kämpft er gegen Schlangen, die in seine Kleider kriechen, tagsüber gegen die Hitze, vor der er keinen Schutz findet.

Nach drei Monaten verlegt ihn der Geheimdienst ins Camp Delta, ein Lager an einer Klippe über dem Meer, mit Zementmauern statt Zäunen und fensterlosen Zellen. Mohammed Bwasir wird bald 14 Stunden am Tag darin verhört, und gibt er keine Antwort, zwingen Spezialisten des CIA die Worte aus ihm heraus. Sie entziehen ihm den Schlaf, sperren ihn ein in enge dunkle Boxen, nächtelang, manchmal auch Wochen.

Aus dem Lagerbericht vom 17. September 2003:

Der Gefangene sitzt seit 19 Monaten in Einzelhaft, isoliert von anderen Gefangenen. Er widerruft sein Geständnis.

Für seine Familie, für seine Eltern und Geschwister im Jemen, ist es, als habe sich Bwasir in nichts aufgelöst. Wer auf Guantanamo sitzt, hält das Pentagon geheim. Die Gefangenen Amerikas haben keine Namen, nicht im Lager, nicht in der Welt. Erst nach zwei Jahren entscheidet der Supreme Court, das höchste Gericht der USA, dass das Gefängnis auf Kuba in die Zuständigkeit amerikanischer Gerichte falle; dass jeder Insasse das Recht auf einen Anwalt habe.

Fast zwölf Jahre später, an einem Montagmorgen im Februar, sitzt John Chandler im 16. Stock eines Wolkenkratzers in Atlanta, an den Wänden seines Büros hängen Urkunden wie Trophäen. Chandler, 72,

blaue Augen, blauer Anzug, ist ein Mann mit tiefer Stimme und rollendem Akzent, einer der renommiertesten Verteidiger des Bundesstaates Georgia. Er trinkt Cola aus einer Dose, blättert durch Mohammed Bwasirs Akte, einen kiloschweren Ordner, während er erzählt, wie sein Kampf um dessen Freiheit begonnen hat.

Es ist der Sommer 2004, der »Krieg gegen den Terror« hat längst den Irak erreicht, als das Center for Constitutional Rights, eine New Yorker Organisation für Verfassungsrechte, Kanzleien in ganz Amerika für den Kampf gegen Guantanamo gewinnt. Eines Morgens erhält auch Chandler einen Anruf. Ein Gefangener aus dem Jemen, heißt es, brauche Hilfe.

Chandler, eigentlich Wirtschaftsanwalt, hat bis zu diesem Tag nur für große Firmen gearbeitet, für hohe Provisionen. Guantanamo ist juristisches Niemandsland, aber genau das reizt ihn. »Es war ein toter Winkel«, sagt er, »den kein Anwalt zuvor betreten hatte.«

Für Chandler, im Süden aufgewachsen mit dem Kampf um Bürgerrechte, spielt keine Rolle, ob Bwasir ein Terrorist ist oder nicht. Um Einsicht in dessen Akte zu erhalten, reicht er Klage ein gegen die Regierung der Vereinigten Staaten und ihren Präsidenten. In Civil Action No. 05-280 (GK) beantragt er bei »George W. Bush, 1600 Pennsylvania Avenue NW, Washington, D. C. 20500«, den Gefangenen »Mohammed Abdullah Ali Bwasir, Guantanamo Bay, Cuba« entweder freizulassen oder die Gründe seiner Inhaftierung bekannt zu geben. Drei Monate später darf Chandler seinen Klienten zum ersten Mal sehen.

In einer Propellermaschine, die in Fort Lauderdale, Florida, startet, fliegt er, über die Bahamas, drei Stunden Richtung Südosten. Beim Anflug auf den Marinestützpunkt Guantanamo Bay fällt sein Blick auf einen Landstrich aus Wachtürmen, Baracken und kilometerweiten Zaunanlagen. »Es sah aus«, sagt Chandler, »wie ein Konzentrationslager in der Karibik.«

Als er Bwasir zum ersten Mal gegenüberübersitzt, in einem weiß gekachelten Besucherraum, fallen ihm zuerst dessen Verletzungen auf, die Narben an seinem Schädel. Dann sieht er einen schmalen Mann vor sich, so erzählt er, »der viel gelitten hatte, der wütend war und misstrauisch, aber bereit, für sich zu kämpfen«.

Sie können sich kaum verständigen. Bwasir spricht nur wenige Worte Englisch, Chandler kein Arabisch. Bwasir will wissen, wann der Termin für seinen Prozess sei, aber Chandler weiß keine Antwort. Es gibt keinen Prozess, keine Anklage, keine Beweise, sagt er, nicht mal ein Gericht, das die Fälle der Gefangenen verhandelt.

Aus der Akte »Bwasir vs. Bush« vom 20. September 2004:

Der Gefangene wurde keines Verbrechens überführt oder angeklagt. Hiermit wird seine sofortige Freilassung beantragt.

Es ist der Beginn eines gemeinsamen Kampfes, in Camp Delta und in einem Kanzleigebäude in Atlanta. Chandler steht Bwasir bei, er wird dessen einziger Kontakt zur Außenwelt. Er engagiert einen Übersetzer und reist bald in den Jemen, nach Afghanistan, er trifft Bwasirs Familie und dessen Bruder Salih. Je mehr er dort erfährt, je mehr auch über die Schicksale anderer Guantanamo-Insassen bekannt wird – es sind fast immer die gleichen Geschichten von Entführungen und Folter –, desto stärker zweifelt er an Bwasirs Schuld.

Bwasir selbst schreibt seinem Anwalt jeden Monat einen Brief auf Arabisch, von rechts nach links. Am Anfang taucht in seinen Nachrichten häufig das Wort »Zukunft« auf. Es ist, als glaube Bwasir, seine Gefangenschaft sei nur ein Irrtum, ein schlimmes Unrecht, das vorübergehe. Er macht Pläne für die Zeit danach. Er träumt davon, schreibt er, seinen 25. Geburtstag im Garten seiner Eltern zu feiern, »mit Akaziensaft und Pistaziencreme, unser ganzes Dorf soll kommen«.

Bwasirs 23. Geburtstag ist einsam und grell. In seiner Zelle, 2,03 Meter breit, 2,44 Meter lang, brennt Neonlicht fast jede Nacht.

Die Gefangenen von Camp Delta werden aufgeteilt in drei Komplexe, im ersten die Kooperativen, im zweiten die Gefügigen, im dritten die Gefährlichen. Bwasir bleibt nie länger als eine Woche in einem Block. In den ersten Jahren wird er hin und her geschoben wie eine Brettspielfigur. Die Gefangenen sollen nirgendwo ankommen, nirgendwo Halt finden, nicht untereinander und nicht in ihrem Glauben. Es gibt keinen Koran, keinen Teppich zum Beten, auf dem Betonboden mancher Zellen kleben Pfeile, aber sie zeigen nicht nach Mekka, sondern nur auf die Toiletten.

Aus dem Lagerbericht vom 5. März 2005:

Besitz jedes Häftlings: 1 Seife, 1 Zahnpasta, 1 Zahnbürste, 1 Gummimattmatze, 1 Trinkbecher, 15 Blatt Toilettenpapier am Tag.

Regiert wird das Lager durch ein System aus Belohnung und Bestrafung: Wer mit anderen Gefangenen flüstert, kommt in Isolationshaft. Wer kooperiert, sieht 20 Stunden Tageslicht pro Woche.

Bwasir hat viel Zeit zum Nachdenken. Er denkt über sich selbst nach, über sein Leben. Er stellt sich vor, was er mit diesem

Leben anfangen würde, käme er frei. Er schreibt seinem Anwalt, er wolle nicht zurück nach Afghanistan, nur nach Hause, in den Jemen. Er schreibt, er möchte dort eine Familie gründen und einen Beruf erlernen, »Tischler oder Schmied«.

Einmal im Jahr, bei guter Führung, darf Bwasir, auf einen Metallstuhl gekettet, vor einer Kommission sprechen, sich verteidigen, 30 Minuten lang. Ein Militärtribunal aus Zelten, genannt Camp Justice, soll Guantanamo erscheinen lassen wie ein rechtmäßiges Gefängnis. Einen Richter sehen die Insassen dort nicht.

Wie lange kann ein Mensch Hoffnung haben, wo hinter schweren Stahltüren und Metallwänden nur ein Nichts ist? Wie viel Ungewissheit erträgt er, bis er bricht?

Nach vier Jahren sieht Bwasir andere Gefangene, die das Warten in ihrer Zelle nicht länger ertragen, die nicht mehr daran glauben, freizukommen. In stillen Nächten, da Wachen sie kaum beobachten, bedecken sie die Kamera in ihrer Zelle mit ihrem orangefarbenen Overall, steigen auf ihr Waschbecken und erhängen sich mit dem Bettlaken. Einmal, als das Licht für ein paar Stunden ausgeschaltet bleibt, versuchen zehn Männer in einem Trakt, mit angesammelten Tabletten in den Tod zu fliehen, nur einer nicht, Bwasir.

Er kapituliert nicht, er kämpft. Gegen die Ungewissheit, gegen die Leere, auch gegen die Demütigungen der Soldaten. Mal drohen sie ihm mit Vergewaltigungen. Mal wollen sie ihn zwingen, aus einem Napf zu essen wie ein Tier. Bwasir hat keine Angst, er spuckt den Wachen ins Gesicht.

Aus dem Lagerbericht vom 19. März 2007:

Der Gefangene widersetzt sich. 27 Verstöße gegen die Lagerordnung: Besitz von Schmuggelware, Beschimpfung der Soldaten, Zerstörung von Regierungseigentum, Teilnahme an Aufständen, Missbrauch von Körperflüssigkeiten.

Mohammed Bwasir bricht nicht im vierten Jahr auf Guantanamo, auch nicht im fünften. Er bricht nicht durch die Folter, an der andere zugrunde gehen, Waterboarding, simuliertes Ertrinken.

Mohammed Bwasir, so erinnern sich Mitinsassen, wird erst im sechsten Jahr ein anderer, in der 2072. Nacht seiner Gefangenschaft.

Gegen Abend ist es, als Soldaten der »Immediate Reaction Force«, einer Spezialeinheit für Züchtigungen, Bwasir aus seiner Zelle holen und sagen, sie wollen eine Party feiern. Bwasir rechnet mit Prügeln, mit Elektroschocks, aber sie sagen nur: »Der Boss wird für dich singen.«

Sie ziehen ihm die Kleider aus und füh-

ren ihn in eine dunkle Kammer, die sie den »Gefrierraum« nennen. Dort zwingen sie ihn, bei zehn Grad Celsius, in eine Stressposition, fesseln seine Arme hinter dem Rücken an seine Beine. Bald staut sich Blut in seinen Adern, bald schwellen seine Glieder an, sein ganzer Körper verkrampft vor Schmerzen. Dann schalten die Soldaten, über vier Lautsprecher direkt neben seinem Kopf, Musik ein, Bruce Springsteen, »Born in the U.S.A.«.

*Born down in a dead man's town
The first kick I took was when I hit
the ground
End up like a dog that's been beat
too much
Till you spend half your life just
covering up
Born in the U.S.A., I was born in
the U.S.A.
I was born in the U.S.A., born in
the U.S.A.*

Die Musik hämmert auf Bwasir ein, mit jeder Strophe lauter, brüllender. Sie zerfetzt seine Sinne, beginnt wieder und wieder von vorn. Bald mischt sich das Geschrei von Babys darunter, bald das Geräusch jaulender Katzen.

*Got in a little hometown jam
So they put a rifle in my hand
Sent me off to a foreign land
To go and kill the yellow man*

Bwasir verliert die Kontrolle über seinen Verstand, über seinen Körper. Er schreit um Hilfe, zittert, schwitzt, kauert in seinen Exkrementen. Es hört die ganze Nacht nicht auf.

*Born in the U.S.A., I was born in
the U.S.A.
Born in the U.S.A., born in the U.S.A.*

Als sein Anwalt John Chandler ihn das nächste Mal besucht, liegt Bwasir, in sich zusammengesunken, auf dem Boden seiner Zelle und erklärt, er wolle sterben.

Es ist die Zeit, von der an Bwasir den Kampf um seine Freiheit nicht mehr gegen das Lager, sondern gegen sich selbst richtet. Es ist der Tag, von dem an er mit seinem eigenen Verschwinden droht.

**Aus dem Lagerbericht vom
20. Februar 2009:**

*Der Gefangene tritt in Hungerstreik,
verweigert die Nahrungsaufnahme.*

Bwasir ist nicht der Einzige, der das Essen, das ihm die Wachen einmal morgens und einmal abends durch die Zellentür schieben, bald nicht mehr anrührt. Dutzende protestieren so für einen Prozess, für ein rechtsstaatliches Verfahren, aber Bwasirs

Körper schwindet schnell, wird von Tag zu Tag weniger. Er kann bald nicht mehr aufstehen, er erbricht Blut, magert binnen Wochen ab bis auf die Knochen.

Irgendwann, als er nur noch 41 Kilogramm wiegt, dem Tod schon nahe, beschließt das Lagerkommando, ihn unter Zwang zu ernähren. Militärärzte schnallen ihn zweimal am Tag mit sechs Gurten auf einen Fixierstuhl, führen ihm einen gelben, 110 Zentimeter langen Plastikschlauch, mit Olivenöl als Schmiermittel, durch seine Nase, durch seine Speiseröhre, bis in den Magen. So pumpen sie eineinhalb Liter Flüssigkeit durch seine Organe.

Es gibt ehemalige Guantanamo-Insassen, die Zwangsernährungen erlitten haben, sie beschreiben einen Schmerz, der sich anfühlt, »als würde man von innen verbrennen«. Der Gefangene kann sich nicht rühren, würgt, hat das Gefühl, am eigenen Brechreiz zu ersticken.

Bwasir lässt die Qualen über sich ergehen, 140 Tage lang. Dann, am 20. Januar 2009, wird Barack Obama, ein schwarzer Senator aus Illinois, ein Professor für Verfassungsrecht, der 44. Präsident der USA.

Es ist ein bedeutender Tag für Amerika. Es könnte auch ein wichtiges Datum für Guantanamo werden. Nur zwei Tage nach seinem Amtsantritt erklärt der Präsident die Schließung des Gefangenenlagers zur nationalen Priorität. Er kündigt an, Guantanamo innerhalb eines Jahres dichtzumachen. Er verspricht, Folter abzuschaffen, den Fall jedes Häftlings, jedes Terrorverdächtigen, zu überprüfen.

Es vergeht nur eine Woche, dann erreicht dieses Versprechen die Zellen von Camp Delta. Und Mohammed Bwasir, so steht es im Lagerbericht, beginnt wieder zu essen.

Er fängt an mit drei Löffeln Brei am Tag, dann jede Woche zwei Löffel mehr. Er zwingt sich und seinen Körper noch einmal auf, er will wieder zu Kräften kommen. Er beginnt Englisch zu lernen, lässt sich von Chandler ein Buch mitbringen, eine Biografie über Barack Obama, 480 Seiten, ihr Titel klingt wie ein Verheißung: »Hoffnung wagen«.

Mohammed Bwasir liest dieses Buch im ersten Jahr fünfmal. Mit einem blauen Filzstift markiert er Stellen, an denen der neue Präsident gerecht und gnädig erscheint wie der Messias. Im zweiten Jahr, Obama hat den Friedensnobelpreis bekommen, liest Bwasir das Buch noch ein sechstes Mal, aber nichts geschieht, Guantanamo bleibt ein Gefängnis. Am Ende des dritten Jahres, vier Wochen nach Bwasirs 30. Geburtstag, unterschreibt der Präsident ein Gesetz, das die zeitlich unbegrenzte Inhaftierung Terrorverdächtiger legalisiert. Es ist der 31. Dezember 2011, die Gefangenen hören, wie über dem Stützpunkt Feuerwerksraketen in den Himmel schießen. Bwasir

nimmt das Buch und malt Obamas Gesicht zu einer Fratze.

**Aus dem Lagerbericht vom
15. Januar 2012:**

*Der Gefangene resigniert.
Nahrungsaufnahme: zufriedenstellend.*

Mohammed Bwasir soll zu diesem Zeitpunkt eigentlich schon lange ein freier Mann sein. Er selbst kann es nicht wissen, lange ahnt nicht einmal sein Anwalt etwas. Aber so steht es geschrieben, seit Jahren, in Militärmemoranden des Pentagon.

Irgendwann geraten diese mehr als 7000 Seiten an die Plattform WikiLeaks und darüber in die ganze Welt. Es sind eigentlich streng geheime Dokumente, sie geben Einblick in einen tiefen Abgrund US-amerikanischer Regierungspolitik. Sie beschreiben und bewerten, sauber gegliedert, die Fälle von 765 Guantanamo-Häftlingen; ihr Verhalten in Gefangenschaft, die Hintergründe ihrer Gefangennahme und die ihnen zur Last gelegten Taten.

Kaum jeden dritten stuft das Pentagon je als Terroristen ein. Viele, verschleppt nur auf Verdacht und zu Verhörzwecken, waren Lehrer oder Sozialarbeiter, Geschäftsmänner oder Gemüsebauern. Sie stammten aus mehr als 40 Ländern, der Älteste war 89, der Jüngste noch keine 14. In den Dossiers über viele von ihnen steht, schwarz auf weiß: »Low-level-Importance« und »Recommended for Release«, empfohlen zur Entlassung.

Es ist wie ein amtliches Zertifikat ihrer Unschuld. Mohammed Bwasir erfährt das von Chandler, seinem Anwalt. Er erfährt, dass Amerika ihn bereits seit fünf Jahren, genau nach der Hälfte seiner Haftzeit, nicht mehr gefangen halten will. Es will ihn loswerden, ihn abschieben, die ganze Zeit schon. Es weiß nur nicht, wohin.

Hunderte der Gefangenen schickt das Pentagon zurück in ihre Heimatländer. Aber in Bwasirs Heimat herrschen Unruhen, der Arabische Frühling zieht auf im Jemen, und die US-Regierung will keine Männer aus Guantanamo in Krisenstaaten.

Bwasirs Name kommt auf eine Liste, zusammen mit den Namen Dutzender Häftlinge, die Drittländer übernehmen sollen. Wer von ihnen entlassen wird, wann und in welches Land, weiß in Camp Delta niemand.

Es gibt ehemalige Insassen, die Glück hatten und die heute freie Männer sind. Sie leben jetzt, wie Treibgut über die halbe Welt verteilt, in England und in Uruguay, in Ghana und in Bulgarien. Auf Guantanamo, erzählen sie am Telefon, lag ihre Zelle im selben Block wie die von Mohammed Bwasir. Manche von ihnen haben ihn dort hungern sehen, andere haben ihn wei-

nen oder schreien gehört. Aber keiner von ihnen kann genau sagen, wann er aufhörte zu kämpfen, ab wann er sich, geräuschlos, seinem Schicksal fügte.

Es geschah nicht plötzlich, sondern schleichend, sagt John Chandler, Bwasirs Anwalt in Atlanta. Er hat Bwasir in den vergangenen vier Jahren noch ein Dutzend Mal besucht, aber dessen Briefe wurden von Monat zu Monat kürzer, seltener. Er hat in Bwasirs Namen immer weiter geklagt, gegen das Pentagon, gegen die Regierung, gegen den Präsidenten. »Irgendwann«, sagt Chandler, »hat es Bwasir nicht mehr interessiert.«

Es ist das Jahr 2012, Barack Obama tritt zur Wiederwahl an, und Guantanamo wird nicht geschlossen, sondern ausgebaut. Das Pentagon stellt eine Handvoll Männer, mutmaßliche Drahtzieher des 11. September, in Camp Justice vor Gericht. Die anderen Insassen werden verlegt in einen neuen Trakt, gebaut auf zwei Ebenen, wie ein modernes Zivilgefängnis.

Bwasirs Zelle dort hat einen Schreibtisch und ein kleines Fenster. Die Gefangenen tragen kurze Hosen und weiße Hemden. Sie essen halal, nach islamischem Recht zulässige Speisen, und sie dürfen miteinander reden oder Schach spielen. Sie teilen sich einen DVD-Raum mit Tierdokumentationen, eine Lagerbibliothek mit mehr als tausend Büchern, das beliebteste ist »Harry Potter«.

Bwasir, sagen andere Häftlinge, spielt selten Schach, und er redet kaum. Er bleibt fast rund um die Uhr in seiner Zelle. Er beantragt einen CD-Spieler, um Musik zu hören. Wachen geben ihm eine Compact Disc mit der Aufschrift »Greatest Hits«. Es sind Songs, die dem Geheimdienst einst zur Folter dienten, aber Bwasir hört sie bald in Endlosschleife.

Aus Bwasirs Playlist vom Jahr 2013:

Lynyrd Skynyrd – »Sweet Home Alabama«
AC/DC – »Hells Bells«
Eminem – »Lose Yourself«
Bee Gees – »Stayin' Alive«
Queen – »We Are the Champions«
Meat Loaf – »I'd Do Anything for Love«

Nach zwölf Jahren, an einem Samstag im März 2014, darf Bwasir zum ersten Mal Kontakt zu seiner Familie aufnehmen. Soldaten platzieren ihn, an drei Stahlfesseln im Boden, vor einem Computer mit Internetanschluss und Skype-Verbindung. Bwasir, verzweifelt, schreit um Hilfe, er weiß nicht, wie ein Telefonanruf über einen Computer funktioniert. Er hat keine Vorstellung, was das Internet ist, er hat es noch nie benutzt. Wundersam, fast geisterhaft in Bwasirs Augen, erscheint auf

dem Bildschirm vor ihm sein Bruder Salih, grau geworden. Sie sehen einander an und schweigen lange. Sie weinen gemeinsam und kommen einander fremd vor.

Salih, schon vor Jahren aus Afghanistan geflohen, zurückgekehrt in den Jemen, erzählt von ihrer Heimat, die nicht mehr dieselbe ist. Auch dort herrscht mittlerweile Krieg. Ihre Eltern, berichtet er, haben das Land verlassen. Ihre Freunde und Geschwister leben jetzt in den Emiraten oder in Oman. Nur Salih selbst ist geblieben. Er sagt seinem Bruder, er soll stark bleiben. Mohammed Bwasir nickt und antwortet nicht.

Er sieht andere Häftlinge, Zellennachbarn, das Lager verlassen, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Camp Delta leert sich langsam wie durch ein Nadelöhr, aber Bwasir selbst richtet sich mit jedem Tag mehr ein. Er beginnt, den Takt seiner Gefangenschaft zu akzeptieren; sechs Uhr morgens Weckruf, sechs Uhr abends Antreten zum Durchzählen, zweimal am Tag essen, dreimal die Woche duschen, viermal im Monat Kraftsport. Manchmal, wenn sich an Nachmittagen der Geruch gebackener Zitronenhähnchen im Block ausbreitet, wenn es Baklava zum Nachtisch gibt oder wenn über Lautsprecher der Gesang eines Muezzin erklingt, verliert Bwasir seine Wut und das Gefühl dafür, wogegen er noch kämpfen soll.

Er sieht die Fußballweltmeisterschaft im Fernsehen. Ein Flatscreen in Camp Delta zeigt alle Spiele in Brasilien mit Zeitverzögerung auf Kuba. Bwasir sieht bunte Farben, Menschenmassen, lachende Gesichter. Sie erscheinen ihm unwirklich.

Er füllt seine Zelle mit Gegenständen, hängt Poster der afghanischen Berge an jede seiner vier Wände, stapelt Bücher und Zeitschriften davor. Er liest Artikel über die Welt außerhalb Guantanos, und er erkennt die Welt, die darin zum Vorschein kommt, nicht wieder. Osama Bin Laden, erfährt Bwasir, ist schon lange tot. In New York, wo einst Ground Zero war, steht jetzt das One World Trade Center. Über al-Qaida, über die Taliban liest Bwasir nirgends etwas, nur über einen »Islamischen Staat«, der kein Staat ist.

Aus einer Beurteilung vom 1. August 2015:

Der Gefangene erwirbt ein Photo-shop-Zertifikat.

Die Gefangenen von Guantanamo sollen »life skills« sammeln. Sie sollen sich, wie ganz normale Langzeithäftlinge, auf ihre Rückkehr in eine freie Gesellschaft vorbereiten. Das Leben dort, versteht Bwasir, hängt ab von Computern. Zwei Stunden am Tag, in Räumen wie Klassenzimmern, lernt Bwasir den Umgang mit Photoshop und Microsoft Word. Er lernt, wie man eine

Bewerbung schreibt und einen Businessplan erstellt, wie man einen Lebenslauf formatiert und seine Finanzen verwaltet. Aber je mehr er lernt, je näher seine Freilassung zu rücken scheint, desto häufiger denkt Bwasir darüber nach, wer einem Mann aus Guantanamo einen Job geben würde und was in seinem eigenen Lebenslauf stehen sollte; welche Erfahrungen, welches Zuhause.

Manchmal, wenn John Chandler ihn besucht, gesteht Bwasir seinem Anwalt, sich zu fürchten. Er zweifelt, ob er sich in einer anderen Welt zurechtfindet, ohne Freunde, ohne Familie, ohne einen einzigen Menschen, den er kennt.

Die Welt von Camp Delta, schreibt er in einem seiner Briefe, erscheint ihm »klein, aber vertraut«. Sie besteht aus Beton und Befehlen, aber es herrscht Ordnung in dieser Welt. Sie gibt ihm vor, wann er schlafen darf, wann er essen darf, wann er beten darf. Ein schwarzer Pfeil, am Fußende seiner Pritsche auf Metall gesprüht, weist ihm die Richtung, »Makkah, 7206 Miles«. Er muss in dieser Welt nicht selbst sein Wächter sein. Guantanamo wacht über ihn.

Es war einmal ein Lager, aus Amerikas Angst geboren. Es ist heute, 14 Jahre nach Bwasirs Ankunft, eine Milliarden Dollar schwere Festung seiner Paranoia, mit Fitnessräumen und Aquarellmalgruppen, umrahmt von meterhohen Mauern.

Bwasir, erzählen Lagerkommandeure, fuhr an diesen Mauern vorbei an jenem Tag im Januar, dem Morgen seiner bevorstehenden Entlassung. Ein Militärbus brachte ihn aus Camp Delta, durch sieben Kontrollbarrieren, bis zum Rollfeld, wo das Flugzeug auf ihn wartete. Der Pilot im Cockpit hatte ein Ziel in Osteuropa eingegeben, Kursrichtung Balkan. Bwasirs Zukunft, sein neues Zuhause, lag in einem Land, von dem er nie zuvor gehört hatte, dessen Namen er nicht buchstabieren konnte.

Die Fahrt über den Stützpunkt dauerte 40 Minuten, Bwasir saß auf der Rückbank, er konnte aus dem Fenster sehen, ganz in Ruhe. Vielleicht, sagen Soldaten, die ihn begleiteten, erkannte er den Ort seiner Ankunft wieder, aber nicht mehr den Menschen, der er selbst einmal gewesen war. Vielleicht, sagt sein Anwalt, sah er die aufgehende Sonne über dem Ozean, und vielleicht machte ihm die Schönheit Angst oder die unendliche Weite.

Der Gefangene Mohammed Bwasir, so steht es im Bericht über jenen Morgen, über die Minuten auf dem Rollfeld, weigerte sich, das Flugzeug zu besteigen. Er verlangte, in seine Zelle zurückgebracht zu werden.

Zwei Wochen später ging in einer Kanzlei in Atlanta ein Brief aus Guantanamo Bay, Kuba, ein. Es war nur ein kleines Stück Papier, darauf stand, in zittriger Schrift: »Ich bleibe hier.«

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember und Januar 2019

Die Reportage »Nummer 440« beschreibt das Leben des jungen Jemeniten Mohammed Bwasir, der 2002 aus Afghanistan nach Guantanamo kam und dort 14 Jahre lang eingesperrt war, ohne dass je Anklage gegen ihn erhoben wurde. Im Januar 2016 sollte Häftling Nr. 440 entlassen und in ein osteuropäisches Land ausgeflogen werden. Doch im letzten Moment weigerte er sich, weil, wie es hieß, er die Freiheit in der Fremde fürchtete.

Der nachrichtliche Kern der Geschichte ist korrekt, der Text enthält aber in wesentlichen Teilen Fälschungen, das räumte Relotius im Dezember 2018 ein, er gab die ihm für diesen Text verliehenen Preise zurück. Zudem enthält sein Artikel eine Reihe von Faktenfehlern.

Relotius erzählt die Geschichte eines »Träumers«, der 2001 im Alter von 19 Jahren »auf der Suche nach Sinn in seinem Leben« den Jemen verlässt, um zu seinem Bruder Salih zu ziehen, der damals in Afghanistan studierte. Bwasir habe dann dort in einem Waisenheim Kinder unterrichtet. Im November 2001 - »zwei Monate nachdem in New York die Türme gefallen sind« - wird er laut Relotius plötzlich niedergeschlagen und wacht erst in Masar-i-Scharif wieder auf, »auf dem Betonboden einer Kaserne«. Er wird verdächtigt, ein Terrorist der Qaida, eine »Bedrohung für Amerika« zu sein. Von seinen Peinigern gefoltert gesteht er schließlich »alles, was sie von ihm verlangen«, und wird als ein »feindlicher Kämpfer« nach Guantanamo auf Kuba verschleppt. Dort schließlich wird er in den Käfig im berühmten Camp X-Ray gesteckt, er kommt auch in Einzelhaft, wird gefoltert, macht einen Hungerstreik und wird zwangsernährt.

In Akten des US-Verteidigungsministeriums, die über Wikileaks (»Guantanamo-Files«) im April 2011 auch vom SPIEGEL veröffentlicht wurden, existiert ein neunseitiges Dossier über Bwasir, allerdings mit einer anderen Biografie. Relotius schreibt dazu: »In der Akte SECRET-NOFORN-22331027 steht in präzisen, militärisch genauen Sätzen, eine andere Geschichte über Moham-

med Bwasirs Leben.« Von dem, was er über Bwasir recherchiert habe, tauche in den Dokumenten des Pentagon »kein Wort auf«. Tatsächlich stützt sich Relotius für seine Darstellung auf Berichte und Gespräche, die ihm angeblich zugespielt wurden, die er aber später nicht belegen konnte.

Ein Widerspruch: Bwasir kam laut Pentagon-Akte Anfang Mai 2002 in Guantanamo an, laut Relotius aber bereits im Februar. Das ist auch deshalb wichtig für die Geschichte des Reporters, weil es entscheidet, ob Bwasir überhaupt im Camp X-Ray, in den berühmten Käfigen, eingesperrt war. Camp X-Ray wurde nämlich Ende April 2002 geschlossen.

Über die Fälschungen hinaus enthält der Artikel auch nachprüfbar Faktenfehler und Widersprüche, auf die auch einige Leser hingewiesen haben. So ist fraglich, in welcher Sprache der frisch in Afghanistan angekommene Bwasir die Kinder unterrichtet haben will. In Afghanistan werden Paschtu und Dari, im Jemen wird Arabisch gesprochen.

Auch die Nummer des geheimen Pentagon-Reports zu Bwasir ist falsch angegeben, sie lautet richtig 20331027.

Im Text wird das Alter Bwasirs im Januar 2016 mit 35 angegeben. Das steht im Widerspruch zu anderen Stellen im Text, nach denen er mehr als ein Jahr jünger sein muss: »Es ist das Jahr 2001, Mohammed Bwasir ist 19 Jahre alt.«

Über Camp Delta schreibt Relotius: »Es gibt keinen Koran, keinen Teppich zum Beten«. In Wirklichkeit aber gehört der Koran dort zur Grundausrüstung, und wer keinen haben sollte, kann ihn sich in der Bibliothek ausleihen.

Für die Recherche war damals verabredet worden, dass Relotius nach Guantanamo reist, das Lager besucht und mit Augenzeugen dort spricht. Ob er dies tat, ist noch unklar. Zudem will er mit Bwasirs Bruder im Jemen, mehreren ehemaligen Guantanamo-Insassen und Bwasirs Anwalt gesprochen haben. Ob er dies tat, ist ebenfalls noch nicht geklärt.

Gesellschaft

Ruhig Blut, Bruder

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein amerikanischer Pastor einen Amokläufer während seines Gottesdienstes bekehrte

Es war der letzte Gottesdienst des Jahres, ein paar Minuten noch bis Mitternacht, und Larry Wright, 57-jähriger schwarzer Pastor, stand in seiner Kirche, vor 60 Mitgliedern seiner Gemeinde, er sprach über Liebe, Barmherzigkeit und darüber, wie viele Menschen durch sinnlose Gewalt ums Leben kämen. Er erinnerte gerade an jene neun Christen im Nachbarstaat South Carolina, die im vergangenen Sommer während einer Bibelstunde, von einem Rassist getötet worden waren, da sah er, wie durch die Eingangstür der Kirche, am anderen Ende eines langen Flurs, ein bewaffneter Mann über die Schwelle trat.

Larry Wright ist 57 Jahre alt, verheiratet, Vater zweier Söhne, seit 16 Jahren Pastor einer afroamerikanischen Gemeinde in Fayetteville, einer 200.000-Einwohner-Stadt in North Carolina. Es war, solange er hier ist, immer alles friedlich abgegangen in seinem Gotteshaus.

Einen Monat nachdem er hier ein Blutbad verhindert hat, erzählt er am Telefon von jenem Moment, in dem Gott ihn prüfte wie nie zuvor. Er habe nicht lange nachgedacht, sondern einfach gehandelt. Er habe nicht an das Böse im Menschen geglaubt, sondern an das Gute, und nur so, sagt er mit ruhiger Stimme, »war eine wahrhaftige Wunder möglich«.

Larry Wright hatte den Mann, der wie ein Einbrecher in seine Kirche kam, noch nie zuvor gesehen, er war schwarz, keine 30 Jahre alt, trug eine Militärweste und atmete schwer. In seiner linken Hand hielt er ein Magazin mit Munition, in der rechten ein halbautomatisches Gewehr. »Es sah aus«, sagt Larry Wright, »als würde er in eine Schachtel ziehen.«

Die Menschen in der Kirche, darunter viele Kinder und Familien, dachten zuerst an eine Aufführung. Sie glaubten, Wright habe den Mann bestellt, um den Worten seiner Predigt Kraft zu verleihen. Aber Larry Wright erkannte sofort: Dieser Fremde war kein Schauspieler, das Gewehr in seiner Hand war echt. Er zögerte kaum eine Sekunde, dann ging er eilig auf den Mann zu und fragte: »Kann ich dir helfen?«

Der Fremde kam ihm entgegen, er lief langsam an den Gebetsbänken vorbei, dem Altar entgegen. Dabei sprach er, erst leise, dann immer lauter, vom Krieg und vom Leid, das ihm als Soldat widerfahren sei. Dieser Krieg, sagte er, habe sein Leben und seine Familie zerstört, auch Gott habe sich von ihm abgewendet. Er sei gekommen, sagte der Mann und hielt sein Gewehr in die Luft, »um furchtbare Dinge zu tun«.

Es war dieser Augenblick, sagt Larry Wright, als in seiner Kirche Geschrei losbrach und »blanke Panik«. Die meisten Besucher sprangen zur Tür, sie versuchten zu fliehen, andere warfen sich vor ihre Kinder oder zu Boden, um unter den Bänken Schutz zu finden. Nur Larry Wright blieb stehen, stieß die Hände gefaltet, er baute sich vor dem Fremden auf und sah ihm direkt ins Gesicht.

Wright ist ein kräftiger Mann mit breiten Schultern, Fehler, aber er Pastor wurde, hatte er selbst mehr als 20 Jahre lang in der US-Armee gedient, als Marineinfanterist hatte er im Krieg am Kuwait teilgenommen. Das Angebot vor dem Tod, das Gefährdungsrisiko zu schließen, die Bilder im Kopf, die einem von der Front bis in die Heimat verfolgen: Wright hatte all das selbst einmal durchlebt. Am Telefon erzählt er von späteren Jahren, in denen er Drogen genommen und getrunken habe, um seine Erinnerungen zu löschen. »Das Schlimmste«, sagt er, »war, mit meinen Dämonen allein gewesen zu sein.«

Larry Wright schoss Bilder aus seiner Zeit durch den Kopf, als er dem bewaffneten Mann in seiner Kirche gegenüberstand. Er, der Veteran und Prediger, sah nun zwei Möglichkeiten: Die eine war, dem Fremden zu attackieren, wie er es bei der Armee gelernt hatte, den gewollten zu überwinden. Die andere, sagt Wright, bestand darin, ihm die Hand zu reichen, ihn in seiner Gemetschtheit mitzunehmen zu helfen, ihm mit Wärme zu begegnen. Larry Wright sah dem Mann tief in die Augen, er konnte Verunsicherung darin erkennen, auch Hände Wut, die er selbst einmal empfunden hatte, aber keinen Hass auf unschuldige Menschen. Er holte sehr tief Luft, ging noch einen Schritt auf den Mann zu, dann, vorsichtig, legte er seine Arme um ihn wie ein Vater um ein verlorenes Sohn.

Der Fremde, zitternd vor Anspannung, fiel auf die Knie. Er legte das Gewehr aus. Es war dieser Moment, sagt Larry Wright, »in dem er sein Leben in Gottes Hände gab«.

Zwei Mitglieder der Gemeinde hatten den Mann auf, sie setzten sich mit ihm auf die Bank in der ersten Reihe, und Larry Wright begann zu beten. Durch die Kirchenfenster sah er bald, dass draußen auf dem Parkplatz Polizeiwagen hielten, Wright unterbrach sein Gebet, ging zur Kirchen Tür und gab den Polizisten ein Zeichen, nicht hereinzukommen, seine Predigt nicht zu unterbrechen, erst nach einer halben Stunde, als das neue Jahr angebrochen war und Larry Wright den Fremden gesegnet hatte, nahmen sie ihn mit.

Es handelte sich, so viel weiß Larry Wright mittlerweile, um einen jungen Mann, der drei Jahre im Irak stationiert gewesen war, an posttraumatischen Belastungsstörungen gelitten, aber eine psychologische Hilfe erhalten hatte. Er wurde nicht in ein Gefängnis gebracht oder angeklagt, sondern, im Einvernehmen mit der Kirchenleitung, in eine Klinik eingewiesen.

Larry Wright besucht ihn dort jeden Sonntag. © AP/WIDEWORLD



Wright

Pastor bekehrt zur Bluttaut entschlossenen Bewaffneten

12-jähriges Maria hängen – das muss heißen ein unbewaffneter Mann eines Gottesdienstes. Der Pastor – aber ein einziger Soldat – rührte sich nicht an. Und schaffte

Von der Walschick Welt

beachte, ließ den Munitionsgürtel fallen und beachtete in Tränen aus. Es war dieser Moment, sagt Larry Wright, »in dem er sein Leben in Gottes Hände gab«.

Zwei Mitglieder der Gemeinde hatten den Mann auf, sie setzten sich mit ihm auf die Bank in der ersten Reihe, und Larry Wright begann zu beten. Durch die Kirchenfenster sah er bald, dass draußen auf dem Parkplatz Polizeiwagen hielten, Wright unterbrach sein Gebet, ging zur Kirchen Tür und gab den Polizisten ein Zeichen, nicht hereinzukommen, seine Predigt nicht zu unterbrechen, erst nach einer halben Stunde, als das neue Jahr angebrochen war und Larry Wright den Fremden gesegnet hatte, nahmen sie ihn mit.

Es handelte sich, so viel weiß Larry Wright mittlerweile, um einen jungen Mann, der drei Jahre im Irak stationiert gewesen war, an posttraumatischen Belastungsstörungen gelitten, aber eine psychologische Hilfe erhalten hatte. Er wurde nicht in ein Gefängnis gebracht oder angeklagt, sondern, im Einvernehmen mit der Kirchenleitung, in eine Klinik eingewiesen.

Larry Wright besucht ihn dort jeden Sonntag. © AP/WIDEWORLD

Ruhig Blut, Bruder

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein amerikanischer Pastor einen Amokläufer während seines Gottesdienstes bekehrte

32 | DER SPIEGEL 6/2016, 6.2.2016

Es war der letzte Gottesdienst des Jahres, ein paar Minuten noch bis Mitternacht, und Larry Wright, in schwarzem Talar, stand in seiner Kirche, vor 60 Mitgliedern seiner Gemeinde, er sprach über Liebe, Barmherzigkeit und darüber, wie viele Menschen durch sinnlose Gewalt ums Leben kämen. Er erinnerte gerade an jene neun Christen im Nachbarstaat South Carolina, die im vergangenen Sommer, während einer Bibelstunde, von einem Rassist getötet worden waren, da sah er, wie durch die Eingangstür der Kirche, am anderen Ende eines langen Flurs, ein bewaffneter Mann über die Schwelle trat.

Larry Wright ist 57 Jahre alt, verheiratet, Vater zweier Söhne, seit 16 Jahren Pastor einer afroamerikanischen Gemeinde in Fayetteville, einer 200.000-Einwohner-Stadt in North Carolina. Es war, solange er hier ist, immer alles friedlich abgegangen in seinem Gotteshaus.

Einen Monat nachdem er hier ein Blutbad verhindert hat, erzählt er am Telefon von jenem Moment, in dem Gott ihn prüfte wie nie zuvor. Er habe nicht lange nachgedacht, sondern einfach gehandelt. Er habe nicht an das Böse im Menschen geglaubt, sondern an das Gute, und nur so, sagt er mit ruhiger Stimme, »war ein wahrhaftiges Wunder möglich«.

Larry Wright hatte den Mann, der wie ein Einbrecher in seine Kirche kam, noch nie zuvor gesehen, er war schwarz, keine 30 Jahre alt, trug eine Militärweste und atmete schwer. In seiner linken Hand hielt er ein Magazin mit Munition, in der rechten ein halbautomatisches Gewehr. »Es sah aus«, sagt Larry Wright, »als würde er in eine Schachtel ziehen.«

Die Menschen in der Kirche, darunter viele Kinder und Familien, dachten zuerst an eine Aufführung. Sie glaubten, Wright habe den Mann bestellt, um den Worten seiner Predigt Kraft zu verleihen. Aber Larry Wright erkannte sofort: Dieser Fremde war kein Schauspieler, das Gewehr in seiner Hand war echt. Er zögerte kaum eine Sekunde, dann ging er eilig auf den Mann zu und fragte: »Kann ich dir helfen?«

Der Fremde kam ihm entgegen, er lief langsam an den Gebetsbänken vorbei, dem Altar entgegen. Dabei sprach er, erst leise, dann immer lauter, vom Krieg und vom Leid, das ihm als Soldat widerfahren sei. Dieser Krieg, sagte er, habe sein Leben und seine Familie zerstört, auch Gott habe sich von ihm abgewendet. Er sei gekommen, sagte der Mann und hielt sein Gewehr in die Luft, »um furchtbare Dinge zu tun«.

Es war dieser Augenblick, sagt Larry Wright, als in seiner Kirche Geschrei losbrach und »blanke Panik«. Die meisten Besucher sprangen zur Tür, sie versuchten zu fliehen, andere warfen sich vor ihre Kinder oder zu Boden, um unter den Bänken Schutz zu finden. Nur Larry Wright blieb stehen, stieß die Hände gefaltet, er baute sich vor dem Fremden auf und sah ihm direkt ins Gesicht.

Wright ist ein kräftiger Mann mit breiten Schultern, Fehler, aber er Pastor wurde, hatte er selbst mehr als 20 Jahre lang in der US-Armee gedient, als Marineinfanterist hatte er im Krieg am Kuwait teilgenommen. Das Angebot vor dem Tod, das Gefährdungsrisiko zu schließen, die Bilder im Kopf, die einem von der Front bis in die Heimat verfolgen: Wright hatte all das selbst einmal durchlebt. Am Telefon erzählt er von späteren Jahren, in denen er Drogen genommen und getrunken habe, um seine Erinnerungen zu löschen. »Das Schlimmste«, sagt er, »war, mit meinen Dämonen allein gewesen zu sein.«

einfach stehen, die Hände gefaltet. Er baute sich vor dem Fremden auf und sah ihm direkt ins Gesicht.

Wright ist ein kräftiger Mann mit breiten Schultern. Früher, ehe er Pastor wurde, hatte er selbst mehr als 20 Jahre lang in der US-Armee gedient, als Marinesoldat hatte er im Krieg um Kuwait gekämpft. Die Angst vor dem Tod, das Gefühl, auf Menschen zu schießen, die Bilder im Kopf, die einen von der Front bis in die Heimat verfolgen: Wright hatte all das selbst einmal durchlebt. Am Telefon erzählt er von düsteren Jahren, in denen er Drogen genommen und getrunken habe, um seine Erinnerungen zu betäuben. »Das Schlimmste«, sagt er, »war, mit meinen Dämonen allein gewesen zu sein.« Larry Wright schoss Bilder aus jener Zeit durch den Kopf, als er dem bewaffneten Mann in seiner Kirche gegenüberstand. Er, der Veteran und Prediger, sah nun zwei Möglichkeiten. Die eine war, den Fremden zu attackieren, wie er

es bei der Armee gelernt hatte, ihn gewaltsam zu überwältigen. Die andere, sagt Wright, bestand darin, ihm die Hand zu reichen, ihn in seiner Gemeinde willkommen zu heißen, ihm mit Wärme zu begegnen. Larry Wright sah dem Mann prüfend in die Augen, er konnte Verzweiflung darin erkennen, auch blinde Wut, die er selbst einmal empfunden hatte, aber keinen Hass auf unschuldige Menschen. Er holte sehr tief Luft, ging noch einen Schritt auf den Mann zu, dann, vorsichtig, legte er seine Arme um ihn wie ein Vater um einen verlorenen Sohn.

Der Fremde, zitternd vor Anspannung, fiel auf die Knie. Er legte das Gewehr beiseite, ließ den Munitionsgürtel fallen und brach in Tränen aus. Es war dieser Moment, sagt Larry Wright, »in dem er sein Leben in Gottes Hände gab«.

Zwei Mitglieder der Gemeinde halfen dem Mann auf, sie setzten sich mit ihm auf die Bank in der ersten Reihe, und Larry

Wright begann zu beten. Durch die Kirchenfenster sah er bald, dass draußen auf dem Parkplatz Polizeiwagen hielten, Wright unterbrach sein Gebet, ging zur Kirchentür und gab den Beamten ein Zeichen, nicht hereinzukommen, seine Predigt nicht zu stören. Erst nach einer halben Stunde, als das neue Jahr angebrochen war und Larry Wright den Fremden gesegnet hatte, nahmen sie ihn fest.

Es handelte sich, so viel weiß Larry Wright mittlerweile, um einen jungen Mann, der drei Jahre im Irak stationiert gewesen war, an posttraumatischen Belastungsstörungen gelitten, aber nie psychologische Hilfe erhalten hatte. Er wurde nicht in ein Gefängnis gebracht oder angeklagt, sondern, im Einvernehmen mit der Kirchengemeinde, in eine Klinik eingewiesen. Larry Wright besucht ihn dort jeden Sonntag.

Von Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar und im April 2019

Die Geschichte von Relotius über einen Pastor, der »ein Blutbad verhindert hat«, ist in der SPIEGEL-Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« erschienen und erzählt eine deutlich dramatischere Version eines Vorfalls, über den amerikanische Quellen bereits berichtet hatten.

Laut Relotius hat ein Bewaffneter eine afroamerikanische Kirche in Fayetteville, North Carolina, betreten und verkündet, er wolle »furchtbare Dinge« tun, woraufhin Panik ausgebrochen sei. Nur der Pastor, Larry Wright, sei mit gefalteten Händen stehen geblieben und habe dem Bewaffneten ins Gesicht gesehen. Er habe dann die Arme um den Fremden gelegt wie ein Vater um seinen Sohn, woraufhin der auf die Knie gefallen und in Tränen ausgebrochen sei. Das Gewehr habe er zur Seite gelegt. Der Mann, der nach Kriegseinsätzen an einer posttraumatischen Belastungsstörung leide, sei im Einvernehmen mit der Kirchengemeinde nicht ins Gefängnis, sondern in eine Klinik gebracht worden, wo Wright ihn jeden Sonntag besuche.

Der Vorgang liest sich im Lokalblatt »Fayetteville Observer« anders: Der Mann erscheint mit seiner Waffe im Gottesdienst, »weil Gott ihm gesagt habe, er solle zur Kirche gehen, bevor er etwas Böses tue«. Von Drohungen und Panik in der Kirche steht da nichts. In einem CNN-Betrag wenige Tage nach dem Vorfall erzählt Pastor Wright vor der Kamera, er habe diesen bewaffneten Fremden im Gottesdienst wahrgenommen und gefragt: »Kann ich Ihnen helfen?« Die Antwort des Mannes: »Können Sie für mich beten?« Während CNN für diesen Beitrag filmt, betritt der Fremde erneut die Kirche, diesmal unbewaffnet. Er und der Pastor umarmen sich, der Mann sei gekommen, heißt es im Betrag, um sich zu entschuldigen. In einer Klinik befindet er sich also zu diesem Zeitpunkt nicht.

Relotius schreibt im Text von einem Telefonat, das er Anfang Februar 2016 mit dem Pastor geführt haben will. Anfragen des SPIEGEL an Larry Wright, ob ein Telefonat mit Relotius tatsächlich stattgefunden hat, blieben bisher unbeantwortet.

Gesellschaft

Hanswurst

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein schottischer Schweißer als Staatsfeind durch Kirgisien gejagt wurde

Zwei Wochen nachdem er durch ein fremdes Land geflüchtet war, nachdem ihn ein wütender Mob mehr als 7000 Kilometer entfernt von seiner Heimat gejagt und mit dem Leben bedroht hatte, sitzt Michael McFeat auf dem Sofa seines Wohnzimmers und erzählt, wie er, ein friedliebender Schotte, zum Staatsfeind Kirgisiens werden konnte. Er habe nie für Ärger sorgen wollen und erst recht nicht für einen Krieg. Er habe einen Fehler gemacht, das schon, aber dann, sagt McFeat, und in seine Stimme fährt echte Verzweiflung, »geriet alles außer Kontrolle«.

Michael McFeat ist 39 Jahre alt, er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in der schottischen Grafschaft Perthshire, zwei Autostunden nördlich von Glasgow. Die letzten Monate verbrachte er nicht zu Hause, sondern in einem fernen, unbekanntem Land zwischen China im Osten und Usbekistan im Westen.

Es war der Job, der ihn nach Kirgisien führte, zu einem kleinen, schneebedeckten Industriort im zentralasiatischen Hochgebirge. Michael McFeat ist gelernter Schweißer, er arbeitet für ein kanadisches Bergbauunternehmen, das in einem Ort in 4000 Metern Höhe Gold abbaut. Seine Firma hatte ihn beauftragt, die Einheimischen bei ihrer Arbeit in den Minen zu unterstützen, und ihm gefiel diese Aufgabe. Er fühlte sich wohl in Kirgisien, die Menschen dort, erzählt er am Telefon, seien freundlicher als in Europa, »solange man ihre Kultur respektiert«. Aber nur so lange.

Wenn die Geschichte stimmt, die McFeat erzählt, begann die Affäre in den letzten Stunden des vergangenen Jahres, es war die Silvesterparty seiner Firma. McFeat saß mit seinen Kollegen in der Kantine des Bergbaudorfes, da fiel sein Blick auf eine große, kreisförmige Wurst inmitten des Buffets. Michael McFeat zückte sein Handy, fotografierte erst die Wurst, dann seine Kollegen für seine Facebook-Seite. Die kräftig riechende Fleischwurst vor sich, überfielen ihn alberne Gedanken, und so kommentierte er die Fotos mit den Worten: »Die Kirgisen stehen Schlange für ihre besondere Delikatesse, den Pferdepenis!«

Michael McFeat fand das komisch – und harmlos. Aber schon am übernächsten Morgen, als in den Minen wieder der Betrieb beginnen sollte, spürte er, dass sich etwas verändert hatte. Dass keiner seiner Kollegen mehr an die Arbeit ging. Dass keiner derer, die noch Abende zuvor mit ihm gefeiert hatten, ihn grüßte. Stattdessen lag Wut und Hass in ihren Blicken. Noch ehe McFeat begriff, was vorging, erklärten ihm seine Vorgesetzten, er müsse

auf der Stelle das Land verlassen. Sie sagten, er müsse fliehen, wolle er am Leben und ein freier Mann bleiben. Bei Sucuk, hieß es, würden Kirgisen keinen Spaß verstehen.

Michael McFeat sagt, er habe nie zuvor von Sucuk gehört. Er habe nicht gewusst, dass es sich bei der Wurst, die er als Geschickstest bezeichnet hatte, um ein kirgisches Nationalgericht handelte, eine wertige Spezialität aus Schälchrenten und Pferdefleisch. Was McFeat auch nicht ahnte, was das Heidecker Bergbauunternehmen auf Facebook geäußert hatten und schon bald zum gewalttätigen Aufstand gegen ihn liefen. Es waren Sicherheitsleute seiner Firma, die McFeat zunächst durch einen unterirdischen Tunnel und dann, versteckt im Rücken eines Kleinwagens, aus dem Minenort schleppten. Die Fahrt durch das Gebirge zum Flughafen der Hauptstadt Bischkek dauerte fast neun Stunden. McFeat zählte jede Minute, durch die Heckscheibe sah er, dass bewaffnete Männer in Autos ihn verfolgte, dass sie das Fahrzeug rammten, wieder und wieder. »Ich habe«, sagt er, »dann aber nur ein Abstrusen selb.«

Aber Michael McFeat sagt, dass er nicht getrunken habe. Als sie den Flughafen erreichten, bis zuletzt von einheimischen Arbeitern gejagt, langten angeblich schon oberirds Pakete mit seinem Gesicht. Der Schweißer kam sich vor wie ein geschnitzter Scherenschnitt, und, Höhepunkt der Story: Bald nahmen ihn Agenten der Geheimdienste fest. Seine Bekleidung habe »die nationale Hirtentracht« sein sollen, sie gesagt haben, er, McFeat, habe »christlichen Hass« geäußert. Sie führten ihn einem Richter vor, der den Beten bodenlag, sich öffentlich beim kirgisischen Volk zu entschuldigen. Ansonsten, so das drohende Urteil, wartet er fünf Jahre Gefängnis mit ihm.

Michael McFeat verstand auch immer nicht, wie ihm geschah. Er bestarrte nun langsam eine Ahnung, dass der Zorn, der über ihn hereingebrochen war, auch mit seiner Firma zu tun haben musste und damit, dass Tausende Bergarbeiter schon häufig über Ausbeutung geklagt hatten. Dass sie vielleicht nur einen Grund zum Aufstand gesucht hatten und er ihn geliefert hatte.

McFeat begriff, dass es nur einen Ausweg gab, im Staatserben verlor er bald eine Erklärung. In der er alle Menschen, deren Getöse er verlor, um Vorehrung hat. Er sagte, Kirgisien sei »ein straffes Land mit wunderbaren Menschen und vorzüglichem Küche«. Er riefte um Gnade. Es dauerte sechs Tage, bis das Gericht entschied, ihn zu verurteilen, »aus Mangel an Beweisen«, wie es hieß. Michael McFeat wurde ausgewiesen. Er flog zurück nach Schottland, die kirgisische Regierung verbannte ihn auf Lebenszeit.

Seine Firma suchte mittlerweile neue Arbeit für ihn. Er hofft, nicht wieder so fern von der Heimat eingestuft zu werden, sondern vielleicht eher in einer Kantine. In der die Menschen seinen Humor verstehen und Wärme nicht wie ein Bedauern behauptet werde. England sagt er, wäre nicht verkehrt. © AP/WIDEWORLD



McFeat

Haft, weil Brito Delikatessen beleidigt

Der Brito Michael McFeat hat sich in Kirgisien mächtig Ärger eingehandelt. Er bezeichnete die traditionelle Pferde-
Delikatessenspezialität auf seiner Facebook-Seite als »Hirtentracht«.

Aus dem »Berliner Kurier«

Hanswurst

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein schottischer Schweißer als Staatsfeind durch Kirgisien gejagt wurde

33 | DER SPIEGEL 5/2016, 30.1.2016

Zwei Wochen nachdem er durch ein fremdes Land geflüchtet war, nachdem ihn ein wütender Mob mehr als 7000 Kilometer entfernt von seiner Heimat gejagt und mit dem Leben bedroht hatte, sitzt Michael McFeat auf dem Sofa seines Wohnzimmers und erzählt, wie er, ein friedliebender Schotte, zum Staatsfeind Kirgisiens werden konnte. Er habe nie für Ärger sorgen wollen und erst recht nicht für einen Krieg. Er habe einen Fehler gemacht, das schon, aber dann, sagt McFeat, und in seine Stimme fährt echte Verzweiflung, »geriet alles außer Kontrolle«.

Michael McFeat ist 39 Jahre alt, er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in der schottischen Grafschaft Perthshire, zwei Autostunden nördlich von Glasgow. Die letzten Monate verbrachte er nicht zu Hause, sondern in einem fernen, unbekanntem Land zwischen China im Osten und Usbekistan im Westen.

Es war der Job, der ihn nach Kirgisien führte, an einen kleinen, schneebedeckten Industriort im zentralasiatischen Hochgebirge. Michael McFeat ist gelernter Schweißer, er arbeitet für ein kanadisches Bergbauunternehmen, das in einem Ort in 4000 Metern Höhe Gold abbaut. Seine Firma hatte ihn beauftragt, die Einheimischen bei ihrer Arbeit in den Minen zu unterstützen, und ihm gefiel diese Aufgabe. Er fühlte sich wohl in Kirgisien, die Menschen dort, erzählt er am Telefon, seien freundlicher als in Europa, »solange man ihre Kultur respektiert«. Aber nur so lange.

Wenn die Geschichte stimmt, die McFeat erzählt, begann die Affäre in den letzten Stunden des vergangenen Jahres, es war die Silvesterparty seiner Firma. McFeat saß mit seinen Kollegen in der Kantine des Bergbaudorfes, da fiel sein Blick auf eine große, kreisförmige Wurst inmitten des Buffets. Michael McFeat zückte sein Handy, fotografierte erst die Wurst, dann seine Kol-

legen, Bilder für seine Facebook-Seite. Die kräftig riechende Fleischwurst vor sich, überfielen ihn alberne Gedanken, und so kommentierte er die Fotos mit den Worten: »Die Kirgisen stehen Schlange für ihre besondere Delikatesse, den Pferdepenis!«

Michael McFeat fand das komisch – und harmlos. Aber schon am übernächsten Morgen, als in den Minen wieder der Betrieb beginnen sollte, spürte er, dass sich etwas verändert hatte. Dass keiner seiner Kollegen mehr an die Arbeit ging. Dass keiner derer, die noch Abende zuvor mit ihm gefeiert hatten, ihn grüßte. Stattdessen lag Wut und Hass in ihren Blicken. Noch ehe McFeat begriff, was vorging, erklärten ihm seine Vorgesetzten, er müsse auf der Stelle das Land verlassen. Sie sagten, er müsse fliehen, wolle er am Leben und ein freier Mann bleiben. Bei Sucuk, hieß es, würden Kirgisen keinen Spaß verstehen.

Michael McFeat sagt, er habe nie zuvor von Sucuk gehört. Er habe nicht gewusst,

dass es sich bei der Wurst, die er als Geschlechtsteil bezeichnet hatte, um ein kirgisches Nationalgericht handelte, eine würzige Spezialität aus Schlachttresten und Pferdefleisch. Was McFeat auch nicht ahnte, war, dass Hunderte Bergmänner seinen Kommentar auf Facebook gelesen hatten und schon bald zum gewaltsamen Aufstand gegen ihn riefen.

Es waren Sicherheitsleute seiner Firma, die McFeat zunächst durch einen unterirdischen Tunnel und dann, versteckt im Rückraum eines Krankenwagens, aus dem Minendorf schleusten. Die Fahrt durch das Gebirge zum Flughafen der Hauptstadt Bischkek dauerte fast neun Stunden. McFeat zählte jede Minute, durch die Heckscheibe sah er, dass bewaffnete Männer in Autos ihn verfolgten, dass sie das Fahrzeug rammten, wieder und wieder. »Ich betete«, sagt er, »dass alles nur ein Albtraum sei.«

Aber Michael McFeat sagt, dass er nicht geträumt habe. Als sie den Flughafen er-

reichten, bis zuletzt von einheimischen Arbeitern gejagt, hingen angeblich schon überall Plakate mit seinem Gesicht. Der Schweizer kam sich vor wie ein gesuchter Schwerverbrecher, und, Höhepunkt der Story: Bald nahmen ihn Agenten des Geheimdienstes fest. Seine Beleidigung habe »die nationale Ehre verletzt«, sollen sie gesagt haben, er, McFeat, habe »ethnischen Hass« gesät. Sie führten ihn einem Richter vor, der den Briten bedrängte, sich öffentlich beim kirgisischen Volk zu entschuldigen. Andernfalls, so das drohende Urteil, warteten fünf Jahre Gefängnis auf ihn.

Michael McFeat verstand noch immer nicht, wie ihm geschah. Er bekam nur langsam eine Ahnung, dass der Zorn, der über ihn hereingebrochen war, auch mit seiner Firma zu tun haben musste und damit, dass Tausende Bergarbeiter schon häufig über Ausbeutung geklagt hatten. Dass sie vielleicht nur einen Grund zum Aufstand gesucht hatten und er ihn geliefert hatte.

McFeat begriff, dass es nur einen Ausweg gab. Im Staatsfernsehen verlas er bald eine Erklärung, in der er alle Menschen, deren Gefühle er verletzt habe, um Verzeihung bat. Er sagte, Kirgisien sei »ein stolzes Land mit wunderbaren Menschen und vorzüglicher Küche«. Er flehte um Gnade. Es dauerte sechs Tage, bis das Gericht entschied, ihn zu verschonen, »aus Mangel an Beweisen«, wie es hieß. Michael McFeat wurde ausgewiesen. Er flog zurück nach Schottland, die kirgisische Regierung verbannte ihn auf Lebenszeit.

Seine Firma sucht mittlerweile neue Arbeit für ihn. Er hofft, nicht wieder so fern von der Heimat eingesetzt zu werden, sondern vielleicht eher in einer Kultur, in der die Menschen seinen Humor verstünden und Nahrung nicht wie ein Heiligtum behandelt werde. England, sagt er, wäre nicht verkehrt.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar 2019, aktualisiert im April 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« erzählt die im Kern wahre Geschichte des schottischen Schweißers Michael McFeat, der in Kirgisien für ein kanadisches Bergbauunternehmen tätig war und große Probleme bekam. Während einer Silvesterfeier hatte er auf Facebook eine kirgisische Wurstspezialität scherzhaft als »Pferdepenis« bezeichnet. Einige Tage später kam es deshalb zu Unruhen unter den kirgisischen Arbeitern, McFeat wurde angeblich angefeindet, vom Sicherheitspersonal zum Flughafen gebracht, dort aber festgenommen und später des Landes verwiesen.

Relotius schreibt, er habe mit McFeat telefoniert. Da McFeat auf eine Anfrage zunächst nicht reagierte, ließ sich das nicht sofort überprüfen. Im Frühjahr 2019 dann schrieb McFeat dem SPIEGEL, er habe »nie und bei keiner Gelegenheit« mit »diesen Journalisten« gesprochen.

Über den Vorfall selbst sind vor allem in der britischen Presse zahlreiche Artikel erschienen, durch die sich die Abläufe gut re-

konstruieren lassen. Insgesamt stellt Relotius die Vorgänge offenkundig dramatischer dar als die vorliegenden Presseberichte, wie einige Beispiele zeigen: McFeat musste demzufolge nicht durch einen Tunnel fliehen, ehe er das Werksgelände in einem Krankenwagen verlassen konnte. Er wurde demnach nicht über viele Stunden bis zum Flughafen verfolgt. Er wurde demnach auch nicht von Geheimagenten, sondern von Polizisten verhaftet. Er entschuldigte sich in anderen Berichten bereits frühzeitig und aus eigenem Antrieb, nicht erst nach der Verhaftung auf richterliche Anordnung. Außerdem wurde er demnach für fünf Jahre des Landes verwiesen, nicht auf Lebenszeit. Anhand der Erscheinungsdaten der Artikel ist es eindeutig, dass über seinen Fall zügig entschieden wurde, nicht erst nach sechs Tagen, und er auch nicht »aus Mangel an Beweisen« das Land verlassen musste



Impressionen zur Flüchtlingslage. Im rötlich-rot-schwarzen Strömung ankommen. Rechts: Fußball, Fluchtgeschick in El-Wagner-Straßen.



Angespannt

Stimmungen. Eine Million Flüchtlinge sind 2015 in Deutschland angekommen. Was macht das mit den Deutschen? Was denken sie, was fürchten sie, was trauen sie sich zu sagen?

Hermann Frank*, 61, ist Polizist und hat die Schnauze voll.
»Mich nervt dieser ganze linke Singsang: 'Alle Flüchtlinge sind liebevoll, mitmenschlich, warm.' Ich bin seit über 30 Jahren Polizist, der Mensch klaut, er schlägt, betrügt, er vergewaltigt und tötet. Das ist auch Menschlichkeit. Ich liebe den kleinen afghanischen Jungen in meinem Viertel, der in fünf Monaten perfekt Deutsch gelernt hat, mich seinem Vater vorstellt und gern in die Schule geht, aber wenn es nur drei Prozent sind, die gefährlich sind unter denen, die jetzt zu uns kommen, dann haben wir ein Problem.

Die RAF waren auch nur 50 Mann und hatten die ganze Bundesrepublik in Schach gehalten, das ist nicht lange her, auch wenn wir es gern verdrängen.

Mein ganzer Alltag steht kopf. Seit Monaten vergeht kein Tag ohne polizeilichen Einsatz rund um den Flüchtling. Ich fahre ständig in die Sammelunterkünfte und führe normenverdeckende Gespräche. Ich habe keinen Übersetzer dabei, ich erkläre dann mit Händen und Füßen, dass es sich nicht die Hände klauen sollen, erklärt, dass die Frau nicht schlagen dürfen, und halte vier Finger vor mein Gesicht, dass soll Gefängnisgitter darstellen, Knast verstehen sie. Ich räume ihnen natürlich eine Schonfrist ein, aber sie müssen lernen, dass die Züchtigung ihrer Frau nicht mit dem deutschen Strafrecht vereinbar ist, die können den Koran nicht über mein Grundgesetz stützen.

Und was macht meine Kanzlerin? Merkel hätte ein deutliches Signal setzen müssen: Ja, es wollen viele Menschen zu uns, aber nicht für alle ist Platz hier! Aber sie macht Politik für Europa, nicht mehr für mich, ihren kleinen deutschen Beamten.

Sie schaut zu, wie zwei neue Tätergruppen in unserem Land wachsen, die Ausländerhasser und die islamistischen Fundamentalisten. Ebenfalls potenzielle Gewalttäter, dazwischen sitzen wir, die deutsche Polizei, und feiern es als Erfolg, dass wir keine Schwertransporte mehr begleiten müssen, ich werde Angela Merkel nie wieder wählen.

Jens Köster*, 45, ist Tischler und baut Küchen in Flüchtlingscontainern ein. Er hat Ängste vor den Deutschen.
Ich habe keine Angst vor Flüchtlingen, ich habe Angst, dass in Deutschland die

Stimmung kippt«, sagt Jens Köster. In seiner Tischlerei riecht es nach Holz und Zigarettenrauch, auf dem Tisch liegen die aktuellen Aufträge. Seit die Flüchtlinge zu Zehntausenden in seine Stadt kommen, steht Köster häufig in neuen Asylunterkünften und baut Küchen ein, schraubt Brandschutzplatten an die Containerwand, setzt Spülen davor.

Er sehe viel Sozialneid, wenn er auf diesen Baustellen mit Klempnern, Elektrikern, Zeitarbeitern redet, sagt er. Dann spürt er diese unbefangene Angst aufkommen, dass Flüchtlinge etwas wegnehmen könnten. »Wir arbeiten hier, und die bekommen alles hinten runtergeschoben«, solche Dinge. Da gebe es Neid auf jedes Smartphone, jeden Flatscreen.

Er fürchte sich davor, dass es bald nur noch zwei Entscheidungsmöglichkeiten gebe: Ich bin dafür, oder ich bin dagegen. Auch durch falsche Politik. Und er sage sich, dass die Rechten sich ausbreiten, die Zwischenfälle vorwiegend gingen. Denn eigentlich, trotz aller erwerbslosen Probleme, »sind Flüchtlinge eine gute Nachhilfe«, so nicht er, wirtschaftlich für ihn persönlich. Ja, aber auch gesellschaftlich. Dann tadelt auch Paris sein gar nichts. Mit dem Eurozone, der Flüchtling und türkisch hier ein neues Leben findet, haben diese schrecklichen Ereignisse ja nichts zu tun.

In Flüchtlingsunterkünften zu arbeiten sei wie zu reiten: »Da begegnet dir eine große Offenheit und Freundlichkeit, genauso wie Ablehnung oder Gütegierigkeit«, die ganze Bandbreite. »Da können die zu einer afghanischen Familie, und da steht dir ein Frühstück hin, weil du ihnen die Küche machst.« Der Mix sei gut für jede Gesellschaft. »Die ehemaligen Gastarbeiter sind ja heute auch eine riesige Hochverbreitung, als Nachbarn, Freunde, Mitarbeiter, wir sind reich. Natürlich kann Deutschland das.«

Svenja Jensen*, 37, Mutter eines achtjährigen Grundschulkindes, macht den Sorgen.
»Was erzählt ihr Kind über die neuen Mischel in seiner Klasse?«
»Ja, dass die Lehrer sich vor allen von die Flüchtlingskinder kommen, weil die noch kein Deutsch können Es klingt, als hätten die anderen Kinder jetzt zu tun.

Spitzel: Haben Sie Verständnis dafür?

Jessen: Natürlich brauchen Flüchtlinge die besondere Hilfe, aber ich weiß nicht, ob es eine Grundschule der richtige Ort dafür ist.

Spitzel: Welcher Ort denn sonst?
»Jessen: Das Problem ist doch, dass die meisten Kinder aus Flüchtlingsfamilien traumatisiert und verhaltensauffällig sind. Sie brauchen also viel mehr Aufmerksamkeit und sorgen insgesamt für Unruhe.

Jessen: Haben Lehrer das berichtet?
»Jessen: Nicht direkt, aber das kann sich ja jeder vorstellen. Wenn ein Drittel der Kinder sich Deutsch kann, wird das Lernniveau sinken. Und es wird härter für Anger geben.

Spitzel: Mitenteils gibt es doch ausweitere deutsche Kinder?
»Jessen: Aber die haben Eltern, die sich kümmern und das auffangen. Die Eltern von Flüchtlingskindern sind doch erst mal mit sich selbst beschäftigt. Das ist ja auch verständlich, aber so erfahren ihre Söhne keine Erziehung. Und wir bekommen die Probleme.

Sabine Wagner*, 41, wohnt mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern in einem Behelfsaus.
Am 19. September hat Sabine Wagner eine E-Mail an Angela Merkel geschickt: »Wir fühlen uns enttäuscht. Sind wir Bürger, die jenseits fleißig Steuern zahlen und etwas eingepart haben, um sich ein Eigenheim zu leisten, Ihnen tatsächlich so egal?«

Sie sitzt in ihrem Wohnzimmer, drücken regnet es. Seit vor einem Jahr die zweite Kind auf die Welt gekommen ist, spielen die Wagner mit dem Gedanken, sich ein großes Haus zu kaufen. Sie wollen auf 17 Quadratmetern, gute Lage, vier Zimmer, Südgarten, Marktwert knappe 200 Euro. Die Wagner hatten gerade etwas Neues im Auge, als sie im Juli erfuhr, dass hundert Meter vor ihrer Fenster entfernt eine Flüchtlingsunterkunft für 500 Menschen geplant ist.

Sie beschloss, ihr Haus sofort zum Kauf anzubieten. »Wir dachten, jetzt können wir vielleicht noch einen guten Preis erzielen.« Als die Annonse des Möbels in Internet erschien, unterstellte man ihnen auf Facebook, hässlichen zu sein. Die Interessierten, die in den folgenden zwei Wochen das Haus besichtigten, schwärzten von der Deckenleiste, von der Nähe zum Kindergarten und zur Schule, aber ein Angebot machte kaum einer: Das Flüchtlingsheim, heißt es, werde es doch basteln! Und die drückt, und wir weiß,

Spitzel: Haben Sie Verständnis dafür?

Angespannt

Stimmungen. Eine Million Flüchtlinge sind 2015 in Deutschland angekommen. Was macht das mit den Deutschen? Was denken sie, was fürchten sie, was trauen sie sich zu sagen?

34 | DER SPIEGEL 51/12015, 12.12.2015

Hermann Frank*, 61, ist Polizist und hat die Schnauze voll.

»Mich nervt dieser ganze linke Singsang: 'Alle Flüchtlinge sind liebevoll, mitmenschlich, warm.' Ich bin seit über 30 Jahren Polizist, der Mensch klaut, er schlägt, betrügt, er vergewaltigt und tötet. Das ist auch Menschlichkeit. Ich liebe den kleinen afghanischen Jungen in meinem Viertel, der in fünf Monaten perfekt Deutsch gelernt hat, mich seinem Vater vorstellt und gern in die Schule geht, aber wenn es nur drei Prozent sind, die gefährlich sind unter denen, die jetzt zu uns kommen, dann haben wir ein Problem.

Die RAF waren auch nur 50 Mann und haben die ganze Bundesrepublik in Schach gehalten, das ist nicht lange her, auch wenn wir es gern verdrängen.

Mein ganzer Alltag steht kopf. Seit Monaten vergeht kein Tag ohne polizeilichen Einsatz rund um den Flüchtling. Ich fahre ständig in die Sammelunterkünfte und füh-

re normenverdeckende Gespräche. Ich habe keinen Übersetzer dabei, ich erkläre dann mit Händen und Füßen, dass sie sich nicht die Handys klauen sollen, erkläre, dass sie ihre Frau nicht schlagen dürfen, und halte vier Finger vor mein Gesicht, dass soll Gefängnisgitter darstellen, Knast verstehen sie. Ich räume ihnen natürlich eine Schonfrist ein, aber sie müssen lernen, dass die Züchtigung ihrer Frau nicht mit dem deutschen Strafrecht vereinbar ist, die können den Koran nicht über mein Grundgesetz stützen.

Und was macht meine Kanzlerin? Merkel hätte ein deutliches Signal setzen müssen: »Ja, es wollen viele Menschen zu uns, aber nicht für alle ist Platz hier!« Aber sie macht Politik für Europa, nicht mehr für mich, ihren kleinen deutschen Beamten.

Sie schaut zu, wie zwei neue Tätergruppen in unserem Land wachsen, die Ausländerhasser und die islamistischen Fundamentalisten, überall potenzielle Gewalt-

strafteiler, dazwischen sitzen wir, die deutsche Polizei, und feiern es als Erfolg,

dass wir keine Schwertransporte mehr begleiten müssen. Ich werde Angela Merkel nie wieder wählen.«

Jens Köster*, 45, ist Tischler und baut Küchen in Flüchtlingscontainern ein. Er hat Angst vor den Deutschen.

»Ich habe keine Angst vor Flüchtlingen, ich habe Angst, dass in Deutschland die Stimmung kippt«, sagt Jens Köster. In seiner Tischlerei riecht es nach Holz und Zigarettenrauch, auf dem Tisch liegen die aktuellen Aufträge. Seit die Flüchtlinge zu Zehntausenden in seine Stadt kommen, steht Köster häufig in neuen Asylunterkünften und baut Küchen ein, schraubt Brandschutzplatten an die Containerwand, setzt Spülen davor.

Er sehe viel Sozialneid, wenn er auf diesen Baustellen mit Klempnern, Elektrikern, Zeitarbeitern redet, sagt er. Dann

spürt er diese unbestimmte Angst aufkommen, dass Flüchtlinge etwas wegnehmen könnten. »Wir arbeiten hier, und die bekommen alles hinten reingeschoben«, solche Dinge. Da gebe es Neid auf jedes Smartphone, jeden Flatscreen.

Er fürchte sich davor, dass es bald nur noch zwei Entscheidungsmöglichkeiten gebe: Ich bin dafür, oder ich bin dagegen. Auch durch falsche Politik. Und er Sorge sich, dass die Rechten sich ausbreiteten, die Zwischentöne verloren gingen. Denn eigentlich, trotz aller erwartbaren Probleme, »sind Flüchtlinge eine gute Nachricht«, so sieht er es, wirtschaftlich für ihn persönlich, ja, aber auch gesellschaftlich. Daran ändere auch Paris rein gar nichts. »Mit dem Einzelnen, der flüchtet und hoffentlich hier ein neues Leben findet, haben diese schrecklichen Ereignisse ja nichts zu tun.«

In Flüchtlingsunterkünften zu arbeiten sei wie zu reisen: »Da begegnet dir eine große Offenheit und Freundlichkeit, genauso wie Ablehnung oder Gleichgültigkeit«, die ganze Bandbreite. »Da kommst du zu einer afghanischen Familie, und die stellt dir ein Frühstück hin, weil du ihnen die Küche machst.« Der Mix sei gut für jede Gesellschaft. »Die ehemaligen Gastarbeiter sind ja heute auch eine riesige Bereicherung, als Nachbarn, Freunde, Mitarbeiter«, sagt er. Und: »Wir sind wohlhabend, wir sind reich. Natürlich kann Deutschland das ab.«

Svenja Jessen(*), 37, Mutter eines achtjährigen Grundschulkindes, macht sich Sorgen.

SPIEGEL: Was erzählt Ihr Kind über die neuen Mitschüler in seiner Klasse?

Jessen: Dass die Lehrer sich vor allem um die Flüchtlingskinder kümmern, weil die noch kein Deutsch können. Es klingt, als kämen die anderen Kinder jetzt zu kurz.

SPIEGEL: Haben Sie Verständnis dafür?

Jessen: Natürlich brauchen Flüchtlingskinder besondere Hilfe, aber ich weiß nicht, ob eine Grundschule der richtige Ort dafür ist.

SPIEGEL: Welcher Ort denn sonst?

Jessen: Das Problem ist doch, dass die meisten Kinder aus Flüchtlingsfamilien traumatisiert und verhaltensauffällig sind. Sie brauchen also viel mehr Aufmerksamkeit und sorgen insgesamt für Unruhe.

SPIEGEL: Haben Lehrer das berichtet?

Jessen: Nicht direkt, aber das kann sich ja jeder vorstellen. Wenn ein Drittel der Kinder kein Deutsch kann, wird das Lernniveau sinken. Und es wird häufiger Ärger geben.

SPIEGEL: Störenfriede gibt es doch auch unter deutschen Kindern.

Jessen: Aber die haben Eltern, die sich kümmern und das auffangen. Die Eltern von Flüchtlingskindern sind doch erst mal

mit sich selbst beschäftigt. Das ist ja auch verständlich, aber so erfahren ihre Söhne keine Erziehung. Und wir bekommen die Probleme.

Sabine Wagner(*), 41, wohnt mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern in einem Reihenhaus.

Am 16. September hat Sabine Wagner eine E-Mail an Angela Merkel geschickt: »Wir fühlen uns enteignet. Sind wir Bürger, die jahrelang fleißig Steuern zahlen und etwas angespart haben, um sich ein Eigenheim zu leisten, Ihnen tatsächlich so egal?«

Sie sitzt in ihrem Wohnzimmer, draußen regnet es. Seit vor einem Jahr ihr zweites Kind auf die Welt gekommen ist, spielen die Wagners mit dem Gedanken, sich ein größeres Haus zu kaufen. Sie wohnen auf 117 Quadratmetern, gute Lage, vier Zimmer, Südgarten, Marktwert: knapp 600 000 Euro. Die Wagners hatten gerade etwas Neues im Auge, als sie im Juli erfuhren, dass hundert Meter von ihrer Haustür entfernt eine Flüchtlingsunterkunft für 500 Menschen geplant ist.

Sie beschlossen, ihr Haus sofort zum Kauf anzubieten. »Wir dachten, jetzt können wir vielleicht noch einen guten Preis erzielen.« Als die Annonce des Maklers im Internet erschien, unterstellte man ihnen auf Facebook, Rassisten zu sein. Die Interessenten, die in den folgenden zwei Wochen das Haus besichtigten, schwärmten von der Dachterrasse, von der Nähe zum Kindergarten und zur Schule, aber ein Angebot machte kaum einer: Das Flüchtlingsheim, hieß es, da werde es doch bestimmt laut und dreckig, und wer weiß, ob man seine Kinder überhaupt allein draußen spielen lassen könne.

Der Preis sank, bei 565 000 Euro platzte ein Notartermin, der Mann hatte plötzlich ein schlechtes Bauchgefühl. 545 000. Bei 525 000 einigten sich die Wagners schließlich mit einem Bewerber, »zwei Nächte habe ich nicht geschlafen und mich schwarzgeärgert, dass wir so günstig verkaufen müssen«. Dann platzte auch dieses Geschäft.

Sabine Wagner hat der Bundeskanzlerin geschrieben, dass die Politik gerade hart daran arbeite, »alle Bürger, die nicht hundertprozentig hinter der Flüchtlingspolitik stehen, zu verteuern und in die rechte Ecke zu schieben«. Die Antwort kam nicht von Angela Merkel, sondern vom Bürgerservice der CDU-Bundesgeschäftsstelle. Das Schreiben ist zwei Seiten lang und liest sich wie eine Regierungserklärung. Zu Sabine Wagners Lage steht darin nur ein Satz: »Ihre persönliche Situation bezüglich Ihres Hauses tut mir leid.« Sabine Wagner sitzt in ihrem

Wohnzimmer und sagt, sie sei unendlich enttäuscht. Den Flüchtlingen, die in ihre Nachbarschaft ziehen, will sie trotzdem helfen. »Die können ja nichts für die falsche Politik.«

Rebecca Resendiz, 33, arbeitet als Ärztin in einer Berliner Klinik und wundert sich über manches.

»Ich arbeite in einer großen Notaufnahme, wir kriegen alles rein. Das Hauptproblem ist die Kommunikation. Die Flüchtlinge kommen oft ohne Übersetzer und sprechen selten Englisch. Manchmal übersetzen die Reinigungskräfte. Das kostet wahnsinnig viel Zeit, drei- bis viermal so lange wie bei anderen Patienten. Die Zeit haben wir eigentlich nicht.

Die Flüchtlinge haben manchmal Wundinfektionen oder fieberhafte Infekte, oft aber nichts Akutes, sondern komplexe, chronische Krankheiten, alte Kriegsverletzungen, angeborene Fehlbildungen, Hüftschäden. Die Hoffnung ist sehr groß, dass das in Deutschland geheilt wird. Aber ich muss die leider häufig enttäuschen und wieder in ihre Unterkünfte schicken, denn es sind keine Notfälle. Die langfristige Behandlung wäre sehr aufwendig und bei vielen extrem teuer. Ich frage mich dann, wer das bezahlen soll, bei ein paar kann man das natürlich abfangen, aber in der Masse?

Manchmal wird es persönlich und auch mal beleidigend. Da werden Forderungen gestellt und sehr lange diskutiert, das ist schon eine andere Kultur. Die werfen mir dann vor, dass ich sie ins Sterben schicken würde, obwohl sie wirklich nur Windpocken haben.

Einmal haben sich zwei Flüchtlinge bei mir beschwert, dass wir so viele Ausländer ins Land lassen. Wir seien total naiv. Das hat mich gewundert. Ich bin selbst mit einem Ausländer verheiratet, ich weiß, wie es ist, hier anzukommen. Aber ich glaube, Deutschland unterschätzt die kulturellen Unterschiede. Noch etwas irritiert mich: Im Fernsehen werden gern viele Kinder und Frauen gezeigt. Bisher habe ich aber nur männliche Flüchtlinge in der Notaufnahme gesehen.«

Volker Grab, 56, Bürgermeister im schwäbischen Ellwangen, muss derzeit viele Gerüchte dementieren.

In der Wirtschaft am Schrezheimer Bahnhof sitzt Volker Grab, Bürgermeister für Bauwesen, Ordnung und Soziales, mit dem Ortsvorsteher von Ellwangen-Schrezheim, sie tauschen sich über das »subjektive Sicherheitsgefühl« der Bürger aus. Es habe gelitten, seit in der ehemaligen Reinhardt-Kaserne 3000 Flüchtlinge leben, im Sommer waren es sogar 4500, die Zustände da oben im Sommer: katastrophal.

Aber war denn schon mal was Ernsthaftes hier draußen? Einbrüche, Gewalttaten?

»Eben nein«, sagt der Bürgermeister.

Das Subjektive spiele eine große Rolle, sagt Grab. Die Gerüchte. Kaum zu glauben, wie schnell sie von Dorf zu Dorf fliegen und übers Internet sowieso.

Es wird behauptet, dass jeder Flüchtling 3000 Euro Begrüßungsgeld bekäme.

Und ein Smartphone, das auch.

Dass die Flüchtlinge sich im Edeka-Markt einfach die Karren vollladen und rauslaufen würden. Dass die Supermärkte Anweisung hätten, keine Anzeige zu erstatten, wenn einer klaut, und dass die Stadt dann den Ausfall bezahle. Ständig neuer Unsinn, sagt Grab, man komme kaum mit dem Dementieren hinterher.

Thorsten Schulz (*), 32, spielt Fußball mit Flüchtlingen und verliert langsam, aber sicher die Lust daran.

SPIEGEL: Herr Schulz, dient Fußball mit Flüchtlingen der Völkerverständigung?

Schulz: Das habe ich gedacht, am Anfang. Da haben wir Flüchtlinge eingeladen, in unserer Mannschaft mitzuspielen, weil wir ihnen helfen wollten, hier anzukommen. Da haben sie sich auch noch an unsere Regel gehalten.

SPIEGEL: Und jetzt?

Schulz: Seit ein paar Wochen machen auf dem Platz alle, was sie wollen. Die meisten Flüchtlinge spielen wahnsinnig hart und unfair, manche treten ihre Gegenspieler einfach um. Wir sagen ihnen, dass das nicht geht, aber sie nicken dann nur und setzen gleich zur nächsten Grätsche an. Vielleicht liegt es am Frust, weil sie den ganzen Tag nichts zu tun haben, aber sollen wir uns deshalb die Beine brechen?

SPIEGEL: Spielen Sie »Deutsche gegen Flüchtlinge« oder mit gemischten Mannschaften?

Schulz: Immer gemischt. Aber die Härte ist nicht das einzige Problem. Wer mit Flüchtlingen spielt, braucht nicht nur stabile Knochen, sondern auch starke Nerven. Viele von denen sind sehr eigensinnig. Sie spielen vor allem für sich, nicht miteinander.

SPIEGEL: Vielleicht sind sie einfach besser als die Deutschen?

Schulz: Die meisten sind tatsächlich viel besser als wir, sie können schneller laufen und eleganter mit dem Ball umgehen. Aber wenn man zu viele von ihnen im Team hat, verliert man trotzdem immer, weil sie nicht intelligent genug spielen und kein taktisches Verständnis haben. Keiner nimmt mal den Kopf hoch und passt zu einem Mitspieler, es ist eher wie in einer Mannschaft aus Zehnjährigen: Alle wollen nur nach vorn und selbst Tore schießen. So macht Fußball keinen Spaß.

Duglore Katz, 68, früher Sozialpädagogin in Bremen, nun Rentnerin, hat das alles so ähnlich schon mal erlebt.

»Die aktuelle Situation erinnert mich an meine Kindheit, als viele Ostpreußen und Schlesier nach Deutschland flüchteten. In unserer kleinen Stadt, in Meppen im Emsland, wurden diese Menschen einfach in Privatwohnungen einquartiert. Auch bei uns zu Hause wurden zwei Zimmer requiriert, und wir mussten sehen, wie wir mit diesen Personen auskamen. Es war nicht einfach, aber es ging, irgendwie. Ich glaube, die Deutschen können viel mehr leisten, als sie glauben. Wir schaffen das.«

Jochen Muhl, 62, Privatgelehrter in Hamburg, fürchtet um den Verlust seiner geistigen Heimat.

Jochen Muhl ist Frührentner und lebt heute als Privatgelehrter zwischen Tausenden Büchern in einer kleinen Wohnung. Er beschäftigt sich, wie er sagt, »pro Tag drei bis vier Stunden mit dem Thema«, und das nicht erst seit den Anschlägen in Paris im November. Er liest, recherchiert, denkt nach, umgeben von Schiller-, Goethe- und Humboldt-Gesamtausgaben. Muhl serviert nepalesischen Tee aus einer hübschen antiken Glaskaraffe. Er war mal Gymnasiallehrer.

»Es ist mir wichtig zu unterscheiden zwischen der aktuellen Situation und der Zukunft. Für den Moment ist Nothilfe geboten. Man muss die Leute, die nun einmal da sind, versorgen und durch den Winter bringen. Die entscheidende politische Frage ist aber, was in absehbarer Zukunft passiert. Was ist, wenn es in zwei, drei Jahren nicht mehr, wie jetzt, eine Million sind, sondern drei oder vier, plus Nachzug? Sollen die alle integriert werden? Was heißt überhaupt Integration? Welche Lasten kommen auf uns zu? Sie sehen, ich denke in Fragen, denn die Fakten entwickeln sich zu schnell für gültige Antworten. Darf ich hier einen kleinen Schlenker machen?«

Auf Jochen Muhls Schreibtisch stehen die Büsten großer abendländischer Denker und Literaten. Aristoteles. Shakespeare. Nietzsche. Er trägt Krawatte, Cordhose, eine Lederweste unter dem Jackett und einen prächtigen weißen Bart.

»Also. Man kann ja folgenden, durchaus schlüssigen Standpunkt vertreten: Im Zuge der Globalisierung entsteht ein grenzenloser Verkehr nicht nur von Informationen und Waren, sondern auch von Menschen. Und die kommen jetzt. Vielleicht ist das für Deutschland gut, Stichwort demografischer Wandel. Vielleicht können die Neuankommlinge unsere Probleme lösen, wie die Optimisten erwarten. Dann muss ich aber fragen: Ist das nicht eine Form von Neokolonialismus? Früher haben wir die Drittweltländer hinsichtlich ihrer Rohstoffe ausgebeutet, noch früher haben wir ihre

Bewohner als Sklaven verkauft, Richtung Amerika. Jetzt machen wir es einfacher: Wir holen sie her und lassen sie sogar die Reise selber bezahlen. Ich las neulich, dass es in England mehr ghanaische Ärzte gibt als in Ghana. Ist das gut für Ghana?«

Als »Gutenberg-Galaxis« bezeichnet Jochen Muhl die Welt, in der er sich zu Hause fühlt, und als »Bill-Gates-Galaxis« die neue, digitale, globalisierte Welt. Das ist die, in der die Schüler leben, die er für Deutsch, Geschichte und Philosophie zu begeistern versucht hat, während sie womöglich auf ihre Handys starrten.

»Wohinein integrieren wir denn die Migranten? In diese langsam aussterbende Gutenberg-Galaxis? Wohl kaum. Oder in die raumgreifende Bill-Gates-Welt? Wollen wir eine solche multiethnisch-digitale Gesellschaft? Was verlieren wir, was gewinnen wir? Ich jedenfalls vermag nicht zu sehen, wo der Islam einen wünschbaren Beitrag zur Diskussion unserer Gegenwarts- und Zukunftsprobleme zu bieten hat. Und ich muss konzedieren, dass das geistige Erbe, mit dem ich aufgewachsen bin, sich so nicht fortsetzen wird. Ich meine damit einen Kanon von Autoren, von Werken, vielleicht auch von Werten, innerhalb dessen man sich bewegt und verständigen kann. Das schwindet. Und das bedaure ich sehr.«

Astrid Thomsen, 63, pensioniert, hilft seit drei Jahren ehrenamtlich in einem Flüchtlingsheim in Bremen.

»Ich verstehe die ganzen Bedenken und Ängste nicht. Deutschland ist ein so reiches Land, natürlich können wir diese Flüchtlinge aufnehmen und integrieren, wir müssen es nur wollen. Und Deutschland würde von dieser Maßnahme profitieren. Flüchtlinge können zu Arbeitnehmern werden, zu Konsumenten, und so helfen, Deutschlands Probleme zu lösen. Zum Beispiel die Überalterung der Gesellschaft. Ich sehe keinen Grund, das Asylrecht weiter zu schwächen oder Grenzen zu versperren, egal ob nationale oder die EU-Außengrenzen. Wir Deutschen haben durch unsere Waffenexporte einen Gutteil zu den Konflikten in der Welt beigetragen, und es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, den Menschen zu helfen, die unter diesen Konflikten zu leiden haben. Ich selbst habe schon 1974 eine Flüchtlingsfamilie bei mir aufgenommen, für ein Jahr. Ein Ehepaar mit zwei Kindern, sie waren aus Chile geflohen, nach der Ermordung von Salvador Allende.«

Holger Meyer-Perslow, 46, Tierarzt in Hannover und Vater von drei Kindern, in deren Schulklassen Flüchtlinge untergebracht sind.

Es brodele in Hannovers Zooviertel, sagt der Tierarzt. Die Euphorie, den Frem-

den zu helfen, hielt bis zu den Sommerferien. Holger Meyer-Perslow steht an der Bar seines Stammitalieners, dem »Stromboli«, Pizza, Pasta, Nachbarschaftsklatsch, immer voll. Gerhard Schröder sitzt hier manchmal beim Wein, ein Sohn von Ursula von der Leyen geht mit dem Tierarztsohn aufs gutbürgerliche Kaiser-Wilhelm- und Ratsgymnasium gegenüber.

Im Mai wurde dem Tierarzt und seiner Frau per Elternbrief mitgeteilt, dass »bis maximal Herbst« zwei von drei Schulturnhallen seiner Kinder gesperrt würden. Der Sportunterricht fiel aus, wurde später ins Ratsgymnasium verlegt. Über den Schulhof seiner jüngsten Tochter Smilla läuft nun ein mannshoher Bauzaun, um die Flüchtlinge fernzuhalten. Seine Kinder, so sagen sie, fänden die neuen Nachbarn cool.

Jeden Sonntag spielen Bo, 14 Jahre alt, und sein Bruder Emil, 11, mit Syrern und Afghanen Fußball. Sie finden das normal, im Kader ihres Lieblingsvereins Hannover 96 »ist ja auch nur die Hälfte deutsch«. »Zuwanderung tut gut«, sagt Bo und glaubt fest daran. Auch noch an dem Tag Mitte November, als das Länderspiel Deutschland–Niederlande nach den Anschlügen von Paris wegen Terrorgefahr abgesagt wurde und Hannover voller Blaulicht, Sirenen und panischer Menschen war. Da kam der Sohn abends völlig verängstigt vom Karate, fassungslos saß die Familie vor den Nachrichten im Fernsehen und sprach über die Gefahr eines Anschlags in Deutschland und ob die durch die vielen Flüchtlinge steige. »Tut sie natürlich nicht«, sagt der Vater.

Anderen Eltern im Zooviertel hingegen geht die Geduld aus, sagt der Tierarzt. Jüngst brachte jemand ein Flugblatt mit in die Praxis: »Sind 1,5 Millionen verkaufte Bücher von Thilo Sarrazin nicht Warnsignal genug?« Die Mütter und Väter, die morgens im Geländewagen ihre Kinder vor die Schulen fahren, haben Angst vor Männern, die aus Langeweile auf dumme Gedanken kommen.

Auf dumme Gedanken kommen auch andere: Vergangene Woche sprangen drei Männer aus einem Auto und drückten einen Syrer gegen die Wand einer Turnhalle, die jetzt Flüchtlingslager ist. Bis Sommer 2016 sollen die Hallen besetzt bleiben, Meyer-Perslow glaubt, es werde länger dauern. Trotzdem bleibt er dabei: »Meine Kids lernen, dass es Menschen gibt, die nichts haben außer einem Turnhallendach über dem Kopf, und das tut ihnen ganz gut.«

Dierk Lange, 74, ehemals Professor für die Geschichte Afrikas an der Uni Bayreuth, hat wenig Hoffnung.

Im September hat Dierk Lange Angela Merkel einen Brief geschrieben: »Sehr verehrte Frau Bundeskanzlerin, bei allem Res-

pekt vor Ihren bisherigen Leistungen in der Außenpolitik, letztlich besonders in Minsk und Brüssel (Griechenland), steht fest, dass Sie in der Flüchtlingspolitik – mit Verlaub gesagt – einen großen Fehler begangen haben.« Die »Politik der offenen Tür« würde Deutschland Schaden zufügen.

Dierk Lange hat auf sein Schreiben nie eine Antwort erhalten. Das hat ihn noch wütender gemacht. Der Professor glaubt, Merkel habe eine Bewegung in Gang gesetzt, deren Folgen Deutschland nur schwer werde beherrschen können. »Es kommen ja nicht nur Ingenieure und Ärzte zu ins Land«, sagt Lange. Er hat an der Sorbonne in Paris studiert und sechs Jahre in Kairo gelebt. Er legt Wert auf die Feststellung, kein Ausländerfeind zu sein. Trotzdem möchte er, dass die Bundesregierung die »Masseneinwanderung nach Europa«, wie er sagt, dauerhaft eingrenzt. »Auch aus Sicherheitsgründen. Gerade nach Paris.« Lange ist sich sicher: »Es wird uns auch mit viel gutem Willen nicht gelingen, diese Menschen aus einem anderen Kulturkreis in unsere Gesellschaft und in den Arbeitsmarkt zu integrieren.«

Für Christian Brandt(*), 28, Sozialpädagoge, bleibt alles, wie es ist: schwierig.

»Meine Grundschule ist in Berlin-Neukölln und gilt als Ghettoschule, etwa 95 Prozent haben einen Migrationshintergrund, 90 Prozent sind beim Jobcenter. Viele Eltern kamen vor Jahren als Flüchtlinge aus arabischen Ländern. Die Frage ist doch: Kommen Flüchtlingskinder in der zweiten Generation hier an? Funktioniert Integration früher oder später? Antwort: Klares Ja! Probleme sehe ich aber nicht in der Herkunft der Eltern, sondern in den von Armut und Bildungsferne geprägten Lebensumständen. Deutsche Kinder verhalten sich nämlich genauso. Wenn ich über den Schulhof gehe, wird häufig gestritten oder gekämpft. Keine großen Sachen, aber eben die ganze Zeit, auch bei den Mädchen, das zermürbt. Ins Gesicht schlagen gilt auch unter Freunden als normal. Ein krasses Beispiel ist, wenn wir Gewaltlosigkeit predigen und der Vater dem Jungen zu Hause mit auf den Weg gibt, dass er sich von niemandem etwas gefallen lassen soll. Auch wie man Kinder beim Lernen unterstützt oder wie man mit Medienkonsum verantwortungsvoll umgeht, scheint einigen Eltern schleierhaft. Gleichzeitig haben sie riesige Erwartungen an ihre Kinder: Die sollen Arzt werden, Pilot oder Ingenieur bei Mercedes-Benz, so was. Aber sie wissen teilweise nicht mal, was eine Universität ist. Manchmal sehe ich Kinder mit ganz wachen Augen im Unterricht, die sind echt schlau. Da wüsste ich: Wäre das mein Sohn, ich könnte den richtig fördern, der würde zur Uni gehen. Aber bei seinen Eltern schafft er das nicht.«

Sigrid Herrmann-Marschall, 51, Biologin aus Frankfurt am Main, SPD-Mitglied, forscht als Freiberuflerin zu Sekten und sieht schwarz.

»Ich möchte nicht, dass Flüchtlinge nach Paris pauschal verdächtigt werden. Wir haben aber schon jetzt eine militante, islamistische Szene in Deutschland. Und jetzt wandern Hunderttausende ein, ohne Integrationskonzept. Wie soll das gut gehen? Da sind Scharen junger Männer, die keinen Job finden werden, die auf der Straße sein werden. Ein gefundenes Fressen für Salafisten. Wir werden durch die Politik der Bundesregierung das Islamismusproblem massiv verstärken.«

Bei Jenn Smith, 32, Krankenschwester, Kinderpflegerin und alleinerziehende Mutter aus Hamburg, ist die Stimmung gekippt.

SPIEGEL: Wann ist sie gekippt?

Smith: Am Anfang war ich enthusiastisch, »Refugees welcome«, habe ich gedacht. Ich bin sehr sozial eingestellt und habe mich gleich als freiwillige Helferin in einem Aufnahmelaager gemeldet. Doch dort erlebte ich eine gewisse Undankbarkeit, einige gaben gespendete Sachen wieder zurück, weil sie nicht genehm waren, ein Mann weigerte sich, mir die Hand zu geben. Seither habe ich große Bedenken, vor allem wegen der jungen männlichen Flüchtlinge.

SPIEGEL: Wovor haben Sie Angst?

Smith: Vor zu großen kulturellen Unterschieden, vor dem Frauenbild, vor steigender Kriminalität. Viele sind aufgrund ihrer Kriegserfahrungen traumatisiert und haben eine geringe Frustrationstoleranz. Außerdem fürchte ich, dass die Situation auf uns Integrierte zurückfällt. Das sehen viele meiner Bekannten mit Migrationshintergrund so.

SPIEGEL: Wie das?

Smith: Mein Vater kommt aus Ghana. Als ich aufwuchs, musste ich wegen meiner Hautfarbe immer dafür kämpfen, in Deutschland als Deutsche akzeptiert zu werden. Immer musste ich beweisen: Ich bin nicht beschränkt oder minderbemittelt, und ich bin kein Immigrant, ich bin hier geboren. Mit der Globalisierung wurde es besser, die Deutschen lernten, andere zu akzeptieren, zu tolerieren. Aber bei dieser Masse an Menschen, die da kommt, geht das nicht mehr. Ich merke jetzt schon: Die Leute sehen mich wieder an. Manche halten mich für einen Flüchtling. Meine Tochter wird dieselben Schwierigkeiten haben wie ich damals, wenn es so weitergeht.

SPIEGEL: Sie haben sich auf einer Demo zwischen AfD und linke Gegendemonstranten gestellt. Auf ihrem Schild stand: »Nicht links, nicht rechts, nur eine besorgte Bürgerin.«

Smith: Ich werde gern in die rechte Ecke gestellt, wenn ich meine Meinung zum

Thema Flüchtlinge äußern will, obwohl oder gerade weil ich schwarz bin. Aber auch ich muss sagen können, dass meine Offenheit gegenüber Flüchtlingen klare Grenzen kennt. Ich wünsche mir strikte Regelungen zur Einwanderung, eine bessere Verteilung der Flüchtlinge und für die, die bleiben dürfen, einen schnelleren Zugang zu Bildung und Arbeitsmarkt.

*Dem Friseur **Stefan Weiß**, 49, aus Passau, kommen die Kunden abhanden. Er bleibt gelassen.*

Der letzte Kunde ist gerade gegangen. Stefan Weiß sitzt in seinem leeren Passauer Friseursalon. Das Geschäft, sagt er, sei schwieriger geworden, seit Passau ins Zentrum der Flüchtlingsdebatte gerückt ist. Kunden blieben aus, sie fürchteten, Passau sei ein Krisengebiet. Neulich, erzählt Weiß, habe seine Mutter aus Hamburg angerufen. Sie wollte wissen, ob sie noch nach Passau reisen könne, jetzt, da die Stadt voll sei mit Flüchtlingen. Weiß schüttelt den Kopf. »An der Panik ist die CSU schuld. Und nur die CSU. Die tut so, als stünden wir hier kurz vor dem Kollaps.« Dabei, sagt Weiß, bekämen die Passauer von den Flüchtlingen so gut wie gar nichts mit. Neuankömmlinge verbringen ein bis zwei Nächte in Notunterkünften, bevor sie weiterfahren – nach München, Köln, Berlin. »Das läuft reibungslos«, sagt Weiß. »Wir haben hier in Passau keine Krise.«

Erika und Wilhelm Höger(*), 76 und 79, fühlen sich bisweilen fremd in ihrer Nachbarschaft.

Vielleicht sind die Einkaufswagen ein gutes Beispiel. Weil sich an ihnen deutlich machen lässt, warum Wilhelm Höger sich inmitten seiner Nachbarn fremd fühlt. Höger wohnt seit beinahe 20 Jahren mit seiner Frau Erika am Rand einer norddeutschen Stadt. Die Högers besitzen eine Eigentumswohnung in einer Anlage, die aus Mehrfamilienhäusern besteht. In den meisten von ihnen hat die Stadt Menschen untergebracht, die ihre Heimat verlassen haben: Menschen mit Duldung, Menschen mit und ohne Aufenthaltstitel, Menschen ohne Papiere. 250 Menschen aus aller

Welt wurden so Nachbarn der Högers: Syrer, Afghanen, Russen, Iraner, Libanesen, Tschetschenen, Exjugoslawen.

Mit den Einkaufswagen ist es so: In der Tiefgarage eines Nebenhauses stehen Einkaufswagen an der Wand, 30, 40 Stück, ordentlich ineinandergeschoben, Wagen von Penny oder Lidl. Die Afghanen, Iraker oder Russen schieben ihre Einkäufe nach Hause, packen aus – und rollen die Wagen dann nach unten in die Garage.

»Und dann«, sagt Höger, »nehmen die 'ne Flex, schneiden den Wagen auseinander und machen sich einen Grill draus. Den Rest schmeißen sie unten hin, das muss der Hausmeister entsorgen.«

Die Högers wohnten früher in einem Nachbarstadtteil, in einem Einfamilienhaus, Wilhelm Höger hatte die Baugrube in den Sechzigern selbst ausgehoben. Als die Kinder aus dem Haus waren, beschlossen sie umzuziehen. Ihr Haus wurden sie mit einem deutlichen Abschlag los, weil der Wert wegen einer Flüchtlingsunterkunft in der Nachbarschaft gesunken war.

Sie waren die Ersten, die in den Neubau einzogen. Ihre Nachbarn, so hatte der Bauherr gesagt, würden hauptsächlich Beamte, aber dann, in den späten Neunzigerjahren, zogen immer mehr Menschen, die vor den Jugoslawienkriegen geflohen waren, in die Häuser ein. Und statt der Beamten kamen plötzlich Familien, die Sicherheit suchten. Als Wilhelm Höger die neue Wohnung schätzen ließ, lag der Wertverlust erneut bei rund 100 000 Mark. Er spielte mit dem Gedanken, den Bauherrn zu verklagen, aber ein Jurist sagte zu ihm: »Ach, Sie haben wohl was gegen Ausländer?«

Und Höger, der sein Leben lang beruflich mit Ausländern zusammengearbeitet hat, sagte: »Das ist nicht das Problem.«

Aber es gibt ein paar Regeln, die Wilhelm und Erika Höger für wichtig halten, egal woher ihre Nachbarn kommen. Grüßen, zum Beispiel. »Die Männer grüßen ja schon mal gar nicht«, sagt Erika Höger.

Oder Grundstücksgrenzen. Natürlich ärgert sich Erika Höger darüber, dass die Nachbarskinder die Post aus dem Briefkasten klauen und ihre Rosen abbrechen.

Oder Respekt. Statt dankbar zu sein,

sagt Erika Höger, begegneten ihnen Erwachsene und Kinder mit Verachtung. Mehrfach wurde ihr Mann von Nachbarn als »Hurensohn« oder »Nazischwein« beschimpft, sie als »Scheißdeutsche«.

Oder Schlafenszeiten. Dass abends irgendwann Ruhe einkehrt, dass die Musik leise gestellt wird oder der Fernseher.

Mitunter, sagt sie, habe sie sich in der Vergangenheit alleingelassen gefühlt. So wie in jener Nacht, als der Lärm draußen so unerträglich war, dass sie irgendwann gegen Mitternacht die Polizei anrief. Das, sagte der junge Beamte am Telefon, sei die Mentalität dieser Leute, da könne er nichts machen. »Unsere Mentalität ist es, dass wir nachts schlafen«, hat Erika Höger da geantwortet.

Die Högers haben Werte, die einfach sind, es sind die Werte des deutschen Bürgertums. Eine Art Grundgesetz des Miteinanders: dass man Danke und Bitte sagt; dass man ehrlich ist und freundlich gegen jeden; dass man hilft, wo man kann. So zeigt Wilhelm Höger schon mal dem Jungen von nebenan, wie man bei einem Fahrrad die abgesprungene Kette wieder auflegt. Er besorgt Praktikumsplätze für die Söhne eines afghanischen Vaters. Aber nie entwickelt sich daraus etwas: keine Freundschaft, kein nachbarschaftlicher Kontakt, kaum ein Gespräch.

Erst Paris, erst die Anschläge vom November haben in ihrer Nachbarschaft etwas verändert – zum Besseren. Plötzlich grüßen die Nachbarn, die vorher stumm blieben, sogar die Männer sind jetzt freundlich, möglich, dass der Terror die Nachbarn zusammenbringt. Zum ersten Mal, sagt Erika Höger, hätten sie das Gefühl, in einer Nachbarschaft zu leben.

** Namen geändert. Der Wohnort wird auf Wunsch der Befragten nicht genannt.*

Uwe Buse, Fiona Ehlers, Özlem Gezer, Hauke Goos, Maik Großekathöfer, Dialika Neufeld, Guido Mingels, Maximilian Popp, Claas Relotius, Jonathan Stock, Barbara Supp

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Im Dezember 2015 erschien der SPIEGEL mit der Titelgeschichte »Die verstörte Nation«, es ging um die Frage, wie die Deutschen mit dem Zuzug von Flüchtlingen umgehen. Für ein Stimmungsbild reisten damals elf Reporter quer durch Deutschland und stellten die Frage: »Was denken und sagen Deutsche über die Folgen des Zuzugs von Flüchtlingen?« Drei von insgesamt 19 Beiträgen übernahm Relotius.

Die Zulieferungen sind nur teilweise nachprüfbar, in einem Fall gibt es kleinere Faktenfehler. Weil die Fragestellung heikel ist und die Befragten offen reden sollten, hat die Redaktion die Namen vieler Gesprächspartner geändert und auch den Wohnort nicht genannt, so steht es auch unter dem Text.

Ein Stück von Relotius ist ein kurzes Interview mit der Mutter eines achtjährigen Kindes. Auch hier ist der Name verändert, der Wohnort nicht genannt. Es geht um Probleme in der Grundschule, in deren Mittelpunkt die Mutter die neu dazugekommenen Flüchtlinge sieht. Nachprüfbar sind Fakten werden nicht genannt, ob das Gespräch überhaupt stattgefunden hat, lässt sich bislang nicht verifizieren, der wirkliche Name war schon im Manuskript unkenntlich.

Im zweiten Beitrag geht es um einen Mann, der mit Flüchtlingen Fußball spielt. Wiederum ist der Name geändert und der Ort nicht genannt.

Im dritten Beitrag geht es um den kleinen niedersächsischen Ort Sumte, zitiert wird Reinhard Schlemmer, »zukünftiger Nachbar mehrerer hundert Flüchtlinge«. Schlemmer, so beschreibt Relotius es in der Eingangsszene, »steht auf einer Leiter vor seinem Haus, er installiert »'gerade noch rechtzeitig' Bewegungsmelder und Flutlicht für den Garten«. Auf Nachfrage bezeichnet Schlemmer die Szene als »Quatsch«, er habe das nicht selbst gemacht, sondern machen lassen.

Korrekt sei dagegen die Schilderung Sumtes als »verschlafene Siedlung«, wo es »nicht einmal eine Kneipe« gebe. Der Bericht von einer »Bürgerversammlung im Geräteschuppen des Feuerwehrhauses« sei auch korrekt wiedergegeben, ebenso Schlemmers damalige Ansichten: »Schlemmer versteht nicht, was Flüchtlinge aus Syrien oder Afghanistan hier sollen.«

Ob Relotius damals wirklich vor Ort gewesen ist und ob er bei dieser Gelegenheit mit ihm gesprochen hat, daran kann sich Schlemmer nicht erinnern - es seien damals sehr viele Journalisten in Sumte gewesen. Unklar ist, warum Relotius Schlemmer als »Rentner« bezeichnet, er war der frühere Bürgermeister des Orts. Als Unsinn bezeichnet Schlemmer den Schlusssatz: Schlemmer soll sich demnach bei der Ankunft der Flüchtlinge um die Wasserleitungen gesorgt haben. »Nicht, dass bald nur noch Tropfen aus der Dusche kommen.« Das habe er nie gesagt, und er halte eine solche Sorge auch rein sachlich für unbegründet.



Der Geschmack von Keksen

Eine Meldung und ihre Geschichte. Eine Engländerin bekommt mit 112 Jahren ein neues Hüftgelenk.

35 | DER SPIEGEL 50/2015, 5.12.2015

Einen Monat nachdem sie von ihrer Familie Abschied genommen, ihr Testament überprüft und dem Tod mit ruhevolem Blick ins Auge gesehen hatte, sitzt Gladys Hooper in einem Pflegestuhl und schwärmt vom Geschmack englischer Kekse. Außen mürbe und innen doch ein wenig zäh müssten diese sein. Fast so wie sie selbst, sagt sie und kichert leise.

Gladys Hooper ist 112 Jahre alt, eine greise Frau mit schlohweißem Haar und gebeugtem Rücken. Sie lebt in einem kleinen Haus auf der Isle of Wight, einer Insel vor der Südküste Englands. Aber vor ein paar Wochen, nach einem bösen Unfall, schien es, als wäre ihr Leben bald zu Ende.

Hooper, geschwächt vom Alter, aber noch immer klar im Kopf, erzählt davon am Telefon, mühsam und mit langen Pausen. Es geschah an einem Mittwochmorgen im Oktober, sie war gerade erst aufgestanden, sagt sie, da verlor sie das Gleichgewicht und stürzte. Die Ärzte diagnostizier-

ten eine Fraktur ihres rechten Oberschenkelknochens. Sie sagten, es gebe jetzt zwei Möglichkeiten, eine wahrscheinliche und eine eher unwahrscheinliche. Die wahrscheinliche war, dass Gladys Hooper den Rest ihres Lebens im Bett verbringen würde. Die unwahrscheinliche war, dass man ihr, mit 112 Jahren, ein neues Hüftgelenk einbauen würde.

Gladys Hooper erinnerte sich an Freundinnen, die einen solchen Eingriff schon mit 70 Jahren kaum überlebt hatten. Und sie erfuhr, dass der weltweit älteste Mensch, der je den Einsatz eines neuen Hüftgelenks überstanden hat, 102 gewesen sei, zehn Jahre jünger als sie selbst. Hooper rechnete nicht damit, nach einer Operation wieder aufzuwachen, und sie kam ins Grübeln, ob sich die Sache in ihrem Alter überhaupt noch lohne.

Als Gladys Hooper geboren wurde, an einem Januarabend vor mehr als elf Jahrzehnten, war das Implantieren künstlicher

Hüftgelenke kaum erforscht. Es war das Jahr 1903, Großbritanniens Herrscher Edward VII., Sohn Königin Victorias, war Kaiser von Indien, der Menschheit sollte bald der erste Motorflug der Luftfahrtgeschichte gelingen, und ein Brite wurde im Durchschnitt keine 50 Jahre alt.

Hooper, die Älteste von sechs Geschwistern, wuchs in einer Kleinstadt nahe Brighton auf. Als kleines Mädchen, erzählt sie, schüttelte sie einmal Thomas Alva Edison die Hand, dem berühmten Erfinder, der eines Tages ihre Schule besuchte, um die elektrische Glühbirne zu präsentieren. Ein Jahr später stand sie im Hafen von Southampton und winkte, »ahnungslos und voller Staunen«, den Passagieren der »Titanic« zu.

Sie hatte ein aufregendes Leben, sagt Gladys Hooper, »immer am Puls der Geschichte und immer auf der Überholspur«. Als junge Dame begeisterte sie sich vor allem für Musik und Autos. Mit Anfang zwan-

zig wurde sie Konzertpianistin, reiste mit internationalen Tanzorchestern durch Europa. Nebenbei gründete sie Autodrive, eine der ersten Firmen für Autovermietungen in England. Später, auf dem College, sagt Hooper, lernte sie Amy Johnson kennen, Großbritanniens berühmteste Pilotin. Sie wurden Freundinnen, und auch Hooper lernte fliegen.

Eines Tages, bei einem Ausflug, traf sie ihren späteren Ehemann Leslie, einen Piloten der Königlichen Luftwaffe, der in beiden Weltkriegen kämpfte. Sie heirateten, verbrachten 55 Jahre miteinander, bekamen einen Sohn, Derek, vier Enkel und fünf Urenkel.

Gladys Hooper ist heute der älteste lebende Mensch in Großbritannien, eine der ältesten Frauen auf der Welt. Sie wurde Zeugin zweier Weltkriege, hat fünf Monarchen erlebt und 21 Premierminister. Ihr Ehemann Leslie, jeder ihrer Freunde und jedes ihrer fünf jüngeren Geschwister sind lange

tot. Auch Derek, ihr einziges Kind, ist mittlerweile 84 und geht gebeugt an einem Stock. Wozu, sagte sich Hooper, brauchte sie noch ein neues Hüftgelenk?

Gladys Hooper musste daran denken, wie einsam und beschwerlich ihr Alltag geworden war; dass sie ständig und überall Schmerzen hatte. Aber dann, so erzählt sie, erinnerte sie sich an die kleinen Dinge, die ihr Leben noch immer lebenswert machten. Da war das Lächeln ihrer Urenkel, wenn diese an Sonntagen zu Besuch kamen. Da war die untergehende Sonne über dem Meer, die sie an manchen Tagen von ihrem Wohnzimmer aus sehen konnte. Und dann, sagt Hooper, war da noch der Geschmack ihrer Lieblingskekse, auf den sie »einfach nicht verzichten wollte«. Sie ahnte, dass sie, so gut es ging, mobil bleiben musste, um noch eine Zeit lang zu leben.

Der Arzt, der sie operierte, war Jason Millington, ein orthopädischer Chirurg am St. Mary's Hospital der Isle of Wight, auch

er erzählt davon am Telefon. Dem ältesten Menschen seines Landes ein neues Gelenk einzusetzen, sagt Millington, sei »eine Ehre« gewesen und letztlich doch Routinearbeit. Gladys Hoopers Unterleib wurde betäubt, die Operation dauerte 45 Minuten, und gemessen an ihrem Alter habe sich die Patientin »erstaunlich gut davon erholt«.

Gladys Hooper hat mittlerweile das Krankenhaus verlassen, sie lebt jetzt in einer Pflegeeinrichtung, um sich an ihre neue Hüfte zu gewöhnen, und empfängt dort Genesungswünsche aus ganz England. Zu ihren ersten Schritten mit künstlichem Gelenk, sagt Hooper, habe ihr sogar die Queen gratuliert. In einem Päckchen mit königlichem Emblem sei neben der Grußkarte auch eine kleine Schachtel gewesen, reich gefüllt mit einigem, das ihr Leben noch immer kostbar mache, Pralinen und Kekse.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Der Text von Claas Relotius aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von Gladys Hooper, der damals ältesten Frau Großbritanniens, die im Alter von 112 Jahren noch ein neues Hüftgelenk bekommen hatte. Diese Grunddaten sind durch britische Zeitungen gut belegt, allerdings enthält der Text Faktenfehler und möglicherweise erfundene Zitate.

Relotius schreibt, er habe nach der Operation mit Gladys Hooper telefoniert. Sie habe in dem Gespräch unter anderem von englischen Keksen geschwärmt und einen Vergleich gezogen: »Außen mürbe und innen ein wenig zäh müssten diese sein. Fast so wie sie selbst, sagt sie und kichert leise.«

Ob Relotius wirklich mit Hooper telefoniert hat, ist unsicher. Sie starb wenige Monate nach dem Erscheinen des Berichts. Ihr Sohn Derek Hermiston sagte auf SPIEGEL-Nachfrage, seine Mutter habe nach der Operation noch mithilfe anderer Personen tele-

fonieren können und das auch mehrfach getan. Von einem Gespräch mit dem SPIEGEL wisse er nichts. Da sie in einem Pflegeheim untergebracht war, sei aber nicht auszuschließen, dass beispielsweise jemand vom Pflegepersonal bei dem Gespräch geholfen habe, so Hermiston.

Unwahrscheinlich ist allerdings, dass Hooper in dem Telefonat erzählt haben könnte, ihr Sohn Derek, damals bereits 84 Jahre alt, gehe »gebeugt an einem Stock«, wie es bei Relotius heißt. Das sei eindeutig falsch, versichert Hermiston gut drei Jahre später: Er brauche bis heute keinen Stock. Es gibt auch Aufnahmen von ihm und seiner Mutter im Pflegeheim vom Januar 2016, auf denen er sich gerade hält und kein Stock zu sehen ist. Falsch ist auch, dass Gladys Hooper fünf Urenkel gehabt hat, tatsächlich waren es sechs.

Gesellschaft

Blindgänger

Eine Meldung und ihre Geschichte: Warum eine Engländerin eine scharfe Granate 30 Jahre lang als Blumengefäß gebrauchte

Ein Monat nachdem zwei Polizeiwagen, zwei Löschfahrzeuge und ein Sprengstoffkommando ihr Haus umstellten, sitzt Kathryn Rawlins auf dem Sofa ihres Wohnzimmers und wiegt das Relikt, das Dutzende Menschen hätte töten können, wie ein Spielzeug in ihren Händen. »Gar nicht mal so schwer«, sagt Rawlins mit ungläubiger Stimme und breitem mittelenglischen Akzent. Es klingt, als könne sie noch immer nicht begreifen, dass das, womit sie jahrzehntelang unter einem Dach gelebt hatte, eine unentdeckte Bombe war.

Kathryn Rawlins ist 45 Jahre alt, zweifache Mutter, eine Frau mit lilafarbener Bluse und mit von Sonnenbänken gebräuntem Teint. Sie wohnt mit ihrem Ehemann und den Söhnen in einem Reihenhaus in Atherstone, einer Kleinstadt nahe Birmingham, wo sie als Beraterin für Schullaufbahnen arbeitet. Es ist eine verschlafene Gegend aus gepflegten Vorgärten und roten Backsteinhäusern. Rawlins kennt viele der Bewohner schon seit ihrer Kindheit, aber wenn sie heute durch den Ort spaziert, wechseln die meisten verschreckt die Straßenseite. Rawlins, so heißt es im Geraune ihrer Nachbarn, habe die halbe Stadt in Gefahr gebracht. Die Geschichte, die dazu führte, erzählt Kathryn Rawlins, begann eigentlich schon vor 30 Jahren. Sie war 15, als sie eines Tages von ihrer Schule nach Hause lief und nahe einem Spielplatz, halb versteckt unter Unkraut und Erde, eine seltsame Entdeckung machte: eine rostbraune Metallbüchse in Form einer Rakete, nur sehr viel kleiner, schmal wie die alten Biergläser ihres Vaters und kaum dreimal so lang wie ihre Hände. Rawlins, ein neugieriges Mädchen, betrachtete ihren Fund von allen Seiten, rätselte, was sie vor sich hatte. Eine Urne?

Sie klopfte dagegen, aber nichts geschah. Sie öffnete den Verschluss, so erzählt sie, eine abnehmbare Kappe an der Spitze, aber das Behältnis schien leer. Nur Spuren orangefarbenen Pulvers waren zu sehen und eine Inschrift, die sie nicht entziffern konnte. »Alles in allem«, sagt Rawlins und klingt noch heute überzeugt, »ah dieses Ding nicht besonders gefährlich aus.« Sie nahm es mit nach Hause, versteckte es unter ihrem Bett, um Münzen und Bonbons darin zu sammeln; ihre Eltern bekamen es niemals zu Gesicht. Fünf Jahre später, als sie heiratete und mit ihrem Mann in ein Reihenhaus zog, kam auch ihre Entdeckung vom Spielplatz mit. Rawlins nutzte diese bald regelmäßig als Vase und füllte den Hohlraum darin mit ihren Lieblingsblumen. Mai stellte sie

sie auf den Frühstückstisch in ihrer Küche, mal auf die kleine Kommode neben ihrem Ehebett und manchmal, wenn Gäste kamen, auf die große Tafel in ihrem Wohnzimmer. Nie stellte jemand Fragen, nie erkundigte sich jemand nach der Herkunft dieses Accessoires, nie fühlte sich irgendjemand bedroht. So vergingen 30 Jahre, und mit der Zeit, sagt Kathryn Rawlins, »wurde es zu einem Teil unserer Familie«.

Eine dunkle Anwesenheit, die erstge Teilweise ihr alter Leben hindrängen, beschickte sie erst vor ein paar Wochen, an einem Dienstagvormittag im Oktober. Rawlins war erkrankt und hatte sich krankgemeldet. Statt zur Arbeit zu fahren, saß sie mit einer großen Tasse Tee vor dem Fernseher, während der Sender BBC eine Dokumentation über Wahlen des Ersten Weltkriegs zeigte. Rawlins tat es erstere sich nicht sonderlich für das Programm. Erst als von Bomben die Rede war, die Zeppelin des Deutschen Kaiserreichs über der Region um Birmingham abgeworfen hatten, bogte sie sich langsam zum Fernseher vor. Einige der Bomben, hieß es, wurden nie gefunden und konnten noch heute explodieren.

Rawlins betrachtete die Sperrgitter im Fernsehen, sie starrte auf den Bildschirm. Dann, langsam und mit einem Gefühl im Bauch, das sie einschüchelte, richtete sie ihren Blick auf die Vase in ihrem Wohnzimmer. »Die Ähnlichkeit«, sagt Kathryn Rawlins, und ihre Hände zittern noch heute, »war schockierend.«

Sie zögerte nur einige Minuten, unentschlossen, dann griff sie zum Ehebett und wanderte in ihr Schlafzimmer der Polizei. Sie sagte, in ihrem Haus befand sich »jedenfalls eine Bombe«.

Der Mann am anderen Ende der Leitung schien nicht ganz zu verstehen, aber er stellte sie durch zu einem Experten für Sprengstoffwaffen. Es dauerte keine Stunde, dann standen die Polizei, die Feuerwehr und eine Sonderkommission des Verteidigungsministeriums vor ihrer Tür.

Die Missetat, erzählt Kathryn Rawlins, identifizierten ihre Lieblingsvase bald als eine immer noch scharfe Granate aus dem Jahr 1915, möglicherweise zypfischer Herkunft. Sie entlarfen den Zünder und erklärten, dass eine Explosion jeden Menschen im Umkreis von hundert Metern hätte umbringen können. Dann mit etwas Pech schien eine kleine Entschütterung gereicht hätte, um ihr ganzes Haus in die Luft zu sprengen.

Kathryn Rawlins musste daran denken, wie blutig ihre Vase in all den Jahren zu Boden gefallen war; beim Staubsaugen oder wenn ihre Söhne zu Hause Fußball spielten. Einmal auch, als sie eine große Party für viele Leute gab und mit ihrem besten Freundinnen zur Musik von Madonna tanzte, immer um die Bombe rum.

Die meisten ihrer Bekannten, sagt sie, können heute darüber lachen. Aber Kathryn Rawlins hat auch andere Sachen erlebt. Vor Kurzem klingelte die bei den Nachbarn in ihrer Straße. Sie wollte sich entschuldigen und hatte kleine Kolben mit Blumen dabei. Niemand öffnete ihr die Tür.



Britin benutzt scharfe Bombe jahrelang als Vase

Blindgänger

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum eine Engländerin eine scharfe Granate 30 Jahre lang als Blumengefäß gebrauchte

36 | DER SPIEGEL 46/2015, 7.11.2015

Ein Monat nachdem zwei Polizeiwagen, zwei Löschfahrzeuge und ein Sprengstoffkommando ihr Haus umstellten, sitzt Kathryn Rawlins auf dem Sofa ihres Wohnzimmers und wiegt das Relikt, das Dutzende Menschen hätte töten können, wie ein Spielzeug in ihren Händen. »Gar nicht mal so schwer«, sagt Rawlins mit ungläubiger Stimme und breitem mittelenglischen Akzent. Es klingt, als könne sie noch immer nicht begreifen, dass das, womit sie jahrzehntelang unter einem Dach gelebt hatte, eine unentdeckte Bombe war.

Kathryn Rawlins ist 45 Jahre alt, zweifache Mutter, eine Frau mit lilafarbener Bluse und mit von Sonnenbänken gebräuntem Teint. Sie wohnt mit ihrem Ehemann und den Söhnen in einem Reihenhaus in Atherstone, einer Kleinstadt nahe Birmingham, wo sie als Beraterin für Schullaufbahnen arbeitet. Es ist eine verschlafene Gegend aus gepflegten Vorgärten und roten Backsteinhäusern. Rawlins kennt viele der Bewohner schon seit ihrer Kindheit, aber wenn sie heute durch den Ort spaziert, wechseln die meisten verschreckt die Straßenseite. Rawlins, so heißt es im Geraune ihrer Nachbarn, habe die halbe Stadt in Gefahr gebracht. Die Geschichte, die dazu führte, erzählt Kathryn Rawlins, begann eigentlich schon vor 30 Jahren. Sie war 15, als sie eines Tages von ihrer Schule nach Hause lief und nahe einem Spielplatz, halb versteckt unter Unkraut und Erde, eine seltsame Entdeckung machte: eine rostbraune Metallbüchse in Form einer Rakete, nur sehr viel kleiner, schmal wie die alten Biergläser ihres Vaters und kaum dreimal so lang wie ihre Hände. Rawlins, ein neugieriges Mädchen, betrachtete ihren Fund von allen Seiten, rätselte, was sie vor sich hatte. Eine Urne?

Die Geschichte, die dazu führte, erzählt Kathryn Rawlins, begann eigentlich schon vor 30 Jahren. Sie war 15, als sie eines Tages von ihrer Schule nach Hause lief und nahe einem Spielplatz, halb versteckt unter Unkraut und Erde, eine seltsame Entdeckung machte: eine rostbraune Metallbüchse in Form einer Rakete, nur sehr viel kleiner, schmal wie die alten Biergläser ihres Vaters und kaum dreimal so lang wie ihre Hände. Rawlins, ein neugieriges Mädchen, betrachtete ihren Fund von allen Seiten, rätselte, was sie vor sich hatte. Eine Urne?

Sie klopfte dagegen, aber nichts geschah. Sie öffnete den Verschluss, so erzählt sie, eine abnehmbare Kappe an der Spitze, aber das Behältnis schien leer. Nur Spuren orangefarbenen Pulvers waren zu sehen und eine Inschrift, die sie nicht entziffern konnte. »Alles in allem«, sagt Rawlins und klingt noch heute überzeugt, »ah dieses Ding nicht besonders gefährlich aus.« Sie nahm es mit nach Hause, versteckte es unter ihrem Bett, um Münzen und Bonbons darin zu sammeln; ihre Eltern bekamen es niemals zu Gesicht. Fünf Jahre später, als sie heiratete und mit ihrem Mann in ein Reihenhaus zog, kam auch ihre Entdeckung vom Spielplatz mit. Rawlins nutzte diese bald regelmäßig als Vase und füllte den Hohlraum darin mit ihren Lieblingsblumen. Mai stellte sie sie auf den Frühstückstisch in ihrer Küche, mal auf die kleine Kommode neben ihrem Ehebett und manchmal, wenn Gäste kamen, auf die große Tafel in ihrem Wohnzimmer. Nie stellte jemand Fragen, nie erkundigte sich jemand nach der Herkunft dieses Accessoires, nie fühlte sich irgend-

Spitze, aber das Behältnis schien leer. Nur Spuren orangefarbenen Pulvers waren zu sehen und eine Inschrift, die sie nicht entziffern konnte. »Alles in allem«, sagt Rawlins und klingt noch heute überzeugt, »sah dieses Ding nicht besonders gefährlich aus.« Sie nahm es mit nach Hause, versteckte es unter ihrem Bett, um Münzen und Bonbons darin zu sammeln; ihre Eltern bekamen es niemals zu Gesicht.

Fünf Jahre später, als sie heiratete und mit ihrem Mann in das Reihenhaus zog, kam auch ihre Entdeckung vom Spielplatz mit. Rawlins nutzte diese bald regelmäßig als Vase und füllte den Hohlraum darin mit ihren Lieblingsblumen. Mal stellte sie sie auf den Frühstückstisch in ihrer Küche, mal auf die kleine Kommode neben ihrem Ehebett und manchmal, wenn Gäste kamen, auf die große Tafel in ihrem Wohnzimmer. Nie stellte jemand Fragen, nie erkundigte sich jemand nach der Herkunft dieses Accessoires, nie fühlte sich irgend-

jemand bedroht. So vergingen 30 Jahre, und mit der Zeit, sagt Kathryn Rawlins, »wurde es zu einem Teil unserer Familie«.

Eine dunkle Ahnung, das rostige Teil könnte ihr aller Leben bedrohen, beschlich sie erst vor ein paar Wochen, an einem Dienstagvormittag im Oktober. Rawlins war erkältet und hatte sich krankgemeldet. Statt zur Arbeit zu fahren, saß sie mit einer großen Tasse Tee vor dem Fernseher, während der Sender BBC eine Dokumentation über Waffen des Ersten Weltkriegs zeigte. Rawlins interessierte sich nicht sonderlich für das Programm. Erst als von Bomben die Rede war, die Zeppeline des Deutschen Kaiserreichs über der Region um Birmingham abgeworfen hatten, beugte sie sich langsam zum Fernseher vor. Einige der Bomben, hieß es, wurden nie gefunden und könnten noch heute explodieren.

Rawlins betrachtete die Sprengsätze im Fernsehen, sie starrte auf den Bildschirm. Dann, langsam und mit einem Gefühl im

Bauch, das sie einschnürte, richtete sie ihren Blick auf die Vase in ihrem Wohnzimmer. »Die Ähnlichkeit«, sagt Kathryn Rawlins, und ihre Hände zittern noch heute, »war schockierend.«

Sie zögerte nur einige Minuten, unentschlossen, dann griff sie zum Telefon und wählte die Notrufnummer der Polizei. Sie sagte, in ihrem Haus befinde sich »vielleicht eine Bombe«.

Der Mann am anderen Ende der Leitung schien nicht ganz zu verstehen, aber er stellte sie durch zu einem Experten für Sprengstoffwaffen. Es dauerte keine Stunde, dann standen die Polizei, die Feuerwehr und eine Sondereinheit des Verteidigungsministeriums vor ihrer Tür.

Die Männer, erzählt Kathryn Rawlins, identifizierten ihre Lieblingsvase bald als eine immer noch scharfe Granate aus dem Jahr 1915, möglicherweise ägyptischer Herkunft. Sie entfernten den Zünder und erklärten, dass eine Explosion jeden Men-

schen im Umkreis von hundert Metern hätte umbringen können. Dass mit etwas Pech schon eine kleine Erschütterung gereicht hätte, um ihr ganzes Haus in die Luft zu sprengen.

Kathryn Rawlins musste daran denken, wie häufig ihre Vase in all den Jahren zu Boden gefallen war; beim Staubsaugen oder wenn ihre Söhne zu Hause Fußball spielten. Einmal auch, als sie eine große Party für viele Leute gab und mit ihren besten Freundinnen zur Musik von Madonna tanzte, immer um die Bombe rum.

Die meisten ihrer Bekannten, sagt sie, können heute darüber lachen. Aber Kathryn Rawlins hat auch andere Sachen erlebt. Vor Kurzem klingelte sie bei den Nachbarn in ihrer Straße. Sie wollte sich entschuldigen und hatte kleine Kübel mit Blumen dabei. Niemand öffnete ihr die Tür.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Für die Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« recherchierte Claas Relotius im Herbst 2015 die Geschichte von Kathryn Rawlins aus Atherstone, Warwickshire, die viele Jahre lang eine Vase in ihrer Wohnung hatte, die tatsächlich eine Granate aus dem Ersten Weltkrieg gewesen sein soll.

Der Kern des Textes ist korrekt, es gab die als Vase genutzte Granate. Relotius hat auch tatsächlich mit Kathryn Rawlins Kontakt per E-Mail gehabt und zudem ein kurzes Telefonat mit ihr geführt, das bestätigte sie dem SPIEGEL. Offenkundig hat Relotius viele der Details seiner Geschichte dann aus britischen Zeitun-

gen abgeschrieben und die jeweils dramatischsten ausgewählt. Auf Bitte des SPIEGEL hat Rawlins sich den Text mithilfe eines Übersetzungsprogramms noch einmal durchgelesen. Ihr Fazit: Relotius' Darstellung enthält dieselben Detailfehler wie die Texte anderer Zeitungen.

Der entscheidende Fehler sei die Behauptung, die Granate sei scharf gewesen, als Rawlins die Polizei verständigte. Britische Zeitungen hatten dies anscheinend fälschlich behauptet, Relotius hat diese Behauptung wohl ungeprüft übernommen.



Von Mülltonnen, Arschlöchern (»Dankeschön«) und Mädchen, die in Unterwäsche auf die Straße gehen

Heimat. Wie fühlt sich Deutschland an? Wie sieht es aus, wie redet es, wie riecht es? Erste Eindrücke von Menschen, die es wissen müssen: Flüchtlinge.

Selfies, Schnappschüsse – die Fotos auf diesen und den folgenden Seiten wurden von Flüchtlingen mit ihren Handys gemacht. Sie zeigen, was die Ankömmlinge für typisch deutsch halten. Manche von ihnen wollten aus Angst um sich und ihre Familie anonym bleiben, andere nicht. Wir bedanken uns bei allen.

Nada, 31, war Lehrerin in Syrien und lebt seit einem Monat in der Erstaufnahmeeinrichtung im fränkischen Hardheim.

»Deutschland ist eine Mogelpackung. In Syrien hatte ich ein Haus, hier habe ich nichts. Ich dachte, sie geben einem hier Geld, eine Wohnung und Bildung. Ich habe mit anderen gesprochen, die schon in Deutschland waren, und die haben mir gesagt, dass es in Deutschland sehr gut ist. Und jetzt sind wir hier und haben kein gutes Leben. Wir essen nur und schlafen. Dafür sind wir nicht hergekommen. Es tut mir leid, dies sagen zu müssen, aber es ist wie bei Tieren. Merkel hat gesagt: Kommt her, wir haben eine Unterkunft, Geld und Schulen für euch und eure Kinder. Jetzt, wo wir hier sind, merken wir, dass andere Leute Merkel nicht mögen und etwas anderes sagen. Wir wollen uns vergnügen und etwas unternehmen und nicht nur rumsitzen. Ich habe auf der Straße, nicht bei jemandem im Garten, einen Apfel vom Baum gepflückt, und dann kam die Polizei und hat mich verwarnt. Ich musste eine hohe Geldstrafe bezahlen, für einen Apfel. Gebt mir eine Wohnung und Geld, und ich werde von niemandem etwas nehmen.«

Raman, 17, Kurde aus Hasaka in Syrien, lebt seit elf Monaten in Deutschland.

SPIEGEL: Was wussten Sie von Deutschland, bevor Sie herkamen?

Raman: Ich dachte, hier ist jeden Tag Disco. Ich dachte, die Leute sind immer betrunken. Aber als ich dann hier war, habe ich schnell festgestellt: Wir sind gar nicht so unterschiedlich. Ich habe bereits die Sprache gelernt und Freunde gefunden. Die deutsche Kultur ist eigentlich wie die kurdische, finde ich. Frauen können arbeiten, Frauen können Auto fahren. Trotzdem gibt es viele Menschen in Passau, die uns nicht mögen.

SPIEGEL: Woran merken Sie das?

Raman: Als ich mal mit einem Freund bei McDonald's war, haben uns Jugendliche beschimpft: »Geh weg, blöder Ausländer.« Ich glaube, sie waren betrunken, manche haben auch einfach Angst. Aber sonst geht es mir hier gut. Seit drei Wochen darf ich aufs Gymnasium, in die zehnte Klasse. Ich spiele Fußball bei Eintracht Passau. Ich war sogar in München und habe mir das Bayern-Stadion angesehen.

SPIEGEL: Was tut Deutschland für Sie?

Raman: Ich habe Glück. Weil ich unter 18 bin, hat mir das Jugendamt ein WG-Zimmer besorgt, und es bezahlt meine Schulbücher. Andere Flüchtlinge, die älter sind, müssen lange in Lagern sitzen. Die Deutschen sollten ihnen Asyl geben, finde ich.

SPIEGEL: Warum?

Raman: Weil das gut ist für ihr Land. Hier gibt es zu wenige Menschen. Und wenn ich hier später als Arzt arbeite, bekomme nicht nur ich etwas, sondern auch Deutschland. Ich zahle dann ja Steuern.

Ranem, 19, ist Syrerin, seit zwei Jahren in Deutschland und inzwischen als Flüchtling anerkannt.

In einem Café, im neunten Stock eines Passauer Hochhauses, sitzt in Röhrenjeans Ranem Bwedani und bestellt in fast akzentfreiem Deutsch einen Latte macchiato. »Für mich ist es ein Akt der Menschlichkeit, dass wir Asyl bekommen«, sagt sie. Kann es auch eine Chance sein für Deutschland, dass so viele Flüchtlinge kommen? »Um ehrlich zu sein, ich glaube nicht. Es sind einfach viel zu viele.«

Ranem kommt öfter in dieses Café, sie macht jetzt – bis sie studieren kann –, was man als normales Mädchen in ihrem Alter so macht: mit Freundinnen durch die Stadt bummeln, Käsekuchen essen, und »bald möchte ich mal campen gehen«. Nur, dass viele sie nicht als normal ansehen, Ranem fühlt sich falsch eingeschätzt von den Deutschen. »Wir hatten ein gutes Leben, wir hatten Geld, wir sind gebildete Leute«, sagt sie, »aber viele sehen uns hier als unmodern oder unterentwickelt an.«

Die Leute fragen sie, ob Frauen in ihrem Land tatsächlich Auto fahren dürften oder warum sie auch Englisch und Französisch spreche. Sie fragen, ob ihr Kopftuch nicht ein Zeichen der Unterdrückung sei. »Das sind echt komische Fragen für mich«, sagt Ranem. Mit ihrer Mutter lacht sie darüber, dass es blaue Mülltonnen gibt, nur für Papier. Oder darüber, dass die Menschen mehr als hundert Euro für Grabschmuck ausgeben, obwohl die Toten ihn nicht sehen können. Sie macht Fotos von diesen Dingen, dann werden sie weniger fremd.

Omara, 21, Jurastudentin aus Aleppo, lebt seit dreieinhalb Monaten in einem Heim in Kellberg, nahe Passau.

»Am Anfang, als Deutschland noch besonders hart für mich war, habe ich eine Spinne in meinem Zimmer großgezogen. Ich habe einen Zettel an die Wand gehängt, auf dem stand: Wer diese Spinne tötet, ist in diesem Raum nicht willkommen. Das klingt irre, aber jeder braucht jemanden, und ich kannte niemanden hier. Eines der ersten Wörter, die ich von einem Deutschen gehört habe, war: 'Arschloch'. Ich lief durch Kellberg, da fuhr ein Typ in seinem Auto an mir vorbei und zeigte mir

den Finger. Ich antwortete ihm: 'Bitte'. Das Wort hatte ich auf YouTube gelernt. Ich dachte, alle Deutschen seien so, aber als ich nach ein paar Wochen zum Passauer Bahnhof fuhr, um zu sehen, wie es den Flüchtlingen geht, die gerade erst ankommen, lernte ich, dass es auch gute Menschen gibt. Sonja zum Beispiel, eine der Ehrenamtlichen. Wir sind Freunde, sie hilft mir viel. Und ich stehe jetzt jeden Tag als Übersetzer mit am Bahnhof. Seitdem lerne ich auch mehr über die Menschen. Zum Beispiel, dass sie sich auf der Straße küssen, einfach so, dass es Mädchen gibt, die in Unterwäsche rausgehen, dass die Leute draußen Bier trinken. Freiheit ist ja gut, aber wo ist die Grenze, der Respekt vor anderen Menschen?«

Dino, 27, Rom aus Mazedonien, lebt seit einigen Monaten mit seiner Frau und seinen Kindern in Lambsheim in Rheinland-Pfalz. Er gibt als Beruf Maler, Bauarbeiter, Flaschensammler, Autowäscher und Wahrsager an.

SPIEGEL: Wonach schmeckt Deutschland?

Dino: Nach Kinder-Milch-Schnitte.

SPIEGEL: Wie riecht Deutschland?

Dino: Nach nassem Rasen.

SPIEGEL: Was ist die erste deutsche Regel, die Sie gelernt haben?

Dino: Wenn Frau Lisa mit der goldenen Glocke klingelt und »Essen« schreit, dann gibt es Essen im Lager.

SPIEGEL: Was ist das erste deutsche Wort, das Sie gelernt haben?

Dino: Essen. Hände waschen.

SPIEGEL: Warum soll Deutschland Ihnen Asyl geben?

Dino: Weil ich fünf Kinder habe, weil ich selbst erst 27 bin und Deutschland uns braucht. Weil in Deutschland mehr Menschen sterben, als geboren werden.

SPIEGEL: Sie kommen aus Mazedonien, das ist doch ein sicherer Herkunftsstaat.

Dino: Wer hat eigentlich bestimmt, dass Bomben gefährlicher sind als Hunger? Ich möchte auch endlich acht Euro die Stunde verdienen und nicht acht Euro am Tag. Gott hat uns Roma kein Land gegeben, warum? Damit wir überallhin können auf dieser Welt. Das war sein Plan, die Menschen machen ihn kaputt.

SPIEGEL: Was waren schlimme Momente, seit Sie in Deutschland sind?

Dino: Als meine Kinder Angst vor dem Wasser im Schwimmbad hatten, weil sie noch nie in einem Schwimmbad waren. Als der Heimleiter mir eines Tages sagte: »Du weißt schon, dass 99,9 Prozent von euch Roma wieder nach Hause auf den Balkan geschickt werden, oder?«

SPIEGEL: Und schöne Momente?

Dino: Als wir im Supermarkt waren und meine Familie alles in den Einkaufswagen warf, was sie haben wollte, und ich ihnen das erste Mal in meinem Leben nicht die

Sachen wieder aus der Hand nehmen und sie zurücklegen musste in die Regale. Als mein kleiner Sohn freiwillig ins Bad ging, weil hier warmes Wasser aus der Leitung kommt. Als ich auf dem Sperrmüll ein Ehebett fand, es ist das erste gemeinsame Bett unserer Ehe. Als ich meiner Frau das erste Mal in zehn Jahren Ehe etwas schenken konnte. Dass wir drei Zimmer haben und Türen, die sie trennen, statt neun Quadratmeter in Mazedonien. Ich weiß nicht, ich könnte stundenlang aufzählen.

Mohammed, 25, Schiffsoffizier aus Latakia, Syrien, lebt seit einem Jahr in einer Flüchtlingsunterkunft in Bremen.

»Meine Flucht hat 22 000 Euro gekostet, deshalb musste ich meine Eltern zurücklassen in Syrien. Wir hatten nicht genug Geld für uns alle. Meine Aufgabe ist es nun, sie möglichst schnell hierherzuholen, raus aus Syrien, weg vom IS. Jeder Tag da unten kann ihr letzter sein, dieser Gedanke macht mich echt verrückt. Deshalb stört mich an Deutschland vor allem eine Sache: Es gibt nicht genug Integrationskurse, alles dauert viel zu lange. Ich muss eure Sprache lernen, und zwar schnell. Ich muss Geld verdienen. Ich darf nicht noch mehr Zeit verlieren.«

Mohamed, 22, Jurastudent aus Damaskus, lebt seit einem Monat in der Landeserstaufnahmeeinrichtung (LEA) in Wertheim.

»Wenn ich einen Soldaten in Damaskus gesehen habe, bin ich schnell losgerannt. Du weißt einfach nicht, wann einer von ihnen auf dich schießt. Hier in Deutschland sehe ich Soldaten, die mit Kindern spielen. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl zu wissen, dass du jetzt in Sicherheit bist.«

Fadi, 23, aus Damaskus, lebt seit ein paar Wochen im Zeltlager in Hamburg-Ohlstedt.

Das Kostbarste, das Fadi besitzt, ist ein Schreibheft, DIN-A4 liniert, zwei Spalten auf jeder Seite. Mit Bleistift hat er wichtige deutsche Wörter hineingeschrieben, links in lateinischen Buchstaben, rechts auf Arabisch. Die Deutschen, denen er das Heft zeigt, bewundern die Schönheit der arabischen Schrift, die Syrer bestaunen die Schmucklosigkeit des Deutschen: Wasser. Hunger. Durst. Das erste deutsche Wort, das Fadi notiert hat: Esel.

Mit drei anderen Jungs in seinem Alter teilt er sich Zelt 36. Syrien, das ist für ihn das Geräusch anfliegender Flugzeuge, detonierender Bomben, das Rattattatt von Maschinengewehren. Wie Deutschland klingt? Gar nicht, sagt er. »Nach Stille.«

Das Erste, was er hier lernte: wie wichtig Pünktlichkeit ist. Bisher, sagt er grinsend, habe er »nach der arabischen Uhrzeit« gelebt. Jetzt gilt: Wenn er sich für 14 Uhr verabredet, soll er am besten um fünf vor zwei da sein.

Jeden Freitag geht er zum Fußball. Duwo 08, der Ohlstedter Sportverein, hat Flüchtlinge eingeladen, gemeinsam machen sie Dehnübungen, Gymnastik, Abklatschen. Einmal hat der Trainer sie mitgenommen in die Innenstadt, Hauptbahnhof, Hafensrundfahrt, sie sollten ein Gefühl kriegen für die Stadt. Was ihn am meisten erstaunt hat? Die Häuser in Hamburg sind zwar kleiner als in Damaskus, sagt Fadi, aber aufwendiger verziert. Und, sehr seltsam: In Restaurants darf nicht geraucht werden.

Bablu, 20, kommt aus Indien, lebt in Bad Vilbel in Hessen, macht derzeit Abitur und wartet darauf, ein anerkannter Flüchtling zu werden – und Polizist.

»Ich war 16 Jahre alt, als ich in Deutschland ankam. Ich wusste gar nicht, wo ich bin. Meine Eltern hatten die Schlepper bezahlt, damit sie mich in eine ‚bessere Zukunft‘ transportieren, so hieß es immer auf der Reise. Ich hatte noch nie von diesem Land gehört, ich wusste nicht einmal, dass Deutschland Deutschland heißt und welche Sprache hier gesprochen wird. Ich war allein und vermisste oft meine Eltern. Am ersten Tag in Deutschland wurde mir erklärt, dass es dreimal am Tag im Lager Essen gibt, um 7 Uhr, um 12.30 Uhr und 18.30 Uhr. Wenn ich die Zeiten verpasse, dann müsse ich halt hungern, sagte die Heimleitung. Ich verstand und aß oft, ohne Hunger zu haben. Wenn ich die Erstaufnahme verlassen wollte, musste ich mich immer an- und abmelden. Ich tat es, aber verstand diese deutsche Regel nie, ich hatte nichts verbrochen, ich wollte doch nicht weg aus Deutschland. Wovor hatten sie nur Angst? Ich fühlte mich oft wie im Knast. Ich habe in Deutschland gelernt, was Schnee ist. Ich war 17 Jahre alt und lebte im Lager, und auf einmal wurde alles weiß vor meinem Fenster. Dieses Bild vergesse ich nie, es machte mich so glücklich, es war so weit, so frei plötzlich. Ich bin der Erste in meiner Großfamilie, der weiß, wie Schnee sich anfühlt, ich bin stolz drauf. Ich mache Abitur, weil ich Polizist werden will, ein richtiger Beamter.«

Sayid, 26, Importhändler aus Latakia, Syrien, lebt seit zwei Monaten in einem Flüchtlingsheim im Süden Hamburgs.

SPIEGEL: Sie waren in eine Massenschlägerei in Ihrem Lager verwickelt. Was war los?

Sayid: Da sind mitten in der Nacht Afghanen und welche von uns, also Syrer, aufeinander losgegangen. Ich habe das Geschrei gehört und bin aus dem Zelt gerannt. Alle sind rausgegangen, das Zelt war leer, und das haben Diebe ausgenutzt. Mir wurden 500 Euro gestohlen, meine ganzen restlichen Ersparnisse nach der Flucht. Wahr-

scheinlich wars ein Afghane.

SPIEGEL: Haben Sie sich auch geprügel?

Sayid: Nein, nur zugeschaut. Freunde von mir haben allerdings mitgemacht und auch einige Schrammen davongetragen.

SPIEGEL: Wie kam es zum Streit?

Sayid: Wegen der Steckdosen. Es gibt nur 15 Steckdosen in der Halle, ich habe sie gezählt, und es leben etwa 700 Leute da, die meisten haben Mobiltelefone, die man dauernd neu aufladen muss.

SPIEGEL: Auf Ihrem Handy sind viele Bilder. Sie fotografieren Brücken?

Sayid: Ja. Ich mag deutsche Brücken. Sie sehen aus, als würden sie ewig halten.

Hamid, 32, Journalist aus Herat, Afghanistan, seit Dezember 2014 in Deutschland, lebt in Schacht-Audorf bei Rendsburg.

»Ich habe meine Heimat verlassen, weil mich die Taliban bedroht haben. Einmal haben sie die Scheiben meines Autos zertrümmert, ein andermal haben sie mich zusammengeschlagen. Ich habe das bei der Erstaufnahme erzählt. Der Mann dort hatte aber nur zwei Fragen: warum ich nicht in eine andere Stadt gezogen sei? Und wer mir geraten habe, meine Dokumente in Klarsichthüllen aufzubewahren?

Jetzt lebe ich in Schacht-Audorf, einem kleinen Ort bei Rendsburg, am Nord-Ostsee-Kanal. An meinem ersten Tag nahm mich eine Frau beiseite und erklärte mir, dass es in Deutschland Ampeln gebe. Dass man bei Rot stehen bleiben müsse.

Deutschland ist trotzdem mein Wunschland, Deutschland hat uns Afghanen sehr geholfen. Ich kenne Bayern München, Dortmund, die Nationalmannschaft. Deutschland ist Freiheit für mich. Was mich allerdings wundert: Man hört zwar Kirchenglocken, aber keinen Muezzin, obwohl es in Rendsburg eine Moschee gibt. Das ist nicht Freiheit. Das Großartige an Deutschland: Gerade für junge Menschen ist alles möglich. Wer lernen will, hat unbegrenzte Möglichkeiten. Mir gefällt, dass alle immer 'bitte' und 'bitte schön' sagen; dass alle die gleichen Rechte haben, Alte und Junge, Chefs und Untergebene. Was mir nicht gefällt: dass viele Leute flüstern, wenn ich in eine Kneipe komme oder zum Friseur: Terrorist. Achtung, Taliban.«

Mariam, 23, Studentin der Pharmazie, aus Damaskus, kam vor eineinhalb Jahren in Hamburg an.

Mariam sitzt unter ein paar Hundert Flüchtlingen in einem Hörsaal an der Universität Hamburg, wo ihnen an diesem Nachmittag erklärt wird, wie und was sie in Deutschland studieren können. Es sind die Migrantinnen, auf die die Wirtschaft hofft: jung und mit guter Grundausbildung, die künftigen »Fachkräfte«. Es gibt nur wenige Frauen unter ihnen.

Mariam hat in Damaskus ein paar Semester Pharmazie studiert, damit möchte sie nun in Deutschland weitermachen oder mit Medizin beginnen, sie weiß es noch nicht. Sie trägt enge Jeans, schicke Stiefel mit Absätzen und ein T-Shirt, auf dem »You are my star« steht, während ein weißer Hidschab ihr offenes Gesicht umrahmt. Seit ein paar Monaten lernt sie Deutsch an der Volkshochschule. »Ich mag das deutsche Wort ‚Dankeschön‘«, sagt sie auf Englisch, »ich mag die Idee, dass man ‚Danke‘ und ‚schön‘ in einem Wort gleichzeitig sagt.«

Sie zeigt Fotos in ihrer Facebook-Chronik, eines zeigt sie bei einer Pferdekoppel im Freilichtmuseum am Kiekeberg bei Hamburg. »Pferde liebe ich sehr. In Syrien, bevor der Krieg kam, war ich manchmal reiten. Irgendwann möchte ich das auch in Deutschland tun.« Sie hat viel über deutsche Frauen nachgedacht, seit sie hier ist. »Sie sind sehr frei in ihrem Denken und Verhalten, es gibt keine Grenzen für sie.« Sie bewundert das und wundert sich gleichzeitig darüber. »Ich mag es, wenn ich weiß, wo meine Grenzen sind als Frau.« Sie glaubt nicht, dass sie den Hidschab je ablegen wird, weil sie möchte, dass jeder sofort erkennt, dass sie Muslimin ist. Zum Heiraten, später, kommt für sie nur ein muslimischer Mann infrage.

Naman, 36, IT-Spezialist aus dem Norden Syriens, Kurde, lebt seit Juli 2014 in einem Flüchtlingsheim in Bremen.

»Deutschland scheint mir ein freundliches Land zu sein, irritierend ist aber, dass die Deutschen dauernd Kalorien zählen. In den Supermärkten sehe ich ständig Menschen, die auf Lebensmittelverpackungen starren, um herauszufinden, wie viel Fett in den Sachen steckt. Das ist bei uns anders. Wir essen einfach, was uns schmeckt. Ich glaube, das ist auch besser so, essen sollte Spaß machen. Wenn ich irgendwann mal Arbeit habe, werde ich mir einen Computer kaufen. Und eine Playstation.«

Barjas, 37, Fotograf aus Idlib, Syrien, lebt seit zwei Monaten in Freital, Sachsen.

»Das erste deutsche Wort, das ich gelernt habe, war ‚Pegida‘. Es stand überall am Bahnhof, als ich in Dresden aus dem Zug stieg. Am Anfang dachte ich, es stehe für ‚Willkommen‘. Heute weiß ich, es bedeutet das Gegenteil. Hass gegen Fremde gibt es auch in Syrien. Ich verstehe, dass die Deutschen Angst haben, ihre Arbeit zu verlieren. Aber was würden sie selbst tun, wenn Bomben auf ihre Heimat fielen? Ich kann nicht glauben, dass der Krieg auch mal in Deutschland war. Alles hier wirkt so sauber und geordnet. Man sieht die Deutschen nie streiten, und nur wenige tragen Waffen. Wenn Deutschland ein Ge-

räusch macht, dann klingt es nicht nach Explosionen, sondern wie das Rascheln von Papier. Ohne Anträge und Unterschriften geht nichts voran, aber wer sich den ganzen Tag damit beschäftigt, dem fehlt abends die Energie, Bomben zu bauen und andere zu töten. Vielleicht geht es Deutschland deshalb so gut.«

Valentino, 13, Schüler aus Lezha, Albanien, lebt mit seiner Familie seit zwei Monaten im Zeltlager in Hamburg-Ohlstedt.

»Ich habe in der Nähe des Lagers frei laufende Kaninchen gesehen, hier, mitten in der Stadt! Sie hoppelten einfach herum und verschwanden wieder. In Albanien hätte sie längst jemand abgeschossen und gegessen. Es gefällt mir, dass die Deutschen gut zu Tieren sind. Ich möchte für immer hier bleiben und Ingenieur werden. Ich bin sehr gut in Mathe, in Albanien war ich der Beste meiner Klasse. Im Lager ist es für uns Albaner nicht so einfach. Im Deutschkurs darf ich nie etwas sagen, obwohl ich immer den Finger hochstrecke. Einmal sagte jemand zu mir, ich brauchte nicht Deutsch zu lernen, ich dürfe als Albaner ja sowieso nicht bleiben.«

Baraa, 25, Musiker und Grafikdesigner aus Damaskus, lebt seit einem Monat in der Erstaufnahmeeinrichtung in Hardheim.

SPIEGEL: Warum sollte Deutschland Ihnen Asyl geben?

Baraa: Ich habe nie nach Syrien gehört. Ich war dort auch vor dem Krieg unglücklich. Mein Archäologiestudium wollte ich nie machen, man hat mich dazu gezwungen. Ich bin ein Musiker, der Elektrogitarre in einer Rockband spielt, so jemand wird weder von der Gemeinde noch von der Regierung akzeptiert, weil er anders ist. In Deutschland kann ich alles werden und machen. Ich bin jetzt 25, ich hätte von Anfang an hier in Deutschland sein sollen. Ich passe viel besser nach Deutschland als nach Syrien, ich bin ein Mensch, der die Gesetze immer befolgt, aus diesem Grund schäme ich mich auch sehr, dass ich illegal nach Deutschland gekommen bin. Es gab aber keine andere Möglichkeit, ich kann nur sagen: Entschuldigung.

SPIEGEL: Was ist das erste deutsche Wort, das Sie gelernt haben?

Baraa: Entschuldigung. Man braucht es immer, um nach dem Weg zu fragen oder um etwas von den Leuten in Erfahrung zu bringen. Die Menschen hier sind sehr kultiviert. Etikette wird großgeschrieben.

SPIEGEL: Was ist die erste deutsche Regel, die Sie gelernt haben?

Baraa: Dass man zuerst seinen Nachnamen und dann seinen Vornamen nennt. Man hat mir gesagt, es sei unhöflich, nur seinen Vornamen zu nennen, so wie es bei uns in Syrien üblich ist.

Saad, 27, Medizinstudent aus Aleppo, lebt seit drei Monaten in einem Heim in Freital, Sachsen.

»In Syrien heißt es, Deutschland sei das Land der Menschlichkeit. Aber hier, im Osten, benehmen sich die Deutschen nicht wie Menschen. Sie spucken einen an und sagen, wir sollen abhauen oder unser Heim wird brennen. Wir Flüchtlinge gehen hier nur gemeinsam auf die Straße, weil wir sonst verprügelt werden. Vor ein paar Tagen wollte ich einkaufen, da haben mich drei Männer aufgehalten und mir mit einer Bierflasche auf den Kopf geschlagen. Ich kann den Hass der Leute nicht verstehen. Was haben wir ihnen getan? Wenn ich freundlich nach dem Weg frage, gehen sie weiter, als hätte ich eine Krankheit. Ich weiß, ich bin nur ein Gast hier. Aber so behandelt man keine Gäste. Früher habe ich immer von Deutschland geträumt. Ich dachte, es ist das beste Land der Welt. Ich habe in Syrien acht Jahre lang die Sprache gelernt, am Goethe-Institut. Aber jetzt, wo ich in Deutschland bin, verlerne ich alles, weil kein Deutscher mit mir spricht. Um allein zu üben, schaue ich viel Fernsehen, jeden Tag sieben Stunden, vor allem MDR und ZDF. Meine Lieblingsserie handelt von einem Arzt, der in den Bergen arbeitet. Die Welt dort ist freundlich und grün. Die Männer sind warmherzig und die Frauen schön. Ich glaube, diese Serie spielt auch in Deutschland. Aber das ist ein anderes Deutschland als hier.«

Miran, 25, Architekt aus Damaskus, lebt seit sechs Wochen in einem Flüchtlingslager im Osten Hamburgs.

»Diese Zeichnung hängt auf einer Toilettellette beim Flüchtlingslager. Ich nehme an, dass manche Leute das Toilettenpapier auf den Boden warfen, weil sie es von zu Hause gewohnt sind, dass man Papier nicht ins Klo schmeißen darf, weil es die Abflüsse verstopft.

Bevor ich Syrien verließ, wusste ich von Deutschland nicht mehr als ein paar Stichwörter – Mercedes, BMW, Bayern München. Und natürlich die Sache mit den Nazis. Jetzt ist Deutschland für mich vor allem grün. Grüne Wiesen und Bäume waren das Erste, was ich hier sah, und selbst hier in der Stadt stehen überall Bäume. Ich bin in dieses Land gekommen, weil viele andere Flüchtlinge, die schon früher da waren, auf ihren Facebook-Seiten schrieben, dass man hier rasch einen Job kriegen kann und dass das Wetter gut ist. Ganz so einfach ist es nicht. Ich dachte, es würde schneller gehen, bis man einen Ausweis und eine Arbeitsbewilligung erhält. Ich dachte auch nicht, dass wir in Zelten schlafen würden. Es gab Leute, die mir geraten haben, nach Schweden oder Norwegen zu gehen, weil der Staat dort den Flüchtlingen mehr Geld gibt als Deutschland. Aber ich

will kein Geld vom Staat, ich will arbeiten. Ich bin Architekt. Irgendwann werde ich Häuser für deutsche Familien bauen.«

Ahmed, 30, *Apotheker, Syrien, lebt seit September 2014 in einem Flüchtlingsheim in Bremen.*

»Ich hatte viel Schlechtes gehört über das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge hier in Deutschland. Dass die Sachbearbeiter dort ungeduldig sind, unhöflich, dass viele Anträge abgelehnt werden. Deshalb war ich schon sehr nervös, als ich meinen Termin hatte. Aber mein Sachbearbeiter war ganz anders. Freundlich und nett. Ich hätte mir gar keine Sorgen machen müssen.«

Jehanzaib, 19, *Businessstudent aus der Kaschmir-Region in Pakistan, lebt seit einem Monat in der LEA in Wertheim.*

»Wir haben so eine Frucht an einem Baum gesehen und sie gepflückt. Sie hatte Stacheln, aber man konnte die Schale aufmachen und die braune Frucht darin herausholen. Dann haben wir versucht, sie zu essen, aber sie war sehr hart, und man konnte sie nicht kauen. Heute weiß ich, dass diese Früchte Kastanien heißen.

Im Heim müssen wir immer eine Essensschlange bilden, und alle stellen sich an. In Pakistan laufen die Leute einfach kreuz und quer drauflos. Scheint eine deutsche Regel zu sein mit dem Anstellen. Man sieht das auch an den Ampeln, die hier überall stehen. Wenn die Ampeln rot sind, warten alle, bis sie grün wird, auch wenn gar kein Auto auf der Straße fährt.«

Mustafa, 31, *irakischer Elektroinstallateur, geflohen aus Rakka, Syrien, lebt seit zwei Monaten in Heidenau, Sachsen.*

SPIEGEL: Warum soll Deutschland Ihnen Asyl gewähren?

Mustafa: Weil mir der IS sonst den Kopf abschneidet.

SPIEGEL: Wie geht es Ihnen hier?

Mustafa: In meiner Heimat hieß es, Deutschland sei ein strenges Land mit vielen Regeln. Man sagte, es gebe mehr Verkehrsschilder als Menschen, und die Leute führten Hunde wie Gefangene an Ketten. Jetzt, wo ich hier bin, finde ich die meisten Deutschen gar nicht so streng, aber sie lächeln fast nie, obwohl sie ja gute Autos und große Häuser haben.

SPIEGEL: Sie vermissen die Freude?

Mustafa: Viele Deutsche freuen sich nur dann, wenn man »Biergarten« sagt. Das ist ein Ort, wo die Menschen lachen und sich verkleiden dürfen, wie bei einem Fest für Kinder. Als Flüchtlinge bekommen wir dort keinen Zutritt, weil wir kein Geld haben und keine deutschen Lieder kennen.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor Fremdenfeindlichkeit? Fremdenhass?

Mustafa: Gegen die Mörder im Irak ist Pe-

gida nur ein Witz, etwas für Mädchen. Ich würde gern wissen: Haben diese Deutschen im Osten auch so eine große Klappe, wenn ein Schwert an ihrem Hals liegt? Ihre Dummheit macht mich wütend, aber nicht alle Deutschen sind so.«

Houssam, 32, *Grafikdesigner aus Aleppo, wurde in Büren, Nordrhein-Westfalen, geboren, ging als Sechsjähriger mit den Eltern nach Syrien zurück und lebt seit Kurzem in der Erstaufnahmeeinrichtung in Hardheim.*

»Viele meiner Landsleute beschwerten sich heute über alles hier: das Essen, die Unterkunft, aber die sehen nicht, was für ein Druck auf Deutschland lastet. Für ein Camp ist es sehr gut hier. Wir Syrer sind laut und schreien uns immer nur an, in Deutschland ist es viel ruhiger und harmloser. Ich bin zu Beginn versehentlich in Berlin gelandet. Ich habe versucht, mich nicht wie ein Fremder und Unwissender zu verhalten, aber auf dem Weg zum Bahnhof wollte ich mir beim Busfahrer ein Ticket ziehen. Ich habe mein ganzes Kleingeld in die dafür vorgesehenen Einwüfe beim Fahrer geworfen. Plötzlich hat er mich angebrüllt. Er hat mir das Geld wieder zurückgegeben und mir gesagt, ich solle es auf den kleinen Tisch vor ihm legen, und er würde alles einsortieren. Das geschieht manchmal, wenn man bloß nicht auffallen möchte.«

Dani, 19, *Student aus Damaskus, kam vor drei Monaten gemeinsam mit seiner Mutter in Hamburg an.*

Der Junge hat, was man Aura nennt, dieses seltsame innere Licht. Beim Treffen in einem Café fragt eine Kellnerin heimlich, wer denn dieser junge Mann noch mal sei, der an unserem Tisch sitzt, sie kenne ihn vom Fernsehen, irgendein Promi, nicht wahr? Ist er aber nicht, der wirkt nur so. Kein Mensch kennt ihn. Noch nicht, muss man sagen, denn Dani, wie er sich nennt, noch keine 20 Jahre alt, will gern berühmt werden, als Model vielleicht oder sonst irgendwie, ein Star jedenfalls, und man zweifelt keine Sekunde daran, dass er es schaffen wird. »Zuerst will ich alles vergessen, was war, und bei null beginnen«, sagt er. »Und dann will ich, dass irgendwann jeder weiß, dass ich ein schwuler Syrer bin.«

Da, wo Dani herkommt, ist offen gelebtes Schwulsein lebensgefährlich. Man kann dafür im Gefängnis landen. Oder von Fanatikern ermordet werden. Beiläufig erzählt Dani, er habe mehrfach Drohungen erhalten von Leuten, die sagten: Wir werden dich töten. Bis zu seiner Flucht hat er seine Wohnung in Damaskus kaum noch verlassen. Es war dieser Krieg, ein Krieg gegen ihn als Person, der ihn in die Flucht trieb, nicht so sehr jener des Re-

gimes gegen seine Bürger.

Vor vier Monaten machte er sich gemeinsam mit der Mutter, deren einziges Kind er ist, auf den Weg nach Europa: Libanon, Türkei, übers Meer nach Griechenland. In Ungarn, als die Polizei die beiden an der Grenze ergriff, fragten ihn die grölenden Beamten: Bist du ein Junge oder ein Mädchen? Er antwortete: »Ich bin eine wunderschöne Göttin und habe kein Geschlecht.« Auch im Flüchtlingsheim in Deutschland merkt er, wie die anderen über ihn tuscheln, wie sie ihm aus dem Weg gehen. Solange sie ihn nicht ansprechen, ist es ihm egal.

Mit seinen tiefschwarz geschminkten Brauen und dem perfekt getrimmten Bart erinnert er an die österreichische Dragqueen Conchita Wurst, von der er noch nie gehört hat. Die Tragik seines bisherigen Lebens, immer von der Vernichtung bedroht zu sein, tarnt er mit lustigen Sätzen: »In Syrien wäre ich demnächst zum Militärdienst eingezogen worden, aber ich wollte nicht zur Armee. Ich will doch keine süßen Jungs erschießen!«

Sein Facebook- und sein Instagram-Account sind voll mit Selfies, Bildern seines neuen, seines befreiten Ich. Dani am sonigen Elbstrand, Dani mit neuen Boyfriends, Dani beim Shoppen, immer mit angedeutetem Kussmund, radikal eitel, bereit, das ganze Land zu umarmen. Was ihm an Deutschland am besten gefällt? »Dass alle Leute Hunde haben. Ich will auch einen. Einen Chihuahua!« Und natürlich, als ob's nicht längst klar wäre: die Freiheit. Die vor allem anderen. »Die Freiheit zu leben und zu lieben, wie ich will.«

Uwe Buse, Özlem Gezer, Hauke Goos, Guido Mingels, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Alexander Szanto

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Im Oktober 2015 wollte der SPIEGEL von Flüchtlingen in Deutschland wissen, wie es ihnen geht. Sieben Reporter waren im ganzen Land unterwegs und haben insgesamt 23 Geflüchteten Fragen gestellt wie: »Wie fühlt sich Deutschland an? Wie sieht es aus, wie redet es, wie riecht es?«

Claas Relotius lieferte die Aussagen von drei Geflüchteten zu: Von Barjas aus dem syrischen Idlib, der damals seit zwei Monaten im sächsischen Freital lebte. Von Saad, einem Medizinstudenten aus Aleppo, der seit drei Monaten in Freital war und von Mustafa, einem irakischen Elektroinstallateur, der aus dem syrischen Rakka geflohen war und seit zwei Monaten in Heidenau, Sachsen, lebte.

Nach eigenen Angaben ist Relotius Anfang Oktober nach Freital und Heidenau in Sachsen gefahren. Er hat von dort Fotos der Befragten mitgebracht, in deren Beschreibung er auch Nachnamen notiert hat - die Befragten haben ihre Äußerungen aber nicht autorisiert und waren Anfang 2019 nicht zu erreichen.

Bei der erneuten Überprüfung sind einige Unplausibilitäten in den Äußerungen aufgefallen:

Der 37-jährige Barjas wird mit der Aussage zitiert: »Das erste deutsche Wort, das ich gelernt habe, war 'Pegida'. Es stand überall am Bahnhof, als ich in Dresden aus dem Zug stieg.«

Dies klingt wenig glaubhaft - allein, dass das Wort »Pegida« damals überall am Bahnhof gestanden haben soll. Denkbar wäre allerdings, dass Barjas bei seiner Ankunft im August 2015 in eine der Montagsdemonstrationen von Pegida geraten ist.

Den 27-jährigen Saad zitiert Relotius: »Vor ein paar Tagen, da haben mich drei Männer aufgehalten und mir mit einer Bierflasche auf den Kopf geschlagen.« Auf dem von Relotius mitgebrachten Foto sind keine Kopfverletzungen zu erkennen, allerdings könnte das Foto auch älter sein.

Weiter erzählt Saad, er habe »in Syrien acht Jahre lang die Sprache gelernt, am Goethe-Institut«. Die Nachrecherche hat allerdings ergeben, dass es in Aleppo zwar eine Nebenstelle des Goethe-Instituts Damaskus gab, in der auch Sprachunterricht angeboten wurde. Diese Nebenstelle war aber erst im Dezember 2010 eröffnet worden - und musste wegen der Sicherheitslage in Syrien die Arbeit schon 2012 wieder einstellen. Vor 2010 hätte Saad im Goethe-Institut in Damaskus Deutsch lernen können - auch wenn das rund 350 Kilometer entfernt liegt - aber auch dieses stellte die Arbeit 2011 zeitweise und Ende 2012 dann ganz ein.

Der 31-jährige Mustafa hat laut Relotius erzählt: »Viele Deutsche freuen sich nur dann, wenn man 'Biergarten' sagt. Das ist ein Ort, wo die Menschen lachen und sich verkleiden dürfen, wie bei einem Fest für Kinder. Als Flüchtlinge bekommen wir dort keinen Zutritt, weil wir kein Geld haben und keine deutschen Lieder kennen.« Natürlich gibt es nicht nur in München, sondern auch in Dresden Biergärten, doch wohl meist ohne Lederhosen und Dirndl, falls das mit »verkleiden« gemeint sein sollte.

Gesellschaft

Verlust

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein Flüchtling aus Syrien findet 1000 Euro auf der Straße und übergibt das Geld der deutschen Polizei.

Mahmoud Abdullah, Flüchtling aus Aleppo, war gerade auf dem Weg zum Supermarkt, als er in den Straßen von Alsdorf, Großraum Aachen, eine seltsame Entdeckung machte. Er wollte einkaufen, für sich und die anderen Männer im Flüchtlingsheim, da sah er, mitten auf dem Fußgängerweg, ein leuchtend blaues Büchlein liegen.

Mahmoud Abdullah blickte sich um, wer es verloren haben könnte, und als er niemanden sah, hob er es auf. Er versteht kaum Deutsch, die Aufschrift »Sparbuch« sagte ihm nichts, aber als er es öffnete, lag Bargeld darin: zweimal 500 Euro in geglätteten Scheinen.

Für einen Augenblick, sagt Abdullah, glaubte er an Glück, an ein Zeichen, dass Gott ihm helfen wollte. Er stellte sich vor, was sich mit so viel Geld anfangen ließe, aber dann, so erzählt er, dachte er an den Menschen, dem es gehörte, und daran, wie es sich anfühlt, alles, was man hat, zu verlieren.

Mahmoud Abdullah ist 31 Jahre alt, ein kräftiger Mann mit leiser Stimme und einem Gesicht, das viel älter wirkt. Er sitzt auf einem Stockbett in einer Alsdorfer Flüchtlingsunterkunft, einem heruntergekommenen Wohnhaus, und erzählt seine Geschichte. Ein Zimmernachbar aus Damaskus hilft beim Übersetzen.

Noch vor einem Jahr um diese Zeit lebte Mahmoud Abdullah nicht in Alsdorf, sondern im syrischen Aleppo. Er war seine Heimat, die Stadt seiner Geburt, jener Ort, sagt er, an dem er einst alles hatte: ein eigenes Zuhause, eine Familie, Freunde, »ein gutes Leben«.

Seit seiner Jugend war Abdullah Installateur für Elektrotechnik. Er arbeitete hart und baute mit den Jahren seine eigene kleine Firma auf. Drei Angestellte und ein Laden, dessen Schild seinen Namen trug, das Geschäft gab ihm den Mut, sagt Abdullah, »die schönste Frau der Stadt zu erobern«.

Die Armee der syrischen Regierung und die Freie Armee der Rebellen, sie verwandelten die Stadt bald in ein Schlachtfeld, und Mahmoud Abdullah erzählt, wie die Zerstörung auch in sein Leben kroch.

Es begann mit dem Geschäft. Von einem Monat zum nächsten machte er keinen Umsatz mehr, weil sich keiner seiner Kunden noch auf die Straße traute. Wo Kinder einst Flegen gespielt und Händler ihr Gemüse verkauft hatten, sagt Abdullah, kreisten bald nur noch Hunde um die Überreste getöteter Menschen.

Eingekesselt in ihr Viertel, erlebte Abdullah Monate zwei Jahre lang den Krieg vor der eigenen Haustür, die Gewalt, den Hunger, die Hitze. Angst, es war ein Morgen im vergangenen Sommer, als eine Bombe auf das Haus ihrer Nachbarn fiel und Mahmoud Abdullah verstand, dass er mit Frau und Kind die Flucht wagen musste, um am Leben zu bleiben.

Sie verließen ihre Heimat und zogen nach Asten, eine kleine Stadt nahe der türkischen Grenze. Aber auch dort waren sie nicht sicher, also beschloss Abdullah, sich allein nach Europa durchzuschlagen, um einen Antrag auf Asyl zu stellen und seine Familie so bald wie möglich nachzukommen. Zusammen mit anderen jungen Männern gelangte er zunächst nach Istanbul, dann, über Bulgarien und weitere Länder, die er nicht kannte, bis nach Deutschland.

In Dortmund angekommen, wurde er als Flüchtling anerkannt und erhielt später einen Unterkunftsplatz in Alsdorf. Er suchte Hilfe für seine Familie bei dem Botschafter, aber der Botschafter

zu seiner Frau rief immer häufiger ab. Bald wachte sich eine Spur. Mit jedem Tag, an dem er nichts mehr von ihr hörte, sagt Abdullah, schwand nach seine Hoffnung, sie und seine Tochter jemals wiederzusehen.

Er war genau jetzt Zeck, als Mahmoud Abdullah glaubte, alles in seinem Leben verloren zu haben. Als erdrückte er das Sparbuch mit dem Geld auf der Straße, sein Euro, das war fast das Dreifache von dem, was er monatlich vom deutschen Staat bekam. Was macht man damit?

Abdullah ging noch am selben Tag zur nächsten Polizeistation und gab das Sparbuch mit dem Geld ab. Bald darauf meldete sich der Besitzer des Sparbuchs, er wollte einen Finderlohn zahlen, aber Abdullah lehnte das Angebot freundlich ab. Da, wo er bekommen, sagt er, sei man nicht glücklich, sondern um ein gutes und gerechtes Mensch zu sein.

Mahmoud Abdullah hätte wenig Grund, an Gutes zu glauben oder an Gerechtigkeit, als er sich, im tiefsten Tal seines Lebens, als ehrlicher Finder erwies. Er konnte nicht ahnen, dass zur gleichen Zeit mehr als 2000 Kilometer weit entfernt, im Süden der Türkei, seine Frau Shirin und seine Tochter Ela auf dem Weg nach Europa waren.

Wah und sich ein deutscher Sommer dem Ende neigte und Lokalfahrgen über Abdullahs Schicksal berichteten, absprachen sie in einem Schlachtort die Agilis, legten Strecken ohne Wasser oder Nahrung zurück, die Tage überstehen, zu Fuß und in zeremoniösen Bussen, wie durch ein Wunder blieben sie am Leben. Schließlich erreichten auch sie Alsdorf bei Aachen.

Mahmoud Abdullah hat seine Heimat verloren, seine Familie und sein Haus, aber er sagt, er habe sich nie selber gefühlt als in diesem Moment.



Abdullah

Flüchtling gibt Geldfund ab

Aachen – Ein Flüchtling hat in Alsdorf bei Aachen zwei 500-Euro-Scheine und ein Sparbuch gefunden und zur Polizei gebracht. Wie die Beamten berichteten, ...

Aus der »Süddeutschen Zeitung«

Verlust

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein Flüchtling aus Syrien findet 1000 Euro auf der Straße und übergibt das Geld der deutschen Polizei.

38 | DER SPIEGEL 41/2015, 2.10.2015

Mahmoud Abdullah, Flüchtling aus Aleppo, war gerade auf dem Weg zum Supermarkt, als er in den Straßen von Alsdorf, Großraum Aachen, eine seltsame Entdeckung machte. Er wollte einkaufen, für sich und die anderen Männer im Flüchtlingsheim, da sah er, mitten auf dem Fußgängerweg, ein leuchtend blaues Büchlein liegen.

Mahmoud Abdullah blickte sich um, wer es verloren haben könnte, und als er niemanden sah, hob er es auf. Er versteht kaum Deutsch, die Aufschrift »Sparbuch« sagte ihm nichts, aber als er es öffnete, lag Bargeld darin: zweimal 500 Euro in geglätteten Scheinen.

Für einen Augenblick, sagt Abdullah, glaubte er an Glück, an ein Zeichen, dass Gott ihm helfen wollte. Er stellte sich vor, was sich mit so viel Geld anfangen ließe, aber dann, so erzählt er, dachte er an den Menschen, dem es gehörte, und daran, wie es sich anfühlt, alles, was man hat, zu verlieren.

liert. »Keiner«, sagt Abdullah, »kennt dieses Gefühl so gut wie ich.«

Mahmoud Abdullah ist 31 Jahre alt, ein kräftiger Mann mit leiser Stimme und einem Gesicht, das viel älter wirkt. Er sitzt auf einem Stockbett in einer Alsdorfer Flüchtlingsunterkunft, einem heruntergekommenen Wohnhaus, und erzählt seine Geschichte. Ein Zimmernachbar aus Damaskus hilft beim Übersetzen.

Noch vor einem Jahr um diese Zeit lebte Mahmoud Abdullah nicht in Alsdorf, sondern im syrischen Aleppo. Es war seine Heimat, die Stadt seiner Geburt, jener Ort, sagt er, an dem er einst alles hatte: ein eigenes Zuhause, eine Familie, Freunde, »ein gutes Leben«.

Seit seiner Jugend war Abdullah Installateur für Elektrotechnik. Er arbeitete hart und baute mit den Jahren seine eigene kleine Firma auf. Drei Angestellte und ein Laden, dessen Schild seinen Namen trug, das Geschäft gab ihm den Mut, sagt Abdullah, »die schönste Frau der Stadt zu erobern«.

Ihr Name ist Shirin, sie arbeitete als Schneiderin in derselben Straße, und Abdullah warb so lange um ihr Herz, bis sie ihn heiratete. Sie zogen gemeinsam in ein Haus, bald danach wurde ihre Tochter Ela geboren. Das Mädchen kam in einer Nacht im Juli 2012 zur Welt, nur wenige Tage bevor der Krieg Aleppo erreichte.

Die Armee der syrischen Regierung und die Freie Armee der Rebellen, sie verwandelten die Stadt bald in ein Schlachtfeld, und Mahmoud Abdullah erzählt, wie die Zerstörung auch in sein Leben kroch.

Es begann mit dem Geschäft. Von einem Monat zum nächsten machte es keinen Umsatz mehr, weil sich keiner seiner Kunden noch auf die Straße traute. Wo Kinder einst Flegen gespielt und Händler ihr Gemüse verkauft hatten, sagt Abdullah, kreisten bald nur noch Hunde um die Überreste getöteter Menschen.

Eingekesselt in ihr Viertel, erlebte Abdul-

lahs Familie zwei Jahre lang den Krieg vor der eigenen Haustür, die Gewalt, den Hunger, die tägliche Angst. Es war ein Morgen im vergangenen Sommer, als eine Bombe auf das Haus ihrer Nachbarn fiel und Mahmoud Abdullah verstand, dass er mit Frau und Kind die Flucht riskieren musste, um am Leben zu bleiben.

Sie verließen ihre Heimat und zogen nach Afrin, eine kleine Stadt nahe der türkischen Grenze. Aber auch dort waren sie nicht sicher, also beschloss Abdullah, sich allein nach Europa durchzuschlagen, um einen Antrag auf Asyl zu stellen und seine Familie so bald wie möglich nachzuholen. Zusammen mit anderen jungen Männern gelangte er zunächst nach Istanbul, dann, über Bulgarien und weitere Länder, die er nicht kannte, bis nach Deutschland.

In Dortmund angekommen, wurde er als Flüchtling anerkannt und erhielt später einen Unterkunftsplatz in Alsdorf. Er suchte Hilfe für seine Familie bei den Behörden,

aber der Handykontakt zu seiner Frau riss immer häufiger ab. Bald verlor sich ihre Spur. Mit jedem Tag, an dem er nichts mehr von ihr hörte, sagt Abdullah, schwand auch seine Hoffnung, sie und seine Tochter jemals wiederzusehen.

Es war genau jene Zeit, als Mahmoud Abdullah glaubte, alles in seinem Leben verloren zu haben, da entdeckte er das Sparbuch mit dem Geld auf der Straße. 1000 Euro, das war fast das Dreifache von dem, was er monatlich vom deutschen Staat bekam. Was macht man damit?

Abdullah ging noch am selben Tag zur nächsten Polizeiwache und gab das Sparbuch mit dem Geld ab. Bald darauf meldete sich der Besitzer des Sparbuchs, er wollte einen Finderlohn zahlen, aber Abdullah lehnte das Angebot freundlich ab. Da, wo er herkomme, sagt er, sei man nicht ehrlich, um eine Belohnung zu bekommen, »sondern um ein guter und gerechter Mensch zu sein«. Mahmoud Abdullah hatte wenig

Grund, an Gutes zu glauben oder an Gerechtigkeit, als er sich, im tiefsten Tal seines Lebens, als ehrlicher Finder erwies. Er konnte nicht ahnen, dass zur gleichen Zeit, mehr als 3000 Kilometer weit entfernt, im Süden der Türkei, seine Frau Shirin und seine Tochter Ela auf dem Weg nach Europa waren.

Während sich ein deutscher Sommer dem Ende neigte und Lokalzeitungen über Abdullahs Schicksal berichteten, überquerten sie in einem Schlauchboot die Ägäis, legten Strecken ohne Wasser oder Nahrung zurück, die Tage dauerten, zu Fuß und in fensterlosen Bussen; wie durch ein Wunder blieben sie am Leben. Schließlich erreichten auch sie Alsdorf bei Aachen.

Mahmoud Abdullah hat seine Heimat verloren, seine Freunde, seine Arbeit und sein Haus, aber er sagt, er habe sich nie reicher gefühlt als in diesem Moment.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Dezember 2018

In dem Text, veröffentlicht in der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte«, geht es um einen jungen Syrer, der auf einem Fußweg in der Stadt Alsdorf bei Aachen ein Sparbuch findet. Darin lagen zwei 500-Euro-Scheine. Der Flüchtling habe sich vorgestellt, was er mit so viel Geld anfangen könnte, heißt es bei Relotius. Dann aber sei der junge Mann zur Polizei gegangen und habe Sparbuch und Geld abgegeben. Als sich der Besitzer meldete, habe der Flüchtling sogar den Finderlohn abgelehnt - in Syrien, so zitiert ihn Relotius, sei man ehrlich, »um ein guter und gerechter Mensch zu sein«.

Der Kern dieser märchenhaften Geschichte ist wahr, wie sich nach einer erneuten Recherche zeigt: Nachdem die Aachener Polizei eine Pressemitteilung veröffentlicht hatte, berichteten zahlreiche Medien darüber, darunter die Nachrichtenagentur dpa.

Die örtliche Polizei bestätigte den Fall auf erneute Nachfrage des SPIEGEL. Der Syrer bestätigte zudem der Lokaljournalistin Beatrix Oprée, dass er - gemeinsam mit seinem Schwager - mit einem SPIEGEL-Reporter gesprochen hat, er könne sich aber nicht genau erinnern, ob es Claas Relotius war. Die beiden haben den Artikel noch einmal gründlich gelesen und sagten der Journalistin Oprée, dass sie abgesehen von ausschmückenden, nicht immer präzise geschilderten Details am Kern der Geschichte nichts Falsches darin entdecken könnten.

SPIEGEL-ONLINE-Artikel vom 22.12.2018

Fall Relotius

Die Geschichte vom guten Syrer ist wahr

Claas Relotius berichtete über den Fall eines Syrers, der 1000 Euro fand und zur Polizei brachte. Relotius hat Teile vieler seiner Geschichten erfunden, nun stand auch dieser Text in Frage. Doch Zeugen bestätigen die Geschichte.

Am 2. Oktober 2015 erschien im SPIEGEL ein Text von Claas Relotius in der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte«. Unter der Überschrift »Verlust« lautete die Unterzeile: »Ein Flüchtling aus Syrien findet 1000 Euro auf der Straße und übergibt das Geld der deutschen Polizei.«

Relotius erzählt darin die Geschichte eines jungen Syrers, der auf der Straße ein Sparbuch findet, darin zwei 500-Euro-Scheine. Der junge Mann, schrieb Relotius damals, heiße Mahmoud Abdullah. Dieser habe kurz darüber nachgedacht, was er mit dem Geld alles anfangen könne; dann sei er zur Polizei gegangen und habe das Geld abgegeben. Der Besitzer des Sparbuchs habe sich gemeldet und Abdullah Finderlohn angeboten. Abdullah habe abgelehnt. In Syrien, so seine Begründung, sei man ehrlich, »um ein guter und gerechter Mensch zu sein«.

Ein bitterarmer syrischer Flüchtling, der 1000 Euro auf der Straße findet, zur Polizei bringt und noch nicht einmal einen Fin-

der Lohn will? Das klingt für viele wie eine Geschichte, die zu schön ist, um wahr zu sein.

Umso mehr, seit bekannt wurde, dass Relotius Teile vieler seiner Texte erfunden hat. Jetzt wird der Wahrheitsgehalt all seiner Texte in Frage gestellt. Und die Geschichte von Mahmoud Abdullah, dem ehrlichen Syrer, vor allem in den sozialen Netzwerken rechter Kreise.

Der Vorgang ist aktenkundig

Doch Relotius war nicht der einzige und schon gar nicht der erste, der die Geschichte berichtete. Öffentlich wurde sie durch eine Pressemitteilung der Aachener Polizei. Dort ist der Vorgang aktenkundig, wie die Behörde auf Anfrage des SPIEGEL bestätigt.

Am 20. Juli 2015 um 14 Uhr betrat demnach »ein Mann, der nur sehr gebrochen Deutsch« sprechen konnte, die Polizeiwache in Alsdorf. Er übergab den Beamten 1000 Euro in zwei Scheinen à 500 Euro und lehnte selbst Finderlohn ab. Die Beamten nahmen seine Personalien auf, was auch seine Identität bestätigt.

Relotius erfuhr von dieser Geschichte, weil kurz darauf die Nachrichtenagentur dpa und zahlreiche Medien darüber berichteten - Relotius wurde durch eine Meldung der »Süddeutschen Zeitung« darauf aufmerksam. Er arbeitete sie für das kurze SPIEGEL-Format »Eine Meldung und ihre Geschichte« auf. Damit war sein Stück als Reaktion auf vorhergehende Berichterstattung gekennzeichnet: Abdullahs Geschichte war zu diesem Zeitpunkt regional bereits in mehreren Artikeln berichtet worden.

Autorin vieler Geschichten rund um den Syrer Mahmoud Abdullah war Beatrix Oprée, Redakteurin der »Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten«. Sie traf sich mit Abdullah für ihren ersten Bericht, hatte danach noch mehrfach Kontakt zu ihm und seiner Familie und kannte Ereignisse, die auch Claas Relotius später in seiner SPIEGEL-Geschichte wiedergeben sollte.

Im Sommer 2015 wandte sich Relotius an sie, um den Kontakt zu Abdullah zu bekommen. Oprée: »Er muss sich dann noch eine Weile Zeit gelassen haben, weil er in seinem Artikel ja auf die Zusammenführung der Familie eingeht. Abdullahs Frau Shirin war aber noch nicht in Deutschland, als die ersten Artikel über den Fall erschienen.«

Relotius Artikel im SPIEGEL basierte demnach nicht nur auf dem Kenntnisstand der ersten Meldungen, sondern auf dem eines deutlich späteren Zeitpunkts. Den Inhalt des Relotius-Artikels kann Oprée zum größten Teil bestätigen. Sie stellt aber auch fest, dass Vorgänge offenbar verkürzt dargestellt wurden.

Wo Relotius' Geschichte von der, die Oprée selbst basierend auf Gesprächen mit Abdullah aufgezeichnet hat, abweicht, ist vor allem die Darstellung der Flucht der Familie von Abdullah, die ihm in zeitlichem Abstand folgte:

- Oprée hatte erfahren, dass Abdullahs Frau Shirin nicht allein, sondern mit familiärer Begleitung floh.
- Dass der Kontakt zwischen Abdullah und seiner Frau während der Flucht mehrfach abbricht, kann sie bestätigen, nicht aber die zeitlichen Zusammenhänge. Im Relotius-Artikel ist die Ungewissheit über den Verbleib seiner Familie gepaart mit dem Fund der 1000 Euro ein emotionaler Höhepunkt des Textes.
- Dass Abdullah das Geld fand, gerade als er den Kontakt zu seiner Frau verloren hatte und dabei war, auch seine Hoffnung zu verlieren, ist demnach eine Dramatisierung.
- Wie und auf welchem Weg Abdullah und seine Frau letztlich zusammenfanden, ist ebenfalls verkürzt dargestellt.

In Summe lässt sich damit feststellen, dass die Darstellung des Falles des »ehrliehen Syrers« durch Claas Relotius in der Sache richtig, in Details aber möglicherweise geglättet, verkürzt und vielleicht auch aus dramaturgischen Gründen geschönt war.

Folgende Tatsachen sind jedoch gesichert:

- Abdullah fand am 20. Juli 2015 die 1000 Euro auf der Straße.
- Er brachte das Geld zur Polizei.

- Er lehnte einen Finderlohn ab.

- Die Beamten fanden das so beeindruckend, dass sie es per Pressemitteilung öffentlich machten.

Mahmoud Abdullah möchte sich dazu im Augenblick nicht äußern. »Er hält sein Deutsch noch nicht für gut genug«, sagt Oprée, um die Feinheiten in einem Zeitungsartikel adäquat beurteilen zu können. Zudem seien seitdem mehr als drei Jahre vergangen.

Mit Medien möchte Abdullah derzeit nicht sprechen. Beatrix Oprée hat ihn seit Donnerstag mehrfach kontaktiert und dabei auch eine Anfrage des SPIEGEL übermittelt. Er hat sich dazu entschieden, seine Antwort durch sie übermitteln zu lassen.

Oprée: »Mahmoud hat mir mitgeteilt, dass er sich nicht genau erinnern kann, ob es Claas Relotius war, auf alle Fälle sei jemand vom SPIEGEL da gewesen. Die meisten Gespräche habe sein Schwager geführt.« Zwischenzeitlich hatte Oprée auch Kontakt zu Abdullahs Schwager: Er und Abdullah wollen den Artikel in den kommenden Tagen zusammen noch einmal durchgehen.

Wir wissen damit, dass die Geschichte über Mahmoud Abdullah im Kern wahr ist. Was Relotius in seiner Version der Geschichte erzählt, kann er im direkten Gespräch mit Mahmoud Abdullah und dessen Schwager erfahren haben. Wir können derzeit aber nicht ausschließen, dass er sich auch aus anderen Quellen bediente. Denn alles Wesentliche, was dem Relotius-Artikel zu entnehmen ist, konnte man zuvor auch schon in den Artikeln von Beatrix Oprée in der »Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten« lesen - und mehr.

Sollte sich Mahmoud Abdullah dazu entscheiden, seine Sicht der Dinge detaillierter zu ergänzen, werden wir auch das öffentlich machen. Bis dahin gilt festzustellen: Die Diffamierung seiner Person in sozialen Netzwerken und durch Protagonisten des rechten Spektrums entbehrt jeder Grundlage. Die Geschichte vom ehrlichen Syrer ist und bleibt wahr.

Gesellschaft

Liebesbeweis

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum sich ein junger Mann aus Texas lieber für lebenslänglich als für zwei Wochen Haft entschied

Ein Monat nachdem seine Hochzeit zum weltweiten Gespött wurde, kann Josten Bundy noch immer nicht darüber lachen. Die Sache sei wirklich ernst, sagt er am Telefon, er habe seine Frau öffentlich bloßgestellt, seine Schwiegereltern würden nicht mehr mit ihm sprechen, und jeder in seiner Heimat mache Scherze auf seine Kosten. »Wenn ich könnte«, sagt Bundy und klingt wie einer, der aufrichtig bereut, »würde ich die Zeit zurückdrehen und lieber in den Knast wandern.«

Josten Bundy ist 21 Jahre alt, ein etwas untersetzter junger Mann mit rotblonden Haaren und texanischem Akzent. Er arbeitet als Industriemechaniker in Chandler, einer Kleinstadt östlich von Dallas, aber seit ein paar Wochen, »seit dieser dämlichen Heirat«, sagt Bundy, sind er und seine Frau Elizabeth, 19, in ganz Amerika bekannt.

Der Schlamassel, so erzählt er, begann eigentlich schon vor einem halben Jahr. Es war ein Abend im Februar, Bundy war erst seit drei paar Monaten mit Elizabeth zusammen, da erfuhr er, dass einer ihrer Exfreunde schlecht über sie redete. Er will heute nicht mehr ins Detail gehen, jedenfalls: Auch das Wort »Schlampe« sei gefallen, und Bundy, der älteste Bruder von fünf Schwestern, ertrug nicht, dass jemand so über seine Freundin spricht. Er fuhr noch am selben Abend zum Haus des Exfreundes, um diesen »zur Rede zu stellen«. Aber dort angekommen, ergab bald eine Beleidigung die nächste, und irgendwann, sagt Bundy, sei sein Zorn dann mit ihm durchgegangen. Er schlug dem Kerl mit Deakler Faust und voller Wucht ins Gesicht.

Die Quittung kam fünf Monate später, an einem Vormittag im Juli. Josten Bundy stand im Gerichtssaal von Smith County, ihm gegenüber saß der Geschlagene mit einem geröteten Kiefer und einem Anwalt an seiner Seite, der Bundy wegen Körperverletzung verklagt hatte. Bundy legte nicht, er bekannte sich zu seiner Schuld und versicherte, die gerechte Strafe dafür zu akzeptieren. Ein paar Hundert Dollar Schmerzensgeld, einige Stunden gemeinnützige Arbeit, mit mehr rechnete er nicht.

Aber dem Richter, vor dem er an diesem Morgen stand, einem älteren Herrn mit lichterem Haar und in schwarzer Robe, war Reue allein nicht genug. Mit prüfendem Blick beugte er sich zu Bundy hinunter und fragte: »War sie es wert?« Bundy zögerte keine Sekunde und antwortete mit Ja. Wenn dem so sei, sagte der Richter in mahnendem Tonfall, müsse er, Bundy, es beweisen

und seine Freundin in den nächsten 30 Tagen heiraten. Andernfalls, so das drohende Urteil, warteten 15 Tage Gefängnis auf ihn. Josten Bundy kam ins Schwitzen.

Elizabeth und er, erzählt er, stammten aus glücklichen Familien. Beide von ihnen hatten, ganz für sich, schon länger über das Heiraten nachgedacht. Sie träumte von einem romantischen Antrag und einem weißen Brautkleid mit langer Schleppe, er von einer großen Party mit all seinen Freunden. Nur ob die dazu bereit waren, einander auch wirklich zu heiraten, darüber hatten sie noch nie geredet.

Bundy, der keinen Anwalt engagiert hatte, wollte nichts überstürzen. Zwei Wochen Haft, er würde das schon irgendwie schaffen, dachte er. Bloß ob vom Arbeitgeber ihm für einen Gefängnisurlaub freigestellt werden würde, da war er sich nicht sicher. Bundy überlegte um seinen Job, also tat er darum, seinen Chef umrufen zu dürfen, aber der Richter erklärte, dies sei keine Option. Er verlangte auf der Stelle eine Entscheidung, ein Bekenntnis.

Bundy, verzweifelt, sah Hilfe suchend zu seiner Freundin, die ein paar Reihen hinter ihm Platz genommen hatte. Auch von deren Stirn perlte der Schweiß. Bundy fand, dass »etwas Vorurteilvolles, fast Wunders« in ihrer Miene lag. Schließlich, nach Augenblicken qualvollen Schweigens, nickte sie ihm zu.

Es war 18 Tage später, in einem leeren Konferenzraum unter dem Gericht, da erklärte ein Beamter des Staates Texas Josten Bundy und seine Freundin Elizabeth Jaymes zu Mann und Frau. Sie trug ein eintöniges Sommerkleid von der Stange, er ein für Verlobte passendes Hemd und Strickjacke. Für den Kauf eines Anzugs, sagt er, sei ebenso wenig Zeit gewesen wie für das Besorgen einer Ehekrone, das Mieten einer Kirche oder die Planung einer Feier.

Selbst ihre eigenen Familien waren bei der Trauung nicht dabei. Bundys Schwestern mussten zur Schule, sein Vater hatte einen Arzttermin. Auch seine Schwiegereltern blieben der Vermählung fern, aus Ärger über den Beisitz und die unbestimmte Lage, in die er ihre Tochter gebracht hatte.

Seine Ehefrau Elizabeth, sagt Josten Bundy, habe ihm mittlerweile verziehen, und er heißt, sich ihre Eltern kennen. Ihm eines Tages verzeihen. Er ahnt allmählich, dass er vor Gericht abtun kann, was er will, sich ihre Eltern kennen. Ihm eines Tages verzeihen.

Während der Richter bis heute zu seinem Urteil schweigt, könnte Bundy die Heirat annullieren lassen, aber er fürchtet, die Detailskollekt für sich und seine Frau damit nur schlimmer zu machen. Er will ihre Beziehung nicht weiter vertiefen, sondern die Dinge prüfen, wie sie sind. Bald werden sie in die Fütterwochen fliegen, genau wie richtige Eheleute, sagt Josten Bundy. Vor ein paar Tagen hat er eine Kiste an die Kiste Kleinkindern geschickt, »Lover's Heaven« heißt das Heirats-



Bundy, Jaymes nach ihrer Trauung

Schläger muss zwischen Gefängnis oder Ehe wählen

Ein Mann im US-Staat Texas ist nach einem tätlichen Angriff auf den Bekovener seiner Freundin vom Richter vor eine Wahl gestellt.

Von der Website ip-online.de

auch vom Schuldegen zum Opfer wurde. Seit Zehnjahren schon Fall bekannt machen, klagen Anwälte gegen das Urteil des Richters. Eine Anordnung zur Ehe, heißt es, sei nach amerikanischem Recht nicht zulässig. Bundy habe sich damit erpressen lassen dürfen.

Während der Richter bis heute zu seinem Urteil schweigt, könnte Bundy die Heirat annullieren lassen, aber er fürchtet, die Detailskollekt für sich und seine Frau damit nur schlimmer zu machen. Er will ihre Beziehung nicht weiter vertiefen, sondern die Dinge prüfen, wie sie sind. Bald werden sie in die Fütterwochen fliegen, genau wie richtige Eheleute, sagt Josten Bundy. Vor ein paar Tagen hat er eine Kiste an die Kiste Kleinkindern geschickt, »Lover's Heaven« heißt das Heirats-

© dpa - Bildhaus

Liebesbeweis

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum sich ein junger Mann aus Texas lieber für lebenslänglich als für zwei Wochen Haft entschied

39 | DER SPIEGEL 40/2015, 26.9.2015

Ein Monat nachdem seine Hochzeit zum weltweiten Gespött wurde, kann Josten Bundy noch immer nicht darüber lachen. Die Sache sei wirklich ernst, sagt er am Telefon; er habe seine Frau öffentlich bloßgestellt, seine Schwiegereltern würden nicht mehr mit ihm sprechen, und jeder in seiner Heimat mache Scherze auf seine Kosten. »Wenn ich könnte«, sagt Bundy und klingt wie einer, der aufrichtig bereut, »würde ich die Zeit zurückdrehen und lieber in den Knast wandern.«

Josten Bundy ist 21 Jahre alt, ein etwas untersetzter junger Mann mit rotblonden Haaren und texanischem Akzent. Er arbeitet als Industriemechaniker in Chandler, einer Kleinstadt östlich von Dallas, aber seit ein paar Wochen, »seit dieser dämlichen Heirat«, sagt Bundy, sind er und seine Frau Elizabeth, 19, in ganz Amerika bekannt.

Der Schlamassel, so erzählt er, begann

eigentlich schon vor einem halben Jahr. Es war ein Abend im Februar, Bundy war erst seit ein paar Monaten mit Elizabeth zusammen, da erfuhr er, dass einer ihrer Exfreunde schlecht über sie redete. Er will heute nicht mehr ins Detail gehen, jedenfalls: Auch das Wort »Schlampe« sei gefallen, und Bundy, der älteste Bruder von fünf Schwestern, ertrug nicht, dass jemand so über seine Freundin spricht.

Er fuhr noch am selben Abend zum Haus des Exfreundes, um diesen »zur Rede zu stellen«. Aber dort angekommen, ergab bald eine Beleidigung die nächste, und irgendwann, sagt Bundy, sei sein Zorn dann mit ihm durchgegangen. Er schlug dem Kerl mit blanker Faust und voller Wucht ins Gesicht.

Die Quittung kam fünf Monate später, an einem Vormittag im Juli. Josten Bundy stand im Gerichtssaal von Smith County, ihm gegenüber saß der Geschlagene mit einem geröteten Kiefer und einem An-

walt an seiner Seite, der Bundy wegen Körperverletzung verklagt hatte. Bundy leugnete nicht. Er bekannte sich zu seiner Schuld und versicherte, die gerechte Strafe dafür zu akzeptieren. Ein paar Hundert Dollar Schmerzensgeld, einige Stunden gemeinnützige Arbeit, mit mehr rechnete er nicht.

Aber dem Richter, vor dem er an diesem Morgen stand, einem älteren Herrn mit lichterem Haar und in schwarzer Robe, war Reue allein nicht genug. Mit prüfendem Blick beugte er sich zu Bundy hinunter und fragte: »War sie es wert?« Bundy zögerte keine Sekunde und antwortete mit Ja. Wenn dem so sei, sagte der Richter in mahnendem Tonfall, müsse er, Bundy, es beweisen und seine Freundin in den nächsten 30 Tagen heiraten. Andernfalls, so das drohende Urteil, warteten 15 Tage Gefängnis auf ihn. Josten Bundy kam ins Schwitzen.

Elizabeth und er, erzählt er, stammen aus gläubigen Familien. Beide von ihnen hatten, ganz für sich, schon häufiger über das Heiraten nachgedacht. Sie träumte von einem romantischen Antrag und einem weißen Brautkleid mit langer Schleppe, er von einer großen Party mit all seinen Freunden. Nur ob sie dazu bereit waren, einander auch wirklich zu heiraten, darüber hatten sie noch nie geredet.

Bundy, der keinen Anwalt engagiert hatte, wollte nichts überstürzen. Zwei Wochen Haft, er werde das schon irgendwie schaffen, dachte er. Bloß ob sein Arbeitgeber ihm für einen Gefängnisaufenthalt freigeben würde, da war er sich nicht sicher. Bundy fürchtete um seinen Job, also bat er darum, seinen Chef anrufen zu dürfen, aber der Richter erklärte, dies sei keine Option. Er verlangte auf der Stelle eine Entscheidung, ein Bekenntnis.

Bundy, verzweifelt, sah Hilfe suchend zu seiner Freundin, die ein paar Reihen hinter ihm Platz genommen hatte. Auch von deren Stirn perlte der Schweiß, Bundy

fand, dass »etwas Vorwurfsvolles, fast Wütendes« in ihrer Miene lag. Schließlich, nach Augenblicken qualvollen Schweigens, nickte sie ihm zu.

Es war 18 Tage später, in einem fensterlosen Amtszimmer unweit des Gerichts, da erklärte ein Beamter des Staates Texas Josten Bundy und seine Freundin Elizabeth Jaynes zu Mann und Frau. Sie trug ein einfaches Sommerkleid von der Stange, er ein türkisfarbenes Polo Hemd und Straßenschuhe. Für den Kauf eines Anzugs, sagt er, sei ebenso wenig Zeit gewesen wie für das Besorgen eines Eherings, das Mieten einer Kirche oder die Planung einer Feier.

Selbst ihre eigenen Familien waren bei der Trauung nicht dabei. Bundys Schwestern mussten zur Schule, sein Vater hatte einen Arzttermin. Auch seine Schwiegereltern blieben der Vermählung fern, aus Ärger über den Bräutigam und die undankbare Lage, in die er ihre Tochter gebracht hatte.

Seine Ehefrau Elizabeth, sagt Josten Bundy, habe ihm mittlerweile verziehen, und er hofft, auch ihre Eltern können ihm eines Tages vergeben. Er ahnt allmählich, dass er vor Gericht auch vom Schuldigen zum Opfer wurde. Seit Zeitungen seinen Fall bekannt machten, klagten Anwälte gegen das Urteil des Richters. Eine Anordnung zur Ehe, heißt es, sei nach amerikanischem Recht nicht zulässig. Bundy hätte nie damit erpresst werden dürfen.

Während der Richter bis heute zu seinem Urteil schweigt, könnte Bundy die Heirat annullieren lassen, aber er fürchtet, die Peinlichkeiten für sich und seine Frau damit nur schlimmer zu machen. Er will ihre Beziehung nicht weiter vorführen, »sondern die Dinge jetzt annehmen, wie sie sind«. Bald würden sie in die Flitterwochen fliegen, genau wie richtige Eheleute, sagt Josten Bundy. Vor ein paar Tagen hat er eine Reise an die Küste Kaliforniens gebucht. »*Lover's Heaven*« heißt das Hotel.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar 2019

Die Geschichte »Liebesbeweis« von Relotius ist in der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« im September 2015 erschienen. Darin geht es um Josten Bundy aus Texas, 21 Jahre alt, der einen Ex-Freund seiner damaligen Freundin »mit blanker Faust und voller Wucht ins Gesicht« geschlagen haben soll, weil der diese als »Schlampe« beleidigt habe, so schreibt es Relotius.

Fünf Monate darauf soll er sich vor Gericht für diese Tat verantwortet haben. Der Ex-Freund habe ihn angezeigt und saß mit einem »gerichteten Kiefer und einem Anwalt an seiner Seite« im Gerichtssaal von Smith County. Der Richter habe Bundy am Ende des Prozesses vor die Wahl gestellt: Entweder er akzeptiere eine Freiheitsstrafe von zwei Wochen oder müsse die Freundin heiraten. Bundy soll sich für die Hochzeit entschieden und dies später bereut haben.

Relotius schreibt, er habe mit Josten Bundy telefoniert und sich ihm seine Geschichte erzählen lassen. Tatsächlich ist Bundy real, der Vorfall ging durch die Medien: Der lokale TV-Sender KLTV berichtete, die Nachrichtenagentur Reuters und der Sender CNN. KLTV bezieht sich dabei auf das Gerichtsprotokoll. Das Geschehen hat sich den vorliegenden Quellen nach im Wesentlichen so

zugetragen wie von Relotius geschildert. Die Nachprüfung förderte aber auch offenkundige Faktenfehler und Widersprüche zutage.

Bundy spricht laut dem Gerichtsprotokoll von »vier Schwestern«, im Text von Relotius sind es aber fünf. Bundy war laut Netzquellen vor dem Vorfall bereits ein Jahr oder länger mit seiner Freundin zusammen. Im Text ist lediglich von »ein paar Monaten« die Rede. Auch sagt er laut KLTV, er habe den Ex-Freund seiner Freundin nicht so verletzt, dass dieser medizinisch versorgt werden musste. Im Text aber ist von einem gerichteten Kiefer die Rede. Außerdem heißt es im Text, die eigenen Familien des Brautpaares seien nicht bei der Trauung gewesen. Doch zumindest Bundys Mutter, Großmutter und Neffe waren in Wahrheit anwesend.

*Ob der Ex-Partner Bundys jetzige Frau jemals eine »Schlampe« nannte, konnte nicht verifiziert werden. Auch nicht, ob das Brautpaar etwa tatsächlich Flitterwochen im Hotel *Lover's Heaven* plante - oder ob Relotius jemals wirklich mit ihm sprach. Josten Bundy war für eine Stellungnahme nicht erreichbar.*



Weltklasse mit Herz

Bürgersinn. München ist gerührt von sich selbst. München feiert auch mit Flüchtlingen. München kann einfach alles. München hat von allem am meisten. Vielleicht hat München auch von allem zu viel.

40 | DER SPIEGEL 40/2015, 26.9.2015

Aus 192 Meter Höhe, vom Olympiaturm, sieht München nicht wie eine Weltstadt aus. Der dicht besiedelte Stadtkern frant schnell in grüne Umgebung und Felder aus, wie Spielzeug stehen die Hochhäuser und Kirchen da, der O2-Tower, BMW, die Frauenkirche. Über ihre knapp hundert Meter hohen Zwiebeltürme darf seit einem Bürgerentscheid kein neuer Bau mehr hinausragen, so, als gälte es in dieser Stadt noch immer, den lieben Gott nicht zu beleidigen.

An klaren Tagen tun sich weit im Süden die Alpen auf, nach Norden hin markieren die Plattenbausiedlungen des Hasenberg-Viertels den Rand, dort draußen liegt auch die Allianz-Arena irgendwo, in der am Dienstag, englische Wochen, der Bayern-Stürmer Robert Lewandowski, gebürtiger Pole, fünf Tore für München in neun Mi-

nuten schoss. Weltklasse. Dieses Wort hören sie in München ganz besonders gern, und sie schreiben es sich an allen Ecken und zu allen Gelegenheiten selbst zu.

München ist Deutschlands drittgrößte Stadt, am 8. Mai kam das Baby Amelia als 1,5-millionster Bürger zur Welt. Das Kind wurde hineingeboren in die Heimat vieler Dax-Konzerne, des Bayerischen Rundfunks, der »Süddeutschen Zeitung«. Staatliche und private Theater und Konzertsäle gibt es reihenweise, berühmte Museen, Galerien, Bibliotheken, Biergärten, Universitäten, Boutiquen, menschliche Originale. Und dann, Anfang September, wurde dieses München, 519 Meter über dem Meer gelegen, Heimat auch der höchsten Nettokaltmieten Deutschlands, über Nacht zur Hauptstadt der Herzen. Zur Experimentalbühne der neuen deutschen Willkommenskultur.

Die zugehörigen Bilder hat jeder gesehen: Luftballons und Brezen am Bahnhof, »Refugees Welcome« und überall Profis am Werk. Tränen der Rührung in den Augen, über den historischen Augenblick, die eigene Gutherzigkeit, Rührung darüber, dass München, wo doch das politisch Braune einst geboren wurde, wo nach dem Krieg fast immer rot gewählt wurde, eben doch ist, was in den Werbeprospekten des Rathauses lange stand: Weltstadt mit Herz.

Aber was hat es auf sich mit München? Wie ist diese Stadt? Was hält sie zusammen? Und warum ist sie anders? Was hat München, das Berlin, das Hamburg, das andere nicht haben? Der SPIEGEL hat Urmünchner und Zugereiste befragt, engagierte, lustige Leute, neue und alte Flüchtlinge, Künstler, Wirte. Die Reporter und Fotografen sind spazieren und Bier trinken gegangen, an die Ränder gefahren, an die

Hotspots. Aus den Splittern ihrer Texte und Bilder ist das folgende Mosaik gelegt.

»Hereinspaziert in die Menagerie, ihr stolzen Herren, ihr lebenslust'gen Frauen«, deklamiert der Herr im italienischen Businessanzug. Er steht auf der Bühne vor einem übergroßen Setzkasten aus Glas, in dem elegante Paare stehen. »Lulu« wird gegeben, Alban Bergs Musikdrama, Dirigent Kirill Petrenko leitet die Aufführung in der Staatsoper am Max-Joseph-Platz. »Mit heißer Wollust und mit kaltem Grauen, die unbeseeelte Kreatur zu schauen, gebändigt durch das menschliche Genie.«

Hier ist schon Mozart uraufgeführt worden, seinerzeit im 18. Jahrhundert, als noch der Adel in der Stadt rumorte. Schwer hängen die Muranolüster im Foyer und beleuchten zur Pause betuchte Gattinnen und die Herren Chefärzte, die sehr Schönen und Gebildeten, jahreszeitlos gebräunt. Klatschreporterinnen umzwitschern die bessere Gesellschaft, der kalte Wollust und heißes Grauen nicht fremd ist, die insgesamt aber dann doch sehr gesittet und zivil dahinlebt. München, das steht fest, ist im deutschen Vergleich die einzige bürgerlich geprägte Großstadt. Bespielt von einem Bürgertum, das sich alles leisten kann, sogar ein Herz.

In Schwabing, an der Inngolstädter Straße, steht ein großes rotes Gebäude, der »Leierkasten«, Münchens ältestes Bordell. Es wirbt für seine Dienste mit einem unübersehbaren Schriftzug an der Hausfassade, der seit Jahrzehnten schon die Münchner Willkommenskultur zum Slogan verdichtet: »Man kommt als Fremder, und man geht als Freund!«

Für den Roiderer Toni ist es die 27. Wiesn. Der Wirt vom Hacker-Pschorr-Zelt sitzt am Tisch seiner Almstube, die er sich als Büro ins Zelt hat stellen lassen, zusammen mit einem Geldschrank. Die Wände vibrieren vom Festbetrieb, 10,22 Euro kostet die Maß dieses Jahr im Wiesn-Durchschnitt, das waren mal 20 Mark, vor Roiderers Bürotür stehen gerade einige Tausend wohligh enthemmte Menschen auf den Bänken und versuchen, ihre Krüge im Dreiviertel-takt zu schwenken. Alles seine Gäste.

Anton Roiderer, 71 Jahre, gelernter Metzger, beeindruckt das nicht. »Macht mir nichts«, sagt er. »Wenn ich müd bin, leg ich mich auf die Bank, hör das Rascheln der Geldzähmaschine und bin ganz ruhig. Wissen S' ...«, sagt er, »so ein Festzelt zu betreiben ist, wie wenn Sie in einem Strudel schwimmen. Alles dreht sich, und ein Fehler reicht, und du wirst hinuntergezogen. Also muss alles stimmen.«

So sei das auch mit München. Roiderer sagt, er habe überhaupt keine Angst gehabt, dass wegen der Flüchtlinge womöglich das Oktoberfest hätte abgesagt wer-

den können. »Ich vertraue der Polizei. In Berlin haben sie Probleme mit Chaoten und Andersdenkenden. In Bayern gibt's das nicht. Hier gibt's Prävention.«

Matthias Lilienthal, neuer Intendant der Münchner Kammerspiele, lobt alles und jeden, er schwärmt. Die gute Verwaltung, die kompetenten Fachleute, die motivierten Mitarbeiter, die verantwortungsvollen Politiker. Dabei gilt Lilienthal als Bürger-schreck. Einer in Trainingsjacke.

Aber die »ironiefreie Ernsthaftigkeit« der Stadt, ihre »Wirtshausdemokratie«, die Großzügigkeit, all das sind Elemente, warum diese Stadt als Stadt funktioniere, sagt Lilienthal. Weil eben noch nicht alles kaputtgespart ist wie andernorts, weil ein wertkonservatives Bewusstsein herrsche, zu dem auch gehöre, dass man hilft, ganz einfach. So einfach?

Das München jedenfalls, von dem Lilienthal schwärmt, ist eine Stadt, in der die berittene Polizei per Funk den Reinigungswagen holt, wenn ein paar Pferdeäpfel herunterfallen – und fünf Minuten später ist die Straße wieder sauber.

Doris Dörrie sortiert seit ein paar Wochen Kleiderspenden in den Räumen der Münchner Flüchtlingshilfe; immer ein paar Stunden vormittags, bevor sie in einem Schneiderraum an ihrem neuen Film »Größe aus Fukushima« arbeitet.

Dörrie ist mit dem Fahrrad in ein Café in Schwabing gekommen, ihre ruhige Stimme steht in merkwürdigem Kontrast zu der Begeisterung, mit der sie davon berichtet, was sie in den vergangenen Wochen in München erlebt hat. »Mir gefallen die vielen jungen Leute, ihre Offenheit«, sagt sie. »Viele merken zum ersten Mal, wie toll es ist zu helfen. In unserer ziemlich narzisstischen Gesellschaft gibt es dazu sonst wenig Gelegenheit.«

Doris Dörrie kam in den Siebzigerjahren zum Studium nach München. Dass sich die Stadt durch ein besonders ausländerfreundliches Klima auszeichnet, findet sie gar nicht, »das wird von der Hilfsbereitschaft jetzt natürlich überdeckt«.

Sie erzählt von dem dunkelhäutigen Münchner Kabarettisten Simon Pearce, der kürzlich im Boulevardblatt »tz« sein Leben mit dem Alltagsrassismus geschildert hat. Wie er von Polizisten mit mutwilligen Ausweiskontrollen drangsalieret, von Wildfremden als »Drecksneger« beschimpft und einmal am Ostbahnhof sogar geschlagen worden sei. »Wir brauchen uns nicht selbst beweihräuchern«, sagt Doris Dörrie, »als seien wir die Heiligen der Republik.«

Dann bremst Dörrie doch noch ihren Groll. »Im Moment sind immerhin viele entschlossen, etwas anderes zu leben als zuvor. Das ist besser, als nichts zu tun.«

Um Leute wie Hermon und Amanuel geht es die ganze Zeit, nicht um München, eigentlich. Sie sitzen im Lokal Montana in der Bayerstraße gegenüber vom Hauptbahnhof, zwei Eritreer, beide 26, beide aus der Hauptstadt Asmara. Sie haben sich nicht sehr gewundert über die applaudierenden Menschen am Hauptbahnhof. Hermon war Lehrer in seiner Heimat, mit Amanuel ist er in Markt Schwaben untergekommen, östlich von München. In Containern, die sogar zu heizen sind, das sei sehr gut, sagt Hermon.

Vor dem Lokal ziehen Besucher zur Theresienwiese, man trägt Mützen in Form von Bierfässern, gestrickte Wadenwärmer, und diese Frauen in ihren Dirndl sind auch ganz erstaunlich. »German dress«, sagt Amanuel, der daheim, in einem anderen Leben, Saxofon gespielt hat, bevor er mit Hermon tagelang durch die Wüste gefahren ist, sie in Libyen Schwimmen erlebt haben, mit 350 anderen auf dem Mittelmeer aus ihrem Boot gerettet und nach Sardinien gebracht wurden. Dann weiter nach Rom und über den Brenner nach München.

Nach dieser Tortur, sagt Hermon, hätten sie sich über München nicht weiter gewundert, sondern eigentlich nur über eines: »We alive in Europe.«

Leer und verlassen liegt die Schalterhalle im Nordflügel des Münchner Hauptbahnhofs. Verloren stehen Absperrgitter auf dem Steinboden, nur die Papierkörbe sind noch voll, sonst wirkt alles wie aufgegeben, an den Wänden hastig gemalte Zettel, in arabischer Schrift. »Ankunft« steht am Schalter 70. Aber alle sind fort.

Am ersten Wochenende im September begann hier im großen Gedränge die neue deutsche Willkommenskultur. Hier standen die Münchner und winkten den Fremden, den Vertriebenen zu, klopfen ihnen Schultern, beschenkten ihre Kinder, jeder Winkende in diesen Momenten eine Freiheitsstatue in menschlichem Maß: »Gebt mir eure Müden, eure Armen ...«

Jetzt, spätestens seit dem Wiesn-Auftakt, sind die Völkerströme umgeleitet. Die Flüchtlinge aus Budapest und Wien werden um den Hauptbahnhof herumgeführt und gleich nach Nürnberg oder anderswohin weitergeschickt. Der Zug der Durstigen, die Tausenden Wiesn-Besucher, ergießt sich in den Rest des Bahnhofs, ein zum Feiern entschlossenes Gemenge, inmitten dessen nur die Schalterhalle liegt, gespenstisch leer, verlassen.

München war immer eine Stadt der Einwanderung. Nach Zahlen aus dem Rathaus haben rund 40 Prozent der Stadtbevölkerung heute Migrationshintergrund. Es gab hier immer, seit den Tagen Hans-Jochen Vogels, pragmatische Stadtoberhäupter,

die dafür Sorge trugen, dass die Dinge liefen. Von jeher muss man es mitten im schwarzen Bayern, am Sitz der ewigen CSU-Landesregierung, doppelt beweisen, dass auch Sozis haushalten können.

Und organisieren: 70 000 Flüchtlinge sind seit Anfang September angekommen, 10 000 sind in der Stadt auf Dauer untergebracht, die meisten Neuankömmlinge wurden in andere Städte und Regionen weitergeleitet. München war, das kann man nicht von vielen Kommunen sagen, nicht ganz unvorbereitet. Seit zwölf Monaten hatte jeden Montag ein »Stab für außerordentliche Ereignisse« zwei Stunden lang getagt, um Szenarien durchzugehen, Zuständigkeiten zu klären. Als die Menschenmassen dann wirklich kamen, musste nicht mehr viel improvisiert werden. Es waren die Tage der Kommune.

Till Hofmann ist ein Held der Münchner Kleinkunst, er betreibt ein paar private Bühnen, darunter noch immer die berühmte Lach- und Schießgesellschaft, eine Institution. Es heißt, Hofmann habe das bestgefüllte Adressbuch der Stadt, und als er im vergangenen Jahr zusammen mit einem fremdenfreundlichen Bündnis zur Anti-Pegida-Demonstration zwei Tage vor Heiligabend aufrief, kamen nicht 1500 Leute, wie bei der Polizei vorab angemeldet, sondern zehnmal mehr. Sie demonstrierten vor der Oper, auf den Schildern stand: »Hier ned«, zu Deutsch: hier nicht.

»Das konnte sich ja niemand vorstellen«, sagt Hofmann, »dass das in München so passiert.« Aber die Demo damals war das Präludium für die Welle der Hilfsbereitschaft heute. Jetzt, sagt Hofmann, ein unrasierter, jugenhafter Mensch, fehle aber dann doch »der Plan«. Warum, sagt er, fragt zum Beispiel niemand von der EU einfach mal bei Apple an, ob die nicht schnell ein System zur Registrierung von Flüchtlingen erfinden könnten, »das kann doch nicht so schwer sein!«

Wer von der Altstadt Richtung Norden fährt, die Schleißheimer Straße entlang durch die Maxvorstadt, durch Schwabing und Milbertshofen, vorbei am stolzen Forschungszentrum von BMW, erreicht nach etwa 30 Minuten eine Gegend, in der zwischen Plattenbausiedlungen und Sozialbauten nicht mehr viel städtisches Leben übrig ist. Hasenberg ging nach dem Krieg aus einem Lagerkomplex hervor, der als Notunterkunft für Flüchtlinge diente.

Heute leben hier Rentner, Migranten, Hartz-IV-Empfänger; verlorene Passanten am Pfarrer-Steiner-Platz und an der stillgelegten Tramstation, wo türkische Familien an schönen Wochenenden grillen. »Mariä sieben Sünden«, diesen Beinamen erhielt das Hasenberg, verrufen als sozialer Brennpunkt, noch in den Neunziger-

jahren verschrien wegen seiner hohen Kriminalitätsrate.

Sie liegt heute im Bezirk Feldmoching-Hasenberg unter dem Münchner Durchschnitt. Aber der schlechte Ruf ist geblieben. Wer in München Hasenberg sagt, meint: ganz unten. Was die vom Wohlstand verwöhnten Münchner nicht ahnen: In anderen deutschen Großstädten, in Hamburg oder Berlin, würde Hasenberg nicht unbedingt zu den Problemgebieten zählen. Was an der Isar für ein Problem gehalten wird, wäre an Elbe und Spree ein ganz passables Wohngebiet.

Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter ist erst seit anderthalb Jahren im Amt, und ihm war mulmig, als er in die Kutsche stieg, um zur Eröffnung der 182. Wiesn zu fahren, zum Anzapfen. Würde gebuhrt werden? Würde es Pfiffe geben?

Reiter hat sich von Beginn an eindeutig für die Aufnahme der Flüchtlinge ausgesprochen, hat am Bahnhof selbst Alete-Pakete geschleppt, Quartiere gesucht und dem Paulaner-Chef kurz vor dem Oktoberfest noch 500 Bierbänke abgeschwatzt.

Während der Kutschfahrt, erzählt er, habe trotzdem keiner gepfiffen. »Im Gegenteil. Unsere Kutscherin sagte, so viel Beifall hätte es schon lang nicht mehr gegeben. Das hat mich sehr gerührt.« Und so drosch er dann den Zapfhahn mit nur zwei Schlägen ins erste Bierfass der diesjährigen Wiesn und rief befreit sein: »O'zapft is!«

Beklatschen sich die Münchner in diesen Tagen nicht auch selbst? »Schon auch«, gibt OB Reiter zu. »Die Münchner mögen es, wenn sie in der ‚New York Times‘ auf der ersten Seite stehen.«

Im Norden, in Freimann, wo die Wohnblöcke lichter und die Discountermärkte häufiger werden, steht hinter grauen Mauern die Bayernkaserne, eine Erstaufnahmeeinrichtung, die lange als Sinnbild behördlichen Versagens galt. Überfüllt war sie, beherbergte zeitweise 4000 Flüchtlinge, von stinkenden Matratzen las man in Zeitungen, von tropfenden Decken, von Wachleuten, die Flüchtlinge schlugen. Im vergangenen Jahr war das noch so, München war noch nicht bereit.

Inzwischen sind nur noch 1300 Betten belegt, und mehr sollen es auch nicht werden. Täglich werden Menschen in Bussen hergekart, weggefahren, die Notlage sieht aus wie geregelter Normalbetrieb. Die Fremden ziehen ihre Koffer hinter sich her, suchen den Eingang zu ihrem vorläufigen deutschen Leben hinter Zäunen. Ihre Frage lautet: »Where is my camp?«

Der König steht in kurzen Hosen da, sein Reich liegt draußen vor der Stadt. Es besteht aus einer Halle für Konzerte, einem

riesigen Zelt voller Spiegel und Säulen, sehr viel leerer Fläche und einem Gewirr kleinerer Bauten. Wolfgang Nöth, 71, geht herum, vorbei an einer Küche, in der eine Frau gerade ein paar Enten brät.

»Komm, setz di«, sagt er, lange weiße Haare, Stoppelbart. Nöth hat etwas von einem Grattler und etwas von einem Grantler, vor allem aber ist er der »Haltenkönig« seit den Achtzigerjahren, Erfinder der Klubhallen-Kultur, ein revolutionärer Gastronom – und dabei eine Mischung aus Philosoph und Pragmatiker.

»Was heißt schon Asylant«, sagt er, während ein Mann wortlos Brezen auf den Tisch stellt und wieder geht. »Der Bayer ist ja selbst ein Asylant«, sagt er und grinst. »Mia san ja aa ned von hier« (»Wir sind ja auch nicht von hier«).

Asylant, das sei eh ein schmutziges Wort. »Hilfe suchen die, würd ich sagen. Und jeder geht dahin, wo es funktioniert. Und da geh ich doch zum Weltmeister und ned zu den Amateuren.« Nicht viel anders redet er mit Münchens Politikern. Er hat Lust an der Provokation, das merkt man. »Ich hab dem Reiter gesagt: Geh betteln! Die Reichen, die Industrie! Die kannst du doch an der Gurgel packen, die Burschen. Ob die 50 Millionen spenden oder nicht, das ist doch denen egal.«

München ist eine gute Stadt für Luxus-touristen, mit Luxushotels und Luxusboutiquen und Luxusrestaurants, aber es kommen auch viele reiche Touristen, die nicht shoppen, sondern gesund werden wollen. Medizintouristen, die in ihren Ländern speziell umworben werden, um sich in München an Hüften, Hoden oder Herzen operieren zu lassen.

Patienten aus Abu Dhabi und Dubai, aus Katar kommen zur Behandlung, gern mit viel Anhang, sie kriegen die Reise häufig von ihren Staaten bezahlt, Unterkunft, Arztkosten und einen großzügigen Tages-satz, den sie dann in einem der Klubs der Stadt oder in den Geschäften lassen. Es ist ein seltsamer Kreislauf: Während die reichen arabischen Länder, aus denen sie kommen, in der Regel keine Flüchtlinge aufnehmen, ermöglicht das Geld, das sie nach München bringen, dass die Flüchtlinge hier gut aufgenommen werden; globalisierte Arbeitsteilung.

Alles in allem hat die Stadt, nach offiziellen Zahlen für 2014, 7,8 Milliarden Euro »touristisch bedingten Umsatz« gemacht. Der Fremdenverkehr finanziert die Hilfe für die fliehenden Fremden jetzt mit.

Unter der bronzenen Bavaria an der Theresienwiese, unter ihrem kräftigen, grün angelaufenen Bronzearm, hocken spät-abends Mohsan Rajput und drei Freunde auf abschüssiger Grünfläche. Vor ihnen glüht, wogt und wummert die Wiesn, die

Lichter werden gleich erlöschen, der 80-Meter-Freifallturm wird stillstehen, die Herzerl-Buden und Haxn-Bratereien werden schließen. Hier – liegt ein Paar verknäult im Gras, dort – reglos und wie gekreuzigt ein Volltrunkener.

»In Pakistan not possible«, sagt Mohsan. Er sagt, er sei 16 Jahre alt und schon vor einem Jahr nach München gekommen. »In Pakistan«, sagt er, hebt seine Hände ein wenig hoch, streckt beide Zeigefinger und macht das Geräusch von Maschinengewehrfeuer: »rattattattattatt ...«

»Very bad«, sagt sein Kumpel. Und Mohsan: »Yes, Pakistan very bad.«

Es regnet in Unterhaching, auch hier ist München, aber nicht die Bussi-Stadt, sondern da, wo einfach viele Leute wohnen. 300 Flüchtlinge bald unter ihnen, für sie wurde eine Traglufthalle aufgestellt. Bis die Asylsuchenden kommen, sind Tage der offenen Tür, die Unterhachinger dürfen sich umschaun. Ein Mann legt sich zur Probe auf eine der Pritschen. »Erschreckend«, sagt seine Frau. Sie meint die Enge und wie notdürftig doch alles ist.

»Für mich hat das alles nichts mit Weltoffenheit zu tun oder mit Toleranz oder mit Weltbürgertum und diesem ganzen Firlifanz«, sagt der Schriftsteller Feridun Zaimoglu. Er darf hier, ein »Wahl-Kieler«, zu Wort kommen, weil er in München aufgewachsen ist, in den Siebzigerjahren, als am Hauptbahnhof noch keine Syrer, sondern anatolische Gastarbeiter ankamen.

Die Münchner seien Großstädter und Kleinstädter zugleich, »im besten Sinne«, sagt er. Das Helfen, das Anpacken komme aus einer gewachsenen katholischen Kultur, wie er sie selbst als Kind im Arbeiterviertel Moosach erlebt hat. Auch da gab es das schon, nach dem Motto: Hier hast du Brot, hier hast du was zum Anziehen. »Unsere Nachbarin«, sagt Zaimoglu, »hat mir die ersten Adidas-Turnschuhe meines Lebens gekauft.«

Wenn Hasenberg! unten ist, dann ist Grünwald oben, von alters her. Münchens Reiche haben hier ihre Villen, Bayern-Spieler, Sänger, Herzchirurgen. Wer von Giesing Richtung Süden fährt, über die Stadtgrenze hinaus, vorbei an den Bavaria Studios, findet sich auf prächtigen Alleen, gesäumt von teuren Autos und hohen Mauern. Es gibt hier Leute, die schenken ihren Kindern einen Porsche Cayenne zum Abitur.

Grünwald zählt zu den reichsten Gemeinden Deutschlands, die Einkommen liegen hier dreimal so hoch wie im bayerischen Landesdurchschnitt. Einer der wenigen öffentlichen Orte ist das Forsthaus Wörnbrunn im Perlacher Forst, ein großer Gasthof mit Biergarten und champagner-

farbenen Tischdecken.

Vorabendschauspieler und Fernsehmoderatoren sitzen schon vormittags in der Sonne, seit Kurzem wird ihre Ruhe gestört. Auf dem Feld nebenan, keine hundert Meter von den Tischen entfernt, fressen sich Bagger und Planiertrappen durch die Gegend, eine Halle für Flüchtlinge entsteht.

Edith Pongratz, die Wirtin des Forsthauses, sagte dem »Münchner Merkur«, sie stehe »unter Schock« wegen der Aussicht, bald Flüchtlinge als Nachbarn zu haben. Heute, nur drei Wochen später, spricht sie von einem »Missverständnis«. Flüchtlinge, sagt sie, seien selbstverständlich auch in Grünwald willkommen.

Das »rote München« im schwarzen Weltreich der CSU kämpft weniger mit ideologischer Verbohrtheit, als anzunehmen wäre. Selbst den extremen Rändern fehlt der zur Gewalt neigende Dogmatismus, den Hamburg oder Berlin so gut kennen, wo sich die linken Szenen oft schon zerfleischt haben, bevor sie überhaupt eine Wirkung entfalten könnten.

Brigitte Meier, Münchens Sozialreferentin, hat dafür ein Beispiel erlebt. Der Pragmatismus sei »typisch für München«, sagt sie und erzählt von der linken Volkküche, einer Gruppe aus Antifa-Mitgliedern, die in den Tagen der großen Ankunft in der Richelstraße nahe des Hauptbahnhofs irgendwann nicht mehr nur die Flüchtlinge mit Essen versorgten, sondern, nach kurzer Debatte, auch Beamte der Polizei und Soldaten der Bundeswehr.

Im Juni, am Rand des G-7-Gipfels, hatten sich beide Seiten noch betont feindlich auf der Straße gegenüberstanden. »Jetzt wurden die einen von den anderen bekocht«, sagt Meier. Hat sich ihr Bild von München in den vergangenen Wochen verändert? »Es hat sich nur bestätigt.«

»Dies ist wieder mein München«, sagt Charlotte Knobloch, die in diesem München verfolgt wurde, als sie ein kleines Mädchen war, das in der Reichspogromnacht an der Hand ihres Vaters durch die Straßen ihrer Geburtsstadt irrte.

Noch heute begleiten Sicherheitsleute die ehemalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden, auch während des Interviews in der Israelitischen Kultusgemeinde wird sie bewacht. Fein, aufrecht, beginnt die 82-

jährige Frau über die Stadt zu sprechen, die sie überrascht in den letzten Wochen.

Knobloch ist seit 30 Jahren Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München (IKG). Es ist nicht das erste Mal, dass sie die Münchner erlebt, wenn Flüchtlinge kommen. Nach dem Krieg waren es die Sudetendeutschen, und über deren Ankunft waren viele nicht erfreut. Vor 25 Jahren waren es die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, dann die Jugoslawen, und immer wieder hätten diese Menschen sich ausgegrenzt gefühlt. »Kein Willkommen.«

Und dieses Mal? »Sagt der Münchner: Na ja, gut. Jetzt sind sie da, jetzt müssen wir ihnen helfen.« Weltstadt mit Herz.

In ihrem Zentrum, irgendwo zwischen Marienplatz, Viktualienmarkt und Sendlinger Tor hat Knobloch für die jüdische Gemeinde einen Ort geschaffen, der wie eine Mischung aus Gedenkstätte und Zukunftslabor wirkt. Mitten in der einstigen »Hauptstadt der Bewegung« gibt es nun wie selbstverständlich eine prachtvolle Synagoge, eine jüdische Kita, ein koscheres Restaurant; Architektur und Lage des jüdischen Zentrums erzählen vieles über die Bedeutung, die das jüdische Bürgertum in der Stadt heute hat.

Knobloch hat zwei Theorien, warum ausgerechnet der Münchner so weltoffen ist. Ausgerechnet, weil das Image der Stadt, vor allem in Deutschland, ja ganz anders ist. Wo der Münchner Mensch nur für Bier und Weißwürste bekannt sei, ein Hinterwäldler, so sähen die anderen ihn doch. Die eine Theorie, warum er ganz anders ist, hat mit der Vergangenheit zu tun, die zweite mit der bayerischen Seele.

Zum einen: »Die Menschen haben aus der Geschichte Münchens als Hauptstadt der Bewegung gelernt und ziehen nun ihre Schlüsse.«

Zum anderen: Die Magie des »Mia san mia«. Missverstanden von Nichtmünchnern als Überheblichkeit, drücke sich darin in Wahrheit ein natürliches Selbstbewusstsein aus, das dem Münchner helfe, das Fremde anzunehmen. Weil er weiß, es wird ihn nicht verbiegen. »,Mia san mia' ist nicht arrogant«, sagt Knobloch, »sondern das ist eine Freude am Ich.«

Georg Diez, Ullrich Fichtner, Wolfgang Höbel, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Alexander Smolczyk

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Am 26. September 2015 erschien im SPIEGEL ein Artikel über die Stadt München, geschrieben von sechs Autoren, einer davon war Claas Relotius. Die von Relotius zugelierten Absätze konnten verifiziert werden, bis auf das Abschlusszitat einer Grünwalder Wirtin.

Gesellschaft

Der Mann in der Menge

Ein Foto und seine Geschichte. Ein weißer Rassist kollabiert auf einer Demo gegen Schwarze – und wird von einem Schwarzen gerettet.

Das Bild, das Leroy Smith zum Problem für den Ku-Klux-Klan und zum Helden der aufgeklärten Welt werden lässt, zeigt einen Mann, der einen anderen Mann stützt. Der Mann, der gestützt werden muss, hat weiße Haut, er geht leicht gebeugt, auf seinem T-Shirt prangt ein Hakenkreuz. Der andere Mann, Smith, ist schwarz, er trägt eine Polizeiuniform und führt den Weißen am Arm. Das Bild sieht aus, als würde er einen Freund beschützen.

Er habe sich nicht viel dabei gedacht, sagt Leroy Smith wenig später und hält einen Moment lang inne, als müsse er sich die Szene, die ihn bekannt gemacht hat, noch einmal ins Gedächtnis rufen.

Er erzählt davon am Telefon, ruhig und unaufgeregt, fast so, als verstehe er nicht, weshalb ihn Menschen in ganz Amerika dafür feiern. Es sei seine Aufgabe und somit selbstverständlich, sagt Smith, für jeden Bürger da zu sein. »Auch für solche, die in Schwarzem wie mir bloß Tiere oder Sklaven sehen.«

Leroy Smith, 50, Vater dreier Kinder, ein kräftiger Mann mit offenem Blick, ist solchen Leuten schon häufig begegnet. Er stammt aus Florida, aus den Südstaaten, wo der irre Wahn um Hautfarben noch heute verbreiteter ist als in anderen Gegenden der USA. Vor ein paar Jahren zog Smith mit seiner Familie nach South Carolina, wurde zum ersten schwarzen Polizeidirektor des Bundesstaats ernannt.

Es war an einem Samstag im Juli, als sein Name weit über dessen Grenzen hinaus bekannt werden sollte. Alles begann eigentlich mit einer Redelesung, sagt Smith, mit einem Aufmarsch wie aus Amerika: dunkelere Zeit. Männer in weißen Gewandern und Kapuzen, selbst ernannte Ritter des Ku-Klux-Klans, sowie Hunderte Neonazis, die ihnen folgten, zogen mit brennenden Kreuzen durch die Hauptstadt Columbia, bis vor die Stufen des Kapitols. Es war ihr Banner, für das sie marschierten, die rot-blau-weiße Flagge der Konföderierten, Symbol der Sklaverei in den Südstaaten. Die Regierung South Carolinas hatte die Flagge nach 53 Jahren vom Parlamentssitz entfernen lassen, nachdem ein 21-jähriger Rassist im nahegelegenen Charleston neun Mitglieder einer afroamerikanischen Kirche getötet hatte.

Der Streit um die Flagge, sagt Smith, sorgte seither im ganzen Bundesstaat für Unruhen, bringe längst überwunden geglaubten Hass wieder zum Vorschein. Aber nirgendwo seien die Fronten so verhärtet wie auf den Straßen von Columbia, nirgendwo sonst ständen sich Rassisten und Bürgerrechtler fast täglich gegenüber. An jenem Nachmittag im Juli, die Sonne brannte senkrecht vom Himmel, war es nicht anders. Die Polizei zählte gut tausend

Demonstranten auf beiden Seiten, und die Spannung in der Luft, sagt Smith, »anzu zum Zerreißen«. Als Leiter der Blockade für öffentliche Sicherheit wachte Leroy Smith vor dem Südwesteingang des Kapitols, um oben Ende einer hohen Treppe, um den Einsatz seiner Kollegen und den Marsch des Ku-Klux-Klans zu beobachten. Was er von dort oben sah, waren vor allem wühlende weiße Männer, die ihre Arme zum Hakenkreuz hoben. Er spürte ihren Zorn und ihre Wut. Er hörte, wie sie schwarze Frauen am Straßenrand als »Affern« und »Nigger« beschimpften. Er hörte, wie sie laut im Chor »White Power« riefen, da entdeckte er mitten unter ihnen plötzlich einen Mann, der um Hilfe rief.

Smith, der allein war in diesem Moment, zögerte kaum eine Sekunde. Er dachte nicht an sich oder an seine Familie, in die er womöglich rennen könnte. Er lief einfach hinunter zur Straße, kämpfte sich durch die Menge der Weißen, bis hin zu dem Mann, der in der Lücke auf dem Asphalt gesunken war. Der am Boden Liegende erschien Smith nicht viel älter als er selbst, er trug eine dunkle Sonnenbrille, Springertouren und ein T-Shirt des National Socialist Movement, einer der größten Neonazi-Verbindungen der USA.



Polizei Smith, schwarzschilder Neonazi in Columbia

Leroy Smith, Sohn eines Zirkusgehebers aus Alabama, Nachfahre aus Afrika vordelliger Sklaven, als das Hakenkreuz auf der Brust des Mannes, der am Boden lag. Er sah die Tätowierungen des Klans auf dessen Arm. Aber vor allem, sagt Smith, sah er einen Mann, der nach Luft schnappte, der zu kollabieren schien. »Lieber Mensch, der seine Hilfe brauchte.«

Er hob den Mann langsam auf, legte dessen Arm um seine Schulter, dann führte er ihn behutsam von der Straße, vorbei an Smith zum Kapitoll. Sie hatten gerade den Scheitern des Gesetzes erreicht, da machte ein Mitarbeiter der Regierung mit seiner Handkamera ein Foto von beiden. Die Aufnahme postete er bei Twitter, sie ging binnen weniger Stunden um die Welt – und damit auch der Name Leroy Smith, der Name des schwarzen Polizisten, der einen weißen Rassist rettete.

Smith erhielt seither E-Mails und Briefe von Bürgern aus allen Gegenden der USA, er sagt, es seien Tausende. Die meisten ließen ihn für seinen Mut, für seine Menschlichkeit, für Smith ändern, er habe nicht mehr als seinen Job gemacht. Er hätte mit ganzem Verstand, sagt er, war der Mann sei, dem er geholfen hat. Er hätte ganz verstanden, wobei dessen Ablehnung gegenüber Schwarzen komme. Aber der Mann habe kein Wort mit ihm geredet, er habe sich bloß auf einem Sofa im Kapitoll erholt, um sich seinen Stunden später wieder seinen Lauten anzuschließen.

Leroy Smith hat keine Dankbarkeit erwartet. Er glaubt nicht, dass sich blinder Hass einfach auflösen lässt. Aber er hofft, dass Götter wie die seine dazu führen, dass ein gelbes Licht aufleuchtet über das, was sie tun. Seit der Veröffentlichung des Fotos, sagt er, seien die Marsche des Ku-Klux-Klans, zumindest in Columbia, seltener geworden.

Lesen Sie zum Thema Rassismus auch im Kulturteil über den US-Autor Ta-Nehisi Coates: »Sidi, 110 über den Gangsta Rap Film, »Straight Outta Compton« » Seite 114

Der Mann in der Menge

Ein Foto und seine Geschichte. Ein weißer Rassist kollabiert auf einer Demo gegen Schwarze – und wird von einem Schwarzen gerettet.

41 | DER SPIEGEL 34/2015, 14.8.2015

Das Bild, das Leroy Smith zum Problem für den Ku-Klux-Klan und zum Helden der aufgeklärten Welt werden lässt, zeigt einen Mann, der einen anderen Mann stützt. Der Mann, der gestützt werden muss, hat weiße Haut, er geht leicht gebeugt, auf seinem T-Shirt prangt ein Hakenkreuz. Der andere Mann, Smith, ist schwarz, er trägt eine Polizeiuniform und führt den Weißen am Arm. Das Bild sieht aus, als würde er einen Freund beschützen.

Er habe sich nicht viel dabei gedacht, sagt Leroy Smith wenig später und hält einen Moment lang inne, als müsse er sich die Szene, die ihn bekannt gemacht hat, noch einmal ins Gedächtnis rufen.

Er erzählt davon am Telefon, ruhig und unaufgeregt, fast so, als verstehe er nicht, weshalb ihn Menschen in ganz Amerika dafür feiern. Es sei seine Aufgabe und somit selbstverständlich, sagt Smith, für jeden Bürger da zu sein. »Auch für solche,

die in Schwarzem wie mir bloß Tiere oder Sklaven sehen.«

Leroy Smith, 50, Vater dreier Kinder, ein kräftiger Mann mit offenem Blick, ist solchen Leuten schon häufig begegnet. Er stammt aus Florida, aus den Südstaaten, wo der irre Wahn um Hautfarben noch heute verbreiteter ist als in anderen Gegenden der USA. Vor ein paar Jahren zog Smith mit seiner Familie nach South Carolina, wurde zum ersten schwarzen Polizeidirektor des Bundesstaats ernannt.

Es war an einem Samstag im Juli, als sein Name weit über dessen Grenzen hinaus bekannt werden sollte. Alles begann eigentlich mit einer Bedrohung, sagt Smith, »mit einem Aufmarsch wie aus Amerikas dunkelster Zeit«. Männer in weißen Gewändern und Kapuzen, selbst ernannte Ritter des Ku-Klux-Klans, sowie Hunderte Neonazis, die ihnen folgten, zogen mit brennenden Kreuzen durch die Hauptstadt Columbia, bis vor die Stufen des Kapitols. Es war ihr Banner, für das sie marschierten, die rot-blau-weiße Flagge der Konföderierten, Symbol der Sklaverei in den Südstaaten. Die Regierung South Carolinas hatte die Flagge nach 53 Jahren vom Parlamentssitz entfernen lassen, nachdem ein 21-jähriger Rassist im nahegelegenen Charleston neun Mitglieder einer afroamerikanischen Kirche getötet hatte.

Der Streit um die Flagge, sagt Smith, sorgte seither im ganzen Bundesstaat für Unruhen, bringe längst überwunden geglaubten Hass wieder zum Vorschein. Aber nirgendwo seien die Fronten so verhärtet wie auf den Straßen von Columbia, nirgendwo sonst ständen sich Rassisten und Bürgerrechtler fast täglich gegenüber.

An jenem Nachmittag im Juli, die Sonne brannte senkrecht vom Himmel, war es nicht anders. Die Polizei zählte gut tausend Demonstranten auf beiden Seiten, und die Spannung in der Luft, sagt Smith,

»war zum Zerreißen«. Als Leiter der Behörde für öffentliche Sicherheit wachte Leroy Smith vor dem Südeingang des Kapitols, am oberen Ende einer hohen Treppe, um den Einsatz seiner Kollegen und den Marsch des Ku-Klux-Klans zu überblicken. Was er von dort oben sah, waren vor allem wütende weiße Männer, die ihre Arme zum Hitlergruß hoben. Er spürte ihren Zorn und ihre Wut. Er hörte, wie sie schwarze Frauen am Straßenrand als »Affen« und »Nigger« beschimpften. Er hörte, wie sie laut im Chor »White Power« brüllten, da entdeckte er mitten unter ihnen plötzlich einen Mann, der um Hilfe rief.

Smith, der allein war in diesem Moment, zögerte kaum eine Sekunde. Er dachte nicht an sich oder an eine Falle, in die er womöglich rennen könnte. Er lief einfach hinunter zur Straße, kämpfte sich durch die Menge der Weißen, bis hin zu dem Mann, der in der Hitze auf den Asphalt gesunken war. Der am Boden Liegende erschien Smith nicht viel älter als er selbst, er trug eine dunkle Sonnenbrille,

Springerstiefel und ein T-Shirt des National Socialist Movement, einer der größten Neonazi-Vereinigungen der USA.

Leroy Smith, Sohn eines Zitronenpflückerers aus Alabama, Nachfahre aus Afrika verschiffter Sklaven, sah das Hakenkreuz auf der Brust des Mannes, der am Boden lag. Er sah die Tätowierungen des Klans auf dessen Arm. Aber vor allem, sagt Smith, sah er einen Mann, der nach Luft schnappte, der zu kollabieren schien. Einen Menschen, der seine Hilfe brauchte.

Er hob den Mann langsam auf, legte dessen Arm um seine Schulter, dann führte er ihn behutsam von der Straße, geleitete ihn, Schritt um Schritt, die 40 Stufen zum Kapitol hinauf. Sie hatten gerade den Schatten des Gebäudes erreicht, da machte ein Mitarbeiter der Regierung mit seiner Handykamera ein Foto von beiden. Die Aufnahme postete er bei Twitter, sie ging binnen weniger Stunden um die Welt – und damit auch der Name Leroy Smith, der Name des schwarzen Polizisten, der einen weißen Rassisten rettete.

Smith erhält seither E-Mails und Briefe von Bürgern aus allen Gegenden der USA, er sagt, es seien Tausende. Die meisten feiern ihn für seinen Mut, für seine Menschlichkeit, aber Smith findet, er habe nicht mehr als seinen Job gemacht. Er hätte nur gern erfahren, sagt er, wer der Mann sei, dem er geholfen hat. Er hätte gern verstanden, woher dessen Ablehnung gegenüber Schwarzen komme. Aber der Mann habe kein Wort mit ihm geredet, er habe sich bloß auf einem Sofa im Kapitol erholt, um sich schon Stunden später wieder seinen Leuten anzuschließen.

Leroy Smith hat keine Dankbarkeit erwartet. Er glaubt nicht, dass sich blinder Hass einfach abstellen lässt. Aber er hofft, dass Gesten wie die seine dazu führen, dass einige Leute nachdenken über das, was sie tun. Seit der Veröffentlichung des Fotos, sagt er, seien die Märsche des Ku-Klux-Klans, zumindest in Columbia, seltener geworden.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

In dem Text aus der Rubrik »Ein Foto und seine Geschichte« geht es um einen weißen Rassisten, der auf einer Demonstration gegen Schwarze im US-Bundesstaat South Carolina kollabiert und von einem Schwarzen gerettet wird.

Die wesentlichen Fakten in dem Artikel stimmen. Der Leiter der Behörde für öffentliche Sicherheit in South Carolina, Leroy Smith, hatte am 18. Juli 2015 bei einem Aufmarsch von Rechtsextremen einen Teilnehmer der Demonstration gestützt, der sich gesundheitlich schlecht fühlte.

Das geht aus einem auch mit einem Foto belegten Bericht des US-Journalisten Dan Barry hervor, der am 25. Juli 2015 in der »New York Times« erschienen war; die Überschrift lautete:

»Schwarzer Polizist aus South Carolina erklärt, warum er einem weißen Rassisten half«. Aus der Geschichte geht hervor, dass Smith im Rahmen seiner Dienstpflichten und aus Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe handelte.

Ob Relotius selbst mit dem Polizisten Smith gesprochen hat, ist unklar. Smith war bislang telefonisch nicht zu erreichen.



Mathys großer Schlaf

Hoffnung Verzweifelt über den frühen Tod der eigenen Tochter, findet ein Paar aus Bangkok Hoffnung in Amerika. Es gibt die Kindsleiche in die Obhut von Kryonikern, die Tote für eine Zeit konservieren, in der die Medizin den Schlüssel zur Auferstehung findet. Von Claas Relotius

54

55

Mathys großer Schlaf

Hoffnung. Verzweifelt über den frühen Tod der eigenen Tochter, findet ein Paar aus Bangkok Hoffnung in Amerika. Es gibt die Kindsleiche in die Obhut von Kryonikern, die Tote für eine Zeit konservieren, in der die Medizin den Schlüssel zur Auferstehung findet. Von Claas Relotius

42 | DER SPIEGEL 30/2015, 18.7.2015

Die letzte Nachricht der Eltern an ihr Kind ist in einem Video festgehalten, 58 Minuten und 9 Sekunden lang, gespeichert auf einer silbernen Compact Disc. Die Aufnahme zeigt zwei Menschen, eine Frau in weißer Bluse, einen Mann in schwarzem Hemd, sie sitzen gebeugt auf einem Sofa und halten sich an den Händen. »Dein Name ist Matheryn« sagt der Vater. »Wir nannten dich nur Mathy«, sagt die Mutter. Leise sprechen sie zu ihrer Tochter, erklären ihr, wer sie sei und woher sie komme.

Dass sie aus einem fernen Land stamme und eine weite Reise hinter sich habe. Dass sie ein kleines Mädchen sei, das Tiere und Schokolade liebe. Dass sie kein künstliches Wesen sei, kein Relikt aus einer anderen Welt, nur ein ganz normaler Mensch. Die Eltern zögern einen Moment, als suchten sie nach den richtigen Worten, dann, zärt-

lich, erzählen sie dem Kind, es habe sehr tief geschlafen und für eine Ewigkeit im Eis geruht, »vielleicht 80, vielleicht 90, vielleicht 100 Jahre lang«.

Es ist ein Nachmittag im Mai, Nareerat Naovaratpong und ihr Ehemann Sahatorn sitzen in ihrer Wohnung in Bangkok, auf demselben Sofa, das im Video zu sehen ist, vor ihnen liegt die CD mit der Aufschrift »Mathy«. Ihr Apartment liegt im siebten Stock eines Geschäftshauses, gefliester Boden, Designermöbel, alle Fenster stehen offen, schwüle Luft dringt herein und der Lärm der Stadt. Seit ihre Tochter nicht mehr bei ihnen ist, sagt Sahatorn, der Vater, ein schwächlicher Mann, könnten sie Stille kaum ertragen.

Sie legen die CD in ein Computerlaufwerk ein, sehen sich das Video noch einmal an. Sie haben es erst vor Tagen aufgenommen, ihre Gesichter sind sichtbar ge-

zeichnet, und doch ist spürbar, wie sie versuchen, ihren Blick in die Kamera zu versenken. Wie sie hoffen, Intensität herzustellen, Nähe, als wäre es möglich, dass sie ihrem Kind noch ein letztes Mal in die Augen sähen. Nareerat, die Mutter, 37 Jahre alt, und Sahatorn, der Vater, 41, sie sprechen zu einem toten Kind. Zu Mathy, ihrem toten Mädchen, gestorben schon vor Monaten, aber die Eltern hoffen, ihr Tod sei nur ein langer, tiefer Schlaf.

»Die meisten hier halten uns für verrückt oder für Verbrecher«, sagt Nareerat, die Mutter, eine zarte Frau. In Thailand, einem Land mit buddhistischer Gesellschaft, sagt sie, glaubten die Leute an Wiedergeburt, nicht an die Auferstehung der Toten. Nareerat und Sahatorn Naovaratpong, erfolgreiche Ingenieure, nüchterne Menschen, glauben selbst nicht an Wunder, nicht an Wiedergeburt, auch nicht an Gott. Und bis vor einiger Zeit waren sie sich sicher, wie jeder vernünftige Mensch, der Tod sei endgültig und von keiner Medizin und keiner Wissenschaft zu bestreiten. In

Foto: M. K. / AP

Gott. Und bis vor einiger Zeit waren sie sich sicher, wie jeder vernünftige Mensch, der Tod sei endgültig und von keiner Medizin und keiner Wissenschaft zu besiegen. In ihrer dunkelsten Stunde jedoch, als es für ihre Tochter Mathy ans Sterben ging, veränderten sich ihre Gewissheiten. Sie hätten, erzählen sie, doch eine Chance erkannt: die Chance auf ein zweites Leben.

Der Vater führt in das alte Kinderzimmer, einen hellen Raum mit einem Laufstall in der Mitte, daneben ein Altar aus Kuscheltieren, an der Wand gerahmte Fotos, sie zeigen ein kleines, strahlendes Mädchen. Auf einem der Bilder steht Mathy im Zoo, das Staunen eines Kindes im Blick, das zum ersten Mal einen Elefanten berührt. Auf einem anderen pustet sie Kerzen aus, den Mund verschmiert mit Schokolade, ihr zweiter Geburtstag. Aber auf den meisten Fotos ist Mathy nicht zu Hause oder im Zoo, sondern im Krankenhaus. Ein Mädchen mit Verbänden um den Kopf, über Schläuche an Geräte angeschlossen. Ein Kleinkind, das, kaum auf der Welt, schon um sein Leben kämpft.

Die Krankheit kam schleichend, sagt die Mutter. Es war vor einem Jahr, Mathy war 14 Monate alt, als sie eines Morgens kaum erwachte. Die Eltern beugten sich über ihr Bett, fühlten ihr Herz schlagen, aber sie öffnete die Augen nicht. Im Krankenhaus röntgte man ihren Kopf, entdeckte einen mandelgroßen Tumor darin, Krebs.

Die Behandlung begann mit Bestrahlungen, fünf Tage pro Woche, einen Monat lang. Mathy, fast noch ein Baby, überstand die Therapie, aber der Krebs kam jedes Mal zurück. Die Eltern setzten auf Operationen, Chirurgen sollten helfen, den Tumor zu beseitigen. Elfmal bohrten sie Löcher in Mathys Schädel, entfernten das Geschwür, aber der Krebs breitete sich aus, befahl weitere Teile ihres Gehirns. Zuerst war Mathys Gesicht gelähmt, dann, nach und nach, die Muskeln ihrer Arme, die Beine. »Wir wollten es nicht wahrhaben«, sagt Sahatorn. »Aber wir wussten, das ist das Ende.«

Es war zu dieser Zeit, erzählt der Vater, als ihnen zum ersten Mal ein Gedanke kam, der ihnen anfangs »so ungeheuerlich, so undenkbar« erschien, dass sie kaum wagten, ihn voreinander auszusprechen. Die Eltern wachten eines Nachts am Krankenbett ihrer Tochter. Sie suchten »nach einem Ausweg«, sagt die Mutter, da erinnerten sie sich eines wissenschaftlichen Artikels, den sie beide vor langer Zeit, als sie noch studierten, einmal gelesen hatten.

Der Artikel handelte von einem Mann, einem amerikanischen Forscher, der, unheilbar krank, über den Tod hinaus verfügt hatte, seinen Leichnam einzufrieren, um eines Tages, wenn die Medizin ein Mittel gegen sein Leiden kennen würde, zu neuem Leben erweckt zu werden.

»Das war natürlich Science-Fiction«, sagt Sahatorn. Das Experiment sei verrückt gewesen, und es kam ihnen vor wie die Idee eines Mannes, der den Verstand verloren hatte. Aber das war damals. Gut zwei Jahrzehnte später, als das eigene Kind todkrank vor ihnen lag, erinnerten sie sich an den Artikel. Und verzweifelt, wie es nur Eltern sein können, erschien ihnen der Gedanke, »diese Möglichkeit«, sagt die Mutter, auf einmal nur noch halb so fremd.

Sie recherchierten noch in derselben Nacht, suchten im Netz nach Kliniken, die Gestorbene einfrieren. Sie fanden auf der ganzen Welt genau zwei, beides Stiftungen, beide saßen in den USA, die eine in Michigan, die andere in Arizona. Alcor Life Extension Foundation, der Name Letzterer, der größeren der beiden, ging ihnen bald nicht mehr aus dem Kopf. »Eine Stiftung zur Verlängerung des Lebens«, sagt Mathys Vater Sahatorn, er schaut aus dem Fenster in den Himmel über Bangkok, »das klang wie ein Versprechen.«

An einem Abend im Januar, eine Woche vor Mathys Tod, telefonierten die Eltern zum ersten Mal mit einem Arzt in Arizona. Der Mann am anderen Ende der Leitung war Aaron Drake, 51, Alcors medizinischer Direktor, ein ruhig sprechender Herr mit tiefer Stimme und texanischem Akzent. Was den Eltern auffiel, war seine Art zu reden, die Wahl der Begriffe. Drake redete nicht von Toten, nur von Patienten. Er klang, als wären die Leichname, die zu Dutzenden im Kühllabor seiner Stiftung ruhen, zwar krank, aber immer noch lebendig.

Aaron Drake, verheiratet, selbst Vater zweier Töchter, ein erfahrener Kardiologe, träumte schon als junger Mann davon, Menschen zu helfen, für die es keine Hoffnung mehr zu geben scheint. Nach dem Studium arbeitete er in der Herzforschung und als Notarzt. Der Bombenanschlag in Oklahoma City, der Einsturz des World Trade Centers, er war überall dabei, auch in den Verwüstungen von Hurrikan »Katrina« kämpfte er um Leben, wo andere sie längst aufgegeben hatten.

Später, bei Alcor, waren es anstelle von Sterbenden Verstorbene, um die er sich kümmerte, Lehrer und Rechtsanwälte, Hausfrauen und Raumfahrtingenieure, Baseballspieler und Architekten. Die Erhaltung ihrer Körper, das Konservieren für die Nachwelt, diese Aufgabe faszinierte Drake; die Vorstellung, erloschene Leben vielleicht eines Tages noch im Nachhinein zu retten. An seiner Arbeit änderte sich wenig: Die künstliche Beatmung nach dem Herzstillstand, das Reanimieren der Körperfunktionen, es waren die gleichen Mittel, die gleichen Methoden, mit denen er jahrelang auch Notfallpatienten im Koma

gehalten hatte, nur das Herabkühlen bis weit unter den Gefrierpunkt kam hinzu.

Kryonik, das Konservieren von Organismen in flüssigem Stickstoff, war immer auch das Streben nach Unsterblichkeit, Forscher und Spinner beschäftigen sich seit Jahrzehnten damit. Es war im Jahr 1967, Drake war gerade erst geboren, als James Bedford, ein Psychologieprofessor aus Kalifornien, einem Krebsleiden erlag und seinen Leichnam, als erster Mensch überhaupt, in einem Bad aus Eis bestatten ließ, in der irren Hoffnung auf eine Auferstehung in der Zukunft.

In den Anfängen war das Verfahren, noch mehr als heute, ein einziges Rätselraten. Temperatur, Zeitpunkt, Tempo des Tiefkühlens, nichts war bekannt. Mit den Jahren mehrte sich das Wissen, Experimente an Tieren wurden gemacht, auch an menschlichen Embryonen, und doch: Das Einfrieren von Toten wirkt bis heute wie eine Wissenschaft, die keine ist, weil ihr Ziel sich bislang an nichts messen, an keinem Auferstandenen überprüfen lässt.

Aaron Drake gab Mathys Eltern keine Versprechen. Er versprach ihnen nicht, dass Mathys Leichnam die Kälte schadlos überstehen würde, und noch weniger, dass es jemals einen Weg geben würde, ihren Körper zu beleben. Er sagte ihnen, der Tod sei aus heutiger Sicht endgültig, das Einfrieren nur ein »kühner Versuch«, die Natur auf den Kopf zu stellen.

Nareerat und Sahatorn Naovaratpong erwarteten keine Versprechen, keine Garantie auf ein zweites Leben. Aber da waren Dinge, die ihnen Hoffnung machten, »Hinweise«, sagen sie, dass eines Tages möglich sein könnte, was heute noch kaum denkbar sei. In ihrer Wohnung in Bangkok erzählen die Eltern, ruhig und besonnen, wie sie sich bald immer mehr mit Kryonik beschäftigten, welche Studien sie lasen, mit welchen Forschern sie sprachen. Und je mehr sie erfuhren, je mehr sie zu verstehen glaubten, von neuen Experimenten, von tiefgekühlten und reanimierten Organen, auch von Tieren, die angeblich schon heute mit solchen Organen leben, desto stärker, sagt Nareerat, wuchs ihr Glaube.

Sie hüteten diesen Glauben wie ein Geheimnis. Kein Wort sagten sie ihren Freunden, nur ihre Familien bekamen bald eine dunkle Ahnung. Ihre Brüder und Schwestern erklärten die beiden für besessen, sie flehten um eine Urne für Mathy oder wenigstens ein Grab, daran zu weinen. Aber die Eltern des Kindes hörten ihnen nicht zu, denn da war noch etwas, auf das sie ihren Glauben bauten: die Erinnerung, dass die moderne Medizin ihnen schon einmal geholfen hatte, und zwar bei Mathys Zeugung.

Nareerat hatte selbst keine Kinder mehr gebären können, also hatten sie eine Leihmutter engagiert. Mathy war von einer

fremden Frau ausgetragen worden, und dieser Umstand erschien ihnen nun, in der Rückschau, fast wie ein Zeichen: Nur Jahrzehnte zuvor hatte die Medizin weder Eizellen künstlich befruchteten noch Embryonen implantieren können, sagt Sahatorn, Mathy hätte also nie gelebt.

Wer wollte neue, bahnbrechende Fortschritte ausschließen? Was, wenn Mathys Krankheit schon in naher Zukunft heilbar wäre? Und was, wenn es gelänge, das eigene Kind in diese Zukunft zu befördern, in eine Zeit, in der seine Gebrechen heilbar sein könnten?

Als das Kind noch lebte, sahen sie nur, wie es immer schwächer wurde. Sechs Tage und sieben Nächte lang rangen sie mit sich und einer Entscheidung. Dann beschlossen sie, ein zweites Mal auf den Fortschritt der Wissenschaft zu setzen.

Als ihr Anruf aus Bangkok bei Alcor einging, war es in Arizona mitten in der Nacht. Ein Mitarbeiter der Notfallzentrale alarmierte Aaron Drake, der schon am nächsten Morgen mit einem Arzt aus Phoenix, einem renommierten Neurochirurgen, in ein Flugzeug nach Thailand stieg. Drake hatte Erfahrung mit komplizierten Fällen, er hatte bereits Tote aus Europa und Australien konserviert, die Behandlung in einem fernen Land, die Überführung des Leichnams nach Arizona waren für ihn Routine. Aber nie zuvor war jemand so jung wie Mathy. Noch nie hatte Drake es mit dem Körper eines Kleinkindes zu tun.

Mathy starb an einem Donnerstag im Januar. Bis zuletzt bekam sie Medikamente gegen ihre Schmerzen und schlief darüber friedlich ein. Ihre Eltern hatten sie für die letzten Stunden in ihre Wohnung geholt, das Bett stand neben dem Laufstall in Mathys altem Zimmer, kein Krankenhaus in Bangkok hatte sich bereit erklärt, das Einfrieren eines Leichnams zu unterstützen. Es war 5.43 Uhr, über der Stadt ging gerade erst die Sonne auf, als der Hausarzt der Familie, in schwarzem Anzug, den Tod des Kindes feststellte.

Drake und seine Kollegen standen bereit. Sie zählten genau zehn Sekunden. Dann begannen sie mit ihrer Arbeit.

Um den Leichnam zu stabilisieren, die Abbauprozesse im Körper zu verlangsamen, hoben sie Mathy aus ihrem Bett in eine mit Eis gefüllte Plastikwanne. Dann setzten sie einen Luftröhrenschnitt, zwangen Sauerstoff in die Lunge, schlossen ein Herz-Massage-Gerät an Mathys Brustkorb an und ließen ihr Blut in einem künstlichen Kreislauf durch die Adern pumpen. Sobald der Sauerstoff zirkulierte, nach etwa drei Minuten, leitete Drake die Vitrifizierung ein, die zellschonende Verglasung des Leichnams.

Um die Bildung von Eiskristallen beim Einfrieren zu verhindern, öffnete der Chi-

rurg beide Oberschenkel, verband die freiliegenden Arterien mit nadelbreiten Schläuchen, saugte durch sie sämtliches Blut aus Mathys Körper, ersetzte es, Milliliter für Milliliter, mit Frostschutzmitteln und einer Nährlösung, die auch zur Konservierung von Spenderorganen verwendet wird. Der Austausch dauerte den ganzen Morgen. Erst danach kühlten sie den Leichnam für den Transport immer weiter herunter, um ein Grad Celsius jede Stunde, bis auf minus 79 Grad.

Die Eltern wachten, drei Tage lang, jede Minute an Mathys Seite. Das letzte Bild, an das sie sich erinnern, ist ihr kindliches Gesicht, wie es aus der Wanne voll Eis ragt, die Augen geschlossen, ihr pechschwarzes Haar sorgsam gekämmt.

Den kleinen Körper hatten die Ärzte mit einer Folie umwickelt, in den Venen der Arme steckten Kanülen. Ihre Eltern sahen nicht mehr Mathy, ein totes Kind, sie sahen eine kleine Patientin, für die es vielleicht doch noch Hoffnung gab. Sie lag so friedlich da, sagt Nareerat, die Mutter, »als würde sie bloß träumen«.

Die Eltern verabschiedeten sich, küssten Mathys kalte Stirn, die Ärzte legten den Leichnam in eine luftisolierte, mit Trockeneis gefüllte Metallbox, die sie in einer massiven Holzkiste verstaute. Ein Anwalt der Familie hatte die Papiere für die Überführung beantragt, Genehmigungen von der US-Botschaft in Thailand, von der US-Botschaft in Japan und von der US-Einreisebehörde in Kalifornien.

Im Frachtraum einer Passagiermaschine landete die Kiste mit Mathy zuerst in Tokio, dann, 9000 Kilometer weiter östlich, in Los Angeles. Jedes Mal begleitete Aaron Drake die Metallbox durch den Zoll. Jedes Mal ließen Beamte das Transportgut öffnen. Jedes Mal hatten Kameras kein gewöhnliches Wärmebild angezeigt, sondern, in der Kiste, nur ein auffallend gleichmäßiges Blau.

Die Fahrt nach Arizona, entlang der gleißenden Wüste Kaliforniens, dauerte sechs Stunden. Sie führte zu einem alten Forschungszentrum, das zehn Zeitzonen östlich von Thailand, am Rande der amerikanischen Provinzstadt Scottsdale, aus rotem Sand aufragt. Das Hauptquartier der Alcor Life Extension Foundation liegt 20 Autominuten außerhalb von Phoenix, inmitten eines Industriegebiets, wo leer stehende Fabriken an unbefahrenen Straßen stehen; im Süden verlassene Indianerreservate, im Norden die sonnenverbrannte Ödnis Arizonas. Eine Gegend, in der wenig Leben ist. Für die Toten von Alcor der sicherste Ort, sagt Aaron Drake, um die Jahrzehnte zu überdauern.

Er führt mit leisen Schritten durch das Gebäude, fast wie ein Arzt durch eine Klinik, vorbei an aufgeräumten Büros, in einen hellen Operationssaal. Darin steht ein

vielfach verkabelter Tisch aus Metall, umgeben von mannshohen Geräten. Hier, sagt Drake und holt tief Luft wie vor einem Tauchgang, trennten sie bald nach ihrer Ankunft Mathys Kopf von ihrem Körper.

Die Eltern hatten entschieden, das gefrorene Gehirn aus dem Leichnam zu lösen und in einem eigenen Container zu bewahren, für den Fall, dass die Wissenschaft eher lernen würde, aus Stammzellen neue Körper zu klonen, als ganze Leichen zu beleben. Es sei ein Weg, den viele Patienten wählten, sagt Aaron Drake. Er schaltet im OP einen Fernseher ein.

Jeder Schritt der Operation wurde gefilmt, Drake zeigt die Aufnahmen auf einem großen Flachbildschirm. Darauf zu sehen sind fünf Ärzte, zwei Frauen und drei Männer, in blauem Anzug, sie stehen im Kreis um die Leiche. Sie schneiden den Kopf zwischen dem fünften und sechsten Halswirbel mit einem Laserstrahl ab, betten ihn, vorsichtig, in eine eimergröße Box. Dann schnüren sie den übrigen Körper, vom Hals bis zu den Füßen, in einen dunkelroten Schlafsack ein.

Alcors Ruhstätte für die Toten liegt am anderen Ende eines langen Flurs. Drake tippt einen achtstelligen Code ein, dann öffnet sich eine schwere Eisentür und gibt den Blick frei in eine kühle, fensterlose, nach Linoleum riechende Halle. Neonlicht fällt von der Decke auf etwa zwei Dutzend Edelstahl tanks, glänzende Sarkophage, groß wie Litfaßsäulen, gefüllt mit flüssigem Stickstoff und je fünf Leichen, auf minus 196 Grad Celsius gefroren.

Die Ärzte, so erzählt Drake, stiegen in dieser Halle auf eine Leiter, hoben beide Teile des Leichnams langsam hinauf, ließen die Box mit Mathys Kopf und den Schlafsack mit ihrem Körper an drei Gurten in einen der vor Kälte dampfenden Behälter gleiten. Am 14. Januar 2015 um 14.33 Uhr, Ortszeit Scottsdale, Arizona, verriegelten sie die Tür des Tanks wie einen Safe. Darin eingraviert eine Botschaft an die Nachwelt: »Matheryn Naovarapong, Alcor Member A-2789«.

Mathys Eltern haben ein Foto davon. Es hängt in ihrer Wohnung in Bangkok, eingerahmt von Blumen und Kinderbildern. Ein Abend fällt über Thailand, der Himmel liegt feuerrot über der Stadt, im Wohnzimmer läuft der Fernseher, eine Sendung über Entdeckungen der Wissenschaft.

Sie sehen jeden Fortschritt, jede Nachricht aus der Medizin jetzt mit anderen Augen, sagt Sahatorn, der Vater. Vor Kurzem, erzählt er, sei da ein Film gewesen über den Tod und darüber, wie sich dessen Grenze zum Leben fortlaufend verschiebe. Noch vor 70 Jahren, sagt Nareerat, habe man Menschen für tot erklärt, sobald ihr Herz aufhörte zu schlagen, Patienten, sagt die Mutter, die man heute fast selbstver-

ständig reanimiere. Was, sagen die Eltern, wird in hundert Jahren sein?

Es ist diese Frage, die sie nun umtreibt, jeden Tag. In guten Momenten, wenn ihre Träume gnädig waren, stellen sie sich dann vor, wie Mathy irgendwann, eines Tages, das Leben lebt, das sie nie hatte. Dass alles nur aufgeschoben war. Aber manchmal, in qualvollen Nächten, und schlaflos sind die meisten, sehen sie kein glückliches Kind

vor sich, sondern ein Mädchen, das allein ist und nicht versteht, was mit ihm geschah.

Das Video, das die Eltern aufgenommen haben, ihre letzte Nachricht an Mathy, gespeichert auf einer CD, liegt wie ein stilles Vermächtnis in einem Schließfach in Scottsdale, Arizona. Es ist 58 Minuten und 9 Sekunden lang und zeigt zwei verletzte, zweifelnde Menschen. Einen Vater, eine Mutter, die nicht wissen, ob das, was sie

getan haben, richtig war. Eine Frau in weißer Bluse, einen Mann in schwarzem Hemd, sie sitzen gebeugt auf einem Sofa.

Leise sprechen sie zu ihrer toten Tochter, und mit den letzten Worten, Sekunden bevor das Video endet, sagen sie ihr, dass sie ein sehr tapferes Mädchen sei. Stärker, als ihre Eltern es je waren.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar 2019

Am 18.07.2015 veröffentlichte der SPIEGEL eine Reportage von Claas Relotius unter dem Titel »Mathys großer Schlaf«. Darin geht es um ein Paar aus Bangkok, das verzweifelt sei über den frühen Krebstod ihrer zwei Jahre alten Tochter Matheryn. Das Paar hat die Leiche ihres Kindes in die Hände von Kryonikern von der »Alcor Life Extension Foundation« in Arizona gegeben, die sie auf unbestimmte Zeit einfrieren sollte. Sie sollen in der Hoffnung gelebt haben, dass die Medizin irgendwann in der Lage sein könnte, ihrer Tochter ein zweites Leben zu schenken.

Ausführlich beschreibt Relotius seinen Besuch bei der Familie, nachdem das Mädchen infolge eines Gehirntumors gestorben war: »Der Vater führt in das alte Kinderzimmer, einen hellen Raum mit einem Laufstall in der Mitte, daneben ein Altar aus Kuschartieren, an der Wand gerahmte Fotos, sie zeigen ein kleines, strahlendes Mädchen. Auf einem der Bilder steht Mathy im Zoo, das Staunen eines Kindes im Blick, das zum ersten Mal einen Elefanten berührt. Auf einem anderen pustet sie Kerzen aus, den Mund verschmiert mit Schokolade, ihr zweiter Geburtstag. Aber auf den meisten Fotos ist Mathy nicht zu Hause oder im Zoo, sondern im Krankenhaus.«

Darüber hinaus beschreibt Relotius auch ein Video, das die Eltern für das Mädchen aufgenommen haben sollen, für den Fall, dass sie eines Tages wiederbelebt werden könne: »Die letzte Nachricht der Eltern an ihr Kind ist in einem Video festgehalten, 58 Minuten und 9 Sekunden lang, gespeichert auf einer silbernen Compact Disc. Die Aufnahme zeigt zwei Menschen, eine Frau in weißer Bluse, einen Mann in schwarzem Hemd, sie sitzen gebeugt auf einem Sofa und halten sich an den Händen. 'Dein Name ist Matheryn', sagt der Vater. 'Wir nannten dich nur Mathy', sagt die Mutter. Leise sprechen sie zu ihrer Tochter, erklären ihr, wer sie sei und woher sie komme.«

Das Paar existiert wirklich, ihre zweijährige Tochter starb an einem Gehirntumor. Matheryn ist laut anderen Medienberichten die »jüngste Person, die jemals kryonisch konserviert« wurde.

Chattet man mit dem Vater des Mädchens auf Facebook, bestä-

tigt er, dass er Relotius getroffen hat. Doch nur etwa 20 Prozent des Textes entsprechen dem Vater zufolge der Wahrheit. »Der Inhalt des Artikels ist lustig, er ist weit von der Realität entfernt, nicht präzise und unglaublich absurd.«

Der Vater ist den Artikel Absatz für Absatz durchgegangen. Über die meisten Teile schreibt er, dass sie gelogen seien. So lautete der Kosenamen seiner Tochter nicht »Mathy«, wie Relotius schreibt, sondern »Einz«: eine Anspielung auf Einstein. Auch den dramatisierten Inhalt des Videos habe sich Claas Relotius ausgedacht. Zwar existiere so ein Video, es sei 30 Sekunden lang, sagt der Vater. »Doch ich habe es nie veröffentlicht.«

Darüber hinaus finden sich offensichtlich zahlreiche weitere Faktenfehler und Dramatisierungen im Artikel. Die Beschreibung der Fotos von Matheryns Kinderzimmer sind den Angaben des Vaters zufolge falsch. So sei seine Tochter niemals in einem Zoo gewesen. Die meisten Aufnahmen würden auch nicht ihren Krankenhausaufenthalt zeigen. Und auch die Beschreibung von Matheryns Krankheitsverlauf, ihrem Tod oder die Präparierung ihres Leichnams durch die »Alcor Life Extension Foundation« enthalten dem Vater zufolge massive Fehler. Sie seien »nie so abgelaufen wie beschrieben«, schreibt er.

So sei der Tumor des Mädchens beispielsweise nicht »mandelgroß« gewesen, wie Relotius schreibt, sondern einen Durchmesser von zehn Zentimetern. Auch sei Matheryn bei der Diagnose nicht 14 Monate alt gewesen, sondern 26. Auch Aaron Drake von der »Alcor Life Extension Foundation« hat Claas Relotius tatsächlich getroffen. Das bestätigt der Fotograf, der die Fotos für den SPIEGEL-Artikel gemacht hat, der aber Relotius nur in Arizona und nicht in Thailand begleitete. Insgesamt seien beide vier Stunden vor Ort gewesen, zwei Stunden davon für Fotos, zwei für das Interview. Es ist dennoch möglich, dass Relotius auch hinsichtlich des Gesprächs mit Drake Fakten ausgeschmückt hat. Matheryns Vater schreibt über die im Artikel beschriebenen Details zu Drakes Biografie: »Faszinierend! Wir sind seit damals befreundet, aber diese Geschichten kenne ich gar nicht.«



Auge um Auge

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum ein Richter Menschen dazu anhält, anderen Menschen Pfefferspray ins Gesicht zu sprühen

43 | DER SPIEGEL 27/2015, 27.6.2015

Michael Cicconetti sagt, er wollte nie bekannt werden als einer, der Angeklagte quält. Er sagt, er hatte nie die Absicht, Straftätern körperliches Leid anzutun. Die Wahrheit sei, sagt Cicconetti, dass er sich einfach an das Gesetz halte und seine Arbeit so gut wie möglich verrichte. Er erklärt dies am Telefon, kühl und klar und mit einem Akzent, der ruhig dahinrollt. Er klingt wie jemand, der nicht daran zweifelt, das Richtige zu tun. Er könnte auch ein Sheriff sein.

Michael Cicconetti ist 64 Jahre alt, ein untersetzter Mann mit grauem Haar, seit 21 Jahren Vorsitzender des Bezirksgerichts von Painesville, einer Kleinstadt im Norden des US-Bundesstaats Ohio. Es sind die alltäglichen Fälle der Provinz, über die er dort urteilt: Ladendiebstähle und Verkehrsdelikte, spektakulärer werde es selten, sagt Cicconetti. Und doch wurde sein Name vor Kurzem über die Grenzen

Ohios hinaus bekannt.

Die Aufregung begann mit einem Fall, der eigentlich so gewöhnlich schien wie das meiste, was über seinen Tisch geht. Der Fall handelte von einer jungen Frau, gerade mal 20 Jahre alt, die einen Angestellten einer Burger-King-Filiale mit Pfefferspray attackiert hatte. Cicconetti zweifelte nicht an ihrer Schuld, Überwachungskameras hatten die Tat genau dokumentiert. Aber als Richter wollte er verstehen, wie es dazu gekommen war, also fragte er nach dem Motiv.

Der Mann sei selbst schuld gewesen, sagte die Angeklagte trotzig, schließlich habe er sie eine halbe Stunde lang auf ihr Essen warten lassen. »Als meine Burger kamen, waren sie schon kalt.« Cicconetti sah der jungen Frau in die Augen, suchend, aber er konnte weder Einsicht noch Reue darin erkennen. Es sei einer dieser Momente gewesen, sagt er, in denen er gespürt habe, dass er mit den üb-

lichen Mitteln der Justiz nicht viel erreichen würde. Wo es mit einer gewöhnlichen Strafe nicht getan sei. Cicconetti unterbrach die Verhandlung. Er brauchte etwas Zeit, um zu überlegen, wie er der Angeklagten den Irrsinn ihrer Tat begreiflich machen konnte.

Nach 20 Minuten kehrte er in den Gerichtssaal zurück, er trug nun selbst eine Spraydose bei sich und übergab diese dem Burger-King-Mitarbeiter. »Ich finde, Sie sollten dieser Dame zeigen«, sagte Cicconetti mit anschwellender Stimme und zur Täterin hin gerichtet, »wie sich Pfeffer in den Augen anfühlt.«

Michael Cicconetti, Vater zweier erwachsener Söhne, nennt es »Erziehungsmaßnahmen«, wenn er über seine Urteile spricht. Jedenfalls ist er deretwegen in seiner Heimat Painesville berüchtigt. Er begann damit vor etwa zehn Jahren, »eigentlich aus Frust«, sagt Cicconetti. Er sei es irgendwann leid gewesen, wieder und wie-

der dieselben Leute zu verurteilen. Also habe er eines Tages beschlossen, Straftätern Lektionen zu erteilen, die sie nicht so schnell vergessen sollten.

Junge Männer, die wiederholt betrunken am Steuer eines Autos erwischt wurden, schickte Cicconetti bald nicht mehr nur für ein paar Tage ins Gefängnis, sondern ins Leichenschauhaus, wo sie sich entstellte Unfallopfer ansehen sollten. Bürger, die Polizisten als »Schweine« beschimpften, zwang er, einen Tag lang als Schwein verkleidet durch die Stadt zu laufen. Und Leute, die unerwünschte Babys ihrer Haustiere einfach in der Wildnis aussetzten, verurteilte Cicconetti nicht bloß zu gemeinnütziger Arbeit. Er verurteilte sie zu Nächten allein im Wald, ohne Wasser und ohne Nahrung.

»Es geht darum, dass Täter das Leid ihrer Opfer nachempfinden«, sagt Cicconetti. Probleme wegen seiner Entscheidungen bekam er in all den Jahren nie, »kreative« Urteile sind vom Obersten Gerichtshof geschützt. Schon 2005 hatte dieser Amerikas Richter dazu angehalten, Kleinkriminelle von den überfüllten Gefängnissen fernzuhalten und, wenn möglich, auf andere, fan-

tasievolle Weise abzuschrecken. Cicconetti machte von dieser Strategie Gebrauch und scheint damit Erfolg zu haben: Kaum ein von ihm verurteilter Straftäter, sagt er, werde heute ein zweites Mal verhaftet.

Was im Gerichtssaal geschah, nachdem Cicconetti dem Burger-King-Mitarbeiter die Pfefferspraydose überreicht hatte, ist auf einem Video festgehalten worden. Darauf ist zu sehen, wie der Mann die Spraydose von Cicconetti übernimmt, sich vor der zuckenden Angeklagten aufbaut und ihr aus kurzer Entfernung eine Flüssigkeit ins Gesicht sprüht. Der Film, kaum 20 Sekunden lang, landete bald auf YouTube, ging binnen eines Tages um die Welt und damit auch der Name Cicconetti, der in der amerikanischen Kleinstadt Painesville Rache üben ließ, als wäre das Mittelalter noch nicht Geschichte.

Michael Cicconetti erhielt E-Mails und Briefe von Bürgern aus allen Gegenden der USA, er sagt, es seien Tausende gewesen. Die allermeisten hätten ihn zu seiner Härte beglückwünscht und gefeiert als Mann der Tat, der Straftätern endlich das gebe, was sie verdienten. Einige hätten ge-

fordert, nach dem gleichen Prinzip künftig auch mit Mördern und Vergewaltigern zu verfahren.

Was man da noch nicht ahnen konnte, ist, dass Richter Cicconetti die Spraydose nicht wirklich mit Pfefferspray, sondern nur mit einer Salzwassermischung gefüllt hatte. Er wollte die junge Frau ja nicht verletzen, sondern nur einen bleibenden Schrecken in ihr hinterlassen.

Mittlerweile ist ein zweites, längeres Video aus dem Gerichtssaal aufgetaucht, das den Richter entlastet. Es zeigt, wie sich die Angeklagte, erst überrascht und dann erleichtert, die Augen reibt.

Okay, sagt Michael Cicconetti am Telefon, die Sache mit dem Pfefferspray sei ihm vielleicht aus dem Ruder gelaufen, mag sein, dass er in dem einen Fall überzogen habe.

Gleich in seinem nächsten Fall ging es um eine 19-Jährige, die von Cleveland nach Painesville mit dem Taxi gefahren war und am Ziel ihre Rechnung nicht bezahlen wollte. Richter Cicconetti verfügte, dass die Frau innerhalb der nächsten 48 Stunden dieselbe Strecke, 30 Meilen lang, zu Fuß gehen sollte. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von Michael Cicconetti, Richter in der Kleinstadt Painesville, US-Bundesstaat Ohio. Cicconetti ist bekannt für seine ungewöhnlichen Strafen. In dem von Claas Relotius hauptsächlich beschriebenen Fall geht es um eine junge Frau, die einem Burger-King-Mitarbeiter Pfefferspray in die Augen sprühte, weil er sie eine halbe Stunde lang auf ihr Essen warten ließ. Richter Cicconetti entschied, dass der Kläger die Täterin ebenfalls mit Pfefferspray ansprühen sollte.

Relotius erwähnt weitere Urteile Cicconettis und zitiert ausführlich aus einem Telefongespräch, das er mit ihm geführt habe. Ob dieses Gespräch stattgefunden hat, ist unklar. Cicconetti sagt auf Nachfrage im Januar 2019, er könne sich nicht erinnern, mit

Relotius Kontakt gehabt zu haben, schließt es aber auch nicht ganz aus. Über ihn und seine Urteile wurde vielfach in überregionalen und internationalen Medien berichtet.

Der Artikel beruht im Kern auf wahren Begebenheiten, weist aber sachliche Fehler auf, zum Beispiel ist Cicconetti nicht Vater von zwei, sondern von fünf Kindern. Eine von ihm verurteilte Frau, die ihr Haustier ausgesetzt hatte, musste nicht »Nächte«, sondern eine Nacht allein ohne Wasser und Nahrung im Wald verbringen. Ein Mann, der Polizisten als »Schweine« beschimpft hatte, wurde nicht gezwungen, »einen Tag lang als Schwein verkleidet durch die Stadt zu laufen«, sondern er musste sich neben einem lebenden Schwein mit dem Schild postieren: »Dies ist kein Polizist.«

Jedi-Radler

Homestory Als Fahrräder noch Bremsen hatten, fuhr man mit ihnen großlos von A nach B. Heute bestimmt das Design das Bewusstsein.

Vor ein paar Wochen beendeten vier Wörter ein Stück Kontinuität in meinem Leben. »Hat keinen Sinn mehr«, sagte der Mann in der Werkstatt. Er könne das rostige Ding zwar reparieren, neue Reifen aufziehen, zum letzten Mal die Kette wechseln. Er sprach von meinem Fahrrad wie ein Tierarzt von einem treuen, alten Tier, aber da war keine Hoffnung mehr, und ich wusste, er hatte recht. Nach 13 Jahren wurde es Zeit für ein neues Fahrrad.

Ein paar Tage später besuchte ich ein Fahrradfachgeschäft. Vor 13 Jahren standen in Fahrradfachgeschäften noch Fahrräder. Heute stehen dort gern Ledersessel und Designortopps, und von der Decke rieselt Jazzmusik. Der Laden meiner Wahl kam mir vor wie ein Atelier, eine sehr coole Reederei, eine Praxis für Schönheitschirurgie oder vielleicht ein reduzierter Möbelladen - auf jeden Fall nicht wie ein Geschäft, in dem es um Kettenfett und Nabenschaltungen geht.

»Käufertiering«, heißt das obere Computer«, rief der Verkäufer, der meine Irritation bemerkte. Er winkte mich auf einen der Sessel zu sich heran, um auf dem Laptop-Bildschirm mein neues Fahrrad mit mir zu entwerfen. Hohe oder niedrige Felgen, Schwung des Lenkers, Dünne der Reifen; es gab viel zu entscheiden. Der Sattel aus Jungbullenleder und den Rahmen aus honduranischem Mahagoniholz? Wenige Klicks genügten, und der Preis eines Kleinwagens stützte auf.

Sicher, sagte der Verkäufer, es ließen sich zwei Euro sparen, wenn ich, wie die meisten Kunden heutzutage, auf Ständer, Gangschaltung und Bremsen verzichtete. Das sehe ja ohnehin »moderner und dynamischer« an. Ein Fahrrad ohne Bremsen? Ich kam mir mit 29 plötzlich sehr altmodisch und spießig vor.

Und ich erinnerte mich, wie das Alte war. Als ich mit dem letzten Mal ein Fahrrad angeschafft hatte, vor 13 Jahren, war das Wort Anschaffung noch treffend. Es bedeutete die Investition in etwas Solides, Langlebigen, es ging um Qualität auf Dauer und nicht um den kurzen, modischen Kick. Ich war 16, und das Fahrrad meiner Wahl sah so gewöhnlich aus wie die meisten. Es war graublau, hatte einen

Gepäckträger, und der Lenker stand so hoch, dass man aufrecht sitzen konnte wie auf einem Thron. Auch Schutzbleche und Lichter fehlten nicht. Alles hatte seine Ordnung.

Heute dagegen: Urban Bikes, höchstens fingerdicke Reifen, Fixies ohne Schaltung und Bremsen, jedes Detail eine Botschaft. Es gibt Trendforscher, die behaupten, das Fahrrad könne dem Auto als Statussymbol bald den Rang ablauen. Umweltfreundlich, sportlich, durchaus teuer, aber nie protzig - das »sozialverträgliche Understatement des Zweirads«, stand neulich im Gesellschaftsteil einer Tageszeitung, passe gut in unsere Zeit. Es ist eine Zeit, so scheint es, in der es keine Fellwege mehr gibt, die zu allen Tieren führen, die Apfelflecken locken. Mit den neuen E-Bikes, den »Stadtwagen«, pendelt man nur noch zwischen Loft und Vernissage, Büro und Kino.

Die angesagteste Variante ist das Fixie, es verfügt über nur einen Gang, hat keinen Freilauf und ist so leicht, dass man spielerisch aus dem Sattel beschleunigt. Fahrradkorte der Dreißigerjahre sollten es als Erste für sich entdeckt haben; natürlich in New York. Mittlerweile kann man auch in deutschen Städten Manager im Anzug sehen, die darauf zur Arbeit fahren.

Ich habe allerdings Bekannte, die mit Fahrrädern lieber ihre Wohnungen dekorieren, als damit über den Asphalt zu rollen. Sie haben den Geist der Zeit offensichtlich besser verstanden als ich und wissen, warum in Möbelgeschäften jetzt Fahrräder stehen und in Fahrradläden Designmöbel. Bis vor Kurzem war ich mir sicher, dieser Mode nicht zu erliegen, dass ich sie ignorieren würde wie andere auch. Aber es kam anders.

Je mehr ich über neue Fahrradhersteller lernte, desto stärker nahm ich sie im Alltag wahr. Ich sah sie bald nicht mehr nur zu jeder Straßenecke, sondern auch in Schwämmen von Modehäusern, Computerläden und Hanfballäden. Die Urban Bikes verführten mich. Und endlich holten sie mich ein.

Vor zwei Wochen kaufte ich mir ein Fixie, ohne Gangschaltung, aber mit Bremsen. Es ist handtauglicher, leicht wie eine Feder und schneidet wie der Wind. Ich sollte mich über mein neues Fahrrad freuen. Es hat mich innerlich mehr als einen Monat Mühe gekostet. Und doch ist da etwas, das mich stört.

Am Anfang glänzte ich, es sei die ersehnte Lösung, stets wie ein Rennfahrer über den Lenker gebeugt, immer entschlossen auf ein Ziel zu, selbst wenn man nur so vor sich hin radelt. Modern und dynamisch ausstrahlend auf dem Weg zum Klecker, immer diese Frik-Zahel-Austrahlung während einer Spinnprüfung bei der Tour de France. Schon auch liebenswürdig.

Aber vor allem ist da noch etwas, das ich nicht kommen sah. Früher bin ich Fahrrad gefahren, habe es nicht weiter gedacht und ging im Straßenverkehr anonym unter, ein anderer Mann. Heute rücken mir andere Frik-Zahel-Fahrer geschmeinnvoll zu, als gehörten wir zu einem Orden. Als leihen wir irgendein exklusives Wissen, als wären wir irgendwie geehrt durch unseren besonderen Geschmack, unsere Nähe zum Zeitgeist, und müssten uns deshalb irgendwie grüßen. Jedi-Radler des Endzeitalters oder so was, und das ist natürlich erst recht peinlich.

Weiss mir jetzt in Glaslinsen mein Spiegelbild entgegenkommen, unter mir das leichte, schnelle, schicke Rad, schäme ich mich fast ein wenig. Denn da fährt einer von diesen Typen, die einem Trend angeschlossen sind.



68 DER SPIEGEL 19/2015

Jedi-Radler

Homestory. Als Fahrräder noch Bremsen hatten, fuhr man mit ihnen großlos von A nach B. Heute bestimmt das Design das Bewusstsein.

44 | DER SPIEGEL 19/2015, 2.5.2015

Vor ein paar Wochen beendeten vier Wörter ein Stück Kontinuität in meinem Leben. »Hat keinen Sinn mehr«, sagte der Mann in der Werkstatt. Er könne das rostige Ding zwar reparieren, neue Reifen aufziehen, zum letzten Mal die Kette wechseln. Er sprach von meinem Fahrrad wie ein Tierarzt von einem treuen, alten Tier, aber da war keine Hoffnung mehr, und ich wusste, er hatte recht. Nach 13 Jahren wurde es Zeit für ein neues Fahrrad.

Ein paar Tage später besuchte ich ein Fahrradfachgeschäft. Vor 13 Jahren standen in Fahrradfachgeschäften noch Fahrräder. Heute stehen dort gern Ledersessel und Designortopps, und von der Decke rieselt Jazzmusik. Der Laden meiner Wahl kam mir vor wie ein Atelier, eine sehr coole Reederei, eine Praxis für Schönheitschirurgie oder vielleicht ein reduzierter Möbelladen - auf jeden Fall nicht wie ein Geschäft, in dem es um Kettenfett und Na-

benschaltungen geht.

»Maßanfertigung, läuft alles überm Computer«, rief der Verkäufer, der meine Irritation bemerkte. Er winkte mich auf einen der Sessel zu sich heran, um auf dem Laptop-Bildschirm mein neues Fahrrad mit mir zu entwerfen. Hohe oder niedrige Felgen, Schwung des Lenkers, Dünne der Reifen; es gab viel zu entscheiden. Den Sattel aus Jungbullenleder und den Rahmen aus honduranischem Mahagoniholz? Wenige Klicks genügten, und der Preis eines Kleinwagens blinkte auf.

Sicher, sagte der Verkäufer, es ließen sich ein paar Euro sparen, wenn ich, wie die meisten Kunden heutzutage, auf Ständer, Gangschaltung und Bremsen verzichtete. Das sehe ja ohnehin »moderner und dynamischer« an. Ein Fahrrad ohne Bremsen? Ich kam mir mit 29 plötzlich sehr altmodisch und spießig vor.

Und ich erinnerte mich, wie das Alte tun: Als ich mir das letzte Mal ein Fahrrad

angeschafft hatte, vor 13 Jahren, war das Wort Anschaffung noch treffend. Es bedeutete die Investition in etwas Solides, Langlebigen, es ging um Qualität auf Dauer und nicht um den kurzen, modischen Kick. Ich war 16, und das Fahrrad meiner Wahl sah so gewöhnlich aus wie die meisten. Es war graublau, hatte einen Gepäckträger, und der Lenker stand so hoch, dass man aufrecht sitzen konnte wie auf einem Thron. Auch Schutzbleche und Lichter fehlten nicht. Alles hatte seine Ordnung.

Heute dagegen: Urban Bikes, höchstens fingerdicke Reifen, Fixies ohne Schaltung und Bremsen, jedes Detail eine Botschaft. Es gibt Trendforscher, die behaupten, das Fahrrad könne dem Auto als Statussymbol bald den Rang ablauen. Umweltfreundlich, sportlich, durchaus teuer, aber nie protzig - das »sozialverträgliche Understatement des Zweirads«, stand neulich im Gesellschaftsteil einer Tageszeitung, passe gut in unsere Zeit. Es ist eine Zeit, so

scheint es, in der es keine Feldwege mehr gibt, die zu alten Tanten führen, die Apfelkuchen backen. Mit den neuen Rädern, den »Singlespeedern«, pendelt man nur noch zwischen Loft und Vernissage, Büro und Kino.

Die angesagteste Variante ist das Fixie, es verfügt über nur einen Gang, hat keinen Freilauf und ist so leicht, dass man spielend aus dem Stand beschleunigt. Fahrradkuriere der Dreißigerjahre sollen es als Erste für sich entdeckt haben, natürlich in New York. Mittlerweile kann man auch in deutschen Städten Manager im Anzug sehen, die darauf zur Arbeit fahren.

Ich habe neuerdings Bekannte, die mit Retrorädern lieber ihre Wohnungen dekorieren, als damit über den Asphalt zu rollen. Sie haben den Geist der Zeit offenkundig besser verstanden als ich und wissen, warum in Möbelgeschäften jetzt Fahrräder stehen und in Fahrradläden Designermöbel. Bis vor Kurzem war ich mir sicher, dieser Mode nicht zu erliegen, dass

ich sie ignorieren würde wie andere auch. Aber es kam anders.

Je mehr ich über neue Fahrräder las und lernte, desto stärker nahm ich sie im Alltag wahr. Ich sah sie bald nicht mehr nur an jeder Straßenecke, sondern auch in Schaufenstern von Modehäusern, Computerläden und Bankfilialen. Die Urban Bikes verfolgten mich. Und endlich holten sie mich ein.

Vor zwei Wochen kaufte ich mir ein Fixie, ohne Gangschaltung, aber mit Bremsen. Es ist bordeauxrot, leicht wie eine Feder und schnell wie der Wind. Ich sollte mich über mein neues Fahrrad freuen. Es hat mich immerhin mehr als einen Monat Miete gekostet. Und doch ist da etwas, das mich stört.

Am Anfang glaubte ich, es sei die unge wohnte Haltung, stets wie ein Rennfahrer über den Lenker gebeugt, immer entschlossen auf ein Ziel zu, selbst wenn man nur so vor sich hin radelt. Modern und dy-

namisch auszusehen auf dem Weg zum Bäcker, immer diese Erik-Zabel-Ausstrahlung während einer Sprintprüfung bei der Tour de France. Schon auch lächerlich.

Aber vor allem ist da noch etwas, das ich nicht kommen sah. Früher bin ich Fahrrad gefahren, habe an nichts weiter gedacht und ging im Straßenverkehr anonym unter, ein Jedermann. Heute nicken mir andere Fixie-Fahrer geheimnisvoll zu, als gehörten wir zu einem Orden. Als teilten wir irgendein exklusives Wissen, als wären wir irgendwie geadelt durch unseren besonderen Geschmack, unsere Nähe zum Zeitgeist, und müssten uns deshalb irgendwie grüßen. Jedi-Ritter des Drahtesels oder so was, und das ist natürlich erst recht peinlich.

Wenn mir jetzt in Glasfassaden mein Spiegelbild entgegenkommt, unter mir das leichte, schnelle, schicke Rad, schäme ich mich fast ein wenig. Denn da fährt einer von diesen Typen, die einem Trend aufgesessen sind.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

In der Rubrik »Homestory« veröffentlichte der SPIEGEL im Mai 2015 einen Text, in dem Claas Relotius beschreibt, wie er sich ein neues Fahrrad kaufen will und über die Entwicklung auf dem Fahrradmarkt überrascht ist. Im Format »Homestory« berichten SPIEGEL-Redakteure über ihr eigenes Leben und persönliche Erfahrungen, in der Regel mit leichter Selbstironie. Die Erlebnisse sind für den SPIEGEL im Nachhinein daher kaum überprüfbar.

Der Text beschreibt eine überzeichnete Welt der Fahrradenthusiasten, in der die Fahrräder mehr Lifestyle-Accessoire als Fortbewegungsmittel sind. Diese Welt gibt es, einige Ungenauigkeiten

im Text dürften darauf zurückzuführen sein, dass der Autor nach eigener Angabe diesen Aspekt von Fahrrädern gerade neu entdeckt. So steht der Begriff »Urban Bikes« nicht generell stellvertretend für Räder mit fingerdicken Reifen. Auch die Unterschiede zwischen »Singlespeed« (Fahrräder ohne Gangschaltung) und »Fixies« (Räder mit starrem Gang) werden in dem Text vereinfacht wiedergegeben.

Und bei der Tour de France spricht man eher von Sprintwertung als von »Sprintprüfung«, wie es bei Relotius heißt.

Gesellschaft

Pizza Francescana

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie Don Enzo aus Neapel, heiß und fettig, dem Papst einmal ganz nahe kam

Drei Wochen nachdem Enzo Cacialli weltweit zum Helden geworden ist, spielt er die Szene, die ihn berühmt gemacht hat, noch einmal nach. Auf einer Hand balanciert er die Pizza durch sein Lokal, vorbei an den Gästen und hinaus auf die Straße, bis zu einem Absperrzaun, der wie ein Andenken noch immer vor der Trattoria „Don Ernesto“ steht. Cacialli klettert auf die erste Stufe, auf die zweite, er schwingt seine Beine über das Gitter und hält einen Moment lang inne, als würde er auf etwas warten, auf ein Wunder. Dann reckt er die Pizza in den Himmel wie ein Fußballer die Meisterschale.

Enzo Cacialli, 43, Familienvater, sieht eigentlich nicht aus wie ein Held. Er ist klein, die Kochschürze spannt über dem Bauch, die Haare sind ihm schon vor Jahren ausgegangen. Und doch steht Cacialli in diesem Morgen vor seinem Lokal und spricht mit der Grandezza eines Sternkochs in ein hohes Dutzend Mikrofone. Journalisten aus mehreren Ländern sind angelehnt, aus Japan und aus Mexiko, aus Brasilien und aus Südafrika. Sie sind gekommen, um seine Geschichte zu hören. Die Geschichte jenes Mannes, der dem Papst eine Pizza brachte.

Das Lokal Don Ernesto, karierte Tischdecken, Pavarotti vom Band, ist eine Trattoria wie die meisten. Sie liegt im Hafen von Neapel, direkt an der Promenade. Von der Terrasse geht der Blick weit über das Meer. Es war vor einem Monat, in einer Mittagspause, sagt Cacialli, als er dort saß und in der Zeitung auf eine Meldung stieß, die ihn „nicht mehr schlafen ließ“.

Der Grund für seine Aufregung war der Papst, genauer gesagt ein Interview, das dieser einem Fernsehsender gegeben hatte. Der Heilige Vater war darin gefragt worden, ob er sich in seinem Amt wohlfühle, und er hatte geantwortet, dass er es liebe, nur die fehlende Anonymität mache ihm zu schaffen. Was er am meisten vermisse, so der Papst, sei, unerkannt in einem Restaurant eine Pizza zu essen.

Enzo Cacialli fühlte sich, nicht nur als Pizzabäcker, auch als gläubiger Katholik, bei der Ehre gepackt. Dass der Terminplan des Papstes nur Tage später einen Besuch in Neapel vorsah und noch dazu eine öffentliche Fahrt entlang des Hafens, erschien ihm wie eine göttliche Fügung.

Cacialli erzählt, dass er sich bald daranmachte, eine Margherita zu kreieren, die vor dem Gaumen von Christi Stellvertreter würde bestehen können. Den Teig belegte er mit Büffel-Mozzarella und dem Schriftzug »Viva il Papa«, statt roter Tomaten bestrich er gelbe, also in den Farben des Vatikans. „Eine Pizza

für einen so großen, gütigen Menschen zu backen“, sagt Cacialli, „ist eine sehr emotionale Angelegenheit.“ Er hat diesen Satz schon in viele Mikrofone diktiert, aber noch immer schießen ihm dabei Tränen in die Augen. Cacialli kennt die Zeilen, die es braucht, um eine Geschichte gut zu verkaufen. Er weiß, wie man sich in seiner Heimat unsterblich macht.

„Präsidenten“, nennen die Leute schon Enzo Vater Ernesto, nach dem die Trattoria benannt ist. Don Ernesto zählt die mächtigsten Mann der Welt zu seinen Gästen. Er war im Juli 1994, als Bill Clinton mit einem Truss aus Leibkuchern durch Neapel spazierte. Das damalige US-Präsident war gekommen, um an einer Konferenz teilzunehmen, und während er eines Nachmittags die Altstadt besichtigte, so geht die Geschichte, kam er auch an der Trattoria Ernesto Cacialli vorbei.

Der Pizzaiolo ergreift die Gelegenheit, bei dem Amerikaner auf eine einstündige Calzone ein, und dieser klettert nicht ab. Es gibt Fotos, die zeigen, wie Clinton zwischen Kerzenschein und Kochschürden genüsslich in das Stück Pizza beißt. Die Filmed, die Ernesto Cacialli über Nacht zu einem der bekanntesten Pizzabäcker Italiens machten, stieren noch heute die Besucher des neapolitanischen Touristenmuseums. Zur Legende gehört, dass Clinton ganz zufällig vorbeistrich, ohne kein Sonderbestellung weiter jeden Grilldeckel verschraubte, aber so ist damit kein Geschichtler: Man muss Strömer wegkauen.

War auch Enzo Cacialli mit der vatikanischen Veranstaltung anwesend? Wer weiß. Der Pizzabäcker verteidigt am großen Abend jedenfalls im Fernsehen, wie sich Franziskus in Schriftgeschwindigkeit seiner Trattoria näherte.

Das Motiv des Heiligen Vaters war keine Kilometer mehr entfernt. In zwei Cacialli die vorbereitete Pizza aus dem Ofen und kletterte sich wie ein Rugby-Spieler durch die Gänge vor seinem Lokal. Es gibt Videos davon auf YouTube, sie zeigen, wie er in Kochschürze auf die Absperrung klettert und seine Stützbeine in den Himmel schiebt.

Die Trattoria Don Ernesto ist nicht die einzige an der Promenade, und nicht nur Enzo Cacialli war auf die Idee gekommen, Franziskus einen kalifornischen Grill zu servieren. An jenem Abend wurden mindestens acht Pizzabäcker am Straßenrand und strecken dem Papst ihr bestes Stück. Tag entgegen. Dass ausgerechnet Cacialli zu ihm vorgelassen wurde, sagen die anderen noch heute nicht ohne Neid in der Stimme, sei „seinem Glück“ gewesen.

Als einer der Leibkuchler ihn herauswies, sagte Cacialli kaum ein Selbstweiden. „Er sprang von der Herbratete und lief, die Gübe zu Händen, wie ein Wasserträger neben dem Papsimobil her. Franziskus hatte Erbsensuppe, behielt wie zum Segen seine Arme aus und nahm das Fleisch mit der Pizza in Empfang. „Der Heilige Vater hat mein Geschenk mit einer warmen Demut und Dankbarkeit akzeptiert“, sagt Cacialli. Dass er sie in probiert hätte, ist hingegen nicht bekannt, denn schon Augenblicke später reichte der Papst die Pizza an einem seiner Besucher weiter. Ob zum Aufbrechen, christlichen Frieden oder raschen Essensgenusses, bleibt ein Geheimnis.

ITALIEN

Papst bekommt in Neapel

Pizza ans Papamobil

Zuletzt hatte er sich gewaschen, endlich

und wieder Pizza essen zu gehen. Nun

hat Papst Franziskus, 78, bei seinem

Besuch in Neapel eine Pizza bekommen

aus der Welt



Cacialli, Papst Francescana

Pizza Francescana

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie Don Enzo aus Neapel, heiß und fettig, dem Papst einmal ganz nahe kam

45 | DER SPIEGEL 18/2015, 25.4.2015

Drei Wochen nachdem Enzo Cacialli weltweit zum Helden geworden ist, spielt er die Szene, die ihn berühmt gemacht hat, noch einmal nach. Auf einer Hand balanciert er die Pizza durch sein Lokal, vorbei an den Gästen und hinaus auf die Straße, bis zu dem Absperrzaun, der wie ein Andenken noch immer vor der Trattoria »Don Ernesto« steht. Cacialli klettert auf die erste Stufe, auf die zweite, er schwingt seine Beine über das Gitter und hält einen Moment lang inne, als würde er auf etwas warten, auf ein Wunder. Dann reckt er die Pizza in den Himmel wie ein Fußballer die Meisterschale.

Enzo Cacialli, 43, Familienvater, sieht eigentlich nicht aus wie ein Held. Er ist klein, die Kochschürze spannt über dem Bauch, die Haare sind ihm schon vor Jahren ausgegangen. Und doch steht Cacialli an diesem Morgen vor seinem Lokal und spricht mit der Grandezza eines Sterne-

kochs in ein halbes Dutzend Mikrofone. Journalisten aus mehreren Ländern sind angereist, aus Japan und aus Mexiko, aus Brasilien und aus Südafrika. Sie sind gekommen, um seine Geschichte zu hören. Die Geschichte jenes Mannes, der dem Papst eine Pizza brachte.

Das Lokal Don Ernesto, karierte Tischdecken, Pavarotti vom Band, ist eine Trattoria wie die meisten. Sie liegt im Hafen von Neapel, direkt an der Promenade. Von der Terrasse geht der Blick weit über das Meer. Es war vor einem Monat, in einer Mittagspause, sagt Cacialli, als er dort saß und in der Zeitung auf eine Meldung stieß, die ihn »nicht mehr schlafen ließ«.

Der Grund für seine Aufregung war der Papst, genauer gesagt ein Interview, das dieser einem Fernsehsender gegeben hatte. Der Heilige Vater war darin gefragt worden, ob er sich in seinem Amt wohlfühle, und er hatte geantwortet, dass er es liebe, nur die fehlende Anonymität mache ihm

zu schaffen. Was er am meisten vermisse, so der Papst, sei, unerkannt in einem Restaurant eine Pizza zu essen.

Enzo Cacialli fühlte sich, nicht nur als Pizzabäcker, auch als gläubiger Katholik, bei der Ehre gepackt. Dass der Terminplan des Papstes nur Tage später einen Besuch in Neapel vorsah und noch dazu eine öffentliche Fahrt entlang des Hafens, erschien ihm wie eine göttliche Fügung.

Cacialli erzählt, dass er sich bald daranmachte, eine Margherita zu kreieren, die vor dem Gaumen von Christi Stellvertreter würde bestehen können. Den Teig belegte er mit Büffel-Mozzarella und dem Schriftzug »Viva il Papa«, statt roter Tomaten benutzte er gelbe, alles in den Farben des Vatikans. »Eine Pizza für einen so großen, gütigen Menschen zu backen«, sagt Cacialli, »ist eine sehr emotionale Angelegenheit.« Er hat diesen Satz schon in viele Mikrofone diktiert, aber noch immer schießen ihm dabei Tränen in die Augen.

Cacialli kennt die Zutaten, die es braucht, um eine Geschichte gut zu verkaufen. Er weiß, wie man sich in seiner Heimat unsterblich macht.

»Il presidente«, nannten die Leute schon Enzos Vater Ernesto, nach dem die Pizzeria benannt ist. Don Ernesto zählte den mächtigsten Mann der Welt zu seinen Gästen. Es war im Juli 1994, als Bill Clinton mit einem Tross aus Leibwächern durch Neapel spazierte. Der damalige US-Präsident war gekommen, um an einer Konferenz teilzunehmen, und während er eines Nachmittags die Altstadt besichtigte, so geht die Geschichte, kam er auch an der Trattoria Ernesto Caciallis vorbei.

Der Pizzaiolo ergriff die Gelegenheit, lud den Amerikaner auf eine ofenfrische Calzone ein, und dieser lehnte nicht ab. Es gibt Fotos, die zeigen, wie Clinton zwischen Kerzenschein und Rüschengardinen genüsslich in das Stück Pizza beißt. Die Bilder, die Ernesto Cacialli über Nacht zu einem der bekanntesten Pizzabäcker Italiens machten, zieren noch heute die Bro-

schüren des neapolitanischen Touristenamts. Zur Legende gehört, dass Clinton ganz zufällig vorbeischaute, dass kein Sicherheitstross vorher jeden Gullydeckel verschraubte, aber so ist das mit guten Geschichten: Man muss Störendes weglassen.

War auch Enzos Coup mit der vatikanischen Verwaltung ausgekugelt? Wer weiß. Der Pizzabäcker verfolgte am großen Abend jedenfalls im Fernsehen, wie sich Franziskus in Schrittgeschwindigkeit seiner Trattoria näherte.

Das Mobil des Heiligen Vaters war keinen Kilometer mehr entfernt, da zog Cacialli die vorbereitete Pizza aus dem Ofen und kämpfte sich wie ein Rugby-Spieler durch die Gläubigen vor seinem Lokal. Es gibt Videos davon auf YouTube, sie zeigen, wie er in Kochschürze auf die Absperrung klettert und letzte Stoßgebete in den Himmel schickt.

Die Trattoria Don Ernesto ist nicht die einzige an der Promenade, und nicht nur Enzo Cacialli war auf die Idee gekommen, Franziskus einen kulinarischen Gruß zu

servieren. An jenem Abend warteten mindestens acht Pizzabäcker am Straßenrand und streckten dem Papst ihr belegtes Stück Teig entgegen. Dass ausgerechnet Cacialli zu ihm vorgelassen wurde, sagen die anderen noch heute nicht ohne Neid in der Stimme, sei »reines Glück« gewesen.

Als einer der Leibwächter ihn herankam, zögerte Cacialli kaum eine Sekunde. Er sprang von der Barrikade und lief, die Gabe zu Händen, wie ein Wasserträger neben dem Papstmobil her. Franziskus hatte Erbarmen, breitete wie zum Segen seine Arme aus und nahm das Blech mit der Pizza in Empfang. »Der Heilige Vater hat mein Geschenk mit einer enormen Demut und Dankbarkeit akzeptiert«, sagt Cacialli. Dass er sie je probiert hätte, ist hingegen nicht bekannt, denn schon Augenblicke später reichte der Papst die Pizza an einen seiner Beschützer weiter. Ob zum Aufbewahren, christlichen Teilen oder raschen Entsorgen, bleibt ein Geheimnis.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Relotius über den Papst und einen Pizzabäcker. In der Ursprungsmeldung geht es darum, dass Franziskus in einem Fernsehinterview gesagt hatte, er vermisse es, unerkant in einem Restaurant eine Pizza essen zu können. Der Pizzabäcker Enzo Cacialli von der Trattoria Don Ernesto nutzte daraufhin im März 2015 einen Besuch des Papstes in Neapel dazu, ihm eine Pizza ans Papamobil zu bringen. Diese Meldung ging nebst Video um die Welt; auch in den deutschen Medien wurde ausführlich berichtet.

Drei Wochen später reiste Claas Relotius nachweislich für zwei Tage nach Neapel und sah sich in der Pizzeria um. Ob er dort persönlich mit Enzo Cacialli gesprochen hat, ließ sich nicht mehr ermitteln. Dass Cacialli vielen Reportern, die ihn in den Monaten nach dem päpstlichen Pizza-Coup besuchten, die Episode bunt ausgeschmückt erzählte, ist plausibel: Er wirbt bis heute damit.

Richtig ist auch, dass 21 Jahre zuvor schon Enzos Vater, Don Ernesto, ein ähnlicher Coup gelungen war. Ernesto Cacialli war Geschäftsführer der Pizzeria Di Matteo, als der damalige US-Präsident Bill Clinton anlässlich des G7-Gipfels Neapel besuchte (aber nicht, wie Relotius schreibt, anlässlich eines »Kongresses«). Clinton ließ sich auf dem Weg durch die Altstadt ein Eis anbieten

- und eine Pizza Napoli, die Ernesto Cacialli gebacken hatte.

Auch Relotius nimmt Bezug auf diese Episode. Er hält die von Clinton im Menschengedränge eingerollt gegessene Napoli fälschlich für eine Pizza Calzone. Dass Relotius' schildert, Clinton habe »zwischen Kerzenschein und Rüschengardinen genüsslich in das Stück Pizza« gebissen, entspricht nicht den Tatsachen. Clinton stand und aß in einer erdrückend engen Menschentraube, sein »Restaurantbesuch« dauerte nur wenige Augenblicke. Relotius beschreibt in seinem Text außerdem nur das erst kurz davor eröffnete Don Ernesto an der Hafepromenade. Den Schauplatz der Clinton-Episode sah er vermutlich nicht: Dies war das Di Matteo in der Altstadt.

Präsidenten- oder Papst-Pizzerien findet man in Neapel heute überall dort, wo Mitglieder der Familie Calcialli einst Pizza buken oder dies heute noch tun. Di Matteo verweist zu Recht darauf, Enzo Calcialli hat seine Pizzeria nicht nur nach dem Vater benannt, sondern auch nach der »Pizza des Präsidenten«. Die Pizzeria Dal Presidente gehörte Ernesto Calcialli von 2001 bis 2008, und Enzo Calciallis Schwester Maria hat mit La Figlia del Presidente den präsidialen Ruf wirklich erfolgreich vermarktet: Sie leitet ein als gut geltendes Restaurant mit 150 Plätzen und viel VIP-Kundschaft.

Gesellschaft

Rinderwahn

Eine Meldung auf dem Europäischen Ein englischer Farmer bekommt Ärger wegen seiner bösen »Nazi-Kühe«.

Derek Gow wollte nie bekannt werden als der Mann, der das Böse nach England holte. Und er hatte nie die Absicht, eine alte Leidenschaft der Nazis wieder aufleben zu lassen. In Wahrheit, sagt Gow, sei er nur ein leidenschaftlicher Viehhalter und keineswegs ein Anhänger des »Dritten Reichs«.

Derek Gow ist 49 Jahre alt, zweifacher Familienvater, ein kräftiger Mann mit stattlichem Bauch und braunem Vollbart. Er betreibt eine Farm in Devon, einer von Mooren und Wiesen durchzogenen Grafschaft im Südwesten Englands. Das Leben dort sei beschaulich und unaufgeregt, sagt Gow, und so sei bis vor Kurzem auch sein eigenes Leben verlaufen. Aber dann wurden er und seine Tiere zum nationalen Gesprächsthema. Gow erhält jetzt Briefe und anonyme Anrufe von Menschen, die ihn bedrohen und beschimpfen. Manche fordern ihn auf, das Land zu verlassen. Die meisten nennen ihn einen »Verräter«.

Der Ärger begann für Derek Gow im Januar, mit Zeitungsberichten, die um die Welt gingen. Sie handelten von einer seltenen Viehrasse, die das Land unsicher mache. In den Schlagzeilen war die Rede von »Killerkühen« und »Nazi-Rindern«.

Derek Gow, der nicht nur Farmer ist, sondern auch studierter Ökologe, hat sich Langem eine Schwäche für besondere Tiere. Auf seiner gut 240 Hektar großen Farm hielt er schon Schafen und Rehen und schon seltene Dackel. Für die Anzucht der Großen Wühlmaus ist er in seiner Heimat bekannt. Es war im Jahr 2009, als Gow beschloss, eine weitere Tierart auf seiner Weide grasen zu lassen. Seine Wahl fiel auf mehr als ein Dutzend Heckrinder, bis zu 600 Kilogramm schwere Bullen und Kühe, die er aus Belgien importierte. Gow wusste von deren gutem Nutzwert als Pflanzenfresser, und er setzte sie zu Pflege der Grünflächen ein.

Erst mit den Jahren stellte er fest, dass etwas mit den Rindern nicht stimmte. Dass sie aggressiver waren als alle Tiere, mit denen er zuvor gearbeitet hatte. Weil der Großteil seiner Heckrinder immer häufiger die Hörner senkte, wenn Gow nur das Land betrat, trauten er und seine Angestellten sich bald nur noch in einem großen Traktor auf die Weide. Eines Bieres lag in den Augen der Tiere, sagt Derek Gow. »Sie wollten jeden von uns töten.«

Im vergangenen Winter entschied er, es sei das Sicherste, die angrißlustigsten seiner Rinder zum Schlächter zu bringen. Das

Gerücht vom Bauern, dem seine Kühe zu gefährlich wurden, sprach sich aber im bürgerlichen Devon schnell herum, und es dauerte nicht lange, bis eine Lokalzeitung über den Fall berichtete. Vermutlich, sagt Gow, wäre es bei diesem einen Bericht geblieben, wäre er die gleichen Rinder hätte wie die meisten Viehzüchter in England. Aber die Geschichte seiner Rinder, der Heckrinder, ist eine besondere. Sie führt nach Deutschland, bis ins »Dritte Reich«.

Ihren Namen verdanken die Rasse den Brüder Heinz und Lutz Heck, zwei Zoologen aus München und Berlin, die seit den 1920er Jahren den Versuch unternahm, durch die Kreuzung verschiedener Rinderrassen ein Horstvieh zu züchten, das dem 1917 ausgereiterten Amerikaner ähnlich. Dieser, vom massiven Statur, mit gewaltigen Hörnern ausgestattet und schon vom Germanenhelden Siegfried gesagt, galt Lutz Heck als Symbol der Artgenossen gemähten Heide.

Reichsjägermeister Hermann Göring übertrug das Experiment und ließ 1938 erste Heckrinder in Ostpreußen auswildern. Anstelle der vornehmlich vorchristlichen Normalkuh sollte in Nazi-Deutschland ein stolzer Ur-Stier aus der Tierwelt der Wilder treten. Aber dann kam der Zweite Weltkrieg, und das Projekt fand ein jähes Ende. Die Zuchtstämme überlebten gerade einmal zu Tieren. Heute leben zwischen 200 und 300 Exemplare des Heckrinds in Europa.



Gow, Heckrinder

Bauer muss gefährliche Nazi-Kühe schlachten

Wird es alles zu einem Versäumnis, wenn diese in die Quarre kam, wenn die englische Bauer seine Heckrinder eines, die diese war vor dem in Hölle gehen geschickt werden.

Von der Website 20 Minuten

Es war dieses spezielle Horstvieh, die in den vergangenen Wochen fast jede englische Zeitung über Derek Gow und seine Farm berichten ließ. Einige Leser boten Gow Handeln bis heute zur Weisheit. Am Telefon waren sie ihm vor, Hitler's Embleme Zuchtweisen auf die Insel eingeschleppt zu haben. Sie sprachen von einer »Invasion«, einer deutschen zu sein.

Gow selbst kannte die Geschichte des Heckrinds schon lange sehr genau, aber er sah nie etwas Falsches darin, die Rasse auch in England zu halten. Bis heute kann er die Auslegung seiner Landstücke nicht vorrechnen. Die Tiere lösteten nichts für ihre Züchter, und überhaupt, sagt Derek Gow, »Wie viele Menschen hier führen diese Viehweiden und haben kein schlechtes Gewissen?«

Er hofft, dass der Ärger um ihn und seine Rinder bald ein Ende haben würde, aber er ahnt, dass das eine Spur feigspalten führt in seine Stimme, »schließen uns mit großer Lust auf alles ein, was irgendein mit den Nazis zu tun hat.« Sogar ein Radiosender aus dem ehemaligen britischen Protektorat Uganda meldete sich kürzlich bei ihm. Die afrikanischen Journalisten wollten ihn zu fragen, wie aus dem »deutschen Farmer« geworden sei. Gow antwortete spitz, der Schlächter habe seinen Rinder zu schmackhaften Steaks und Wurstchen verarbeitet. Die elegant sechs grasen noch immer auf seiner Weide.

Derek Gow will nicht klein beigehen und auch in Zukunft besondere Tiere auf seiner Farm halten. In einer Woche wird er in die USA reisen, nach Oregon, um mehr über die Anzucht der Kanadischen Biers zu erfahren. Diesmal gehe er auf Nummer sicher, sagt Gow. Die Rasse sei überaus friedlich und ganz bestimmt nie von den Nazis verurteilt worden.

© 2015 Bildzeitung

DER SPIEGEL 14/2015 67

Rinderwahn

Eine Meldung und ihre Geschichte. Ein englischer Farmer bekommt Ärger wegen seiner bösen »Nazi-Kühe«.

46 | DER SPIEGEL 14/2015, 28.3.2015

Derek Gow wollte nie bekannt werden als der Mann, der das Böse nach England holte. Und er hatte nie die Absicht, eine alte Leidenschaft der Nazis wieder aufleben zu lassen. In Wahrheit, sagt Gow, sei er nur ein leidenschaftlicher Viehhalter und keineswegs ein Anhänger des »Dritten Reichs«.

Derek Gow ist 49 Jahre alt, zweifacher Familienvater, ein kräftiger Mann mit stattlichem Bauch und braunem Vollbart. Er betreibt eine Farm in Devon, einer von Mooren und Wiesen durchzogenen Grafschaft im Südwesten Englands. Das Leben dort sei beschaulich und unaufgeregt, sagt Gow, und so sei bis vor Kurzem auch sein eigenes Leben verlaufen. Aber dann wurden er und seine Tiere zum nationalen Gesprächsthema. Gow erhält jetzt Briefe und

anonyme Anrufe von Menschen, die ihn bedrohen und beschimpfen. Manche fordern ihn auf, das Land zu verlassen. Die meisten nennen ihn einen »Verräter«.

Derek Gow, der nicht nur Farmer ist, sondern auch studierter Ökologe, hat sich Langem eine Schwäche für besondere Tiere. Auf seiner gut 240 Hektar großen Farm hielt er neben Schafen und Rehen auch schon seltene Bisons. Für die Anzucht der Großen Wühlmaus ist er in seiner Heimat bekannt. Es war im Jahr 2009, als Gow beschloss, eine weitere Tierart auf seiner Weide grasen zu lassen. Seine Wahl fiel auf mehr als ein Dutzend Heckrinder, bis zu 600 Kilogramm schwere Bullen und Kühe, die er aus Belgien importierte. Gow

wusste um deren guten Nutzwert als Pflanzenfresser, und er setzte sie zur Pflege der Grasflächen ein.

Erst mit den Jahren stellte er fest, dass etwas mit den Rindern nicht stimmte. Dass sie aggressiver waren als alle Tiere, mit denen er zuvor gearbeitet hatte. Weil der Großteil seiner Heckrinder immer häufiger die Hörner senkte, wenn Gow nur das Land betrat, trauten er und seine Angestellten sich bald nur noch in einem großen Traktor auf die Weide. Etwas Böses lag in den Augen der Tiere, sagt Derek Gow. »Sie wollten jeden von uns töten.«

Im vergangenen Winter entschied er, es sei das Sicherste, die angrißlustigsten seiner Rinder zum Schlächter zu bringen. Das Gerücht vom Bauern, dem seine Kühe zu gefährlich wurden, sprach sich aber im bürgerlichen Devon schnell herum, und es dauerte nicht lange, bis eine Lokalzeitung über den Fall berichtete. Vermutlich, sagt Gow, wäre es bei diesem einen Bericht ge-

blieben, würde er die gleichen Rinder halten wie die meisten Viehzüchter in England. Aber die Geschichte seiner Rinder, der Heckrinder, ist eine besondere. Sie führt nach Deutschland, hinein ins »Dritte Reich«.

Ihren Namen verdankt die Rasse den Brüdern Heinz und Lutz Heck, zwei Zoologen aus München und Berlin, die seit den Zwanzigerjahren den Versuch unternahmen, durch die Kreuzung verschiedener Rinderrassen ein Hornvieh zu züchten, das dem 1627 ausgerotteten Auerochsen ähnelt. Dieser, von massiver Statur, mit gewaltigen Hörnern ausgestattet und schon vom Germanenhelden Siegfried gejagt, galt Lutz Heck als Symbol der Ariern gemäßen Stärke.

Reichsjägermeister Hermann Göring förderte das Experiment und ließ 1938 erste Heckrinder in Ostpreußen auswildern. Anstelle der vermeintlich verweichlichten Normalkuh sollte in Nazi-Deutschland ein stolzer Ur-Stier aus der Tiefe der Wälder treten. Aber dann kam der Zweite Welt-

krieg, und das Projekt fand ein jähes Ende. Die Zerstörung überlebten gerade einmal 39 Tiere. Heute leben zwischen 2000 und 3000 Exemplare des Heckrinds in Europa.

Es war dessen spezielle Herkunft, die in den vergangenen Wochen fast jede englische Zeitung über Derek Gow und seine Farm berichten ließ. Einige Leser bringt Gows Handeln bis heute zur Weißglut. Am Telefon werfen sie ihm vor, Hitlers finstere Zuchtwesen auf die Insel eingeschleppt zu haben. Sie sprechen von einer »Invasion«, einer deutschen zumal.

Gow selbst kannte die Geschichte des Heckrinds schon lange sehr genau, aber er sah nie etwas Falsches darin, die Rasse auch in England zu halten. Bis heute kann er die Aufregung seiner Landsleute nicht verstehen. Die Tiere könnten nichts für ihre Züchter, und überhaupt, sagt Derek Gow: »Wie viele Menschen hier fahren einen Volkswagen und haben kein schlechtes Gewissen?«

Er hofft, dass der Ärger um ihn und seine Rinder bald ein Ende haben werde,

aber er ahnt, dass dies noch eine Weile dauern dürfte. »Wir Briten«, sagt er, und eine Spur Resignation fährt in seine Stimme, »schießen uns mit großer Lust auf alles ein, was irgendwie mit den Nazis zu tun hat.« Sogar ein Radiosender aus dem ehemaligen britischen Protektorat Uganda meldete sich kürzlich bei ihm. Die afrikanischen Journalisten riefen an, um zu fragen, was aus den »teutonischen Tieren« geworden sei. Gow antwortete spitz, der Schlachter habe sieben seiner Rinder zu schmackhaften Steaks und Würstchen verarbeitet. Die übrigen sechs grasten noch immer auf seiner Weide.

Derek Gow will nicht klein begeben und auch in Zukunft besondere Tiere auf seiner Farm halten. In einer Woche wird er in die USA reisen, nach Oregon, um mehr über die Aufzucht des Kanadischen Bibers zu erfahren. Diesmal gehe er auf Nummer sicher, sagt Gow. Die Rasse sei überaus friedlich und ganz bestimmt nie von den Nazis vereinnahmt worden.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar und im April 2019

Der Text, erschienen in der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte«, enthält eine Passage mit vermeintlichen Fakten, die sich im Nachhinein als falsch erwiesen haben. Der Text handelt von dem Bauern Derek Gow, der im Südwesten Englands Heckrinder hielt. Ihren Namen verdanken die Tiere den Brüdern Heinz und Lutz Heck, zwei deutschen Zoologen, die seit den 1920er Jahren ein Hornvieh zu züchten versuchten, das dem ausgerotteten Auerochsen ähnelte. Hermann Göring förderte das Projekt, 1938 wurden erste Heckrinder in Ostpreußen ausgewählt.

Als ihm manche der Tiere aufgrund ihres aggressiven Verhaltens nicht mehr geheuer waren, entschied Gow, die angriffslustigsten seiner Rinder zum Schlachter zu bringen. Damit geriet er in die Schlagzeilen, als jemand, der in England, »Nazi-Kühe« hielt.

Der Kern der Geschichte ist durch britische Quellen belegt. Auf Anfrage des SPIEGEL hat Derek Gow bestätigt, dass er mit Relotius telefoniert hat. Er finde, seine Äußerungen seien im Artikel angemessen wiedergegeben worden. Lediglich folgende Passage sei »Unsinn«: »Gow erhält jetzt Briefe und anonyme Anrufe von Menschen, die ihn bedrohen und beschimpfen. Manche fordern ihn auf, das Land zu verlassen. Die meisten nennen ihn einen 'Verräter'.«

Der Text enthält außerdem eine sachliche Ungenauigkeit. So sind kanadische Biber, für deren Ansiedlung Gow sich interessiert, keine »Rasse«, sondern eine Biber-Art (Castor canadensis).

Gesellschaft

Die letzte Passage

Eine Meldung und ihre Geschichte: Die rüstige Witwe Leona Wachtstetter lebt seit sieben Jahren an Bord eines Kreuzfahrtschiffes.

Es war ein Morgen vor sieben Jahren, als Leona Wachtstetter beschloss, den Rest ihres Lebens lieber mit Seeluft, Tanz und bunten Cocktails zu verbringen, als leise auf den Tod zu warten. Wie an den meisten Vormittagen saß Wachtstetter, Rentnerin und Witwe, in ihrem Haus am Stadtrand von Fort Lauderdale, Florida. Eine graue Wolldecke lag über ihren Beinen, der Fernseher im Wohnzimmer lief, damit sie sich wenigstens allein vorkam. Leona Wachtstetter fühlte sich an diesem Morgen besonders einsam. Sie kam gerade von der Beerdigung einer Freundin, die Verstorbene war 79, im gleichen Alter wie sie selbst, und Wachtstetter grübelte, was sie mit der Zeit, die ihr noch bleiben würde, anfangen sollte.

Sie hatte keine Lust mehr, zu Hause zu sitzen und aus dem Fenster zu schauen. Sie wollte noch etwas erleben. Irgendwann griff sie zum Telefon, wählte die Nummer eines Kreuzfahrtanbieters und buchte eine Reise. Nicht für ein paar Tage, Wochen oder Monate, sondern für immer.

Leona Wachtstetter ist heute 86, eine rüstige alte Dame mit schneeweißem Haar und gebräuntem Teint. Seit sieben Jahren lebt sie an Bord der »Crystal Serenity«, eines Luxusliners für mehr als tausend Passagiere, den Insider als die »Königsklasse der Kreuzfahrten« preisen. Wachtstetter hat in dieser Zeit fünfmal die Welt umrundet und dabei mehr als 40 Länder bereist. Der ständige Platz auf dem Schiff kostet sie umgerechnet rund 145 000 Euro im Jahr, darin enthalten sind eine Suite mit Balkon, täglich mehrere mehrgängige Menüs und regelmäßige Dinnerpartys mit dem Kapitän. Auch Begleiter für Alleinreisende gehören dazu. Jeden Abend, wenn die Liveband im Konzertsaal spielt, tanzt Wachtstetter mit jungen Männern in weißer Uniform über das Parkett. »Der Höhepunkt des Tages«, sagt sie, »bloß nach ein, zwei Stunden machen meine Beine schlapp.«

Leona Wachtstetter erzählt ihre Geschichte an Telefon, sie ist ja schwer zu erreichen. Sie sitzt, erzählt sie, in einem Liegestuhl an Deck und sehe in den roten Sonnenuntergang über dem Pazifik. Das Schiff liegt gerade vor der Osterinsel. Ein paar Tage zuvor hat es in Perus Hauptstadt Lima angelegt, jetzt steuert es Neuseeland an. Von dort geht es über Perth und Kapstadt nach Rio de Janeiro und Miami. In ein paar Monaten, Mitte Juni, wird die »Crystal Serenity« im Hafen von Istanbul anlegen. Wachtstetter hat sich das Datum genau notiert, sie möchte ihren 87. Geburtstag dort feiern. »Mit ein paar alten Freunden«, sagt sie und klingt dabei wie eine erfahrene Weltreisende. Sie hat

jetzt gut 200 Kreuzfahrten am Stück unternommen und ist in den meisten Städten mindestens ein Dutzend Mal gewesen. Überall hat sie Bekanntschaften gemacht.

Früher, als junge Frau, hatte Leona Wachtstetter wenig für lange und weite Reisen übrig. Sie stammte aus einer eintörichten Familie, arbeitete als Krankenschwester und schätzte es, an Sonntagen ins Land zu fahren. Ein kleiner Ausflug, ein Picknick im Freizeitzentrum, das ging für die Kreuzfahrten und das Meer, die Welt und den Wind entdeckte sie erst, als sie ihren Mann Mason kennengelernt, einen ehemaligen Marineoffizier, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Immobilienbranche gut verdiente und sich für ausgefallene Schriftarten begeisterte.

Seine erste Kreuzfahrt unternahm das Paar im Frühjahr 1962, sie fuhre von Miami nach New Orleans. Im Laufe ihrer 50-jährigen Ehe gingen sie bei weiteren 80 Kreuzfahrten an Bord. Das gemeinsame Reisen auf hoher See wurde ihr letztes Hobby, bis Mason Wachtstetter an Krebs erkrankte und im Herbst 1997 starb. Kurz vor seinem Tod nahm er seiner Frau über das Versprechen zu, das Reisen auch ohne ihn nicht aufzugeben. »I don't stop cruising«, sagte er zu ihr.

So nahm die Witwe Wachtstetter Jahr um Jahr an mindestens drei Kreuzfahrten teil. Die Schiffsart hat ihr gut, und unterwegs zu sein lenkte sie von ihrer Trauer ab. Nur die Rückkehr in den Alltag und in das leere Haus in Florida ließ ihr vom Mal zu Mal schwerer fallen. Und als sie so einem Morgen vor sieben Jahren in ihrem Wohnzimmer saß, sagt Wachtstetter, sei ihr der Gedanke gekommen, was sie eigentlich noch an diesem Ort habe. Da waren ihre drei Söhne und sieben Enkelkinder, die sie nur selten besuchte, und die Menschen in ihrem Alter, Freunde und Nachbarn, waren nicht mehr am Leben oder wollten schon lange in einem Pflegeheim, vor dem sie selbst sich fürchtete.

Leona Wachtstetter sagt, dass es ihr nie schwergefallen sei, Entscheidungen zu treffen und ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Also verkaufte sie bald das Haus mit dem vier Hektar großen Grundstück, um sich den Luxus einer Suite im Leben zu leisten zu können. Ihr altes Zuhause, sagt sie, habe sie seither keinen Tag vermisst, zu viel Unterhaltung habe das abwechslungsreiche Leben an Bord: ständig neue Gesichter, immer interessante Gespräche. Auch ihre zweite Lebenshälfte, das Schiff, mache mit Blick auf den Meeresspiegel ein tolles Bild. »Es ist hier so schön wie in einem Märchen«, sagt Wachtstetter.

Ein paarmal im Jahr, wenn das Schiff in Miami anlegt, besucht sie ihre Familie danach in Florida. Wachtstetter teilt ihre Sehnsucht, die kann sich trotzdem nicht mehr vorstellen, jemals wieder an Land zu leben. Sie hofft, dass ihr noch ein paar gute Jahre bleiben. So sei das ideale Alter, sagt sie, um die letzte große Reise anzutreten. Und auch die Erspenisse auf diesem Konto wären dann angebracht.

Für die meisten Crew-Mitglieder gehört Leona Wachtstetter mittlerweile zur Besatzung wie der Koch oder der Kapitän. Manche nennen sie »Mama Leo«. Wie jedes Mitglied trägt auch sie ein Namensschild mit ihrer Name, darauf steht: »Leona Wachtstetter – Dancing, Cruising, Enjoying Life!«



Wachtstetter

Leona Wachtstetter, 86, Rentnerin aus Florida, lebt seit sieben Jahren auf einem Kreuzfahrtschiff. Kurz bevor ihr Ehemann, mit dem sie viele Kreuzfahrten unternommen hatte, an Krebs ge-

Aus der »Süddeutschen Zeitung«

Ordnung viel mehr Freude als im heimischen Wohnzimmer. »Es ist hier so schön wie in einem Märchen«, sagt Wachtstetter.

Ein paarmal im Jahr, wenn das Schiff in Miami anlegt, besucht sie ihre Familie danach in Florida. Wachtstetter teilt ihre Sehnsucht, die kann sich trotzdem nicht mehr vorstellen, jemals wieder an Land zu leben. Sie hofft, dass ihr noch ein paar gute Jahre bleiben. So sei das ideale Alter, sagt sie, um die letzte große Reise anzutreten. Und auch die Erspenisse auf diesem Konto wären dann angebracht.

Für die meisten Crew-Mitglieder gehört Leona Wachtstetter mittlerweile zur Besatzung wie der Koch oder der Kapitän. Manche nennen sie »Mama Leo«. Wie jedes Mitglied trägt auch sie ein Namensschild mit ihrer Name, darauf steht: »Leona Wachtstetter – Dancing, Cruising, Enjoying Life!«

DER SPIEGEL 8/2015 49

Die letzte Passage

Eine Meldung und ihre Geschichte. Die rüstige Witwe Leona Wachtstetter lebt seit sieben Jahren an Bord eines Kreuzfahrtschiffes.

47 | DER SPIEGEL 8/2015, 14.2.2015

Es war ein Morgen vor sieben Jahren, als Leona Wachtstetter beschloss, den Rest ihres Lebens lieber mit Seeluft, Tanz und bunten Cocktails zu verbringen, als leise auf den Tod zu warten. Wie an den meisten Vormittagen saß Wachtstetter, Rentnerin und Witwe, in ihrem Haus am Stadtrand von Fort Lauderdale, Florida. Eine graue Wolldecke lag über ihren Beinen, der Fernseher im Wohnzimmer lief, damit sie sich weniger allein vorkam. Leona Wachtstetter fühlte sich an diesem Morgen besonders einsam. Sie kam gerade von der Beerdigung einer Freundin, die Verstorbene war 79, im gleichen Alter wie sie selbst, und Wachtstetter grübelte, was sie mit der Zeit, die ihr noch bleiben würde, anfangen sollte.

Sie hatte keine Lust mehr, zu Hause zu sitzen und aus dem Fenster zu schauen. Sie wollte noch etwas erleben. Irgendwann griff sie zum Telefon, wählte die Nummer

eines Kreuzfahrtanbieters und buchte eine Reise. Nicht für ein paar Tage, Wochen oder Monate, sondern für immer.

Leona Wachtstetter ist heute 86, eine rüstige alte Dame mit schneeweißem Haar und gebräuntem Teint. Seit sieben Jahren lebt sie an Bord der »Crystal Serenity«, eines Luxusliners für mehr als tausend Passagiere, den Insider als die »Königsklasse der Kreuzfahrten« preisen. Wachtstetter hat in dieser Zeit fünfmal die Welt umrundet und dabei mehr als 40 Länder bereist. Der ständige Platz auf dem Schiff kostet sie umgerechnet rund 145 000 Euro im Jahr, darin enthalten sind eine Suite mit Balkon, täglich mehrere mehrgängige Menüs und regelmäßige Dinnerpartys mit dem Kapitän. Auch Begleiter für Alleinreisende gehören dazu. Jeden Abend, wenn die Liveband im Konzertsaal spielt, tanzt Wachtstetter mit jungen Männern in weißer Uniform über das Parkett. »Der Höhepunkt des Tages«, sagt sie, »bloß nach ein, zwei

Stunden machen meine Beine schlapp.« Leona Wachtstetter erzählt ihre Geschichte am Telefon, sie ist ja schwer zu erreichen. Sie sitze, erzählt sie, in einem Liegestuhl an Deck und sehe in den roten Sonnenuntergang über dem Pazifik.

Das Schiff liegt gerade vor der Osterinsel. Ein paar Tage zuvor hat es in Perus Hauptstadt Lima abgelegt, jetzt steuert es Neuseeland an. Von dort geht es über Perth und Kapstadt nach Rio de Janeiro und Miami. In ein paar Monaten, Mitte Juni, wird die »Crystal Serenity« im Hafen von Istanbul anlegen. Wachtstetter hat sich das Datum genau notiert, sie möchte ihren 87. Geburtstag dort feiern. »Mit ein paar alten Freunden«, sagt sie und klingt dabei wie eine erfahrene Weltreisende. Sie hat jetzt gut 200 Kreuzfahrten am Stück unternommen und ist in den meisten Städten mindestens ein Dutzend Mal gewesen. Überall hat sie Bekanntschaften gemacht. Früher, als junge Frau, hatte Leona

Wachtstetter wenig für lange und weite Reisen übrig. Sie stammte aus einer einfachen Familie, arbeitete als Krankenschwester und schätzte es, an Sonntagen aufs Land zu fahren. Ein kleiner Ausflug, ein Picknick im Freien, das genügte ihr. Die Kreuzfahrten und das Meer, die Weite und den Wind entdeckte sie erst, als sie ihren Mann Mason kennenlernte, einen ehemaligen Marinesoldaten, der nach dem Zweiten Weltkrieg im Immobiliengeschäft gut verdiente und sich für ausgedehnte Schiffsreisen begeisterte.

Seine erste Kreuzfahrt unternahm das Paar im Frühjahr 1962, sie führte von Miami nach New Orleans. Im Laufe ihrer 50-jährigen Ehe gingen sie bei weiteren 88 Kreuzfahrten an Bord. Das gemeinsame Reisen auf hoher See wurde ihr liebstes Hobby, bis Mason Wachtstetter an Krebs erkrankte und im Herbst 1997 starb. Kurz vor seinem Tod nahm er seiner Frau aber das Versprechen ab, das Reisen auch ohne ihn nicht aufzugeben. »Don't stop cruising«, sagte er zu ihr.

So nahm die Witwe Wachtstetter Jahr um Jahr an mindestens drei Kreuzfahrten teil. Die Seeluft tat ihr gut, und unterwegs zu sein lenkte sie von ihrer Trauer ab. Nur die Rückkehr in den Alltag und in das leere Haus in Florida fiel ihr von Mal zu Mal schwerer. Und als sie an jenem Morgen vor sieben Jahren in ihrem Wohnzimmer saß, sagt Wachtstetter, sei ihr der Gedanke gekommen, was sie eigentlich noch an diesem Ort halte. Da waren ihre drei Söhne und sieben Enkelkinder, die sie nur selten besuchten; und die Menschen in ihrem Alter, Freunde und Nachbarn, waren nicht mehr am Leben oder wohnten schon lange in einem Pflegeheim, vor dem sie selbst sich fürchtete.

Leona Wachtstetter sagt, dass es ihr nie schwergefallen sei, Entscheidungen zu treffen und ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Also verkaufte sie bald das Haus mit dem vier Hektar großen Grundstück, um sich den Luxus einer Reise bis zum Lebensende leisten zu können. Ihr altes Zuhause, sagt sie, habe sie seither keinen Tag vermisst, zu viel Unterhaltung biete das

abwechslungsreiche Leben an Bord: ständig neue Gesichter, immer interessante Gespräche. Auch ihre zweite Leidenschaft, das Sticken, mache mit Blick auf den Ozean viel mehr Freude als im heimischen Wohnzimmer. »Es ist hier so schön wie in einem Märchen«, sagt Wachtstetter.

Ein paarmal im Jahr, wenn das Schiff in Miami anlegt, besucht sie ihre Familie daheim in Florida. Wachtstetter fehlen ihre Söhne, sie kann sich trotzdem nicht mehr vorstellen, jemals wieder an Land zu leben. Sie hofft, dass ihr noch ein paar gute Jahre bleiben. 90 sei das ideale Alter, sagt sie, »um die letzte große Reise anzutreten«. Und auch die Ersparnisse auf ihrem Konto wären dann aufgebraucht.

Für die meisten Crew-Mitglieder gehört Leona Wachtstetter mittlerweile zur Besatzung wie der Koch oder der Kapitän. Manche nennen sie »Mama Lee«. Wie jedes Mitglied trägt auch sie ein Namensschild auf ihrer Bluse, darauf steht: »Leona Wachtstetter - Dancing, Cruising, Enjoying Life«.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar und im April 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von der damals 86-jährigen Leona »Lee« Wachtstetter aus Florida, die, wie Claas Relotius schreibt, »vor sieben Jahren« beschloss, ihr Haus in Fort Lauderdale zu verkaufen, um den Rest ihres Lebens »lieber mit Seelust, Tanz und bunten Cocktails zu verbringen«. Seitdem lebe sie für umgerechnet 145.000 Euro im Jahr an Bord des Luxusliners »Crystal Serenity«, sie habe fünfmal die Welt umrundet und mehr als 40 Länder bereist.

Über Wachtstetter hatten zuvor bereits andere Medien ausführlich berichtet, außerdem veröffentlichte sie 2017 – also zwei Jahre nach dem SPIEGEL-Text – ihre Memoiren. Soweit anhand dieser Quellen nachprüfbar, sind die Schiffsdaten und der im SPIEGEL geschilderte Reiseverlauf zutreffend, aber wichtige biographische Daten und Umstände stimmen nicht. Deshalb muss man bezweifeln, dass Relotius tatsächlich mit Wachtstetter gesprochen hat, wie er in seinem Text behauptet. Bisher ist es nicht gelungen, sie zu erreichen, um dies zu klären.

Relotius schreibt in dem Artikel, an einem Tag im Jahr 2007, als die 79-jährige Wachtstetter gerade von der »Beerdigung einer Freundin« kam, sich »besonders einsam« fühlte und eine »graue

Woldecke über ihren Beinen« lag – an diesem Tag habe sie sich entschieden, anstatt »leise auf den Tod zu warten«, telefonisch eine Schiffsreise »für immer« zu buchen. Diese Schilderung ist offenkundig falsch. Es gab den amerikanischen Quellen und der Autobiografie zufolge keine Beerdigung, keine graue Woldecke, keine Einsamkeit.

Wachtstetter und ihr Mann waren passionierte Kreuzfahrer, so steht es in der Autobiografie. Sie war demnach außerdem eine leidenschaftliche Tänzerin. Ihr Mann riet ihr noch auf dem Sterbebett, nach seinem Tod nicht mit der Kreuzfahrerei aufzuhören. Das war 1997. Seitdem reiste Wachtstetter über Jahre hinweg immer wieder, erst mit einer Freundin und dann allein – bis zu 11 Monate im Jahr war sie auf See. Als sie von einer dieser Touren zurückkam, verkaufte sie ihr Haus an einen Bekannten, der sich während ihrer langen Abwesenheiten darum gekümmert hatte. Sie wollte »frei« sein, um permanent auf See leben zu können. Lee Wachtstetter zog 2005, also mit 76 Jahren, zunächst auf die »Prinsendam«, ein Schiff der »Holland America Line«. Erst als dort keine professionellen Tanzpartner mehr angeboten wurden, wechselte sie 2008 auf die »Crystal Serenity«.

Gesellschaft

Willie Parker saß im marmornen Senatssaal von Jackson, Mississippi, als man ihn fragte, wie viele heranwachsende Menschenleben er schon beendet habe. Parker trug einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd mit einer Fliege. Er wollte einen guten Eindruck machen, wollte den Leuten zeigen, dass er nicht der Dämon ist, zu dem sie ihn stempelten. Aber mit dieser Frage hätte er nicht gerechnet. Parker überlegte, er rechnete laut vor sich hin: mehrere Dutzend jede Woche; mehr als hundert jeden Monat; knapp vier Jahre, »einige Tausend«, sagte Willie Parker schließlich mit fester Stimme. »müssen es gewesen sein.«

Danach wurde es sehr laut im Senat von Mississippi. Zuhörer sprangen von den Bänken auf, fassungslos, sie schrien »Mörder«, »Monster«, »schwarzer Teufel«, und wieder und wieder riefen sie voller Abscheu seinen Namen: Parker! Der Angeschrriene hielt stand, er sah den Leuten in ihr verzerrtes Gesicht. Er sah ihren Hass, ihre Wut, er selbst verzog keine Miene, er saß einfach nur da. Wie einer, der solchen Ärger schon lange gewohnt ist.

Schon bevor Willie Parker das erste Mal nach Mississippi und in die Hauptstadt Jackson kam, hatte er gemerkt, dass er sich viele Feinde machen würde und kaum Freunde. Er hatte gewusst, dass viele Menschen im Bundesgürtel der USA in ihm nichts als einen kaltschlägigen Henker sehen würden, einen Verbrecher, der ins Gefängnis gehört. Er hatte auch geahnt, wie viel Gewalt ihm drohte, die Gefahr für sein Leben, aber nichts dergleichen hielt ihn fern.

Jeden Montagmorgen tritt er seinen Dienst an in einem rosafarbenen Flachbau im Norden der Stadt. In seinem Haus, das viele Leute hier die »Todesfabrik« nennen. Das einstöckige Gebäude, kaum größer als ein Einfamilienhaus, liegt inmitten einer Siedlung mit organisierten Nachbarschaftswachen, aufgeräumten Vorgärten und amerikanischen Flaggen auf den Dächern. Vor zwei Jahren ließ die Besitzerin, eine alte Bekannte Parkers, es wie eine Festung anzulegen und in greller Farbe streichen. Es sollte vor Anschlägen geschützt sein, aber nicht länger im Straßenschild untergehen wie etwas, das es zu verstecken galt. Es sollte auffallen, hervorstechen, als Zielscheibe für jede Frau, die beschließen würde, hierherzukommen.

»Jackson Women's Health Organization« steht auf dem Eingangsschild, ein stolzer Name, hinter dem sich nicht mehr als eine einfache Privatpraxis verbirgt. Und doch ist der Titel Hilfsorganisation nicht übertrieben, weil Frauen im Staat Mississippi nicht viele Möglichkeiten haben, eine Schwangerschaft zu beenden. Sie können Medicaid-Kliniken weit fahren, aber die Grenzen lassen nach Louisiana oder Texas, Missouri oder Oklahoma. In

Gottes Diener

Schon bevor Willie Parker ist der letzte Arzt im US-Staat Mississippi, der noch Abtreibungen ausführt. Als Monster beschimpft, zählte er einst selbst zu jenen, die Abtreibung für eine Todsünde halten. Von Claas Relotius



Schwangerschaft in Jackson

Mississippi selbst gibt es nur noch das kleine Haus, in dem Willie Parker, ein kräftiger Mann mit ergrautem Bart und tiefer Stimme, lebt. Er ist der letzte Arzt in Mississippi, der Abtreibungen praktiziert.

An einem seiner Arbeitstage betritt Parker das Wartezimmer, eines leeren Raums mit Plasterwänden, drei Ärzten, Schminkekräften in der Wand. Parker schließt die Tür hinter sich und blickt in die ängstliche Gestalt. Es sind mehr Frauen da, als es Stühle gibt. Manche hocken auf dem Liniensymbol, halten ihre Knie umfassen und sitzen vor Aufregung. Cynthia, ein dünnes Mädchen mit buntem Haar, ist gerade sit geworden und will im nächsten Jahr die Highschool beenden. Ferlisha, 19, trägt maroonfarbene Abtreibungsringe, weil ihr Bauch immer größer wird und es nicht weht, was mit ihrem Problem. Eveette, 21, steht allein zwei Kinder groß und trägt nicht genug Hülftung in sich, die dritte zu empfangen.

Die Frauen, alle dunkelhäutig und viele fast noch Mädchen, sind von weit her gekommen. Aus Greenville und von Hattiesburg, aus Grenada und aus Southaven, aus fremden Kleinstädten und entlegenen Orten des ganzen Bundesstaats, lange Strecken mit dem Bus oder mit dem Zug legen hinter ihnen, die Fahrt war anstrengend und teuer, sie sind gekommen, weil Parker ihnen helfen soll, aber jetzt, da er groß und kräftig vor ihnen steht, blicken sie ihm nicht in die Augen, sondern schuldig zu Boden wie Verbrecherinnen.

Cynthia sagt, ihre Eltern hätten ihr verboten, zu ihm zu kommen. Ferlisha sagt, sie habe jeden Morgen zu Gott und wolle nichts Falsches tun. Eveette erzählt, sie habe in ihrer Gemeinde gehört, dass man nicht ihnen dürfe. Parker kennt diese Sätze, diese Blicke. Die Angst und die Scham. Er sagt den Frauen, nur sie selbst hätten das Recht zu entscheiden. Nicht ihre Eltern, nicht ihre Kirche, nicht der Staat. »Auch ich bin nicht euer Richter«, sagt er, verächtlich und hart zugleich. »Ich helfe euch, weil ihr meine Hilfe braucht.«

Besonders groß war die Zahl der Abtreibungsopfer in Mississippi als Amerika ärmster und gefährtester Bundesstaat zählt drei Millionen Einwohner und darunter so viele Kirchen wie Schulen. Der Staat um Abtreibungen ist hier ein Kampf, der seit Jahrzehnten läuft. Eine weitere die Army of God in dieser Gegend, christliche Fundamentalisten, die im Süden von Staat zu Staat gegen und Tausend Frauen marschieren, die abtreiben. Sie deckten auch Kliniken in Brand, es war die schlimmste Zeit, in der Ärzte wie Parker um ihr Leben fürchten und auf offener Straße erschossen wurden. Gena so Ende gegen sie es nun.

Auch die Regierung von Mississippi bekennt sich zu dem Ziel, Abtreibungen aus dem Staat zu verbannen. »Abortion-Free State« steht in roter Schrift auf Plakaten.



Gynäkologe Parker

Gott's Diener

Christentum. Willie Parker ist der letzte Arzt im US-Staat Mississippi, der noch Abtreibungen ausführt. Als Monster beschimpft, zählte er einst selbst zu jenen, die Abtreibung für eine Todsünde halten. Von Claas Relotius

48 | DER SPIEGEL 7/2015, 7.2.2015

Willie Parker saß im marmornen Senatssaal von Jackson, Mississippi, als man ihn fragte, wie viele heranwachsende Menschenleben er schon beendet habe. Parker trug einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd mit einer Fliege. Er wollte einen guten Eindruck machen, wollte den Leuten zeigen, dass er nicht der Dämon ist, zu dem sie ihn stempelten. Aber mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Parker überlegte, er rechnete laut vor sich hin: mehrere Dutzend jede Woche; mehr als hundert jeden Monat; knapp vier Jahre. »Einige Tausend«, sagte Willie Parker schließlich mit fester Stimme, »müssen es gewesen sein.«

Danach wurde es sehr laut im Senat von Mississippi. Zuhörer sprangen von den Bänken auf, fassungslos, sie schrien »Mörder«, »Monster«, »schwarzer Teufel«, und

wieder und wieder riefen sie voller Abscheu seinen Namen: Parker! Der Angeschrriene hielt stand, er sah den Leuten in ihr verzerrtes Gesicht. Er sah ihren Hass, ihre Wut, er selbst verzog keine Miene, er saß einfach nur da. Wie einer, der solchen Ärger schon lange gewohnt ist.

Schon bevor Willie Parker das erste Mal nach Mississippi und in die Hauptstadt Jackson kam, hatte er gewusst, dass er sich viele Feinde machen würde und kaum Freunde. Er hatte gewusst, dass viele Menschen im Bibelgürtel der USA in ihm nichts als einen kaltschlägigen Henker sehen würden, einen Verbrecher, der ins Gefängnis gehört. Er hatte auch geahnt, wie viel Gewalt ihm drohte, die Gefahr für sein Leben, aber nichts dergleichen hielt ihn fern.

Jeden Montagmorgen tritt er seinen Dienst an in einem rosafarbenen Flachbau im Norden der Stadt. In einem Haus, das

viele Leute hier die »Todesfabrik« nennen.

Das einstöckige Gebäude, kaum größer als ein Einfamilienhaus, liegt inmitten einer Siedlung mit organisierten Nachbarschaftswachen, aufgeräumten Vorgärten und amerikanischen Flaggen auf den Dächern. Vor zwei Jahren ließ die Besitzerin, eine alte Bekannte Parkers, es wie eine Festung umzäunen und in greller Farbe streichen. Es sollte vor Anschlägen geschützt sein, aber nicht länger im Straßenschild untergehen wie etwas, das es zu verstecken galt. Es sollte auffallen, hervorstechen, als Zufluchtsort für jede Frau, die beschließen würde, hierherzukommen.

»Jackson Women's Health Organization« steht auf dem Eingangsschild, ein stolzer Name, hinter dem sich nicht mehr als eine einfache Privatpraxis verbirgt. Und doch ist der Titel Hilfsorganisation nicht übertrieben, weil Frauen im Staat Missis-

ssippi nicht viele Möglichkeiten haben, eine Schwangerschaft zu beenden. Sie können Hunderte Kilometer weit fahren, über die Grenzen hinaus nach Louisiana oder Texas, Missouri oder Oklahoma. In Mississippi selbst gibt es nur noch das kleine Haus, in dem Willie Parker, ein kräftiger Mann mit ergrautem Bart und tiefer Stimme, hilft. Er ist der letzte Arzt in Mississippi, der Abtreibungen praktiziert.

An einem seiner Arbeitstage betritt Parker das Wartezimmer, einen fensterlosen Raum mit Plastikstühlen, eine defekte Klimaanlage rasselt in der Wand. Parker schließt die Tür hinter sich und blickt in 15 ängstliche Gesichter. Es sind mehr Frauen da, als es Stühle gibt. Manche hocken auf dem Linoleumboden, halten ihre Knie umfassen und zittern vor Aufregung. Cynda, ein dünnes Mädchen mit bunter Bluse, ist gerade 18 geworden und will im nächsten Jahr die Highschool beenden. Ferlisha, 19, trinkt manchmal Abflussreiniger, weil ihr Bauch immer größer wird und sie nicht weiß, wohin mit ihrem Problem. Evette, 21, zieht allein zwei Kinder groß und trägt nicht genug Hoffnung in sich, ein drittes zu ernähren.

Die Frauen, alle dunkelhäutig und viele fast noch Mädchen, sind von weit her gekommen. Aus Greenville und aus Hattiesburg, aus Grenada und aus Southaven, aus fernen Kleinstädten und entlegenen Dörfern des ganzen Bundesstaats; lange Strecken mit dem Bus oder mit dem Zug liegen hinter ihnen, die Fahrt war anstrengend und teuer. Sie sind gekommen, weil Parker ihnen helfen soll, aber jetzt, da er groß und kräftig vor ihnen steht, blicken sie ihm nicht in die Augen, sondern schuldig zu Boden wie Verbrecherinnen.

Cynda sagt, ihre Eltern hätten ihr verboten, zu ihm zu kommen. Ferlisha sagt, sie bete jeden Morgen zu Gott und wolle nichts Falsches tun. Evette erzählt, sie habe in ihrer Gemeinde gelernt, dass man nicht töten dürfe. Parker kennt diese Sätze, diese Blicke. Die Angst und die Scham. Er sagt den Frauen, nur sie selbst hätten das Recht zu entscheiden. Nicht ihre Eltern, nicht ihre Kirche, nicht der Staat. »Auch ich bin nicht euer Richter«, sagt er, verständnisvoll und hart zugleich, »ich helfe euch, weil ihr meine Hilfe braucht.«

Besonders groß war die Zahl der Abtreibungsärzte in Mississippi nie. Amerikas ärmster und gläubigster Bundesstaat zählt drei Millionen Einwohner und dreimal so viele Kirchen wie Schulen. Der Streit um Abtreibungen ist hier ein Kampf, der seit Jahrzehnten tobt. Einst wütete die Army of God in dieser Gegend, christliche Fundamentalisten, die im Süden von Stadt zu Stadt zogen und Jagd auf Frauen machten, die abtrieben. Sie steckten auch Kliniken in Brand. Es war die schlimme Zeit, in der Ärzte wie Parker um ihr Leben

fürchteten und auf offener Straße erschossen wurden. Ganz zu Ende gegangen ist sie nie.

Auch die Regierung von Mississippi bekennt sich zu dem Ziel, Abtreibungen aus dem Staat zu verbannen. »Abortion-Free State« steht in roter Schrift auf Plakaten, die in der Hauptstadt an jeder dritten Straßenecke zu sehen sind. Die Partei der Republikaner lässt sie kleben, verärgert darüber, Abtreibungen nicht per Gesetz verbieten zu können. Deshalb erlässt die Regierung immer neue, kujonierende Vorschriften. Es geht mal um die Zulassung der Ärzte, mal um die Größe einer Praxis, mal um die Zahl der Parkplätze davor. Es gab einmal gut ein Dutzend kleine Abtreibungskliniken in Mississippi, die mittlerweile alle geschlossen sind, weil sie Auflagen nicht mehr erfüllen konnten. Nur das rosafarbene Gebäude in Jackson ist noch übrig.

Willie Parkers Sprechzimmer ist ein kleiner Raum mit kahlen Wänden, nicht viel größer als eine Abstellkammer. Auf dem Schreibtisch vor ihm türmen sich meterhohe Stapel aus Ordnern und Akten, jede Woche werden es mehr, jede Woche reisen mehr Frauen hierher. Die meisten von ihnen seien schwarz und stammten aus ärmlichen Verhältnissen, sagt Parker, die wenigsten hätten einen Schulabschluss. Wenn der Arzt über die Patientinnen in seinem Wartezimmer spricht, fährt Sorge in seine Züge. Er sieht aus wie einer, der nicht weiß, ob er noch lange helfen kann.

Im vergangenen Sommer, an jenem Nachmittag im Juli, als er im Senatssaal gehört wurde und die Volkswut über ihn hereinbrach, als sie ihn als Mörder und Monster beschimpften, ging es auch um die Frage, was den Frauen denn übrig bliebe, wenn die Regierung bald auch die letzte Abtreibungsklinik schließen würde. Parker sagte, nur wenige Frauen könnten es sich leisten, noch weitere Reisen auf sich zu nehmen, um in anderen Bundesstaaten Hilfe zu suchen. Er sagte, die Regierung dürfe die Bürgerinnen nicht im Stich lassen. Kaum jemand im Saal wollte das hören; Parker wolle doch nur Geld damit machen, dass er hilflose Babys umbringe.

Er kennt solche Sätze, er hört sie jede Woche. Am Tag, als Cynda, Ferlisha und Evette ängstlich auf ihn warten und sich auf den Eingriff vorbereiten, sitzt Parker hinter dem Schreibtisch seines Büros und erzählt von seinem ersten Arbeitstag in der Stadt, als ihn Abtreibungsgegner mit Morddrohungen empfangen. Er erzählt vom Gouverneur Mississippis und von dessen Versprechen, Ärzten wie ihm das Handwerk zu legen. Auch von der bibeltreuen Lokalzeitung, deren Leser ihn erst kürzlich zum größten Feind des Bundesstaats erklärten.

Parker bleibt auffällig ruhig, während

er darüber spricht. Nichts in seiner Stimme verhärtet sich, kaum eine Veränderung. Er ist 51 Jahre alt und folgt der ärztlichen Pflicht zu helfen, er könnte sich als Opfer fühlen, an den Pranger gestellt und bedroht, aber er sagt: »Ich kann den Hass der Leute hier verstehen. Schließlich bin ich so gläubig aufgewachsen wie die meisten von ihnen.«

Er holt tief Luft wie vor einem Tauchgang. Dann erzählt er die Geschichte eines Mannes, der Abtreibungen sein Leben lang für Todsünden hielt und der irgendwann, zur Mitte dieses Lebens, vom Pfad abkam. Es ist seine eigene Geschichte.

Als Willie Parker geboren wurde, an einem Junimorgen 1963 in Alabama, waren Abtreibungen im größten Teil der USA verboten, sie blieben es noch für zehn Jahre. Parker war das fünfte von sechs Kindern, seine Mutter, eine strenge Baptistin, zog sie allein groß, den Vater lernte er nie kennen. Die Familie, erzählt Parker, lebte in bitterer Armut, sie wohnte in einem kleinen Haus ohne Strom und Wasser, aber ihre Kirchengemeinde kümmerte sich um Jungen wie ihn. Parker besuchte jeden Sonntag den Gottesdienst. Mit 12 Jahren wurde er Messdiener, mit 14 las er jeden Abend die Bibel, mit 16 konnte er eine Menge Verse auswendig.

Parker lernte auch in der Schule schnell. Er wollte etwas aus seinem Leben machen. Seine Freunde gingen zur Armee, wurden Soldaten, verdienten bald ihr erstes Geld. Parker dachte nicht an Geld. Er dachte an das, was die Kirche ihn gelehrt hatte: an die Heiligkeit des Lebens. An das Gebot, nicht zu töten.

Er beschloss, keine Waffe zu tragen, sondern Arzt zu werden. Er bewarb sich in Harvard. Seine Familie hatte kein Geld für das Studium, aber es gab Stipendien. Die Hochschule führte eine Liste, um zu ermitteln, welcher ihrer Bewerber der Bedürftigste war. Der Name »Willie J. Parker« stand ganz oben; der Junge aus einem Armenviertel Alabamas ging auf die Eliteuniversität. Parker erzählt, dass er ein fleißiger Student gewesen sei, aber seinen Glauben darob nie in Frage gestellt habe. Jeden Samstagmorgen zog er in seinem Wohnheim von Tür zu Tür, verteilte Flugblätter mit Versen aus der Bibel und verbreitete Gottes Wort.

Es dauerte nicht lange, dann machte Parker seinen Abschluss und wurde Gynäkologe. Er war einer der besten Absolventen seines Jahrgangs und arbeitete bald an Krankenhäusern im ganzen Land. Ohio, Kalifornien, Hawaii, in den Bundesstaaten, in die es Parker zog, gehörten Schwangerschaftsabbrüche zum Klinikalltag; er selbst lehnte es ab, sie durchzuführen.

Wann immer Frauen ihn baten, ihr Kind abzutreiben, schickte er sie nach Hause oder verwies sie an andere Ärzte. »Ich

wollte vor Gott nichts Falsches tun«, sagt Parker. »Ich wollte kein Leben nehmen, sondern Leben schenken.« Er suchte eine Bestimmung und fand sie in der Geburtshilfe. Er half, Kinder zur Welt zu bringen, zwanzig Jahre lang. Es waren Tausende Kinder, und seine Arbeit erfüllte ihn.

Der Bruch kam an einem Pfingstsonntag im Mai 2009. Parker lebte mittlerweile in Chicago, als er durch den Nachrichtensender CNN von der Ermordung eines Freundes und ehemaligen Kollegen erfuhr. Der Mann hieß George Tiller. Parker hatte mit ihm an verschiedenen Krankenhäusern gearbeitet, ehe Tiller in den Süden gezogen war, um als Abtreibungsarzt zu praktizieren. Am Tag seines Todes besuchte Tiller den Gottesdienst einer Kirche in Wichita, Kansas, als ein Fremder, ein christlicher Rächer, ihm aus kurzer Distanz eine Kugel in den Kopf schoss.

Parker sagt, die Ermordung Tillers war für ihn selbst »wie eine Erweckung«. Er sprach bald immer häufiger mit Ärzten, die im Süden arbeiteten, und erfuhr, dass die Not vieler Frauen dort von Tag zu Tag größer wurde. Parker hörte von schwangeren Mädchen, die eher Terpentin tranken oder sich Treppen hinunterstürzten, als Säuglinge zu gebären, und er verstand, dass viele, die in dieser Gegend Kinder austragen sollten, selbst noch halbe Kinder waren.

Er sah, dass der Staat Mississippi die wenigsten Abtreibungskliniken hatte, und er sah, dass es derselbe Staat war, der sexuelle Aufklärung aus den Schulen verbannte und die Hilfe für alleinerziehende Mütter kürzte. Parker las auch, dass in kaum einem anderen Bundesstaat so viele Frauen durch Schwangerschaften starben, und er erinnerte sich an die Zeit, als Abtreibungen in den USA unter Strafe standen; als Jahr um Jahr Tausende werdende Mütter starben, weil sie sich selbst behandelten und dabei elendig ums Leben kamen.

Wenn man Willie Parker heute fragt, wie aus ihm, einem treuen Christen, einem Geburtshelfer, ein Mann geworden ist, der mehr Schwangerschaftsabbrüche verantwortet als die meisten Ärzte in den USA, dann spricht Parker wenig von sich und viel über die Bibel. Vom Gebot der Nächstenliebe. Von der Pflicht, für seine Nächsten da zu sein. »Mein Glaube zwang mich zu entscheiden, was ein guter Christ an meiner Stelle tun sollte«, sagt Parker. »Sollte er den Frauen hier helfen oder sie im Stich lassen?«

Es verging ein Jahr, in dem Parker mit sich und seinem Gewissen rang, aber irgendwann beschloss er, nicht länger wegzusehen. Er ließ sich zeigen, wie Schwangerschaftsabbrüche vorzunehmen waren, und stieg bald jede zweite Woche in ein Flugzeug, um an der Abtreibungsklinik in

Jackson zu praktizieren. Er war nicht der Einzige. Auch andere Ärzte reisten regelmäßig von weit her an, sie arbeiteten unter falschem Namen, um sich und ihre Familien nicht in Gefahr zu bringen. Im vergangenen Frühjahr gab auch der letzte Kollege die Arbeit auf. Nur Parker ist geblieben, vielleicht hilft es ihm, dass er nie eine eigene Familie gegründet hat, um deren Sicherheit er auch noch hätte fürchten müssen.

An diesem Arbeitstag entscheiden sich drei der Patientinnen, die am Morgen in seinem Wartezimmer gesessen haben, gegen eine Abtreibung. Die anderen entscheiden sich dafür. Es ist Nachmittag geworden, die Frauen haben sich umgekleidet. Sie tragen ein weißes Hemd am Körper und Anspannung im Blick, als Parker sie nacheinander in das Operationszimmer bittet. Wenn sie mit vorsichtigen Schritten über den Klinikflur laufen, zitternd und blass, läuft leise Musik aus einem CD-Player, es ist immer dasselbe Lied: Tom Petty, »I won't back down«. Die Hymne der Klinik sei kein Gospel, sagt eine Schwester, sie sei ein berühmter Rock-Song.

*Hey baby, there ain't no easy way out
Hey I will stand my ground
And I won't back down
Well I know what's right,
I got just one life
In a world that keeps on pushin'
me around
But I stand my ground*

Parker benötigt für den Abbruch einer Schwangerschaft nicht länger als fünf Minuten. Er sagt, der Eingriff sei mittlerweile Routine für ihn. Er beschreibt das Absaugen eines Embryos als ein kurzes, leise zischendes Geräusch. Es ist der Moment, in dem die Schwestern nicht hinsehen und sich in den Augen der Patientinnen Tränen sammeln.

Parker hört dieses Geräusch 23-mal an diesem Tag. Statt wegzusehen, trägt er das entfernte Gewebe nach jedem Eingriff in einen schmalen Nebenraum, der wie eine grell beleuchtete Küchenzeile aussieht. Er beugt sich dort über eine Spüle, um es zu untersuchen. Manchmal erkennt er in der Schale zwischen seinen Händen dann winzige Züge eines Menschenlebens. Wann wird ein Embryo zum Menschen? Wann hat er das Recht auf Leben?

Parker martern diese Fragen, seit er Arzt geworden ist. Er hat keine eindeutigen Antworten gefunden, nicht als Mediziner und nicht als Christ. Er sagt: »Mit Sicherheit weiß ich, dass die Frauen in dieser Klinik Menschen sind und dass sie deshalb das Recht besitzen, selbst über ihr Leben zu entscheiden.«

Es ist ein Recht, das er nie in Frage gestellt hat, und doch gab es eine Zeit, da

wollte er keiner Frau dabei helfen, von ihrem Recht auch Gebrauch zu machen. »Die Angst, eine Sünde zu begehen, war stärker als mein Gewissen als Arzt«, sagt Parker. »Heute glaube ich, die einzige Sünde besteht darin, ärztliche Hilfe zu verweigern, wo immer sie benötigt wird.« Er spricht im Ton eines ruhigen, abgeklärten Predigers. Er klingt wie ein Geläuterter.

Und er gibt nicht klein bei. Vor ein paar Monaten ist er von Chicago zurück in den Süden gezogen, zurück nach Alabama. Er gab seinen gut bezahlten Job an einem Krankenhaus und ein teures Apartment gegen die Chance auf, noch häufiger nach Jackson reisen zu können. Er nennt die Arbeit in Mississippi seinen »Auftrag«.

Um ihn zu erfüllen, packt er immer von Sonntag auf Montag seine Tasche, steigt in einen alten Volkswagen und fährt entlang weiter Felder und Sümpfe 400 Kilometer Richtung Westen. Er bleibt nie länger als nötig in Jackson. Gerade lang genug, sagt er, um so vielen Patientinnen wie möglich zu helfen, mehr als 2000 werden es allein dieses Jahr wieder sein. Auch seine Feinde wissen das.

Sie lassen in ihren Zirkeln die lebensgefährliche Frage kursieren: Wie viele Frauen würden ihr Kind bekommen, wenn Parker nicht mehr da wäre, um es abzutreiben? Es ist nicht lange her, da tauchte Parkers Privatadresse zum ersten Mal im Internet auf. Die Betreiber einer christlichen Website hatten sie veröffentlicht. Es war, als gäben sie ihn zum Abschuss frei.

Ein paar Tage später, die Sonne über Jackson war gerade untergegangen, verließ Parker die Klinik und wollte zurück nach Alabama fahren, als er auf dem Weg zu seinem Auto hörte, dass Menschen auf der Straße auf ihn warteten. Er erinnerte sich an die Morddrohungen und bekam üble Ahnungen. Es geschah erst nichts, er zog sich eine Baseballkappe tief ins Gesicht, um beim Verlassen der Stadt nicht gesehen zu werden. Er ließ den VW vorsichtig vom Parkplatz rollen und nahm den kürzesten Weg Richtung Highway.

Niemand schien ihm gefolgt zu sein. Kurz hinter dem Ortsausgang aber, wo am Rand von Jackson die weißen Vorstadtviellen den endlosen Wäldern Mississippis weichen, vibrierte sein Handy. Das Display zeigte keine Nummer an. Parker nahm den Anruf entgegen und hörte eine Männerstimme, die er nicht kannte: »Komm nie wieder, oder wir kommen zu dir.« Der Fremde sagte nur diesen Satz, er sagte ihn dreimal, dann brach die Verbindung ab. Parker überlegte sechs Tage lang, was er tun sollte. Am siebten Tag fuhr er zurück nach Jackson und setzte seine Arbeit fort.

Parker sagt, er dürfe sich keine Angst leisten. Er sagt, dass Angst zu viele Menschen wie ihn daran hindern würden, das

Richtige zu tun. Früher, als junger Mann, studierte er neben der Bibel auch die Reden des Bürgerrechtlers Martin Luther King. Er denke jetzt häufig an dessen Worte, sagt Parker, denn noch immer verlaufe der Streit um Abtreibungen in Mississippi nicht nur entlang von Glaubensfragen, sondern auch entlang von Hautfarben.

Es sind vor allem weiße Männer der Mittelschicht, die vor der Klinik in Jackson protestieren. Die Frauen, die in Parkers Sprechzimmer sitzen, sind überwiegend schwarz, viele so arm, dass ihnen schon ohne Kind jede Perspektive fehlt. Für Parker ist das, was er tut, nicht nur ein Kampf um Entscheidungsfreiheit, es ist auch ein Kampf für Chancengleichheit. Er glaubt, dass Gott ihn in diesem Kampf beschützen wird, und doch: Jedes Mal, wenn er die Klinik verlässt, verabschieden ihn die Schwestern, als wäre es für immer.

Die Dämmerung legt sich über Mississippi, als Parker auch an diesem Abend durch die Hintertür tritt und nach Alabama aufbricht, fünf Stunden Fahrt liegen vor ihm. Seine Patientinnen umarmen ihn. Sie sagen, er sei ein Held. Parker will dieses Wort nicht hören. Er zieht ein Gesicht,

als würde es ihm Schmerzen bereiten.

Als Parker seinen Wagen zügig aus der Stadt und auf den Highway lenkt, weht schwüle Luft durchs Fenster. In der Dunkelheit ziehen beleuchtete Kirchen vorbei, die überall im Staat wie Raststätten an den Straßen stehen. Mississippi ist nur das Herzstück dieses riesigen, bigotten Landstrichs, der sich durch den Süden der USA zieht.

Parker sagt, dass die Abtreibungsgegner in der gesamten Region seit Jahren auf dem Vormarsch seien. Dass von Oklahoma im Westen bis nach Florida im Osten von Jahr zu Jahr mehr Ärzte ihre Arbeit aufgäben, mehr Kliniken schlossen. Dass Texas, ein Staat, größer als Frankreich, schon vor wenigen Jahren nur 44 Praxen zählte und bald nur noch 5 haben werde. Es sind dieselben Staaten, sagt Willie Parker, die zugleich am häufigsten die Todesstrafe vollstreckten. Er glaubt nicht, sagt er, dass die Regierungen hier für das Leben einträten. »Sie sind nur für die Geburt.«

Wenn Parker erzählt, klingt er wie einer, der keine Zweifel mehr hat. Er klingt wie einer, der mit sich und seinem Glauben im Reinen ist. Nur ein Gedanke treibt ihn im-

mer einmal wieder um, wenn er diesen Weg in seine Heimat fährt. Er fragt sich dann, wie seine eigene Mutter sich entschieden hätte, damals, als Abtreibungen in den USA noch verboten waren.

Sie bekam ihr erstes Kind mit 17, sie starb mit 53, krank und ausgezehrt von einem Leben, das ihr sechs Geburten brachte und nie einen Mann, der für die Familie sorgte. Parker erinnert sich, wie gläubig sie war, wie sie jeden Abend vor seinem Bett kniete, um mit ihm, ihrem fünften Kind, zu beten. Mit ihm, für den sie eigentlich weder die Kraft noch den Mut übrig hatte, den sie kaum ernähren konnte. Hätte es damals einen Arzt wie ihn gegeben, sagt Parker und hält lange inne. Er selbst wäre wohl nie geboren worden. ²

»Mein Glaube zwang mich zu entscheiden, was ein guter Christ an meiner Stelle tun sollte«, sagt Parker. »Sollte ich den Frauen helfen oder sie im Stich lassen?«

»Komm nie wieder, oder wir kommen zu dir«, sagte der Anrufer. Parker überlegte sechs Tage lang, was er tun sollte. Am siebten fuhr er wieder zur Arbeit.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

In der Geschichte »Gottes Diener« schreibt Relotius über den gottesfürchtigen Gynäkologen Willie Parker, der damals angeblich als letzter im US-Bundesstaat Mississippi Abtreibungen durchgeführt haben soll. Parker wird in dem Text von Abtreibungsgegnern als »Mörder«, »Monster« und »schwarzer Teufel« beschimpft, als er die Abtreibungsklinik im Senatssaal von Jackson verteidigt.

Relotius beschreibt, dass er Parker in seinem Berufsalltag und in der Privatpraxis mit dem Namen »Jackson Women's Health Organization«, der tatsächlich »letzten derartigen Klinik in Mississippi«, begleitet habe. Dort hat er Parker getroffen. Das bestätigt der Fotograf, der die Fotos für den Artikel gemacht hat. Ihm zufolge hat Relotius »etwa eine Stunde lang - vielleicht auch ein bisschen weniger oder mehr« mit dem Arzt gesprochen. Auch hätten Relotius und er den Arzt zu Beratungsgesprächen mit den Frauen vor und nach den Eingriffen begleitet.

Der Text enthält aber offenkundig trotzdem einige Faktenfehler und Ausschmückungen. 2017, zwei Jahre nach dem Relotius-Text, veröffentlichte Willie Parker seine Autobiografie »Life's Work - from the trenches, a moral argument for choice«. Das

Buch gibt vieles anders wieder als die Reportage von Relotius.

So war Willie Parker, anders als von Relotius behauptet, keineswegs der letzte Arzt im Bundesstaat, der Abtreibungen durchgeführt. Dies wurde in der damaligen Berichterstattung auch nirgends behauptet. In seinem Buch schreibt Parker ausdrücklich: »I am one of two doctors who travel to Mississippi to provide abortion care.«

Auch bei der ausführlichen Beschreibung von Parkers Kindheit und Jugend finden sich augenscheinlich Fehler. Er wurde etwa nicht an »einem Junimorgen 1963 geboren«, sondern am 18. Oktober 1962. Ebenso hat er nicht nur einen jüngeren Bruder, sondern auch eine jüngere Schwester.

Seine Wandlung vom Abtreibungsgegner zum Befürworter löste auch nicht, wie Relotius es beschreibt, die Ermordung eines ehemaligen Kollegen George Tillers im Mai 2009 aus, der Schwangerschaftsabbrüche durchführte. In seinem Buch beschreibt Parker, er sei nie gegen Abtreibungen gewesen und kam bereits 2003 zu dem Schluss, Frauen durch die Eingriffe helfen zu können.

Gesellschaft

Zeit ist Geld

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum eine 118-jährige Peruanerin ein halbes Jahrhundert lang auf ihre Rente wartete

Der Tag, an dem Andrea Gutiérrez Cahuanas Armut zur Schande für den peruanischen Staat werden sollte, begann so ruhig wie die meisten Tage in ihrem Leben. Sie saß in einem Schaukelstuhl vor ihrer Holzhütte, trank starken Kaffee mit viel Zucker und sah auf die nebelverhangenen Berge. Es war sieben Uhr am Morgen, gerade erst hell, als fremde Menschen den Pfad heraufkamen, der sich schmal und steil ins Hochland windet. Für Andrea Gutiérrez sahen sie aus wie Pilger aus einem unbekannten Reich. Ein Dutzend waren es, und sie führten Diktiergeräte, Mikrofone und schwere Kameras mit sich.

Andrea Gutiérrez hatte solche Dinge nie zuvor gesehen. Sie war für ganzes Leben lang ohne elektrische Geräte ausgekommen. Auch hatte sie nie zuvor Interviews gegeben. Nun waren da auf einmal Journalisten in ihrer Welt, die Fragen stellten und Fotos von ihr machten. Gutiérrez hätte sich nicht wohl gefühlt, aber sie verstand, dass es ihr helfen würde, das zu bekommen, worauf sie seit nunmehr über einem halben Jahrhundert wartete: auf die monatliche Zahlung einer staatlichen Altersvorsorge.

Andrea Gutiérrez ist eine kleine Frau mit sonnengegerbter Haut, es gibt mittlerweile viele Fotos von ihr mit ihrem gebeugten Rücken und dem dunkelgrauen Haar. Sie lebt in Tiabaya, einer indigenen Gemeinde im Südzipfel Perus, an Fuß der Anden, »Winkel der Toten«, so nennen die Einheimischen ihre Gegend, weil sie fernab städtischer Zivilisation liegt, und doch Gutiérrez ist an diesem Ort älter geworden als die meisten Frauen auf der Welt. Im vorigen Frühling wurde sie 118 Jahre alt.

Es ist ein ebenso langes wie beschiedenes Leben, das hinter ihr liegt. Selbst als Greisin, die vor Schmerzen in den Knien kaum noch gehen kann, hat sie fast keine Ansprüche. Ihr einziger Wunsch sei ein neues Dach für ihre Hütte, die nach jedem Regen unter Wasser stehe, sagte sie den Journalisten. Dafür brauche sie das Geld.

Der peruanische Sozialstaat entstand in den Dreißigerjahren. In den vergangenen Jahrzehnten wurde das Rentensystem mehrfach reformiert und soll nun vor allem den Menschen helfen, die sich keine private Vorsorge leisten können. Andrea Gutiérrez hat ihren ersten Antrag auf staatliche Hilfe vor 53 Jahren eingereicht, sie war damals 65. Den letzten Antrag stellte sie vor sechs Monaten. Aber die Antwort des Ministeriums für Ent-

wicklung und Soziale Inklusion blieb die gleiche: Für den Bezug einer Rente, hieß es, sei sie nicht arm genug.

Als Gutiérrez zur Welt kam, am 25. Mai 1896, gab es in Peru keine staatliche Altersvorsorge. Das Land litt noch unter den Folgen der spanischen Kolonialherrschaft und war wirtschaftlich gezeichnet von einem Krieg gegen seinen südlichen Nachbarn Chile, während Gutiérrez in einer ländlichen Gegend im Norden Tiabaya aufwuchs. Ihre Eltern waren einheimische Bauern, die ausser ein wenig Land und ihrem Vieh nicht viel besaßen, und so packte sie sich ihrers achten Lebensjahr auf den Feldern mit an. Sie ariete Kartoffeln und Mais, rief die Ziegen, las die Kühe über den Acker. Andrea Gutiérrez schaffte bis heute sieben Jahrestage lang. Ihre Hände zogen noch heute von der schweren Arbeit.

Für das Alter konnte sie nie sparen. Das Geld der Familie reichte gerade um die zwölf Kinder zu ernähren, die sie im Laufe ihres Lebens zur Welt brachte. Acht von ihnen sind mittlerweile gestorben. Ihr jüngster Sohn Pedro ist 82 und vergisst manchmal seinen Namen. Die Leute im Dorf sagen, Andrea Gutiérrez stehe eines Tages nach im überleben. Was das Geheimnis ihrer Gesundheit sei? »Kein Alkohol und die reine Luft der Berge«, sagt Gutiérrez. Am Handy einer Einheimin erzählt sie ihre Geschichte. Sie spricht Quechua, die Sprache ihrer Vorfahren, und belt vor jedem Satz mit dem Loch Chlochi, es, ein auser von Dutzenden Nachkommen, sitzt neben ihr und übersetzt jedes Wort ins Spanische.

Der Fall war es auch, der die Journalisten nach Tiabaya holte. Als Claudio Gutiérrez erfuhr, dass der Staat seine Großmutter im Stich ließ, machte er den Fall seiner Lokaltzeitung. Bald kamen Reporter aus dem ganzen Land in das Dorf, um über Perus bestreite Einwohnern und das Unrecht, das ihr widerfuhr, zu berichten. Bald erschienen Diktier von ihr im Fernsehen und landesweit auf Theatern. Sie zeigte eine sehr alte Frau, die in einem Nest aus Holzbohlen wohnte.

Die Fotos waren wie eine Anklage, und es dauerte nicht lange, bis der Staat reagierte: Noch in derselben Woche kamen Politiker nach Tiabaya, um sich persönlich bei Gutiérrez zu entschuldigen. Sie sprachen von einem Missverständnis. Sie sagten, das Ministerium habe ihren Fall ernst genommen. Dem Ergebnis nach stelle sie heute an erster Stelle einer Liste mit 425 Landstbewohnern über dem Alter von 100 Jahren.

Armut leben. 125 Nuevo Sol, etwa 25 Euro, ständen ihr künftig jeden Monat zu. Andrea Gutiérrez bedankte sich freudlich und ließ schon bald einen Handwerker kommen, der das Dach ihrer Hütte reparieren sollte. Ihr Geld aber hat sie bis heute nicht vom Staat erhalten. Es war vor ein paar Tagen, als sie Paul vom Ministerium bekam. Ein Beamter schickte die Anzahlung ihrer Rente wurde sich verzögern. In liegt daran, dass sie keine Bankkonto besitzt und das Geld persönlich überbracht werden müsse. Ein paar Wochen, hieß es, habe Andrea Gutiérrez sich noch zu gedulden.



Frau bekommt mit 118 Jahren erstmals Rente

LIMA 22 Andrea Gutiérrez Cahuanas hat lange warten müssen. Doch jetzt, im Alter von 118 Jahren, bekommt die wohl älteste Frau der Welt nun doch endlich eine Rente vom peruanischen Staat - in

Aus dem »Sturmberg«

DER SPIEGEL 3/2015 87

Zeit ist Geld

Eine Meldung und ihre Geschichte. Warum eine 118-jährige Peruanerin ein halbes Jahrhundert lang auf ihre Rente wartete

49 | DER SPIEGEL 3/2015, 10.1.2015

Der Tag, an dem Andrea Gutiérrez Cahuanas Armut zur Schande für den peruanischen Staat werden sollte, begann so ruhig wie die meisten Tage in ihrem Leben. Sie saß in einem Schaukelstuhl vor ihrer Holzhütte, trank starken Kaffee mit viel Zucker und sah auf die nebelverhangenen Berge. Es war sieben Uhr am Morgen, gerade erst hell, als fremde Menschen den Pfad heraufkamen, der sich schmal und steil ins Hochland windet. Für Andrea Gutiérrez sahen sie aus wie Pilger aus einem unbekannten Reich. Ein Dutzend waren es, und sie führten Diktiergeräte, Mikrofone und schwere Kameras mit sich.

Andrea Gutiérrez hatte solche Dinge nie zuvor gesehen. Sie war ihr ganzes Leben lang ohne elektrische Geräte ausgekommen. Auch hatte sie nie zuvor Interviews gegeben. Nun waren da auf einmal Journalisten in ihrer Welt, die Fragen stellten und Fotos von ihr machten. Gutiérrez fühl-

te sich nicht wohl dabei, aber sie verstand, dass es ihr helfen würde, das zu bekommen, worauf sie seit nunmehr über einem halben Jahrhundert wartete: auf die monatliche Zahlung einer staatlichen Altersfürsorge.

Andrea Gutiérrez ist eine kleine Frau mit sonnengegerbter Haut, es gibt mittlerweile viele Fotos von ihr mit ihrem gebeugten Rücken und dem dunkelgrauen Haar. Sie lebt in Tiabaya, einer indigenen Gemeinde im Südzipfel Perus, am Fuße der Anden. »Winkel der Toten«, so nennen die Einheimischen ihre Gegend, weil sie fernab städtischer Zivilisation liegt, und doch: Gutiérrez ist an diesem Ort älter geworden als die meisten Frauen auf der Welt. Im vorigen Frühling wurde sie 118 Jahre alt.

Es ist ein ebenso langes wie bescheidenes Leben, das hinter ihr liegt. Selbst als Greisin, die vor Schmerzen in den Knien kaum noch gehen kann, hat sie fast keine Ansprüche. Ihr einziger Wunsch sei ein

neues Dach für ihre Hütte, die nach jedem Regen unter Wasser stehe, sagte sie den Journalisten. Dafür brauche sie das Geld.

Der peruanische Sozialstaat entstand in den Dreißigerjahren. In den vergangenen Jahrzehnten wurde das Rentensystem mehrfach reformiert und soll nun vor allem den Menschen helfen, die sich keine private Vorsorge leisten können. Andrea Gutiérrez hat ihren ersten Antrag auf staatliche Hilfe vor 53 Jahren eingereicht, sie war damals 65. Den letzten Antrag stellte sie vor sechs Monaten. Aber die Antwort des Ministeriums für Entwicklung und Soziale Inklusion blieb die gleiche: Für den Bezug einer Rente, hieß es, sei sie nicht arm genug.

Als Gutiérrez zur Welt kam, am 25. Mai 1896, gab es in Peru keine staatliche Altersvorsorge. Das Land litt noch unter den Folgen der spanischen Kolonialherrschaft und war wirtschaftlich gezeichnet von einem Krieg gegen seinen südlichen Nach-

barn Chile, während Gutiérrez in einer ländlichen Gegend im Norden Tiabayas aufwuchs. Ihre Eltern waren einfache Bauern, die außer ein wenig Land und dürrerem Vieh nicht viel besaßen, und so packte sie seit ihrem achten Lebensjahr auf den Feldern mit an. Sie erntete Kartoffeln und Mais, molk die Ziegen, trieb die Kühe über den Acker. Andrea Gutiérrez schuftete beinahe sieben Jahrzehnte lang. Ihre Hände zeugen noch heute von der schweren Arbeit.

Für das Alter konnte sie nie sparen. Das Geld der Familie reichte gerade, um die zwölf Kinder zu ernähren, die sie im Laufe ihres Lebens zur Welt brachte. Acht von ihnen sind mittlerweile gestorben. Ihr jüngster Sohn Pedro ist 82 und vergisst manchmal seinen Namen. Die Leute im Dorf sagen, Andrea Gutiérrez werde eines Tages auch ihn überleben. Was das Geheimnis ihrer Gesundheit sei? »Kein Alkohol und die reine Luft der Berge«, sagt Gu-

térrez. Am Handy eines Enkels erzählt sie ihre Geschichte. Sie spricht Quechua, die Sprache ihrer Vorfahren, und holt vor jedem Satz mühsam Luft. Claudio, 68, nur einer von Dutzenden Nachkommen, sitzt neben ihr und übersetzt jedes Wort ins Spanische.

Der Enkel war es auch, der die Journalisten nach Tiabaya holte. Als Claudio Gutiérrez erfuhr, dass der Staat seine Großmutter im Stich ließ, meldete er den Fall einer Lokalzeitung. Bald kamen Reporter aus dem ganzen Land in das Dorf, um über Perus betagteste Einwohnerin und das Unrecht, das ihr widerfuhr, zu berichten. Bald erschienen Bilder von ihr im Fernsehen und landesweit auf Titelseiten. Sie zeigten eine sehr alte Frau, die in einem Verschlag aus Holzbrettern wohnt.

Die Fotos waren wie eine Anklage, und es dauerte nicht lange, bis der Staat reagierte. Noch in derselben Woche kamen Politiker nach Tiabaya, um sich persönlich

bei Gutiérrez zu entschuldigen. Sie sprachen von einem Missverständnis. Sie sagten, das Ministerium habe ihren Fall erneut geprüft. Dem Ergebnis nach stehe sie heute an erster Stelle einer Liste mit 425 Landesbewohnern über hundert Jahren, die in extremer Armut leben. 125 Nuevo Sol, etwa 35 Euro, stünden ihr künftig jeden Monat zu. Andrea Gutiérrez bedankte sich freundlich und ließ schon bald einen Handwerker kommen, der das Dach ihrer Hütte reparieren sollte. Ihr Geld aber hat sie bis heute nicht vom Staat erhalten. Es war vor ein paar Tagen, als sie Post vom Ministerium bekam. Ein Beamter schrieb, die Auszahlung ihrer Rente werde sich verzögern. Es liege daran, dass sie kein Bankkonto besitze und das Geld persönlich überbracht werden müsse. Ein paar Wochen, hieß es, habe Andrea Gutiérrez sich noch zu gedulden.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar 2019

Der Text aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« handelt von einer 118-jährigen Peruanerin, die zum ersten Mal in ihrem Leben eine staatliche Rente zugesprochen bekommt. Der Artikel enthält offenkundig diverse Faktenfehler und beruht auf einem Telefongespräch, das offenbar nie stattgefunden hat.

Die im Text dargestellte Frau gibt es oder hat es gegeben, ihr Fall wurde von verschiedenen peruanischen Zeitungen aufgegriffen. Daneben existiert ein YouTube-Video, in dem zu sehen ist, wie die Protagonistin Andrea Gutiérrez Cahuana von einem lokalen Regierungsvertreter, der auch Arzt ist, untersucht wird, und das auch das Innere und die Umgebung ihres Hauses zeigt.

Die erneute Verifikation ergibt aber, dass schon die Grundbehauptung des Textes offenbar falsch ist: Die 118-Jährige hat keinesfalls ein halbes Jahrhundert auf ihre Rente gewartet. Wie peruanische Medien schreiben, hat die Frau die Zusatzrente für sehr arme Senioren bereits bis ins Jahr 2012 erhalten. Dann zog sie um, und die Zahlung wurde durch einen Behördenfehler gestoppt, was erst 2015 korrigiert wurde.

Daneben sind auch geografische Beschreibungen in dem Text nicht korrekt. So schreibt Relotius, die Frau lebe in Tiabaya, was »Winkel der Toten« heiße, weil es fernab der Zivilisation liege. Erstens liegt Tiabaya nicht fernab der Zivilisation. Die Gemeinde selbst hat 16.000 Einwohner, das nahe gelegene Arequipa ist

eine Millionenstadt. Zweitens ist »Winkel der Toten« die Übersetzung des indigenen Namens von Ayacucho, der Geburtsregion der Protagonistin, nicht aber ihres Wohnorts. Auch Kühe, die die Protagonistin laut Artikel über die Weide getrieben haben soll, sind in den Anden äußerst selten. Gerade die indigene Bevölkerung hält meist Lamas oder Alpakas.

Die Seniorin soll laut dem SPIEGEL-Text zu Journalisten gesagt haben, ihr größter Wunsch sei ein neues Dach für ihre Hütte. Allerdings taucht diese Äußerung in keinen öffentlich zugänglichen Artikeln auf. Zum anderen ist die Hütte erst 2012 erbaut worden, es erscheint somit unplausibel, dass das Dach nur wenige Jahre später schon wieder kaputt sein soll.

Relotius beruft sich in seinem Text auf ein Telefonat mit dem Enkel der Frau, der Claudio Gutiérrez heißen soll. Das ist allerdings sehr unwahrscheinlich, der Nachname der Großmutter wird in der spanischsprachigen Namensgebung nicht weitervererbt. In der peruanischen Presse wird ein Enkel erwähnt, der heißt jedoch Santos Palacios Acapana. Der im SPIEGEL-Text genannte Sohn Pedro kommt in einem örtlichen Artikel vor, dort wird sein Alter aber mit 70 und nicht mit 82 angegeben. Es liegt daher nahe, dass das Telefoninterview nicht stattgefunden hat. Versuche des SPIEGEL, die Protagonistin oder ihren Enkel Anfang 2019 zu kontaktieren, blieben bisher erfolglos.



Stadt ohne Gewissen

Verbrechen. Im englischen Rotherham wurden 1400 Kinder über Jahre gequält, misshandelt, vergewaltigt. Es gab eine Vielzahl von Hinweisen auf die Täter, britische Pakistaner. Aber niemand unternahm etwas. Nicht die Polizei, nicht die Behörden, nicht die Gesellschaft. Warum?

Tobert Clifton Park
52 009 096362 06/2014

Es geschah am helllichten Tag, gleich nach der Schule, im Brachland hinter dem Sportplatz oder im Clifton Park mit seinem Freibad, es geschah spät in der Nacht, am alten Weltkriegsdenkmal bei den Blumenbeeten oder in den dunklen Ecken um die Dotation an der Frederick Street. Es geschah in Autos, in Taxis, in Büschen, an Mauern, in stillen Fabriken, in Abrisshäusern, in biedereren Wohnungen. Unsagbares. Unglaubliches.

Und erst als 17 Jahre ins Land gegangen waren, als wenigstens 1400 Kinder, junge Mädchen, unfertige Menschen, arglos Pubertierende missbraucht, vergewaltigt, vernichtet waren, sollte ein Bericht das kollektive Schweigen und Nicht-wissen-Wollen beenden: »Unabhängige Untersuchung der sexuellen Ausbeutung von Kindern in Rotherham« lautet sein Titel. 153 Seiten, 57000 Wörter, 1400 Absätze. Die akkurat einen selten tiefen Abgrund beschreiben und zugleich das komplette Versagen einer sich für aufgeklärt haltenden Gesellschaft.

Es geschah in Rotherham, in South Yorkshire, im Norden Englands, am Rande Europas. Alle wurden schuldig, nachweislich, von 1997 bis heute. Die Polizei, das Jugendamt, der Stadtrat, die Kinderheime, die Schulen, die Kirchen, die Bürger. Und fast alle wollen bis heute noch immer nicht hinsehen, trotz des Berichts, trotz aller Hinweise, trotz der Töchter, die auf so viele Weisen Opfer wurden.

Kind F: Polizeiauffällig mit 13. Sexuell ausgebeutet von einem 27-jährigen Mann. Von wechselnden Tätern vielfach vergewaltigt. Zahllose Selbstverletzungen. Mehrfache Selbstmordversuche. Überdosen Drogen. Warf sich vor Autos. Kam spät in eine sozialmedizinische Einrichtung.

Das Leugnen und Lügen geht weiter in Rotherham. Fällige Fragen werden nicht gestellt. Wie konnte es geschehen? Wieso wurden alle Warnzeichen übersehen? Wie konnten die Behörden ihre Pflichten derart missachten? Wie tief hat die Politik geschlafen? Das sind die einfachen Fragen.

Die schwierigen lauten - und sie betreffen nicht nur England, sondern ganz Europa: Wie fern stehen viele Einwanderer und deren Kinder den Werten der westlichen Gesellschaften? Wie misslungen sind die Bemühungen um eine »Integration« asiatischer, arabischer Jugendlicher? Wie vermittelt man jungen muslimischen Männern, dass Frauen gleichberechtigte Menschen sind? Dass ein kurzer

Die schwierigen lauten - und sie betreffen nicht nur England, sondern ganz Europa: Wie fern stehen viele Einwanderer und deren Kinder den Werten der westlichen Gesellschaften? Wie misslungen sind die Bemühungen um eine »Integration« asiatischer, arabischer Jugendlicher? Wie vermittelt man jungen muslimischen Männern, dass Frauen gleichberechtigte Menschen sind? Dass ein kurzer

Kind F: Mit 13 von muslimischen Männern sexuell missbraucht, die 2001 auch »unseriöse« Fotos des Mädchens anstachelten. Von der Polizei aufgegriffen in einem Abrisshaus an fastleerem Ende anderer Kinder und mehrerer erwachsener Männer, gegen die sie ermittelt wurde, folgte die Aburteilung im Alter von zwölf Jahren.

Es gibt im Fall Rotherham bis heute mit fünf verurteilte Täter, bei mindestens 1400 Opfern, und die Verantwortlichen sind allesamt wieder auf freiem Fuß. Im Zuge einer großräumig so genannten Operation Central waren sie im Frühjahr 2009 verhaftet worden. Männer pakistanischer Herkunft, die zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung nicht jünger als 20 und nicht älter als 30 Jahre waren. Männer, die in Rotherham aufgewachsen waren, die in der Stadt als Köchler arbeiteten, als Plazablen, Taxifahrer. Auch ein Anlageberater war dabei.

Angeklagt waren sie, im Herbst 2009, junge Mädchen in beträchtlicher Zahl ausgebeutet, bedrängt, betrogen, sexuell missbraucht, vergewaltigt zu haben. Vier Opfer sagten gegen sie aus. Die Männer insistierten: Sie sagten, sie hätten die Mädchen für ihre Gefallen. Sie sagten, sie hätten keinen Geschlechtsverkehr mit ihnen gehabt. Sie wurden dennoch verurteilt. Zofra Khan, damals 21, 2001 in Pakistan, zu 18 Monaten. Khaz, 21, geboren in Pakistan, zu 18 Monaten. Umar Razaq, 24. Sie kamen ins Gefängnis, vermutlich zu vier bis fünf Jahren Haft. Aber keiner der Männer verblieb davon auch nur die Hälfte.

Wie die Täter von Rotherham heißt, geht durch soziale Medienauswertungen im Stadtteil Horningshoepe oder durch vermittelte Sitzungen in Eastwood und Kramerswerth. Pakistaner leben hier und Kinder von Pakistanern, in England geboren, aber viele nie richtig angekommen im Westen.

Es finden sich in den Vierteln nicht viele, die hinstellt sind, aber die Vergewaltigten aus ihrem Gemeinwesen zu rücken. Die Männer hätten sie zu ihnen gehört, sagen die meisten. Sie hätten Schande über alle gebreicht. Über ganz Rotherham. Dort leben eine Viertel Million Menschen, in einer Stadt, die einst berühmt war für ihre Eisen- und Stahlproduktion, bis die Premier-

Stadt ohne Gewissen

Verbrechen. Im englischen Rotherham wurden 1400 Kinder über Jahre gequält, misshandelt, vergewaltigt. Es gab eine Vielzahl von Hinweisen auf die Täter, britische Pakistaner. Aber niemand unternahm etwas. Nicht die Polizei, nicht die Behörden, nicht die Gesellschaft. Warum?

50 | DER SPIEGEL 38/2014, 15.9.2014

Es geschah am helllichten Tag, gleich nach der Schule, im Brachland hinter dem Sportplatz oder im Clifton Park mit seinem Freibad, es geschah spät in der Nacht, am alten Weltkriegsdenkmal bei den Blumenbeeten oder in den dunklen Ecken um die Busstation an der Frederick Street. Es geschah in Autos, in Taxis, in Büschen, an Mauern, in stillen Fabriken, in Abrisshäusern, in biedereren Wohnungen. Unsagbares. Unglaubliches.

Und erst als 17 Jahre ins Land gegangen waren, als wenigstens 1400 Kinder, junge Mädchen, unfertige Menschen, arglos Pubertierende missbraucht, vergewaltigt, vernichtet waren, sollte ein Bericht das kollektive Schweigen und Nicht-wissen-Wollen beenden: »Unabhängige Untersuchung der sexuellen Ausbeutung von Kindern in Rotherham« lautet sein Titel. 153

Seiten, 57 000 Wörter, 1400 Absätze, die akkurat einen selten tiefen Abgrund beschreiben und zugleich das komplette Versagen einer sich für aufgeklärt haltenden Gesellschaft.

Es geschah in Rotherham, in South Yorkshire, im Norden Englands, am Rande Europas. Alle wurden schuldig, nachweislich, von 1997 bis heute. Die Polizei, das Jugendamt, der Stadtrat, die Kinderheime, die Schulen, die Kirchen, die Bürger. Und fast alle wollen bis heute noch immer nicht hinsehen, trotz des Berichts, trotz aller Weisen Opfer wurden.

Kind F: Polizeiauffällig mit 13. Sexuell ausgebeutet von einem 27-jährigen Mann. Von wechselnden Tätern vielfach vergewaltigt. Zahllose Selbstverletzungen. Mehrfache

Selbstmordversuche, Überdosen Drogen. Warf sich vor Autos. Kam spät in eine sozialmedizinische Einrichtung.

Das Leugnen und Lügen geht weiter in Rotherham. Fällige Fragen werden nicht gestellt: Wie konnte es geschehen? Wieso wurden alle Warnzeichen übersehen? Wie konnten die Behörden ihre Pflichten derart missachten? Wie tief hat die Politik geschlafen? Das sind die einfachen Fragen.

Die schwierigen lauten - und sie betreffen nicht nur England, sondern ganz Europa: Wie fern stehen viele Einwanderer und deren Kinder den Werten der westlichen Gesellschaften? Wie misslungen sind die Bemühungen um eine »Integration« asiatischer, arabischer Jugendlicher? Wie vermittelt man jungen muslimischen Männern, dass Frauen gleichberechtigte Menschen sind? Dass ein kurzer

Rock und Lippenstift und Nagellack aus einem Mädchen keine Hure machen? Und: Kann es sein, dass der Geist der »political correctness« in Rotherham am Ende dazu führte, dass Verbrecher nicht verfolgt wurden?

Kind H: *Mit elf von mehreren Männern sexuell missbraucht, die wohl auch »anstößige« Fotos des Mädchens austauschten. Von der Polizei aufgegriffen in einem Abrisshaus in Gesellschaft eines weiteren Kindes und mehrerer erwachsener Männer, gegen die nie ermittelt wurde. Fehlgeburt im Alter von zwölf Jahren.*

Es gibt im Fall Rotherham bis heute nur fünf verurteilte Täter, bei mindestens 1400 Opfern, und die Verurteilten sind allesamt wieder auf freiem Fuß. Im Zuge einer großspürig so genannten Operation Central waren sie im Frühjahr 2009 verhaftet worden. Männer pakistanischer Herkunft, die zum Zeitpunkt ihrer Festnahme nicht jünger als 20 und nicht älter als 30 Jahre waren. Männer, die in Rotherham aufgewachsen waren, die in der Stadt als Kellner arbeiteten, als Pizzaboten, Taxifahrer. Auch ein Anlageberater war dabei.

Angeklagt waren sie, im Herbst 2010, junge Mädchen in beträchtlicher Zahl ausgebeutet, bedroht, betrogen, sexuell misshandelt, vergewaltigt zu haben. Vier Opfer sagten gegen sie aus. Die Männer leugneten glatt. Sie sagten, sie hätten die Mädchen für älter gehalten. Sie sagten, sie hätten keinen Geschlechtsverkehr mit ihnen gehabt. Sie wurden dennoch verurteilt: Zafra Ramzan, damals 21, Adil Hussain, 20, Mohsin Khan, 21, Razwan Razaq, 30, und dessen Cousin Umar Razaq, 24. Sie kamen ins Gefängnis, verurteilt zu vier bis elf Jahren Haft. Aber keiner der Männer verbüßte davon auch nur die Hälfte.

Wer die Täter von Rotherham sucht, geht durch saubere Reihenhaussiedlungen im Stadtteil Herringthorpe oder durch vermüllte Straßen in Eastwood und Kimberworth. Pakistaner leben hier und Kinder von Pakistanern, in England geboren, aber viele nie richtig angekommen im Westen.

Es finden sich in den Vierteln nicht viele, die bereit sind, über die Vergewaltiger aus ihren Gemeinden zu reden. Die Männer hätten nie zu ihnen gehört, sagen die meisten. Sie hätten Schande über alle gebracht. Über ganz Rotherham. Dort leben eine viertel Million Menschen, in einer Stadt, die einst berühmt war für ihre Eisen- und Stahlproduktion, bis die Premierministerin Margaret Thatcher ihren Kampf gegen die Gewerkschaften begann. Jetzt stehen die alten Zechen und Fabriken leer, stattdessen investiert der Staat in Tourismus und Technologie.

Kind A: *Mit zwölf auffällig. Häufig in Gesellschaft älterer Pakistaner. Verdacht auf Drogenkonsum. Hatte nach eigenen Angaben Geschlechtsverkehr mit fünf verschiedenen Männern, von denen zwei polizeiliche Verwarnungen erhielten. Ein Behördenvertreter argumentiert, das Mädchen werde nicht ausgebeutet, weil es in jeden Sexualakt »hundertprozentig eingewilligt« habe.*

Paul Newman arbeitet als Hilfspolizist, er ist ein Police Community Support Officer. Newman ist 54, wuchs in Sheffield auf und bewegt sich seit sieben Jahren auf den Straßen von Rotherham. Er geht Streife mit Naseema Iqbal, genannt Nas, ihre Familie stammt aus Indien, ihr Mann ist Pakistaner. Newman und Iqbal sind das Bindeglied zwischen der Polizei und den Bürgern in Rotherham. Sie tragen Uniform, eine Stickschutzweste und ein Funkgerät, dürfen aber anders als reguläre Polizisten nicht ermitteln, niemanden festnehmen und keine Wohnungen durchsuchen. Dafür sind sie meistens besser informiert.

Newman sagt, eine seiner Hauptaufgaben sei es, Informationen zu sammeln und diese, wenn es nötig ist, an Vorgesetzte weiterzuleiten. Dazu gehörten auch Aussagen über Männer, die sich mit minderjährigen Mädchen einlassen. »Wir haben alles getan, was von uns erwartet wurde.«

Kind D: *Mit 13 vergewaltigt und von seinem Peiniger an andere Männer verliehen. Anzeigen der Eltern und des Jugendhilfprojekts »Risky Business« fruchtlos. Polizei und Jugendamt »arbeiteten ineffektiv und schienen dem Kind die Schuld zu geben«.*

Paul Newman und Nas Iqbal fragen sich, weshalb sie von den Missbrauchsfällen nichts bemerkten. »Wenn mir irgendwer etwas über Missbrauch erzählt hätte, hätte ich es sofort weitergeleitet«, sagt Newman. Niemand kann glauben, dass die Hilfspolizisten bewusst wegschauten. Es ist aber möglich, dass sie nichts sahen, weil sie zu dicht am Tatort waren und blind wurden. Oder bemerkten sie doch etwas und wollten vor allem Ärger vermeiden? Nach Aussagen von Opfern wohnten einige der pakistanischen Vergewaltiger in Eastwood, wo Iqbal und Newman Streife laufen.

»Hier wohnen keine Täter«, sagt Iqbal. Sie kenne das Viertel gut. Aber stimmt das? Einer der Angeklagten vom Herbst 2010 wohnte hier. »Ja, ja«, sagt Iqbal, »aber der wurde damals nicht verurteilt.«

Kind I: *Mit elf vergewaltigt und sexuell missbraucht. Kam in Pflege. Wurde weiter Opfer von Sexualstraftätern. Suizidgefährdet. Ärzte diag-*

nostizierten ein posttraumatisches Belastungssyndrom, wie es Soldaten nach Kampfeinsätzen befällt.

Alexis Jay bittet in Glasgow zum Tee, nicht weit vom Hauptbahnhof, eine kleine, schottische Lady, die Beharrlichkeit zu ihrer Waffe gemacht hat. Jay ist ehemalige Regierungsberaterin, hat ein Haus in Frankreich, sie müsste nicht mehr arbeiten. Man ruft sie in schwierigen Fällen, es gibt wenige mit ihrer Erfahrung. Sie hat den Rotherham-Report geschrieben, sie hat unerbittlich die »Unabhängige Untersuchung der sexuellen Ausbeutung von Kindern« geführt.

Jay war Anfang der Siebzigerjahre Sozialarbeiterin in den Armenvierteln von Edinburgh und Glasgow, ihre eigene Mutter war Fabrikarbeiterin, der Vater starb früh. Sie kennt die britische Arbeiterklasse gut, die Verlierer, für die sich niemand interessiert. Sie reiste in die Dörfer der Highlands und an den Rand Schottlands, auf abgelegene Inseln, wo Kinder so vernachlässigt lebten, dass sie in Schränken schliefen und sich von Katzenfutter ernährten.

Ihre Operation in Rotherham bereitetete sie mit der ruhigen Überlegenheit eines Generals vor, der seinen Gegner sehr lange studiert hat. Es sei die Schludrigkeit, die sie am meisten verachte, sagt sie, wenn Verantwortliche einfach nicht verstehen wollen und nicht das Richtige tun.

Zehn Monate verbrachte sie in einem kleinen Hotel in Rotherham, las jedes Protokoll, sprach mit mehr als hundert Leuten; Polizisten, Sozialarbeitern, Politikern, Opfern; mal in geheimen Räumen, mal direkt im Rathaus. Vor allem ging sie in die Archive, sie suchte die Dokumente, die bewiesen, dass alles längst zutage lag, dass da keine Geheimnisse waren.

Es war in ihren ersten Wochen in Rotherham, als ihr, die doch schon so viel Schlimmes im Leben gesehen hatte, auffiel, dass diese Untersuchung anders war. Sie war, fühlte sie, einer besonders böartigen Form der Gewalt auf der Spur. Sie weiß nicht mehr genau, welcher Bericht es war - über die 11-Jährige, die sie mit Benzin übergossen hatten, oder über die 13-Jährige, die an einem Abend 43-mal vergewaltigt wurde. »Es waren Kinder«, sagt Jay. Und eben nicht kleine Nuten, wie auch viele Polizisten mutmaßten, die statt von Vergewaltigung von »Kinderprostitution« redeten oder gar von der freien »Wahl eines Lebensstils«. Jay fragt: »Wie kann man bei einer Elfjährigen von der Wahl eines Lebensstils sprechen?«

Die Kinder in ihrem Bericht, alphabetisch bezeichnet, Kind A, Kind B, Kind C, sind nun anonyme Fälle, im vorliegenden Text verkürzt und kursiv gesetzt, jeder einzelne Fall steht für viele andere. Jeder gibt ein Beispiel für ein System des ineinandergreifenden Versagens.

Wer fragt, wie das Desaster von Rotherham angerichtet wurde, wird keine bündige Antwort erwarten. Es wirkt, als hätten die Verantwortlichen aufgrund falscher Annahmen und Prioritäten in entscheidenden Momenten stets falsche Entscheidungen gefällt, die die Serie der Missbräuche immer weiter verlängerte.

Da war zunächst die Polizei, die den Kampf gegen Geschwindigkeitsübertretungen wichtiger fand. Die in Sexualdelikten ungern ermittelt, weil sich Beweise nur schwer finden. Da war die Haltung von Polizisten bis hinauf in die Führung: Kindesmissbrauch sei ein Problem des Pöbels, das sich nie lösen lasse. Aber da war auch dieser verstörende Mangel an Mitgefühl.

Da war der Stadtrat, der vor sich hin dämmerte mit zementierter Labour-Mehrheit seit Jahrzehnten, der am liebsten Stadtfeste organisierte und alle möglichen Nebensachen wichtiger nahm. Und der, in der banalsten Form politischer Korrektheit gefangen, nichts mehr fürchtete, als unter Rassismusverdacht zu geraten, wenn über Pakistaner als Täter diskutiert werden sollte. Der sich auch nicht zuständig fühlte für Debatten über Schwierigkeiten asiatischer Jugendlicher, die offene Gesellschaft auszuhalten und deren weibliche Mitglieder als gleichwertig zu respektieren.

Da waren die Sozialarbeiter, die Vergehen an Kleinkindern zur Priorität machten und darüber die größeren Kinder vergaßen. Oder die sich nicht einig darüber wurden, wer wofür zuständig war. Oder die neidisch waren auf Hilfevereine, die ihre Arbeit erfolgreicher erledigten und mehr Geld und Stellen bekamen.

Ganz am Ende fühlte sich niemand verantwortlich. Am Ende stimmt, was ein Polizist Alexis Jay im Interview sagte: »Die Menschen in Rotherham wollten es einfach nicht wissen.«

Kind B: *Mit 15 beim Verein »Risky Business« in Obhut. Fühlte sich geliebt von einem Mann, der es nach Leeds, Bradford und Sheffield an andere Männer verlieh. Wurde, als es sich dagegen wehrte, mit seiner gesamten Familie bedroht und körperlich attackiert, schließlich von seinem Peiniger mit Benzin übergossen und mit Verbrennung bedroht. Ging nie zur Polizei. Wurde obdachlos; lebt auf der Straße.*

Rotherham wirkt heute seltsam unbeeindruckt von Alexis Jays Report. Es scheint niemanden zu geben, der die eigene Arbeit in Zweifel zieht, weder in der Spitze der Verwaltung noch weiter unten.

Bei seiner Anhörung vor dem Innenausschuss des britischen Parlaments am Dienstag vergangener Woche war es dem heutigen Polizeipräsidenten von South York-

shire am wichtigsten, zu verdeutlichen, dass er erst seit April 2012 im Amt sei und also wenig zu den Vorhaltungen sagen könne. Sein Vorgänger erklärte vor demselben Ausschuss, er habe von den Vorgängen in Rotherham nichts gewusst - eine groteske Unwahrheit angesichts der Tatsache, dass Untersuchungsberichte zu Kindesmisshandlungen bereits in den Jahren 2003 und 2006 erarbeitet wurden.

Sicher ist, dass die Polizei nichts aus ihnen lernte. Die Beamten hörten die Kinder selten an und stellten, statt zu ermitteln, die Glaubwürdigkeit der Opfer infrage. In etlichen Fällen wurden nicht die Täter belangt, sondern die Opfer. Fortlaufend wechselten die Polizisten Opfer mit Tätern, letztlich, weil sie die Mädchen- und Frauenbilder der Straftäter teilten.

Nicht anders lässt sich das Rundschreiben eines leitenden Staatsanwalts vom Oktober 2013 an die Ermittlungsbehörden lesen, das mit männlichen Denkschablonen aufzuräumen versucht. Darin heißt es, es dürfe nicht davon ausgegangen werden, dass ein Opfer zur Straftat einlade durch Kleidung oder Verhalten; dass Trunkenheit nicht einfach gleichzusetzen sei mit sexueller Verfügbarkeit. Solche Dinge. War dieses sehr kleine Einmaleins vor Oktober 2013 in Rotherham unbekannt?

Kind G: *Lief 14-jährig von zu Hause weg, wurde von der Polizei den Sozialbehörden gemeldet, aber nicht betretet. Opfer eines der verurteilten Sexualstraftäter. Hohe Selbstmordgefahr.*

Umar Razaq, einer der fünf verurteilten Pakistaner, wohnte in der Oxford Street von Rotherham, einer schmalen Straße nahe dem mit hohen Bäumen bepflanzten Clifton Park, bekannt dafür, dass dort Mädchen missbraucht wurden. Das Haus der Razaqs ist ein flacher Klinkerbau mit Vorgarten. Umars Mutter, eine grauhaarige Frau im Seidengewand, wohnt dort noch immer.

Sie geht nicht mehr an die Tür, wenn es klingelt, sie erscheint an einem Fenster. Umar sei nicht da. Er lebe jetzt dort, sagt sie, wo die Familie immer hätte bleiben sollen, in Pakistan. Die Mutter sagt, sie und ihr Mann hätten ihren Sohn gut erzogen. Sie sagt, Umar sei kein Verbrecher. Sie spricht von einer »Hexenjagd«.

Auf der Straße vor dem Haus steht ein silberfarbenedes Auto. Es ist das Auto, das Umar Razaq früher fuhr. Der Wagen, in dem er Mädchen an einsame Orte brachte und vergewaltigte. Sein Vater, Abdul Razaq, nutzt den Wagen heute als Taxi. Auch er, der Vater, sei jetzt in Pakistan, sagt Frau Razaq. Aber die Nachbarn sagen, das sei eine Lüge. Der Vater schäme sich und verstecke sich im Haus, seit Tagen schon.

Umar Razaq hat viel mit Kind Z zu tun. Das Kind Z gibt es nicht in Alexis Jays Rotherham-Report, ihr Alphabet des Horrors geht nur bis O. Kind Z ist ein vom SPIEGEL gewählter Deckname für eine Frau von heute 19 Jahren, die im Herbst 2007 ein 12-jähriges Mädchen war, an dem sich eine Vernichtung vollzog. Kind Z sitzt auf einer Bank im Stadtzentrum Rotherhams, am Ufer eines Kanals. Die Mutter ist mitgekommen. Die junge Frau geht nicht mehr allein vor die Tür, ein Mädchen mit Sommersprossen und blonden Haaren, das jünger aussieht, als es ist, körperlich. Sie wirkt aber alt, wenn sie mit leiser Stimme ihre Geschichte erzählt, mit leerem Blick, mit tief gesenktem Kopf manchmal.

Alles begann wie ein kleines Abenteuer, bei dem Mädchen kichern, mit Nachrichten auf ihrem Handy. Von einem Tag auf den anderen bekam sie Textnachrichten von Männern, die sie nicht kannte. Die Männer hatten fremde Namen. Sie hießen Mohsin, Adil, Umar, sie schrieben ihr mitten in der Nacht: »Wie war die Schule heute?«, »Woran denkst du gerade?« Z war zwölf, gerade in die siebte Klasse gekommen, kein Kind mehr, noch keine Frau, ein Mädchen, das nicht viele Freunde hatte. Es gefiel ihr, dass sich jemand für sie interessierte. Sie schrieb einem der Männer zurück. Sein Name war Umar. Er war Anfang zwanzig, fast doppelt so alt wie sie.

Bald telefonierte sie jede Nacht mit ihm. Sie fand ihn witzig, sie mochte seine Stimme. Sie freute sich, wenn er nach ein paar Wochen jeden Nachmittag vor ihrer Schule wartete. Umar war erwachsen, kräftig, ein muskulöser Mann mit Lederjacke und dunklem Bart. Er hatte ein silberfarbenedes Auto, in dem er sie mitnahm. Er legte manchmal seine Hand auf ihre Beine, und wenn sie sich verabschiedeten, küsste er sie auf den Mund. Sie fand das komisch, aber sie vertraute Umar. Z ging zu ihm, wenn sie Ärger mit ihren Eltern hatte. Umar sagte dann, weiße Eltern verstünden nichts von Erziehung. Er sagte Z auch, er werde immer für sie da sein, und er wolle sie eines Tages heiraten. Das Kind hatte so etwas noch nie gehört. Das Mädchen hatte auch vieles, was ihm geschah, noch nie gefühlt. Z war verliebt.

Aber bald sagte Umar nichts Liebes mehr. Er war nicht mehr zärtlich. Er begann, sie immer gröber anzufassen und Dinge mit ihr zu tun, die sie nicht wollte. An einem Nachmittag im Dezember 2007 holte er Z vor der Schule ab und fuhr mit ihr durch die Stadt, bis es dunkel war. Er zerrte sie vom Auto in einen Park. Er knöpfte den Rock und die Bluse ihrer Schuluniform auf. Z wehrte sich und weinte, aber Umar ließ nicht von ihr ab. Er vergewaltigte das Mädchen. Brachte das Kind danach nach Hause. Sagte Z, sie würde jetzt ihm gehören. Sagte, er würde bald

wieder vor der Schule auf sie warten. Aber das klang wie eine Drohung.

Die Eltern von Z, ein Fabrikarbeiter und eine Verkäuferin, arbeiteten häufig den ganzen Tag und konnten sich erst abends um sie kümmern, aber sie sorgten sich um ihre Tochter. Sie verstummte von einem Tag auf den anderen. Die Eltern erkundigten sich in der Schule nach ihr. Mitschüler berichteten, dass Z regelmäßig in das Auto eines dunkelhäutigen Mannes stieg, der nach dem Unterricht auf sie wartete.

Die Eltern wandten sich mit einer Beschreibung des Mannes an die Sozialbehörde und an die Polizei. Der Mann wurde identifiziert als Umar Razaq, damals 21, die Behörden kannten ihn. Er und andere Männer seines Viertels waren schon häufig mit sehr jungen Mädchen gesehen worden. Razaq, das steht in den Akten über den Fall Z, galt bei beiden Behörden als gefährlich. Die Polizisten und auch die Sozialarbeiter versprachen, den Fall zu prüfen.

Eine Woche, nachdem Z das erste Mal vergewaltigt worden war, tauchte Umar Razaq wieder vor ihrer Schule auf. Die Eltern fanden seine Nachrichten auf dem Handy von Z. Es waren mehr als 200. Eindeutige, schmierige Aufforderungen, Drohungen. Wieder gingen die Eltern zur Polizei. Wieder drängten sie darauf, gegen Razaq zu ermitteln. Sie bekamen keine Hilfe.

Umar Razaq lauerte dem Kind Z bald regelmäßig auf. Er missbrauchte und vergewaltigte das Mädchen jetzt jedes Mal, wenn sie sich sahen. Manchmal tat er es auf dem Rücksitz seines Wagens. Manchmal fuhr er auf Autobahnraststätten oder zu verlassenen Industriegeländen. Wenn es dunkelte, verschwand er mit Z in einem Park oder auf einem Spielplatz. Nach ein paar Wochen kamen auch andere Männer an diese Orte, Freunde von ihm. Auch sie vergingen sich an ihr. Z war zu schwach, um sich zu wehren. Sie erzählte niemandem, was die Männer mit ihr machten. Sie schwieg, weil sie sich schämte, weil das bodenlose Leid sie verstummen ließ.

Umar Razaq schlug Z immer häufiger, und manchmal bedrohte er sie mit einem Messer. Er sagte, er würde sie umbringen, wenn sie ihn verriet. Z verleumdete stattdessen im Februar 2008 den eigenen Vater. Lehrer in der Schule bemerkten die vielen Verletzungen am Körper von Z und stellten sie zur Rede, daraufhin zwang Umar Razaq das Mädchen zu der Behauptung, sein eigener Vater misshandle es. Und in diesem Fall handelte die Sozialbehörde, die so lange untätig geblieben war, sofort: Die Eltern verloren das Sorgerecht. Der Vater durfte sein Kind nicht mehr sehen. Z kam zuerst zur Großmutter. Dann in ein Kinderheim. Sozialarbeiter sollten sich dort um Z kümmern.

Die Vergewaltigungen hörten damit nicht auf, sie wurden nur häufiger. Umar

Razaq und sieben weitere Männer missbrauchten Z von diesem Zeitpunkt an regelmäßig. Jeder von ihnen gab ihr ein eigenes Handy. Z musste für jeden von ihnen jederzeit erreichbar sein. Und jeden Tag wollte ein anderer sie haben. Mal warteten die Männer vor ihrer Schule. Mal vor ihrem Heim. Mal auf offener Straße in der Stadt. An der Seite von Z war niemand. Niemand, der sie beschützte.

Die Sozialarbeiter unternahmten nichts, wenn Z zu Männern ins Auto stieg. Sie meldeten nicht, dass sie bald nur noch einmal in der Woche zur Schule ging. Sie schrieben keinen Bericht, wenn ihr Bett über Nacht leer blieb. Niemand suchte nach ihr, wenn sie manchmal tagelang verschwunden blieb.

Die Mutter von Z, getrieben von bösen Ahnungen, besuchte ihre Tochter, so oft es ging, im Heim. 17-mal verständigte sie die Polizei. Sie informierte die Beamten über die Autokennzeichen der Männer, die ihre Tochter abholten. Sie übergab ihnen Kopien von Nachrichten, die die Kerle ihrem Kind schrieben. Auch die Sozialbehörde alarmierte die Mutter. Es half nichts.

Die Männer begannen, das Mädchen nicht mehr nur in Rotherham zu missbrauchen. Sie entführten ihr Opfer auch an Orte außerhalb der Stadt, in dunkle Wohnungen in Barnsley und in Sheffield. Die Männer, die dort warteten, waren immer andere. Z war nicht das einzige Objekt. Auch andere Mädchen, 12, 13 Jahre alt, wurden mit ihr missbraucht und vergewaltigt. Z kannte manche von ihnen aus ihrem Heim. Die Männer schlugen die Mädchen und missbrauchten sie in Gruppen. Sie zwangen die Kinder zu Oralsex. In einer Nacht, als Z und die anderen einmal aufbegeherten, als sie versuchten, sich zu wehren, mit hilflosen Schlägen und Tritten, übergoss einer der Männer sie mit Benzin und hielt so lange ein Feuerzeug in die Luft, bis sie, schockstarr, wieder gehorchten.

Z ertrug den Terror elf Monate lang, ohne ein Wort darüber zu sprechen. Auch ihrer Mutter erzählte sie nichts. Aber die Mutter suchte ihr Kind, sie wusste, dass nichts mehr stimmte im Leben des Kindes, sie suchte in den Parks nach ihm, in den Straßen. Und an einem Abend im November 2008 bekam sie Gewissheit, sie wurde Zeugin in einem Park, wie sich ein Mann an ihrem Kind zu schaffen machte. Sie rief die Polizei. Aber der Mann wurde nicht festgenommen, er wurde nicht einmal verhört. Die Polizei ließ ihn laufen.

Stattdessen wurde Z in ein anderes Heim verlegt, außerhalb der Stadt. Die Mutter konnte ihre Tochter dadurch seltener besuchen, aber die Männer fanden Z auch dort. Sie missbrauchten sie weiterhin und bedrohten jetzt auch ihre Familie. Sie verlangten von den Eltern 2000 Pfund im Monat, damit sie deren Tochter in Ruhe ließen. Wieder alarmierte die Mutter die

Polizei. Wieder wurde Z nicht geschützt.

Ende 2013 reichte ihre Familie über einen Anwalt Klage gegen die Stadtverwaltung Rotherhams ein. Der Polizei- und Sozialbehörde wird vorgeworfen, die klaren Missbrauchshinweise in »einem Mangel an professioneller Neugierde sowie Gleichgültigkeit« ignoriert zu haben.

Mangel an Neugierde, Gleichgültigkeit: Eine Woche nach Erscheinen des Rotherham-Reports, am Mittwoch der vorvergangenen Woche, tagte auch das Kabinett der Stadt zum ersten Mal wieder. Der Vorsitzende las eine Erklärung des Bedauerns vor.

Am selben Tag wurde gemeldet, dass das geplante Stadtfest, die »Rotherham Show«, stattfinden wie geplant, ein »Wochenende sensationeller Musik«, ein »Spaß für jeden«, mit Blumenparade, Hamstershow und Fahrradralley. Immerhin wird die Labour-Partei dieses Jahr keinen Stand im Clifton Park aufstellen. Ihr ist nicht nach Feiern. Vielleicht fürchtet sie Angriffe.

Es gab Zeiten, da waren alle 63 Sitze des Stadtrats Labour-Sitze. Bei den letzten Wahlen sind auch zehn Angehörige der Oppositionspartei United Kingdom Independence Party (Ukip) eingezogen, aber die wichtigsten Stellen im Rat blieben bei Labour, man kennt sich noch aus alten Streiktagen. Während der Sitzung des Kabinetts am vorvergangenen Mittwoch ruft eine Zuschauerin: »Das Leben dieser Mädchen ist ruiniert. Ihr solltet alle zurücktreten.« Der Vorsitzende antwortet: »Gibt es weitere Fragen?« Erst als die Sitzung in ihre dritte Stunde geht, kommt ein Satz der Wahrheit. Sue Ellis sagt ihn, ein erfahrenes Labour-Ratsmitglied, sie war wie viele ihrer Kollegen schon 2005 in einem Seminar für Ratsmitglieder, in denen ihnen der Kindesmissbrauch erläutert wurde. Sie sagt: »Wir haben alle versagt.«

Kind N: *Mit zwölf sind von ihm »extrem indezente« Fotos und Videos im Umlauf, mutmaßlich bestellt von älteren Freunden auf Facebook. Das Mädchen wehrt sich empört gegen Hilfsangebote durch das Jugendamt. Keinerlei Verständnis für etwaige Risiken durch Onlinekontakte.*

Caven Vines beschäftigt sich seit 20 Jahren mit der Lokalpolitik in Rotherham. Er ist 63, seit anderthalb Jahren gehört er der europakritischen Ukip an. »Ich bin der Oppositionschef«, sagt er.

Er empfängt in der Sofaecke seines Wochenend-Trailers auf einem Campingplatz zwei Stunden östlich der Stadt. Vines sagt, in Rotherham herrsche seit Jahren eine »Kultur der Angst«. Viele Ausschusssitzungen seien nicht öffentlich, etliche Dokumente würden als vertraulich eingestuft und sind Stadträten nicht zugänglich. »Aus

dem Kreml bekommt man vermutlich mehr Informationen«, sagt Vines.

Er sitzt unter anderem im Ausschuss für Polizei und Kriminalität, wird aus vielen Akten aber nicht schlau, weil viele Stellen geschwärzt sind. Durch diese Geheimnistuerei habe der aktuelle Skandal erst entstehen können, sagt Vines. Er sagt auch, dass an der Spitze der Stadt die Amtsinhaber fürchteten, ihre gut bezahlten Jobs zu verlieren. Der Oberstadtdirektor verdient 160 000 Pfund im Jahr, etwa 200 000 Euro. Die vier leitenden Direktoren verdienen umgerechnet etwa 160 000 Euro, dazu zählt auch Joyce Thacker, die Chefin des Jugendamts.

Sie musste am Dienstag ebenfalls vor dem Innenausschuss aussagen und machte dabei eine erbärmliche Figur. Sie zeigte keinerlei Selbstkritik, geschweige denn Schuldbewusstsein, und sah keinen Grund zum Rücktritt. Ein Fall für Vines, den Oppositionsführer? Muss Joyce Thacker nicht zurücktreten, die seit 2008 für das Jugendamt zuständig ist? Vines windet sich auf seinem Sofa. »Man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten«, sagt er. »Joyce hilft mir gerade bei einer Angelegenheit in meinem Wahlkreis«, sagt seine Frau.

Kind E: *Mit zwölf in Fürsorge. In der eigenen Familie missbraucht. Eltern psychisch gestört. Wird beschrieben als »sehr naiv, sichtlich nach Zuneigung«. Wurde im Heim von Männern abgeholt und sexuell ausgebeutet.*

Es gab, in der großen Dunkelheit von Rotherham, ein Licht mit Namen »Risky Business«. Der Jugendhilfeverein wurde Ende der Neunzigerjahre gegründet, um Kinder und junge Leute darüber aufzuklären, was sexuelle Ausbeutung sei und wie sie sich dazu verhalten könnten.

Jayne Senior leitete das Projekt von 1998 bis 2011, ihre Amtszeit ist fast deckungsgleich mit dem Berichtszeitraum des Rotherham-Reports. Senior ist eine kleine Frau mit pechschwarzen Haaren und einer zarten, schüchternen Stimme. In 13 Jahren hat sie dafür gekämpft, dass Stadt und Polizei das Ausmaß des Missbrauchs erkennen und einschreiten.

Sie traf die Mädchen, die von Dutzenden Männern über Monate hinweg vergewaltigt wurden, verletzte, eingeschüchterte Seelen. Jayne Senior baute den Verein zur wichtigsten Anlaufstelle für Missbrauchsoffer aus, was nicht allen gefiel. Das Jugendamt sei neidisch gewesen, heißt es im großen Rotherham-Report.

Seniors Leute hatten häufig mit dem Jugendamt zu tun. Es gab regelmäßig Reibereien zwischen beiden Stellen, weil sich die Projektmitarbeiter im Gegensatz zu den Fallmanagern des Amts als Anwalt der Kinder verstanden. Außerdem glaubten die

Leute von der Stadt, »Risky Business« stelle die Lage übertrieben dar, allein schon, damit die Fördergelder weitersprudelten.

Senior berichtet darüber am Telefon. Sie kann noch immer nicht begreifen, dass es so lange gedauert hat, bis Polizei und Stadtverwaltung zur Rechenschaft gezogen wurden. Sie sagt, die meisten in der Verwaltung wussten natürlich vom Ausmaß des Missbrauchs. »Jede Woche, jeden Monat habe ich ihnen Informationen geliefert«, sagt sie. »13 Jahre lang.« Tausende Seiten Berichte, Aktennotizen, Vermerke und Fallstudien habe sie weitergeleitet. »Den meisten Mädchen hat man einfach nicht geglaubt.«

Sie habe auch Informationen über Menschenhandel weitergegeben, ebenfalls ohne nennenswertes Ergebnis. Niemand begreife, dass der Übergang zwischen Verführung von Kindern, deren psychischer Manipulation, Prostitution und organisiertem Verbrechen fließend sei. Sie habe es zu erklären versucht, der Polizei, den Sozialbehörden. Niemand wollte ihr zuhören, niemand nahm sie ernst.

Jayne Senior steht immer noch in Kontakt zu vielen Mädchen, die sie betreute. »Ich bekomme eine SMS nach der anderen, manche schreiben E-Mails oder rufen mich an«, erzählt sie am Telefon. Viele sind inzwischen erwachsen und fragen, wann die Täter gefasst würden. Die Opfer leiden immer weiter. »Das muss jetzt endlich aufhören«, sagt Jayne Senior.

Aber es geht weiter. Auch aktuell landen jeden Monat neue Fälle von Kindesmissbrauch auf den Tischen der Polizei und der Ämter von Rotherham. Selbst in diesen Tagen suchen zu alte Männer die Nähe von zu jungen Mädchen. Und auch in diesen Wochen wird weiter gelogen über eigene Verstrickung und Verantwortung. Als Alexis Jays Bericht eben erschienen war, vor drei Wochen, wurde im Unity Centre an der St. Leonards Road von Rotherham am letzten Freitag im August ein weiteres Wegschauen in Szene gesetzt. In den Moscheen war das große Mittagsgebet eben zu Ende, vorn stand Muhbeen Hussain, ein junger Mann in dunklem Anzug. Hunderte Menschen waren da.

Hussain brachte am Anfang seine Betroffenheit zum Ausdruck, pflichtgemäß, dann begann er ein Frage-Antwort-Spiel mit seinem Publikum. »Sind wir wütend?«, fragte er die Gemeinde. »Ja«, rief der Saal. »Wollen wir Verurteilungen?«, fragte er laut. »Ja«, antwortete es. Hussain schrie: »Die Polizei wusste Bescheid, der Stadtrat wusste Bescheid, das Jugendamt wusste Bescheid. Und jetzt gibt es diese Propaganda, dass auch wir Bescheid wussten. Ich habe eine Frage an euch: Wussten wir Bescheid?« Der Saal rief: »Nein!«

Kind A bis O: *»Es ist wichtig zu betonen«, heißt es im Rotherham-Report,*

»dass die Wirkung sexueller Ausbeutung auf Kinder auch dann absolut zerstörerisch war, wenn die Behörden ihre Aufgaben adäquat erfüllten.« Folgt eine Aufzählung: Selbstmordgefahr, Selbstverstümmelung, Psychosen, Drogenabhängigkeit.

Lord Ahmed heißt eigentlich Nazir Ahmed. Seit er 1998 ins House of Lords berufen wurde, darf man ihn mit Lord ansprechen. Er ist 57, in der Politik von Yorkshire bestens vernetzt und erzählt geduldig und in farbigen Worten von der pakistanischen Einwanderung nach Rotherham, solange man ihn nicht nach seiner Rolle in der Affäre befragt.

Ahmed wurde in Kalyal geboren, einem Dorf im Mirpur-Distrikt in Nordostpakistan. Sein Vater, ein Bauer, wanderte in den frühen Sechzigerjahren nach England aus, um, wie viele Männer aus Mirpur, in den Stahlwerken von Yorkshire zu arbeiten. Ausgelöst wurde die Einwandererwelle Anfang der Sechziger durch die Mangla-Talsperre, die die pakistanische Regierung im Mirpur-Distrikt zu errichten begann. Das Projekt machte über 100 000 Menschen heimatlos, darunter auch Ahmeds Familie.

Er zog mit seiner Mutter und seinen Geschwistern 1969 nach Rotherham. »Ich habe gestaunt, wie sauber und wohlriechend England war und wie gut sich die Menschen kleideten«, sagt Ahmed. Er ging hier zur Schule, studierte Öffentliche Verwaltung in Sheffield und öffnete mit Anfang zwanzig einen Fish-and-Chips-Shop und einen kleinen Lebensmittelladen.

Ahmeds Familie gehört zur ersten Generation pakistanischer Einwanderer. Er arbeitete Tag und Nacht und führte ein unauffälliges Leben. Konflikte mit anderen Pakistanern trugen er und seine Freunde innerhalb der Familien aus, notfalls wurden sie durch die Vermittlung von Älteren oder Imamen gelöst. Wie in Kalyal. Den britischen Staat und dessen Vertreter mieden Ahmed und seine Familie, auch Stolz spielte eine Rolle. »Es war eine Katastrophe, wenn ein Polizist nur an die Tür geklopft hat«, sagt Ahmed. Die ersten Pakistaner seien gegenüber den Briten fast unterwürdig gewesen.

Die nächste Generation war weniger demütig. In den Achtzigerjahren entließen viele Zechen ihre Arbeiter, die Einwanderer jobbten als Spüler oder Taxifahrer. Und deren Söhne entdeckten bald noch viel lukrativere Geschäfte.

In den Neunzigerjahren, erzählt Ahmed, ein Tablett mit Schwarztee und Keksen auf dem Tisch, war Rotherham keine Stadt mehr, in der der britische Traum in Stahl gegossen wurde. Viele Einwanderer waren jetzt arbeitslos, Konflikte untereinander wurden brutaler, Waffen kamen ins Spiel. Und die neuen Geschäfte der Jungen dreh-

ten sich um Heroin und Prostitution. 1994 mündeten sie in einen regelrechten Drogenkrieg verfeindeter Banden.

Ahmed musste sich daran gewöhnen, seine pakistanische Gemeinschaft in Rotherham mit anderen Augen zu sehen. Die Auseinandersetzungen vor 20 Jahren, in die auch die Polizei mehrfach eingriff, waren der Beginn der dunklen Seite der pakistanischen Einwanderung. »Diese Jungs dachten, sie könnten als Kriminelle ein glamouröseres Leben führen«, sagt Ahmed.

Er kennt die Familien der fünf Männer, die 2010 wegen Vergewaltigung und Kindesmissbrauch verurteilt wurden. Einer der Täter lebte nur zwei Häuser von ihm entfernt. Aber dem Lord fallen auch nur Plattitüden ein. Er möchte sagen, dass die Väter und Mütter ebenfalls unter den Taten ihrer Söhne litten. Und dass auch er nie etwas gesehen oder gehört habe, was auf die furchtbaren Taten hingewiesen habe.

Wenn nicht einmal eine pakistanische Lordschaft Antworten hat, sinkt die Hoffnung auf Klärung. Es wird wohl nie eine schlüssige Antwort darauf geben, warum 1400 Kinder, Halbwüchsige, kleine Mädchen in Rotherham zu Opfern wurden. Aber es scheint, es habe sich - wie es im Englischen heißen kann - ein »perfect storm« ereignet, in dem alles schiefging, was eben schiefgehen konnte. Für die Behörden, die Polizei, den Stadtrat wurde hier schon der Versuch gemacht, den Hergang aufzuhellen. Über die Täter bleibt gesichertes Wissen rar.

Zu mutmaßen ist, dass auch in ihrer Welt ein perfekter, böser Sturm wütet. Dort verbindet sich die Brutalität und der Machismo einer kriminellen Halbwelt mit dem vormodernen Frauenbild eines rigiden Islam, und diese Mischung kann nur toxisch sein. Dass die Söhne jener Einwanderer, die arbeitslos wurden oder es nur noch zum Tellerwäscher brachten, als Rä-

cher ihrer Väter auftreten, wäre auch nicht verwunderlich. Und denkbar ist, dass sich der Hass auf eine unterdrückerische weiße Mehrheitsgesellschaft in der Schändung wehrloser, weißer Mädchen Bahn bricht. Mutmaßungen. Fragen.

Den Opfern helfen sie nicht. Nur sie kennen die Tiefe des Abgrunds von Rotherham. Die Marter des Kindes Z allein dauerte fort und fort und war nicht zu Ende, als Umar Razaq, der Peiniger, erst verurteilt, dann eingesperrt, dann freigelassen wurde. 28 ist der Mann jetzt, vielleicht lebt er heute in Pakistan, bis vor Kurzem hatte er ein Facebook-Profil mit 329 Freunden, auf dem er Fotos von sich mit Sonnenbrille postete und darunter den Spruch: »Living the high life«. Er schickte, nach seiner Entlassung aus der Haft, auch dem Kind Z eine Freundschaftsanfrage.

Ullrich Fichtner, Claas Relotius,
Christoph Scheuermann, Jonathan Stock

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar und im April 2019

Für eine Reportage über den jahrelangen Missbrauch von rund 1400 Kindern durch britische Pakistaner im englischen Rotherham war Claas Relotius im August 2014 gemeinsam mit zwei weiteren SPIEGEL-Reportern mehrere Tage in der Stadt unterwegs. In seinem Teil der Geschichte erzählt er das Schicksal von »Kind Z«, einem Mädchen, das von einem Mann namens Umar Razaq missbraucht wurde. Außerdem beschreibt er, wie er das Haus des Täters Razaq in Rotherham aufsucht, dort aber nur dessen Mutter antrifft.

Den Täter gibt es wirklich. Er wird in etlichen britischen Zeitungsberichten namentlich erwähnt. Zum Beispiel in einer Geschichte der »Daily Mail«, in der sich ein Mädchen unter dem Pseudonym »Lizzie« als Opfer von Razaq zu erkennen gibt und darüber klagt, dass ihr früherer Peiniger schon nach kurzer Zeit aus dem Gefängnis entlassen worden sei und nun in Pakistan ein schönes Leben führe.

Diese »Lizzie« hat einige Ähnlichkeit mit Relotius' »Kind Z«, sodass der Verdacht im Raum steht, Relotius habe die Geschichte der »Daily Mail« einfach kopiert. Die »Lizzie« aus der »Daily Mail« erzählt zum Beispiel, Umar Razaq habe ihrem Freund eine Freundschaftsanfrage auf Facebook geschickt. Relotius schreibt am Ende seines Textes, dass Razaq dem »Kind Z« nach seiner Entlassung aus der Haft eine Freundschaftsanfrage auf Facebook schickte.

Der britische Fotograf, der damals für den SPIEGEL anonymisierte Fotos von »Kind Z« gemacht hat, kann bezeugen, dass Relotius tatsächlich mit dem Mädchen gesprochen hat. Es stellte sich als »Lizzie« vor und war gemeinsam mit seiner Mutter zum Gespräch ins Zentrum von Rotherham gekommen.

Laut dem Fotograf wirkte »Lizzie« sehr gestresst, sie sprach wenig. Meistens antwortete die Mutter der 19-Jährigen auf die Fragen von Relotius. Davon ist in Relotius' Erzählung über das

Schicksal von »Kind Z« nichts zu lesen. Er schreibt: »Kind Z sitzt auf einer Bank im Stadtzentrum Rotherhams, am Ufer eines Kanals. Die Mutter ist mitgekommen. Die junge Frau geht nicht mehr allein vor die Tür, ein Mädchen mit Sommersprossen und blonden Haaren, das jünger aussieht, als es ist, körperlich. Sie wirkt aber alt, wenn sie mit leiser Stimme ihre Geschichte erzählt, mit leerem Blick, mit tief gesenktem Kopf manchmal.«

Es folgt mehr als eine ganze Seite Nacherzählung voller schauriger Details wie die damals Zwölfjährige in Abhängigkeit der Pakistani-Gang um Umar Razaq geriet, wie und wo sie missbraucht wurde, dass sie einmal sogar mit Benzin übergossen wurde. Der Fotograf kann sich nicht mehr an die Details der Erzählungen von »Lizzie« erinnern - das Gespräch ist fast fünf Jahre her.

Wie »Lizzie« im echten Leben heißt, weiß niemand. Man kann sie leider nicht ausfindig machen und sie fragen, welche Details ihrer Leidensgeschichte möglicherweise nicht stimmen. Unklar bleibt auch, wie Relotius Kontakt zu ihr aufgenommen hat. Einer der Anwälte, über den die anderen SPIEGEL-Reporter in Rotherham Kontakte zu Missbrauchsopfern vermittelt bekommen haben, sagt auf Nachfrage, er habe nie mit Relotius gesprochen.

Unklar ist auch, ob Relotius das Elternhaus des Täters Umar Razaq tatsächlich aufgesucht hat. In seinem Text schreibt er, die Mutter von Razaq habe die Tür nicht aufgemacht, aber aus dem Fenster gerufen, Umar sei kein Verbrecher. Sie habe ihren Sohn stets gut erzogen.

Die Adresse des Elternhauses von Umar Razaq war allen SPIEGEL-Reportern vor Ort bekannt. Es wäre nicht schwer für Relotius gewesen, in die Oxford Street in Rotherham zu fahren und an der entsprechenden Hausnummer zu klingeln. Ob er es tatsächlich gemacht hat und ob an dem Tag wirklich das silberfarbene Auto, in dem Razaq das »Kind Z« missbraucht hat, vor der Tür stand – so wie es Relotius in seinem Text geschrieben hat – weiß nur er.

Gesellschaft

Das hässliche Entlein

Ein Video und seine Geschichte. Wie ein Mädchen im Internet erst vernichtet und dann gerettet wurde

Das Video, das Lizzie Velásquez vor Millionen Menschen hochgeladet, dauerte nur acht Sekunden. Es war kein Ton zu hören, ein unscharfes Standbild zeigte lediglich ihr Gesicht: die faltige Haut, die schnabelförmige Nase, die hervorstehenden Augen. Jemand in der Schule musste das Foto heimlich von ihr gemacht und ins Internet gestellt haben. Es trug den Titel: »Die hässlichste Frau der Welt!«

Als Lizzie Velásquez das Video auf YouTube entdeckte, saß sie allein vor dem Computer. Sie weinte, und sie rang nach Luft. Sie sah, dass das Video bereits vier Millionen Mal angeklickt worden war. Tausende Nutzer von Amerika bis Europa hatten es kommentiert. Viele schrieben, wie sehr sie sich vor Lizzie Velásquez ekelten. Sie fragten, ob sie ein »Monster« sei oder ein »Außerirdischer«.

Einer hinterließ die Nachricht: »Lizzie, tu der Welt einen Gefallen, und setz dir eine Pistole an den Kopf!« Lizzie Velásquez war damals 17. Sie ging noch zur Highschool und wog bei einer Körpergröße von 1,57 Metern gerade mit 28 Kilogramm. Heute, acht Jahre später, wiegt sie nicht ein Gramm mehr. Es sei beinahe ihr Maximalgewicht, sagen ihre Ärzte.

Lizzie Velásquez leidet an einer seltenen Erbkrankheit, am neonatalen progredienten Syndrom, ihrem Körper fehlen Muskelmasse und Unterhautfettgewebe. Um aktiv zu bleiben und ihr Immunsystem zu stärken, tut sie zwischen 7000 und 8000 Kalorien am Tag. »Trotzdem sehe ich aus wie ein Storch«, sagt Velásquez, als sie am Telefon von ihrer Krankheit erzählt. Sie lacht dabei, und ihre helle Stimme überschlägt sich kurz.

Lizzie Velásquez spürte schon früh, dass sie anders war. Nach ihrer Geburt, sagt sie, hatten die Ärzte ihrer Mutter und ihrem Vater zunächst nur ein Foto von ihr gezeigt. Sie wollten die Eltern nicht erschrecken. Lizzie sah nicht aus wie die meisten Babys. Sie war ein knochiges Wesen von knapp 1000 Gramm, die Haut spannte sich direkt über das Skelett. Ihre Eltern liebten sie trotzdem. Bis Lizzie vier Jahre alt wurde, kauften sie ihr zum Anziehen Puppenkostüme in Spielwarenläden, für normale Kleidung war ihre Tochter zu dünn. Später, im Kindergarten und in der Schule, lachten die anderen Kinder über das Mädchen mit dem Gesicht einer alten Frau.

Fremde Menschen drehten sich auf der Straße nach Lizzie Velásquez um. Sie bekam das alles mit, und sie war häufig traurig darüber, aber sie verzweifelte. Ihre Eltern und auch ihre zwei Geschwister, die beide gesund auf die Welt gekommen waren, liebten sie, das gab ihr Kraft.

Als sie aber das Video im Internet entdeckte und die Verachtung spürte, brach diese Welt für Lizzie Velásquez ganz plötzlich in sich zusammen. Sie tat, sie sei eine Heiligung für die Menschheit. Sie tat, dass jemand, der so aussieht wie sie, nicht würdig sei zu leben.

Sie verließ bald nicht mehr das Haus, weil sie Angst bekam und weil sie sich schämte. Sie versteckte sich in ihrem Zimmer, erst Wochen, dann Monate, schließlich fast ein ganzes Jahr.

Erst als sie sich eines Nachts bei dem Gedanken entspannte, sich allein wegen ihres Aussehens umbringen zu wollen, so sagt sie, »machte es plötzlich klick«. Sie lag in ihrem Bett und dachte darüber nach, weshalb es Menschen in ihrem Leben gab, die sie mochten: da war eine Familie, die sie liebte, und da waren wenige, aber dafür enge Freunde, die immer zu ihr standen und denen ihr Aussehen egal war.



Mobbing Opfer Velásquez

Als sie sich dabei ertappte, sich wegen ihres Aussehens umbringen zu wollen, »machte es plötzlich klick«.

In dieser Nacht, erzählt Lizzie Velásquez, sei ihr klar geworden, dass nicht sie selbst hässlich war, sondern nur das Verhalten jener Menschen, die sie abscheulich verletzten. Sie beschloss, sich nicht länger zu verstecken und sich nicht darüber zu diskutieren, was andere über sie dachten oder sagten oder über sie im Internet veröffentlichten. Sie ging bald wieder zur Schule und ein paar Jahre später sogar aufs College. Auch dort gab es Menschen, die sie verspotteten, aber Lizzie Velásquez konnte ihnen einfach nicht mehr zu »Mir jedem hören Wort und jeder »Kissbalding« sagt sie, »wuchs mein Wille, in diesen Leuten zu zeigen und erst nicht ein bisschen mein Leben zu ändern.«

In diesem vier Jahre, dann machte sie ihren ersten Hochschulabschluss. Nebenbei schrieb sie zwei Selbsthilfebücher, der dritte Titel, »Choosing Happiness«, ist gerade erschienen. Lizzie Velásquez ist heute eine erfolgreiche Motivationsrednerin, tritt häufig in Talkshows auf und plant einen Dokumentarfilm zum Thema »Mobbing«. Vor einigen Monaten sprach sie auf einer Konferenz über ihren Umgang mit Beleidigungen und über die Frage, ob sie sich manchmal wünschte, in einem anderen Körper geboren zu sein. Lizzie Velásquez sagte, sie würde nichts mehr an sich ändern wollen. Sie klang wie eine zufriedene junge Frau.

Das Video ihrer Rede erreichte im Internet mehr als sechs Millionen Aufrufe – zwei Millionen mehr als das Schulvideo aus ihrer Jugend. In den Kommentaren darunter schrieben Tausende Menschen, wie sehr sie Lizzie Velásquez für ihren Mut bewunderten. Ein Nutzer bemerkte, was für hübsches Lächeln ihr so doch habe. Es war das erste Mal in ihrem ganzen Leben, sagt Lizzie Velásquez, dass jemand Fremde etwas Schönes an ihr fand.

CHRISTOPHER WOOD

Das hässliche Entlein

Ein Video und seine Geschichte. Wie ein Mädchen im Internet erst vernichtet und dann gerettet wurde

51 | DER SPIEGEL 36/2014, 1.9.2014

Das Video, das Lizzie Velásquez vor Millionen Menschen bloßstellte, dauerte nur acht Sekunden. Es war kein Ton zu hören, ein unscharfes Standbild zeigte lediglich ihr Gesicht: die faltige Haut, die schnabelförmige Nase, die hervorstehenden Augen. Jemand in der Schule musste das Foto heimlich von ihr gemacht und ins Internet gestellt haben. Es trug den Titel: »Die hässlichste Frau der Welt.«

Als Lizzie Velásquez das Video auf YouTube entdeckte, saß sie allein vor dem Computer. Sie weinte, und sie rang nach Luft. Sie sah, dass das Video bereits vier Millionen Mal angeklickt worden war. Tausende Nutzer von Amerika bis Europa hatten es kommentiert. Viele schrieben, wie sehr sie sich vor Lizzie Velásquez ekelten. Sie fragten, ob sie ein »Monster« sei oder ein »Außerirdischer«. Einer hinterließ die Nachricht: »Lizzie, tu der Welt einen Gefallen, und setz dir eine Pistole an den Kopf!«

Lizzie Velásquez war damals 17. Sie ging noch zur Highschool und wog bei einer Körpergröße von 1,57 Metern gerade mal 28 Kilogramm. Heute, acht Jahre später, wiegt sie nicht ein Gramm mehr. Es sei beinahe ihr Maximalgewicht, sagen ihre Ärzte.

Lizzie Velásquez leidet an einer seltenen Erbkrankheit, am neonatalen progredienten Syndrom, ihrem Körper fehlen Muskelmasse und Unterhautfettgewebe. Um aktiv zu bleiben und ihr Immunsystem zu stärken, isst sie zwischen 7000 und 8000 Kalorien am Tag. »Trotzdem sehe ich aus wie ein Storch«, sagt Velásquez, als sie am Telefon von ihrer Krankheit erzählt. Sie lacht dabei, und ihre helle Stimme überschlägt sich kurz.

Lizzie Velásquez spürte schon früh, dass sie anders war. Nach ihrer Geburt, sagt sie, hätten die Ärzte ihrer Mutter und ihrem Vater zunächst nur ein Foto von ihr gezeigt. Sie wollten die Eltern nicht erschrecken.

Lizzie sah nicht aus wie die meisten Babys.

Sie war ein knochiges Wesen von knapp 1200 Gramm, die Haut spannte sich direkt über das Skelett. Ihre Eltern liebten sie trotzdem. Bis Lizzie vier Jahre alt wurde, kauften sie ihr zum Anziehen Puppenkostüme in Spielwarenläden, für normale Kleidung war ihre Tochter zu dünn.

Später, im Kindergarten und in der Schule, lachten die anderen Kinder über das Mädchen mit dem Gesicht einer alten Frau. Fremde Menschen drehten sich auf der Straße nach Lizzie Velásquez um. Sie bekam das alles mit, und sie war häufig traurig darüber, aber nie verzweifelte. Ihre Eltern und auch ihre zwei Geschwister, die beide gesund auf die Welt gekommen waren, liebten sie, das gab ihr Kraft.

Als sie aber das Video im Internet entdeckte und die Verachtung spürte, brach diese Welt für Lizzie Velásquez ganz plötzlich in sich zusammen.

Sie las, sie sei eine Beleidigung für die Menschheit.

Sie las, dass jemand, der so aussehe wie sie, nicht würdig sei zu leben.

Sie verließ bald nicht mehr das Haus, weil sie Angst bekam und weil sie sich schämte. Sie versteckte sich in ihrem Zimmer, erst Wochen, dann Monate, schließlich fast ein ganzes Jahr.

Erst als sie sich eines Nachts bei dem Gedanken ertappte, sich allein wegen ihres Aussehens umbringen zu wollen, so sagt sie, »machte es plötzlich klick«. Sie lag in ihrem Bett und dachte darüber nach, weshalb es Menschen in ihrem Leben gab, die sie mochten; da war eine Familie, die sie liebte, und da waren wenige, aber dafür enge Freunde, die immer zu ihr standen und denen ihr Aussehen egal war.

In dieser Nacht, erzählt Lizzie Velásquez, sei ihr klar geworden, dass nicht sie selbst hässlich war, sondern nur das Ver-

halten jener Menschen, die sie absichtlich verletzten. Sie beschloss, sich nicht länger zu verstecken und sich nicht darüber zu definieren, was andere über sie dachten oder sagten oder über sie im Internet verbreiteten. Sie ging bald wieder zur Schule und ein paar Jahre später sogar aufs College. Auch dort gab es Menschen, die sie verspotteten, aber Lizzie Velásquez hörte ihnen einfach nicht mehr zu. »Mit jedem bösen Wort und jeder Beleidigung«, sagt sie, »wuchs mein Wille, es diesen Leuten zu zeigen und erst recht ein glückliches Leben zu führen.«

Es dauerte vier Jahre, dann machte sie ihren ersten Hochschulabschluss. Nebenbei schrieb sie zwei Selbsthilfebücher, der dritte Titel, »Choosing Happiness«, ist gerade erschienen. Lizzie Velásquez ist heute eine erfolgreiche Motivationstrainerin, tritt häufig in Talkshows auf und plant einen Dokumentarfilm zum Thema »Mob-

bing«. Vor einigen Monaten sprach sie auf einer Konferenz über ihren Umgang mit Beleidigungen und über die Frage, ob sie sich manchmal wünsche, in einem anderen Körper geboren zu sein. Lizzie Velásquez sagte, sie würde nichts mehr an sich ändern wollen. Sie klang wie eine zufriedene junge Frau.

Das Video ihrer Rede erreichte im Internet mehr als sechs Millionen Aufrufe - zwei Millionen mehr als das Schmähvideo aus ihrer Jugend. In den Kommentaren darunter schrieben Tausende Menschen, wie sehr sie Lizzie Velásquez für ihren Mut bewunderten. Ein Nutzer bemerkte, was für hübsches langes Haar sie doch habe. Es war das erste Mal in ihrem ganzen Leben, sagt Lizzie Velásquez, dass jemand Fremdes etwas Schönes an ihr fand.

Als sie sich dabei ertappte, sich wegen ihres Aussehens umbringen zu wollen, »machte es plötzlich klick«. Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Februar und im April 2019

In der SPIEGEL-Rubrik »Ein Video und seine Geschichte« schreibt Claas Relotius über ein Mädchen namens Lizzie Velásquez, das an einer Erbkrankheit leide und im Internet gemobbt worden sei als »die hässlichste Frau der Welt«. Ein acht Sekunden langes Video zeige ein »unscharfes Standbild« ihres Gesichts: »die faltige Haut, die schnabelförmige Nase, die hervorstehenden Augen«. Jemand »in der Schule« müsse das Foto heimlich von ihr gemacht und ins Internet gestellt haben, steht im Text. Das sei vor acht Jahren gewesen.

Die damals 17-jährige Lizzie Velásquez habe das Video auf YouTube entdeckt, das Haus zeitweise nicht mehr verlassen und an Selbstmord gedacht. Dann sei ihr klar geworden, dass nicht sie hässlich gewesen sei, sondern das Verhalten jener Menschen, die sie beleidigten. Sie habe die seelische Krise überwunden, sei erfolgreiche Motivationstrainerin und habe auf einer Konferenz erklärt, sie akzeptiere ihren Körper so, wie er sei. Das Video dieser Rede erreichte im Internet mehr als sechs Millionen Aufrufe - zwei Millionen mehr als das Schmähvideo aus ihrer Jugend.

Lizzie Velásquez war und ist als Motivationstrainerin und Au-

torin in den Medien und im Netz sehr präsent. Die im Text gemachten Angaben über Alter, Gewicht und Größe sind schnell zu finden und in der Relotius-Geschichte weitgehend richtig. Unkorrekt sind nur die »hervorstehenden Augen«. Dadurch, dass es ihr aufgrund ihrer Krankheit an Unterhautfettgewebe mangelt, sehen die Augen eher eingefallen beziehungsweise »ausgehöhlt« aus.

Lizzie Velásquez hat in einer Talkshow die Existenz eines Schmähvideos bestätigt. Es lässt sich allerdings nicht eindeutig zuordnen, möglicherweise handelt es sich um ein Video, dessen Eingangsbild mit dem in der Relotius-Geschichte abgebildeten Foto identisch ist. Der Clip dauert acht Sekunden, aber er ist mit Ton, nämlich mit der Stimme von Lizzie Velásquez, und stammt eindeutig nicht aus einem schulischen Umfeld.

Relotius schreibt, er habe mit Lizzie Velásquez gesprochen. Die wenigen wörtlichen Zitate von ihr im Artikel sind aber zu meist auch den oben genannten Quellen zu entnehmen. Auf die Versuche des SPIEGEL, mit ihr Kontakt aufzunehmen, um nachzufragen, hat sie bisher nicht geantwortet.



Heim in die Hölle

Verbrechen Kinder zu quälen war jahrzehntelang üblich. Nun fand man Leichen, und Überlebende berichten, was ihnen hier geschah. Bis 2011 war die einst größte Besserungsanstalt der USA in Betrieb – ein Ort der Folter, mitten in Florida. Von Claas Relotius



Ehemaliger Häftling Cooper. Ausgepeitschte Rücken, Brandmale auf der Haut

Jeder Schritt ist für Jerry Cooper eine Mutprobe, mit jedem Meter vorwärts kehrt ein Stück Angst zurück. Er zittert, es ist alles noch da, nichts hat Cooper vergessen. Nicht das Football-Feld, auf dem die Erzieher ihn zwingen zu spielen. Nicht das Haus des Direktors mit dem großen Speisesaal, von dessen Betonboden die Jungen das Essen auflecken mussten, wenn sie nicht aufgegessen hatten. Nicht die aneinandergereihten Ziegelsteinbaracken, aus denen die Aufseher ihn und die anderen zerrten, mitten in der Nacht. Kniehoch steht das Gras auf dem Gelände, die hölzernen Flutlichtmasten, die Gebäude, es ist alles wie damals. Über dem alten Eingangstor hängt noch das große, rostige Schild mit den Mahnungen, die jeden Jungen erwarteten, der in die Anstalt von Marianna kam.

»Du sollst nicht länger eine Gefahr für die Gesellschaft sein.«

»Du sollst lernen, dich an Regeln zu halten.«

»Du sollst daran arbeiten, ein aufrechter und guter Mensch zu werden.«

Cooper, 69, ein grauhaariger Mann mit Schnurrbart und verblassten Tattoos auf den Armen, geht schleppend durch das Tor, er wandert schweigend über den Hof. Er sieht Gitterstäbe, zerbrochene Fensterscheiben. Hier die Unterrichtsräume, in denen die Lehrer wegsahen und nichts wissen wollten. Dort die Krankenstation, wo die Schwestern stumm die Wunden der Jungen pflegten: ausgepeitschte Rücken, zerschlagene Gesichter, Brandmale auf der Haut. Die Jungen weinten, schrien, manche riefen nach ihren Müttern. Nach draußen drang nichts.

Jerry Cooper war 15 Jahre alt, ein Junge auf Segelbooten und Pomade im Haar, als man ihn in die Florida School for Boys brachte, im Dezember 1960. Zehn Monate später, als er das Heim wieder verließ, war seine Jugend für immer vorbei. Er deutet auf ein kleines Haus, das noch immer auf einem grasbewachsenen Hügel der Anstalt steht. Ein weißer Betonschuppen mit Holzplanken vor den Fenstern. Die Aufseher nannten es das »White House«. Kein Junge, der es von innen gesehen hat, kann es vergessen.

Cooper erzählt, dass er und die anderen nicht viel anstellen mussten, um bestraft zu werden. Es genügte ein nicht gemachtes Bett, eine unerledigte Schulaufgabe oder ein falsches Wort im falschen Augenblick. »Viele Jungen waren einfach irgendwann dran«, sagt Cooper. »Die Männer, die uns holten, wollten ihren Spaß haben.« An Blut und Schweiß. An Folter und Vergewaltigungen. An Schreien, die niemand hörte.

Marianna liegt eine gute Autarstunde westlich von Tallahassee. Es ist eine Kleinstadt im Norden Floridas. Ausgestreckte Sandspitze und jahrhundertalte Eukalyptuswälder umgeben die Stadt. Ein alter Baum hängt das Spanische Moos über die Straßen hinab wie Lamellen.

Was hier, im Herzen von Jackson County, geschah, spielte sich häufig im Verborgenen ab. Eine beherrschte der Krebse-Klan des Ort. Männer mit weißen Kapuzen und brennenden Kreuzen, sie ritten nachts durch die Felder, auf der Jagd nach Schwärzen, die sie an den Häusern aufknüpfen, aber kaum jemand sprach darüber. Heute leben knapp 3000 Menschen in Marianna. Die Stadt zittert drei Kirchen, zwei Jughäusern und eine Hauptstraße, die sich Fluchtartig zwischen heruntergekommenen Flachbauten bläut. Weit draußen, versteckt hinter einem Wald, liegt die Florida School for Boys. Mit ihren

Heim in die Hölle

Verbrechen. Kinder zu quälen war jahrzehntelang üblich. Nun fand man Leichen, und Überlebende berichten, was ihnen hier geschah. Bis 2011 war die einst größte Besserungsanstalt der USA in Betrieb - ein Ort der Folter, mitten in Florida. Von Claas Relotius

52 | DER SPIEGEL 32/2014, 4.8.2014

Jeder Schritt ist für Jerry Cooper eine Mutprobe, mit jedem Meter vorwärts kehrt ein Stück Angst zurück. Er zittert, es ist alles noch da, nichts hat Cooper vergessen. Nicht das Football-Feld, auf dem die Erzieher ihn zwingen zu spielen. Nicht das Haus des Direktors mit dem großen Speisesaal, von dessen Betonboden die Jungen das Essen auflecken mussten, wenn sie nicht aufgegessen hatten. Nicht die aneinandergereihten Ziegelsteinbaracken, aus denen die Aufseher ihn und die anderen zerrten, mitten in der Nacht.

Kniehoch steht das Gras auf dem Gelände, die hölzernen Flutlichtmasten, die Gebäude, es ist alles wie damals. Über dem alten Eingangstor hängt noch das große, rostige Schild mit den Mahnungen, die jeden Jungen erwarteten, der in die Anstalt von Marianna kam.

»Du sollst nicht länger eine Gefahr für die Gesellschaft sein.«

»Du sollst lernen, dich an Regeln zu halten.«

»Du sollst daran arbeiten, ein aufrechter und guter Mensch zu werden.«

Cooper, 69, ein grauhaariger Mann mit Schnurrbart und verblassten Tattoos auf den Armen, geht schleppend durch das Tor, er wandert schweigend über den Hof. Er sieht Gitterstäbe, zerbrochene Fensterscheiben. Hier die Unterrichtsräume, in denen die Lehrer wegsahen und nichts wissen wollten. Dort die Krankenstation, wo die Schwestern stumm die Wunden der Jungen pflegten: ausgepeitschte Rücken, zerschlagene Gesichter, Brandmale auf der Haut. Die Jungen weinten, schrien, manche riefen nach ihren Müttern. Nach draußen drang nichts.

Jerry Cooper war 15 Jahre alt, ein Junge

mit Segelohren und Pomade im Haar, als man ihn in die Florida School for Boys brachte, im Dezember 1960. Zehn Monate später, als er das Heim wieder verließ, war seine Jugend für immer vorbei. Er deutet auf ein kleines Haus, das noch immer auf einem grasbewachsenen Hügel der Anstalt steht. Ein weißer Betonschuppen mit Holzplanken vor den Fenstern. Die Aufseher nannten es das »White House«. Kein Junge, der es von innen gesehen hat, kann es vergessen.

Cooper erzählt, dass er und die anderen nicht viel anstellen mussten, um bestraft zu werden. Es genügte ein nicht gemachtes Bett, eine unerledigte Schulaufgabe oder ein falsches Wort im falschen Augenblick. »Viele Jungen waren einfach irgendwann dran«, sagt Cooper. »Die Männer, die uns holten, wollten ihren Spaß haben.« An Blut und Schweiß. An Folter und Vergewaltigungen. An Schreien, die niemand hörte.

waltungen. An Schreien, die niemand hörte.

Marianna liegt eine gute Autostunde westlich von Tallahassee. Es ist eine Kleinstadt im Norden Floridas. Ausgetrocknete Sümpfe und jahrhundertalte Bäume umschließen sie wie eine Insel, von den Ästen hängt das Spanische Moos der Südstaaten herab wie Lametta.

Was hier, im Herzen von Jackson County, geschah, spielte sich häufig im Verborgenen ab. Einst beherrschte der Ku-Klux-Klan den Ort, Männer mit weißen Kapuzen und brennenden Kreuzen, sie ritten nachts durch die Felder, auf der Jagd nach Schwarzen, die sie an den Bäumen aufknüpften, aber kaum jemand sprach darüber. Heute leben knapp 9000 Menschen in Marianna. Die Stadt zählt drei Kirchen, zwei Jagdklubs und eine Hauptstraße, die sich kilometerlang zwischen heruntergekommenen Flachbauten hinzieht. Weit draußen, versteckt hinter einem Wald, liegt die Florida School for Boys. Mit ihren Suchscheinwerfern und meterhohen Stacheldrahtzäunen erinnert sie an eine aus der Zeit gefallene Kaserne.

Furchtbar sind ihre Geheimnisse. Auf dem Gelände der einstigen Besserungsanstalt wurden im vergangenen Herbst zwei Dutzend Kinderleichen gefunden, die in offiziellen Sterberegistern fehlen. Die Gräber lagen auf dem alten Friedhof der Anstalt, einer unscheinbaren Wiese auf der Rückseite des Geländes. Jerry Cooper führt an ihren Rand, er schaut auf Dutzende breite Löcher im Boden, er umklammert den Absperrzaun, als müsste er sich festhalten. Es ist Mittag, die Sonne scheint senkrecht herab, der Geruch trockener Erde liegt in der Luft. Bis Anfang des Jahres gruben Wissenschaftler, Anthropologen, hier nach Skeletten und Leichenresten. Jetzt kreisen Vogelscharen über der Stelle, um sich in der aufgerissenen Erde die Würmer zu schnappen.

Die Florida School for Boys war eine Festung, von der Welt isoliert, aber Gerüchte gab es von Anfang an. Es war das Jahr 1903, das Heim war gerade gegründet, da erzählten Aufsichtsbeamte schon von Jungen, die man in den Schlafbaracken an Ketten hielt. Keine elf Jahre später kamen sechs Kinder bei einem Brand im Schlafsaal ums Leben. Sie waren in ihrer Schlafbaracke eingeschlossen, als die Alarmsirenen heulten. 1958 berichtete ein ehemaliger Mitarbeiter vor einem Ausschuss des US-Senats von schweren Misshandlungen und Folter. 1968 schrieb die Reporter einer Lokalzeitung über Vergewaltigung im »Heim der Hölle«.

Mit knapp 200 Aufsehern für 800 Jungen war die Florida School for Boys eines der größten und ältesten Erziehungsheime der USA; bis 1968 war die Anstalt in Sektionen für weiße und für schwarze Jungen

geteilt. Elf Jahrzehnte lang unterhielt der Staat das Internat, vor drei Jahren wurde die Anstalt geschlossen. Sie war gedacht für Kinder und Jugendliche, die im Laden Zigaretten gestohlen hatten oder am Steuer eines Autos erwischt worden waren. Jerry Cooper war zum dritten Mal von zu Hause weggelaufen. Einmal zu viel für den Richter, der ihn an einem verregneten Dezembermorgen nach Marianna schickte. Die Aufseher der Anstalt sollten ihn Gehorsam und Respekt vor Autoritäten lehren. Von dem Albtraum, der im White House auf ihn wartete, wusste er nichts.

Cooper ist heute ein Mann mit rauer Stimme und gefurchtem Gesicht. Er lächelt nur selten und wenn doch, dann erinnert sein Lächeln an die Grimassen, hinter denen sich Gebrochene oft verstecken. Er wirkt nicht wie jemand, der sich aufspielt. Er sagt, ihn hätten sie nur einmal geholt. Die Geschichte, die er erzählt, handelt von einer Nacht im Juni 1961. Er zieht nach jedem Satz an seiner Zigarette, als schnappte er nach Luft.

Zwei Männer in Uniform kamen abends in den Schlafraum, packten ihn an den Schultern und zerrten ihn nach draußen auf den Hof. Dort schubsten sie ihn in einen blauen Wagen und fuhren mit ihm bis ans Ende des Anstaltsgeländes, dorthin, wo der Wald begann und das White House stand. Es gab keinen Anlass. Er war einfach dran. Als sie ihn mit einem Tritt durch die Tür stießen, schlug ihm der Gestank von Schnaps und Körperflüssigkeiten entgegen. Auf der Bank vor ihm saßen drei Männer, die ihre Hemdsärmel aufgekrempt und ihre Anzüge akkurat über einen Stuhl gehängt hatten.

In der Dunkelheit konnte er ihre Gesichter nicht genau erkennen, einer von ihnen hatte nur einen Arm und einen Gürtel in der Hand. Es war Troy Tidwell, ein leitender Aufseher, der sich den linken Arm Jahre zuvor mit einer Schrotflinte zerschossen hatte und in der Anstalt als besonders brutal galt. Cooper versuchte zu fliehen, zur Tür zu gelangen, zu entkommen. Aber seine Peiniger traten ihn nieder, fesselten ihn auf dem Boden, ihr Schweiß tropfte auf seine Haut.

Bald rissen sie ihm das Nachthemd vom Leib, bald begannen die Hiebe mit den Peitschen und Gürteln. Sie schlugen so hart zu, dass seine Haut aufplatzte. Jerry Cooper wurde ohnmächtig, erst am nächsten Morgen kam der Junge wieder zu Bewusstsein, da lag er drüben im Schlafraum in seinem Bett. Sein rechter Fuß war gebrochen, ihm fehlten sechs Schneidezähne, seine Lippen waren aufgeplatzt wie überreife Pflaumen. Er war vergewaltigt worden. Die Matratze war rot von seinem Blut.

In jener Nacht, sagt Cooper, hätten ihn die Männer gebrochen, die vermeintlichen

Erzieher und Aufseher, die Lastwagenfahrer und Straßenbauer waren, Arbeiter aus Marianna, die dem Staat gut genug erschienen, um schwierigen Jungen Disziplin beizubringen. Ein Teil von ihm, sagt Cooper, sei immer in jener Nacht geblieben. Andere, Freunde von ihm, keine 13 Jahre alt, kamen nie mehr aus dem White House zurück. Sie blieben verschwunden von einem Tag zum nächsten. »Als hätte ein Loch in der Anstalt sie verschluckt.«

53 Jahre sind Coopers Erlebnisse alt, John F. Kennedy war damals Präsident, und die Amerikaner hatten den Mond noch nicht betreten. Fünf Jahrzehnte später steht Erin Kimmerle in einem fensterlosen Forschungslabor in Tampa vor einem Metalltisch mit Knochenteilen und zwei Dutzend Rätself. Die Anthropologin der University of South Florida ist eine 41-jährige Frau mit Dokortitel und ruhiger Stimme, feingliedrigen Händen und langen, blonden Haaren. Sie sucht nach Antworten auf die Frage, zu wem die Skelette gehören, die sie und ihr Team im Erdboden der Anstalt fanden.

Das Heim hatte über die Jahre 31 Gräber mit namenlosen, weißen Kreuzen markiert und einen eigenen Friedhof angelegt. Aber die Forscher fanden 24 Skelette, die von Menschen stammten, die ohne Kennzeichnung verscharrt worden waren. Kinder, die in keinen Dokumenten auftauchen. Jungen, die ohne Särge bestattet wurden, vergraben wie dunkle Geheimnisse.

Erin Kimmerle träumte schon als junges Mädchen davon, Forscherin zu werden und wie eine Detektivin den Verbrechen vergangener Tage nachzuspüren. Auf dem College belegte sie Kurse in Anthropologie und Archäologie. Später spezialisierte sie sich auf Forensik und arbeitete für die Uno an Gräbern und Tatorten auf der ganzen Welt: Nigeria, Ruanda, Bosnien, Kosovo, überall dort trugen ihre Ausgrabungen zur Aufklärung von Morden und Kriegsverbrechen bei. Kimmerle gehört zu den renommiertesten forensischen Anthropologen der USA, aber nie zuvor lagen ihre Fälle derart vor der eigenen Haustür, und noch nie hatte sie es mit Spuren zu tun, die so weit in die Vergangenheit führen wie die Jungenleichen in Marianna.

Was ihr Team im Erdboden des Friedhofs entdeckte, waren neben Skelettteilen und Milchzähnen auch jahrzehntealte Münzen und Murmeln, die sich in den Hosentaschen einiger Kinder befunden haben mussten, als man ihre toten Körper vergrub. In Kimmerles Labor, ausgerüstet mit mannshohen Röntgengeräten, liegen die Funde nebeneinander wie Puzzleteile. Bodenproben lassen vermuten, dass die Jungen zu verschiedenen Zeitpunkten zwischen 1918 und 1973 starben. Anhand ihrer Überreste die Identitäten und Schicksale

zu rekonstruieren ist kompliziert, doch Kimmerle glaubt an eine Chance. DNA-Analysen sollen helfen herauszufinden, wer die Jungen waren.

Viele Angehörige haben nie erfahren, wie, warum und wann genau ihre Söhne oder Brüder in der Florida School for Boys ums Leben kamen. Wenn ein Junge starb, verschickten die Anstaltsleiter ein paar kurze Sätze, einen Brief oder ein Telegramm. Sie schrieben, dass eine Grippe oder eine Lungenentzündung schuld am Tod der Kinder gewesen sei, und sie beerdigten sie, noch bevor ihre Familien die Leichname sehen und Abschied nehmen konnten. Die meisten Eltern fanden sich damit ab, vielen fehlte auch das Geld für eine Bestattung. An Misshandlungen oder gar Morde im Heim dachte niemand, auch weil es kein Heimjunge je gewagt hätte, vom Grauen in Marianna zu erzählen.

Jerry Cooper verlor nach seiner Entlassung über 40 Jahre lang kein Wort über das White House. Erst hielt er sich verängstigt an das Verbot der Aufseher, jemals über die Geschehnisse zu reden. Später, sagt er, habe er sich geschämt, davon zu erzählen. Selbst vor seiner Mutter, erst recht vor seinen Frauen, er ist nun zum zweiten Mal verheiratet.

Seine Vergangenheit holte ihn an einem Nachmittag im Dezember 2008 wieder ein. Jerry Cooper saß zu Hause in Südflo-rida vor dem Fernseher, und der Nachrichtensender CNN berichtete vom Tod eines 14-jährigen schwarzen Jungen in einem Erziehungs-camp in Panama City, einem Ort an der Küste Floridas, nur eine Autostunde von Marianna entfernt. Der Junge war kollabiert, als ihn Aufseher mit Schlägen und Tritten zum Laufen zwingen wollten. Und plötzlich fiel auch der Name von Mariana, der Florida School for Boys.

Die Rede war von einem Dutzend Männern, die aussagten, in jener Anstalt ähnliche und schlimmere Misshandlungen erfahren zu haben als nun der Junge in Panama City. Die Fernsehbilder zeigten das weiße Gebäude, an das Jerry Cooper all die Jahre vor dem Einschlafen hatte denken müssen. Das Haus seiner Albträume. Das White House. Sein Herz raste.

Er begann, die Männer aus dem Fernsehbericht zu suchen, die anderen Opfer. Er fand Charles Dowell, 67, einen bärtigen Mechaniker aus Clearwater, Florida, der auf dem Parkplatz eines Supermarktes zusammengebrochen war, weil ihn die Nachrichten aus Panama City so sehr an seine eigene Geschichte im White House erinnerten. Er fand Roger Kiser, 68, einen Schriftsteller aus Brunswick, Georgia, der inzwischen zum sechsten Mal verheiratet war und noch immer keinen Menschen umarmen konnte. Cooper fand Mike Anderson, 67, einen Architekten aus Berkeley, Kalifornien, der ihm erzählte, dass er nicht

im Dunkeln habe schlafen können, bis er vierzig gewesen sei. James Griffin, ein Rentner aus Apoka, Florida, war 68 und konnte das noch immer nicht.

Sie tauschten sich aus über das Unsagbare, sie schwiegen, weinten gemeinsam und beschlossen, nach weiteren Opfern zu suchen. Mit der Hilfe eines Freundes stellte Cooper eine Seite ins Netz, auf der er seine Geschichte erzählte und andere Männer ermutigte, das Gleiche zu tun. Er gab der Seite den Titel »The White House Boys Organization« und hinterließ die Telefonnummer zweier Anwälte, denen er vertraute. Mehr als 200 Anrufe gingen in den darauffolgenden Monaten ein, sie kamen aus ganz Amerika, und sie fügten sich zu einem Bild: Aufgewühlte, ältere Herren erzählten von ihren Wunden, davongetragen in der Anstalt von Marianna.

Die Opfer und Zeugen berichteten übereinstimmend, wie sie zu Oralsex gezwungen wurden; wie Jungen totgeprügelt wurden, wenn sie nicht gehorchten; wie behinderte Kinder an Ketten gehalten wurden und in ihren eigenen Exkrementen starben. Fast alle Zeugen erwähnten unter den vielen Angestellten der Florida School for Boys genau zwölf Erzieher und Aufseher, darunter stets den einarmigen Troy Tidwell, der mit der Eisenschnalle seines Gürtels so auf sie eingedroschen habe, dass breite Narben auf ihren Rücken noch immer davon zeugten.

Die Florida School for Boys hatte inzwischen seinen anderen Namen und wurde offiziell seit 1968 ohne körperliche Strafen geführt, aber die Wirklichkeit sah anders aus. 2009 klagten die Männer, die sich jetzt die »White House Boys« nannten, gegen die Anstalt, woraufhin Floridas Strafverfolgungsbehörde Ermittlungen einleitete. Zwei Jahre später wurde das Erziehungsheim geschlossen; aus Budgetgründen, wie es offiziell hieß.

Von den in der Klage genannten Angestellten lebte nur noch einer. Es war Troy Tidwell, jener Einarmige, der Mann mit dem Gürtel, den die ehemaligen Insassen als brutalsten und sadistischsten von allen beschrieben.

Tidwell, inzwischen über neunzig und in einem Pflegeheim lebend, hatte bis zu seiner Pensionierung fast vier Jahrzehnte lang für die Anstalt und den Staat gearbeitet. Als er mit den Vorwürfen konfrontiert wurde, sprach er von »Klapsen«, die er einigen Jungen »hin und wieder« gegeben habe. Seine Bekannten beschrieben ihn als ehrlichen und treu sorgenden Familienvater, der auf Gemeindefeiern gern bis als Letzter tanzte und Kindern gegenüber voller Wärme war. Im Jahr 2011 stellte die Behörde ihre Ermittlungen gegen Tidwell und die Anstalt schließlich ein. Misshandlungen, so hieß es, seien strafrechtlich verjährt, und Morde ließen sich nicht mehr

beweisen.

Es war zu dieser Zeit, der Fall war so gut wie geschlossen, als Erin Kimmerle von der Universität in Tampa auf die Vorwürfe gegen das Erziehungsheim aufmerksam wurde. Sie hörte die Geschichten von Jungen, die unter rätselhaften Umständen ums Leben gekommen waren. Als Forscherin, die sich seit Jahren mit Leichen auf der ganzen Welt befasste, erschien ihr das alles verdächtig. Sie wusste, dass staatliche Erziehungsanstalten spätestens seit den Zwanzigerjahren zur Dokumentierung von Sterbefällen verpflichtet gewesen waren. Aber es dauerte zwei Jahre, bis sie die Genehmigung erhielt, den Friedhof mit Spürhunden und Radargeräten zu erforschen. Im vergangenen Herbst stieß sie schließlich auf die versteckten Gräber.

»Was wir gefunden haben«, sagt Kimmerle in ihrem Labor in Tampa, »sind noch keine Beweise, aber es sind Spuren.« Gleich mehrere Skelette wiesen eine eingedrückte und zertrümmerte Schädeldecke auf, zurückzuführen, sagt Kimmerle, auf Fremdeinwirkung. Echte Beweise zu finden wird schwierig werden. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass Troy Tidwell, der einarmige Schläger, noch einen Prozess erlebt.

Kimmerles Untersuchungen gehen weiter, Floridas Justizbehörde finanziert ihre Arbeit mit. Sie sagt: »Die versteckten Gräber, die mysteriösen Tode, die Frakturen an einigen Skeletten - alles spricht dafür, dass hier Dinge geschehen sind, von denen niemand etwas wissen sollte.« Sie vermutet, dass noch mehr Leichen auf dem Heimgelände liegen könnten, vom August an geht die Suche weiter. Die namenlosen Toten waren bisher alles Schwarze. Kimmerle geht davon aus, dass es irgendwo ein Feld mit toten Weißen geben muss.

Ehe die Skelette von Marianna gefunden wurden, ließ sich Jerry Cooper wieder und wieder an Lügendetektoren anschließen. Er war besessen davon zu beweisen, dass nichts an seinen Geschichten erfunden sei. Die Narben auf seiner Haut genügten nicht. Kaum jemand hatte ihm und den anderen Opfern glauben wollen. Nicht der Staat, nicht die Polizei, am wenigsten die Menschen in Marianna. Allein zu bleiben mit seiner Geschichte gehört zu seinen bittersten Erfahrungen.

Cooper fährt im Auto langsam die alte Hauptstraße der Stadt entlang, er erzählt. Durch die offenen Fensterscheiben weht warme Luft, draußen ziehen einzeln blinkend die Buchstaben kaputter Leuchtreklamen vorbei, der Abend legt sich über Florida. Cooper nimmt seit Jahren Beruhigungsmittel. Vor ein paar Tagen erst, sagt er, sei seine Frau über das Wochenende zu ihrer Schwester nach Tallahassee gefahren. Er blieb allein zu Hause, er fühlte sich stabil. Er mähte den Rasen, schaute

Football, ging früh schlafen. Aber mitten in der Nacht wurde er wach.

Er glaubte, ein Geräusch gehört zu haben, und als er die Augen öffnete, saß ein einarmiger Mann mit einem Gürtel in der Hand auf seinem Bett und starrte ihn an. Jerry Cooper zog die Decke über sein Gesicht und verkroch sich darunter wie der Heimjunge, der er einst war und der die Schreie aus dem White House hörte.

In den Autofenstern zieht Marianna vorbei, am Ortsausgang steht eine Handvoll Händler am Straßenrand und bietet Whi-

te-House-Antiquitäten an, Stühle, Eisenketten, angebliche Folterbänke, die aus dem Erziehungsheim stammen und Auswärtigen als schaurige Souvenirs dienen sollen. In Marianna selbst sucht man noch heute vergebens nach Bewohnern, die an die Verbrechen in der Anstalt glauben. Obwohl hier fast jeder jemanden kennt, der einmal für die Florida School for Boys gearbeitet hat, wird eisern geschwiegen. Wer weiß noch von den Geschehnissen? Wer will nichts wissen? Wie viele schweigen?

Jerry Cooper schweigt nicht mehr. Ein-

mal, an einen Lügendetektor angeschlossen, stellte man ihm Fragen zum Alltag im Heim, zu den Aufsehern, auch zur Nacht seiner Misshandlungen im White House. Das Ergebnis ließ den Experten keine Zweifel, dass er die Wahrheit sagte. Nur einmal schlug das Gerät erkennbar aus und zeigte eine Lüge an. Cooper wurde gefragt, ob er die Geschehnisse im Erziehungsheim mittlerweile verarbeitet habe. Er antwortete mit Ja.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Überprüft im Januar 2019

In dem Text, der im August 2014 erschienen ist, geht es um eine Anstalt für schwer erziehbare Jugendliche in Marianna im US-Bundesstaat Florida, die »Florida School for Boys«. In der im Jahr 1900 eröffneten Anstalt wurden jahrzehntelang Kinder und Jugendliche von den Wärtern gequält, geschlagen und gefoltert, 2011 wurde sie geschlossen. Ehemalige Insassen haben sich vor rund zehn Jahren als »White House Boys« zusammengeschlossen (benannt nach einem weißen Haus auf dem Anstaltsgelände, in dem die Jungs gequält wurden), ihre Leidensgeschichten veröffentlicht und kämpfen seither dafür, dass so etwas nicht mehr passiert. In dem Artikel »Heim in die Hölle« begleitet Claas Relotius einen, der diesen Horror vor mehr als 50 Jahren selbst erlebt haben soll.

Der Text enthält offenkundig zahlreiche Fälschungen, Übertreibungen und Dramatisierungen. Relotius war tatsächlich vor Ort und hat einige Tage mit Jerry Cooper, dem Protagonisten seiner Geschichte verbracht. Auf Anfrage des SPIEGEL zeigte der sich zunächst überrascht und dann wütend über den Inhalt: Trotz mehrfacher Nachfrage habe Relotius ihm nie eine englische Übersetzung des Artikels geschickt.

Der Text beginnt schon mit einer Übertreibung: Wer nicht aufaß, habe das Essen vom Boden auflecken müssen, schreibt Relotius. Diese Schikane gab es laut Cooper nicht.

»Über dem alten Eingangstor hängt noch das große, rostige Schild mit den Mahnungen, die jeden Jungen erwarteten, der in die Anstalt von Marianna kam: 'Du sollst nicht länger eine Gefahr für die Gesellschaft sein.' 'Du sollst lernen, dich an Regeln zu halten.' 'Du sollst daran arbeiten, ein aufrechter und guter Mensch zu werden.'« So führt Relotius das Anstaltsgelände ein, viele Leser dürften dabei an den Eingang eines KZ gedacht haben. In Wirklichkeit hat es laut Cooper dieses Schild nie gegeben. Auch die »Händler am Straßenrand«, die angeblich White-Hou-

se-Antiquitäten anbieten, »Stühle, Eisenketten, angebliche Folterbänke, die aus dem Erziehungsheim stammen und Auswärtigen als schaurige Souvenirs dienen sollen«, gibt es demnach nicht. Mitten im Ort gibt es allerdings einen Laden mit dem Namen »White House Antiques«.

Eine ergreifende Szene, in der Relotius mit Cooper zum Friedhof auf dem Anstaltsgelände geht, auf dem nach heimlich vergrabenen Kinderleichen gesucht wird, hat wohl nicht stattgefunden, der Zugang war abgesperrt.

Weiter schildert der Text detailreich, wie der Junge im Juni 1961 von den Wärtern gefoltert wird. Da der heute 74 Jahre alte Mann seine Geschichte selbst veröffentlicht hat, lässt sich gut vergleichen, wie sehr der SPIEGEL-Text übertreibt. Die von Relotius erwähnte Vergewaltigung hat Cooper zufolge nie stattgefunden.

Relotius beschreibt, dass Cooper durch einen Fernsehbeitrag über eine andere Anstalt an die Vergangenheit erinnert wird und sich dann auf die Suche nach Leidensgenossen macht und sie findet. Die Männer werden namentlich genannt, die erlittenen Traumata detailliert beschrieben - Cooper aber hat nach eigenen Angaben nie von ihnen gehört. Und er hat auch nicht von seinem schlimmsten Peiniger geträumt, wie in dem Artikel ausführlich beschrieben.

Wütend ist Cooper zudem über die offenkundige Dramatisierung einer weiteren Sache: Um zu beweisen, dass seine Erzählung wahr ist, hat er sich 2009 an einen Lügendetektor anschließen lassen. Einmal, für drei Fragen - und nicht »wieder und wieder«, wie es im Text heißt. Und die Frage, mit der Relotius die Geschichte enden lässt, wurde laut Cooper nie gestellt: »Nur einmal schlug das Gerät erkennbar aus und zeigte eine Lüge an. Cooper wurde gefragt, ob er die Geschehnisse im Erziehungsheim mittlerweile verarbeitet habe. Er antwortete mit Ja.«

Gesellschaft

Offener Vollzug

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Verbrecher sich selbst resozialisierte

Als das Spezialeinsatzkommando im vergangenen Juli sein Haus umstellte, war Cornealius Anderson noch im Pyjama. Gähmend schmierte er Marmeladenbrote für seine Familie. Es war kurz vor halb sieben an einem Donnerstagmorgen, die Sonne über Webster Groves, einer bürgerlichen Vorstadtsiedlung von St. Louis, Missouri, ging gerade auf, da klopfen die Männer hämmend an die Tür und befahlen ihm, herauszukommen und sich zu stellen.

Cornealius Anderson, 37, verheiratet, Vater von vier Kindern und Besitzer einer kleinen Baufirma, hatte immer gefürchtet, dass ihn seine Vergangenheit irgendwann einholen würde. Als er nun aus seinem Haus trat, blickte er in die Gesichter von acht Polizisten, die in schusssicheren Westen auf seiner Auffahrt standen und mit Pistolen auf ihn zielten. Seine Frau schrie vor Aufregung, es müsse sich um eine Verwechslung handeln, aber Anderson hob nur die Hände und sagte: »Liebling, da gibt es eine Sache, die ich dir nie erzählt habe.«

Die Sache, von der er sprach, war im Sommer 1999 geschehen. Anderson war zu, ein Schulabbrecher ohne Job, der eines Nachts den Leiter einer Burger-King-Filiale überfiel, um an Geld zu kommen. Es war sein Pech, dass Zeugen ihn dabei beobachteten und Polizisten später die Gebrauchsanleitung einer Beretta-Pistole in seiner Wohnung fanden. Ein Richter verurteilte ihn wegen bewaffneten Raubüberfalls zu 13 Jahren Gefängnis.

Eine Strafe, die dem Leben von Cornealius Anderson eine andere Richtung hätte geben können, hätte der Staat ihn damals nicht nur schuldig gesprochen, sondern als Schuldigen auch hinter Gitter gebracht. Das aber versäumten Missouris Justizbehörden. Sie schickten ihn, der nach dem Urteil für die Zeit seiner Berufung zunächst freikam, einfach nie eine Vorladung zum Haftantritt.

Anderson saß zu Hause und wartete je-

zweite Chance gegeben hatte, und so versuchte er, von nun an das Beste aus seinem Leben zu machen.

Er bewarb sich um einen Job, absolvierte eine Ausbildung zum Schreiner und baute die eigene Firma auf. Er lernte seine Frau kennen, heiratete, kaufte ein Haus und gründete eine Familie. Er zahlte regelmäßig Steuern, trainierte das Football-Team seines Sohnes und ging jeden Sonntag in die Kirche. Cornealius Anderson lebte das Leben eines Vorzeigebürgers; an manchen Tagen vergaß er selbst, dass er eigentlich längst mit anderen Schwerverbrechern eine Zelle hätte teilen sollen.

Der Versuch, abzutauchen und sich zu verstecken, unternahm er in allen den Jahren nie. Er behielt seinen Namen, er ging wählen, er verlängerte seinen Führerschein, und er teilte dem Staat sogar mit, wann immer er den Wohnort wechselte. Nur an seltenen Anlässen besuchte er lieber freizeitlebend als, um die Behörden nicht unnötig an seine Akte zu erinnern, die Telefon, seinen ganzen ver-



Entlassener Anderson mit Familie

Der vergessene Räuber von St. Louis

1999 wurde Cornealius Anderson aus Missouri wegen eines Raubüberfalls zu 13 Jahren Haft verurteilt, aber nie eingesperrt: Die Justiz vergaß ihn einfach. Nur wurde ihm die Strafe offiziell erlassen.

Von der Website welt.de

trou sendendem Familienrat und ehrenamtlichen Helfer konnten gelendet hatten, gingen auf die Straße, um für seine Freilassung zu protestieren.

Hilfsuche nicht lange, bis der Fall in den landesweiten Hauptnachrichten landete. Sogar jener Filialleiter, den Anderson vier Jahren überfallen hatte, sprach sich öffentlich für eine Begnadigung aus.

Vier zwei Wochen schließlich entschied der Staat Missouri, Anderson nach nur neun Monaten wieder zu entlassen und seine Strafe als abgepflegt zu betonen. Er verließ Gefängnis die Gesellschaft mehr und habe sich als vorbildlicher Bürger selbst resozialisiert, sagt die Richterin. 13 Jahre auf freiem Fuß hatten aus Cornealius Anderson einen besseren Mann gemacht als 13 Jahre Gefängnis es jemals vermocht hätten. (www.welt.de)

021 09 0203 22 2014 07

Offener Vollzug

Eine Meldung und ihre Geschichte. Wie ein Verbrecher sich selbst resozialisierte

53 | DER SPIEGEL 21/2014, 19.5.2014

Als das Spezialeinsatzkommando im vergangenen Juli sein Haus umstellte, war Cornealius Anderson noch im Pyjama. Gähmend schmierte er Marmeladenbrote für seine Familie. Es war kurz vor halb sieben an einem Donnerstagmorgen, die Sonne über Webster Groves, einer bürgerlichen Vorstadtsiedlung von St. Louis, Missouri, ging gerade auf, da klopfen die Männer hämmend an die Tür und befahlen ihm, herauszukommen und sich zu stellen.

Cornealius Anderson, 37, verheiratet, Vater von vier Kindern und Besitzer einer kleinen Baufirma, hatte immer gefürchtet, dass ihn seine Vergangenheit irgendwann einholen würde. Als er nun aus seinem Haus trat, blickte er in die Gesichter von acht Polizisten, die in schusssicheren Westen auf seiner Auffahrt standen und mit Pistolen auf ihn zielten. Seine Frau schrie vor Aufregung, es müsse sich um eine Verwechslung handeln, aber Anderson hob nur die Hände und sagte: »Liebling, da

gibt es eine Sache, die ich dir nie erzählt habe.«

Die Sache, von der er sprach, war im Sommer 1999 geschehen. Anderson war 22, ein Schulabbrecher ohne Job, der eines Nachts den Leiter einer Burger-King-Filiale überfiel, um an Geld zu kommen. Es war sein Pech, dass Zeugen ihn dabei beobachteten und Polizisten später die Gebrauchsanleitung einer Beretta-Pistole in seiner Wohnung fanden. Ein Richter verurteilte ihn wegen bewaffneten Raubüberfalls zu 13 Jahren Gefängnis.

Eine Strafe, die dem Leben von Cornealius Anderson eine andere Richtung hätte geben können, hätte der Staat ihn damals nicht nur schuldig gesprochen, sondern als Schuldigen auch hinter Gitter gebracht. Das aber versäumten Missouris Justizbehörden. Sie schickten ihm, der nach dem Urteil für die Zeit seiner Berufung zunächst freikam, einfach nie eine Vorladung zum Haftantritt.

Anderson saß zu Hause und wartete je-

den Morgen auf einen Brief oder Anruf. Es vergingen Tage, dann Wochen, aus Wochen wurden Monate, aber niemand meldete sich, und Anderson blieb ein freier Mann. Er selbst glaubte nicht an ein bürokratisches Versehen. Vielmehr war er sicher, dass Gott ihm eine zweite Chance gegeben hatte, und so versuchte er, von nun an das Beste aus seinem Leben zu machen.

Er bewarb sich um einen Job, absolvierte eine Ausbildung zum Schreiner und baute die eigene Firma auf. Er lernte seine Frau kennen, heiratete, kaufte ein Haus und gründete eine Familie. Er zahlte regelmäßig Steuern, trainierte das Football-Team seines Sohnes und ging jeden Sonntag in die Kirche. Cornealius Anderson lebte das Leben eines Vorzeigebürgers; an manchen Tagen vergaß er selbst, dass er eigentlich längst mit anderen Schwerverbrechern eine Zelle hätte teilen sollen.

Den Versuch, abzutauchen und sich zu verstecken, unternahm er in all den Jahren

nie. Er behielt seinen Namen, er ging wählen, er verlängerte seinen Führerschein, und er teilte dem Staat sogar mit, wann immer er den Wohnort wechselte. Nur an roten Ampeln bremste er lieber frühzeitig ab, um die Behörden nicht unnötig an seine Akte zu erinnern. Er erzählt das alles am Telefon, seinen ganzen verrückten Fall.

Wahrscheinlich wäre Andersons Vergangenheit bis heute sein Geheimnis geblieben, hätte das Gericht ihn damals zu einer lebenslänglichen Strafe verurteilt statt nur zu 13 Jahren Gefängnis. Dann nämlich wäre der Termin seiner Freilassung im vergangenen Sommer nie gekommen, und kein Justizangestellter hätte bemerkt, dass der Staat einen Insassen entlassen sollte, der niemals inhaftiert worden war.

Die Polizisten, die an jenem Julimorgen vor Andersons Haustür standen, verließen sich kein zweites Mal auf die Bürokratie und begleiteten Anderson vorsichtshalber persönlich ins Gefängnis. Dass er seine Strafe dort nachträglich absitzen und somit für die Schlamperei der Behörden bezahlen sollte, erschien jedoch weder seinem Anwalt noch den Menschen in seiner Gemeinde gerecht.

Andersons Kirchenfreunde, die ihn in den Jahren zuvor nicht als Räuber, sondern als freundlichen Nachbarn, treu sorgenden Familienvater und ehrenamtlichen Helfer kennengelernt hatten, gingen auf die Straße, um für seine Freilassung zu protestieren.

Es dauerte nicht lange, bis der Fall in den landesweiten Hauptnachrichten lan-

dete. Sogar jener Filialleiter, den Anderson vor Jahren überfallen hatte, sprach sich öffentlich für eine Begnadigung aus.

Vor zwei Wochen schließlich entschied der Staat Missouri, Anderson nach nur neun Monaten wieder zu entlassen und seine Strafe als abgegolten zu betrachten. Er sei keine Gefahr für die Gesellschaft mehr und habe sich als vorbildlicher Bürger selbst resozialisiert, sagte die Richterin. 13 Jahre auf freiem Fuß hätten aus Cornealious Anderson einen besseren Mann gemacht, als 13 Jahre Gefängnis es jemals vermocht hätten.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im April 2019

Der Text handelt von einem Mann, der für einen Raubüberfall zu 13 Jahren Gefängnis verurteilt wurde, seine Haftstrafe wegen eines bürokratischen Versehens aber nie antreten musste. Der Fehler fiel erst auf, als er entlassen werden sollte, aber nie inhaftiert worden war. Die Polizei holte ihn Zuhause ab und steckte ihn ins Gefängnis – wenige Monate später wurde er freigesprochen.

Die kuriose Geschichte des Cornealious Michael Anderson III ist von sehr vielen US-Medien aufgegriffen und detailliert berichtet worden. Fast alle Einzelheiten in dem Relotius-Text waren also bereits veröffentlicht, über Anderson gibt es auch einen eigenen Eintrag bei Wikipedia.

Nur in zwei Details weicht die ursprüngliche Geschichte vom 12. September 2013 in der Lokalzeitung »Riverfront Times« von der Schilderung im SPIEGEL ab: Der Zeitung zufolge war es Anderson selbst, der bei seiner Verhaftung schrie, die Beamten hätten den Falschen erwischt

(<https://www.riverfronttimes.com/stlouis/an-oversight-allowed-a-convicted-man-to-walk-free-for-thirteen-years-now-the-justice-system-wants-to-restart-the-clock/Content?oid=2506702>). Bei Relotius war es Andersons Frau, die geschrien hat – die war den Ursprungsquellen zufolge aber gar nicht zu Hause.

Relotius schreibt zudem, dass Anderson als ganz normaler Bürger gelebt habe, einzig an roten Ampeln habe er frühzeitig gebremst, »um die Behörden nicht unnötig an seine Akte zu erinnern«. Diese Einzelheit ist in US-Medien nicht zu finden, in dem SPIEGEL-Artikel heißt es, Anderson »erzählt das alles am Telefon, seinen ganzen verrückten Fall«.

Ob Relotius tatsächlich mit Anderson telefoniert hat, ist unklar. Auf wiederholte Anfragen des SPIEGEL und von seinem früherem Anwalt, antwortete Anderson nicht.

Wenn Mörder zu Pflegern werden

In Amerikas Gefängnissen kommen mehr Langzeithäftlinge denn je ins Rentenalter - und viele leiden an Demenz. Ein Hochsicherheitsgefängnis in Kalifornien wagt ein ungewöhnliches Modell: Es bildet Insassen zu Pflegern aus.

54 | SPIEGEL-ONLINE-Artikel vom 19.4.2014

Walter Gregory erinnert sich noch sehr genau daran, wie er vor mehr als 30 Jahren seine eigene Freundin mit einem Klappmesser tötete. Ein Dutzend Mal stach er auf sie ein. An manchen Tagen erzählt Gregory so präzise davon, als wäre es erst gestern gewesen.

Und manchmal kann sich der 69-Jährige morgens schon Minuten nach dem Aufstehen nicht mehr merken, welcher Schuh an welchen seiner Füße gehört. Auch die Nummer seiner Zelle und die Namen seiner Knast-Kumpanen vergisst er immer häufiger. Gregorys Langzeitgedächtnis ist noch intakt, doch sein Kurzzeitgedächtnis gleicht einem Sieb, dessen Löcher von Tag zu Tag größer werden. Er leidet an Alzheimer.

In der California Men's Colony, einem amerikanischen Hochsicherheitsgefängnis bei San Luis Obispo, ist er damit keine Ausnahme. Hier sitzen mit Vergewaltigern, Mördern und Erpressern vor allem Schwerverbrecher ein. Und wie in vielen Haftanstalten der USA hat ein Großteil der Langzeithäftlinge mittlerweile das Rentenalter erreicht. Aufgrund des demografischen Wandels hat sich seit 1998 die Zahl der über 60-jährigen Häftlinge landesweit verdoppelt, und so häufen sich längst auch typische Alterserkrankungen. Nur: Wie man mit immer mehr dementen Häftlingen umgehen soll, darauf haben die meisten Gefängnisse noch keine Antwort.

Heime stellen sich quer

»Wenn man einen Demenzkranken hinter Gittern angemessen betreuen will, kostet das eine Menge Geld«, sagt Cheryl Steed, Psychologin und Ärztin der California Men's Colony. Jeder gesunde Häftling schlage für den Staat mit etwa 8000 Dollar im Jahr zu Buche, jeder pflegebedürftige mit bis zu zehnmals so viel.

Bislang ist New York der einzige US-Bundesstaat, der sich für die Pflege dementen Gefängnisinsassen professionelle Hilfe und eine krankheitsgerechte Betreuung leistet. Allerdings mit jährlichen Kosten von bis zu 90.000 Dollar pro Häftling - ein Aufwand, den andere Bundesstaaten

angesichts immer neuer Patienten nicht bezahlen können oder wollen.

Die Männer in normale Pflegeeinrichtungen zu überweisen, sei keine Lösung. »Es gibt fast keine Heime, die dazu bereit sind, verurteilte Mörder oder Vergewaltiger bei sich aufzunehmen«, sagt Steed. »Nicht einmal dann, wenn ihre Taten lange zurückliegen und sie heute offensichtlich krank und hilfsbedürftig sind.«

Als der California Men's Colony die Gelder ausgingen, verfielen Steed und die Leiter der Anstalt deshalb aus der Not heraus auf eine Idee, die vielleicht genauso ungewöhnlich wie eigentlich doch naheliegend war: Um demente Insassen nicht komplett sich selbst zu überlassen, bildeten sie mit deren Häftlingsgenossen einfach jene Männer zu Pflegern aus, die sowieso rund um die Uhr bei den Erkrankten waren.

Sie folgten damit einem bewährten Modell der Hochsicherheitsanstalt Angola in Louisiana, einem der größten Gefängnisse der USA, wo bereits vor einigen Jahren ein Hospiz eingerichtet wurde, in welchem Häftlinge ihre todkranken Mitgefangenen bis zu deren Lebensende pflegten.

»Die Jungs müssen wach bleiben«

In der California Men's Colony wird der demente Walter Gregory von Samuel Baxter betreut, einem Mann, der zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, weil er 1993 im Streit einen Arbeitskollegen erschoss. Baxter, 46, ein etwas untersetzter, aber austrainerter Kerl mit Strickmütze, ist einer von rund einem Dutzend Häftlingen, die sich von morgens bis abends um ihre erkrankten Mitinsassen kümmern. »Gold Coats«, Goldjacken, werden sie aufgrund der gelben Hemden genannt, welche sie von den normalen Häftlingen in blauen Kleidern unterscheiden sollen.

Es ist Nachmittag, als Baxter im Aufenthaltsraum der Anstalt sitzt, um gemeinsam mit dem dementen Gregory ein Bild zu malen. Um sie herum spielen andere »Gold Coats« mit kranken Häftlingen Karten oder Tischtennis. »Die Jungs müssen wach bleiben und sich bewegen«, sagt Baxter. »Wenn man sie immer wieder animiert

und irgendwie ihren Kopf herausfordert, dann fühlen sie sich besser.«

Baxter hat sich zum Pfleger ausbilden lassen, weil er nicht mitansehen will, wie seine dementen Mitinsassen, von denen ihn viele schon die längste Zeit seiner Haft begleiten, unbeachtet in ihren Zellen verkümmern. Sobald Gregory das Bild an diesem Tag fertiggemalt hat, wird Baxter ihm das Essen in kleine Häppchen schneiden und ihm das Wasser dazu in einer Plastik tasse anreichen. Er wird Gregory einhaken und mit ihm eine Stunde lang über den Gefängnishof spazieren. Sie werden über das Wetter sprechen und über Sportnachrichten. Gregory wird alles davon nur Minuten später wieder vergessen.

Am Abend wird Baxter ihn wieder in seine Zelle bringen und darauf achten, dass Gregory sich nur auf seiner Toilette erleichtert und nicht im Bett. Dann wird er ihn zudecken wie einen Jungen und darauf warten, bis am nächsten Morgen wieder alles von vorn beginnt. Für Baxter ist das Routine, der tägliche Job. Es sei gut, hier drinnen eine richtige Aufgabe zu haben, sagt er. »Das ist das Beste, was ich je gemacht habe.«

In den USA leiden heute 5,5 Millionen Menschen an Demenz, bis 2040 werden es laut Experten doppelt so viele sein, und in Gefängnissen wie der California Men's Colony, wo Häftlinge über Jahrzehnte kaum geistig beansprucht werden, dürfte sich die Zahl der Erkrankten gar verdreifachen.

Gemalte Festung

Steed, die Psychologin, kennt diese Zahlen. Ihr Büro ist ein karger Raum im zweiten Stock des Verwaltungstrakts der California Men's Colony, nur hundert Meter Luftlinie von den Zellenflügeln entfernt. Durch das doppelt verglaste Fenster fällt der Blick auf den mit Gras bewachsenen Innenhof des Gefängnisses, wo gegen Mittag Hunderte Häftlinge in der Sonne liegen, in kleinen Gruppen spazieren gehen oder Gewichte stemmen.

»Die meisten Männer sollten eigentlich gar nicht mehr hier sein«, sagt Steed. Dass es mittlerweile unmöglich sei, alle Häftlinge zu versorgen, habe vor allem damit zu

tun, dass die obersten Gerichte in den siebziger und achtziger Jahren auch lebenslange Freiheitsstrafen für nichtgewaltsame Verbrechen vergeben hatten. »Straftäter sollten in der Zelle darben, bis sie sterben - Hauptsache, die Gesellschaft schien geschützt.«

Nur dass sich das Justizsystem damit eines Tages auch die Betreuung zahlloser alterskranker Menschen aufhalsen würde, das habe damals keiner bedacht. Auch die »Goldjacken« der California Men's Colony erscheinen dagegen bis jetzt wie ein Tropfen auf den heißen Stein, das weiß Steed.

Aber sie nennt es einen Anfang und sie hofft darauf, dass irgendwann weitere Haftanstalten dem Beispiel der California Men's Colony folgen. Schon zwei Dutzend Justizvertreter anderer Bundesstaaten hätten mittlerweile das Gefängnis besucht, um sich selbst ein Bild zu machen und abzuwägen, ob das Programm auch für ihre Anstalt die Lösung sein könnte. »Es wäre möglich«, sagt Steed, »dass ihnen irgendwann gar nichts anderes mehr übrig bleibt.«

Auf dem Bild, das der demente Gregory an diesem Nachmittag im Aufenthaltsraum

malt, ist etwas zu sehen, das wie eine große, graue Festung oder Burg aussieht. Vor dem Eingang stehen blaue und gelbe Männchen, die sich an den Händen halten. Dem Erkrankten bekomme die Zuwendung der »Gold Coats« den Ärzten zufolge gut. Seitdem andere Häftlinge wie Samuel Baxter sich kümmerten, sei er viel ruhiger und ausgeglichener, brauche deutlich weniger Medikamente. Die Krankheit lasse sich nicht aufhalten, aber man könne sie deutlich langsamer voranschreiten lassen - auch im Gefängnis.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

2013 erschien bei dem Schweizer Magazin »Reportagen« ein langer Text von Claas Relotius über ein kalifornisches Gefängnis, in dem sich jüngere Häftlinge um ihre Mitinsassen kümmern, die an Alzheimer leiden. SPIEGEL ONLINE veröffentlichte im Frühjahr 2014 eine kürzere Textfassung, die sich auf die selbe Recherche stützt.

Der große Zusammenhang des Textes ist richtig: Es gibt dieses Programm, und das Gefängnis, das California Men's Colony, hat bestätigt, dass Relotius tatsächlich schätzungsweise acht Stunden dort verbracht und mit der Leiterin des Programms, der Psychologin Cheryl Steed, persönlich gesprochen hat. Mit welchen Häftlingen er genau gesprochen hat, lässt sich wohl nicht mehr zuverlässig rekonstruieren. Aber zumindest ist sicher, dass diejenigen,

die in diesem Text beschrieben sind, sich zu der Zeit in diesem Gefängnis befanden.

Bisher sind ansonsten kleinere Fehler aufgefallen. So decken sich die Altersangaben einzelner Häftlinge nicht mit der Darstellung in einem Artikel der »New York Times«, die in ähnlicher Weise 2012 über das Programm berichtet hat; genaue Personendaten, die jetzt bei der Überprüfung helfen könnten, geben die Behörden allerdings nicht heraus. Das Büro der Psychologin befand sich damals im Erdgeschoss, nicht im zweiten Stock.

Andere Passagen werden sich nicht mehr prüfen lassen, etwa eine Szene, in der ein dementer Häftling ein Bild malt und das gemalte Motiv genau beschrieben wird.

90 Zeichen Stuss

Ein Tweet und seine Geschichte: Wie eine unbedarfte Engländerin 30 000 Follower gewann

Der Text, der Gemma Worrall über Nacht zur weltweiten Witzfigur werden lässt, dreht sich eigentlich um den Weltfrieden. Worrall, eine 20-jährige Engländerin aus Blackpool, war beim Zappen auf einem Nachrichtensender hängengeblieben, der gerade über die Spannungen in der Ukraine berichtete. Es ging um die Krim, es waren Bilder von Soldaten zu sehen, und so griff Gemma Worrall zum Smartphone, öffnete Twitter und tippte: »If barraco barner is our president why is he getting involved with Russia, scary«.

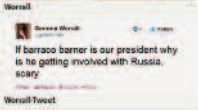
Danach ging sie ins Bett. Ahnungslos darüber, dass es ihr in einem Tweet und mit weniger als 90 Zeichen gelungen war, den Namen des US-Präsidenten falsch zu schreiben und diesen obendrein für das eigene, britische, Staatsoberhaupt zu halten. Gemma Worrall schlief.

Tags darauf ging sie wie gewohnt zur Arbeit, telefonierte mit Kunden, vereinbarte Termine. Sie ist Rezeptionistin in einem Schönheitsstudio, ein Umstand, der ihr nicht helfen würde. Als sie in der Mittagspause nachschaute, welche Freunde ihren weitpolitischen Beitrag kommentiert hatten, stach ihr ins Auge, was unmöglich stimmen konnte: Sie hatte nicht, wie noch am Abend zuvor, 400 Leute, die ihren Kommentaren folgten, sondern auf einmal 4000 Follower.

Twitter-Nutzer, von Brasilien bis Belgien, hatten ihren Tweet kopiert und mit böhschen Kommentaren oder üblen Beleidigungen versehen. »Dumme Kuh!«, »blöde Schlampe!«, »Barraco wer???«. Worrall las. Ihre Hände zitterten, sie schämte sich.

Sie wusste, dass sie etwas Dummes geschrieben hatte, das nun in der Welt war. Am Abend löscht sie den Tweet, aber zu spät. Die Anekdote von einer jungen Engländerin, die »Barraco Barner« für ihren Präsidenten hielt, war längst bis zu den äußersten Rändern des World Wide Web vorgedrungen. »Barracobarner« verbreitete sich bis nach Australien. Fernsehender in Kanada und den USA griffen die Meldung auf. Auf Twitter gab es bald das Konto einer gewissen Michelleo Barner, »First Lady of the United States of Britain«. Und die nationale Boulevardzeitung »Daily Mail« berichtete schon ein paar Tage später über Gemma, die »dumme Britin«. Am Telefon erzählt sie ihre Geschichte, sie klingt wie eine ganz normale junge Frau.

Worrall, Mitte der neunziger Jahre geboren, kaufte mit 13 ihr erstes Smartphone, wuchs mit Facebook auf und ist es gewohnt, ihre Befindlichkeiten mit ihren Freunden im Netz zu teilen. Beim Kurznachrichtendienst Twitter schickte sie etwas sechs Beiträge am Tag. Mal, um mitzuteilen, was sie gerade zu Mittag isst. Mal, um zu vermelden, wie sehr sie sich auf ihren nächsten Urlaub freut. Ein paar Tage vor der Sache mit »Barraco Barner«



enthielt sie, wie glücklich sie sei, endlich den richtigen Bikini für den Sommer gefunden zu haben.

Als sich mit einem Mal Leute aus der ganzen Welt über sie lustig machten, war ihr das sehr peinlich, und sie entsetzt blickte sich, wieder per Twitter. Sie habe niemandem verletzen wollen, schrieb sie. Es sei einfach ein »blöder Moment« gewesen.

Mit jeder neuen Äußerung von ihr wuchs aber nur das Maß an Neugier. Ein digitaler Mob war ihr auf den Fersen, in anonymen Nachrichten schrieben ihr Leute, sie sei eine Schande für das ganze Land. Selbst Morbiditäten erhielt sie.

Und das wollte Gemma Worrall dann doch nicht hinnehmen. Sie griff erneut zum Smartphone, öffnete wieder Twitter und teilte ihrer nunmehr auf 30 000 Follower angeschwärmten Community mit, sie habe vielleicht einen Fehler gemacht, sei deshalb aber keineswegs dumme. Sie verweise auf ihre universitätsspezifischen Schulnoten in Englisch, Technik und Religion.

Es dauerte nicht lange, bis auch dieser Tweet im Netz kursierte und die ersten Leser vom britischen Staat mit bösem Witz die anrüttelnde Rückmeldung aber auch die Qualität der englischen Schulen diskutierten und das gesamte Bildungssystem in Frage stellten.

Die ärgerte Wit hat sich mittlerweile gegiebt. Fünf Wochen nach ihrem unheimlichen Tweet bietet ihr ein Radiosender mehrere tausend Pfund für die Teilnahme an einem Nachrichtenspot. Auch für das TV-Konzept »Celebrity Big Brother«, heißt es, sei sie im Gespräch.

Gemma Worrall hat bisher alle Anfragen vom Fernsehen abgelehnt. Sie wolle von nun an mehr über die Ukraine, Russland und Politik im Allgemeinen lesen, welche sie der britischen Öffentlichkeit mit. Eines Tages möchte sie sondern. »Wirtschaft«, sagt sie, »finde ich interessant«.

90 Zeichen Stuss

Ein Tweet und seine Geschichte. Wie eine unbedarfte Engländerin 30 000 Follower gewann

55 | DER SPIEGEL 16/2014, 14.4.2014

Der Text, der Gemma Worrall über Nacht zur weltweiten Witzfigur werden lässt, dreht sich eigentlich um den Weltfrieden. Worrall, eine 20-jährige Engländerin aus Blackpool, war beim Zappen auf einem Nachrichtensender hängengeblieben, der gerade über die Spannungen in der Ukraine berichtete. Es ging um die Krim, es waren Bilder von Soldaten zu sehen, und so griff Gemma Worrall zum Smartphone, öffnete Twitter und tippte: »If barraco barner is our president why is he getting involved with Russia, scary«.

Danach ging sie ins Bett. Ahnungslos darüber, dass es ihr in einem Tweet und mit weniger als 90 Zeichen gelungen war, den Namen des US-Präsidenten falsch zu schreiben und diesen obendrein für das eigene, britische, Staatsoberhaupt zu halten. Gemma Worrall schlief.

Tags darauf ging sie wie gewohnt zur Arbeit, telefonierte mit Kunden, vereinbarte Termine. Sie ist Rezeptionistin in ei-

nem Schönheitssalon, ein Umstand, der ihr nicht helfen würde. Als sie in der Mittagspause nachschaute, welche Freunde ihren weitpolitischen Beitrag kommentiert hatten, stach ihr ins Auge, was unmöglich stimmen konnte: Sie hatte nicht, wie noch am Abend zuvor, 400 Leute, die ihren Kommentaren folgten, sondern auf einmal 4000 Follower.

Twitter-Nutzer, von Brasilien bis Belgien, hatten ihren Tweet kopiert und mit böhschen Kommentaren oder üblen Beleidigungen versehen. »Dumme Kuh!«, »blöde Schlampe!«, »Barraco wer???«. Worrall las. Ihre Hände zitterten. Sie schämte sich.

Sie wusste, dass sie etwas Dummes geschrieben hatte, das nun in der Welt war. Am Abend löscht sie den Tweet, aber zu spät. Die Anekdote von einer jungen Engländerin, die »Barraco Barner« für ihren Präsidenten hielt, war längst bis zu den äußersten Rändern des World Wide Web vorgedrungen. »Barracobarner« verbreitete sich bis nach Australien. Fern-

tete sich bis nach Australien. Fernsehender in Kanada und den USA griffen die Meldung auf. Auf Twitter gab es bald das Konto einer gewissen Michelleo Barner, »First Lady of the United States of Britain«. Und die nationale Boulevardzeitung »Daily Mail« berichtete schon ein paar Tage später über Gemma, die »dumme Britin«. Am Telefon erzählt sie ihre Geschichte, sie klingt wie eine ganz normale junge Frau.

Worrall, Mitte der neunziger Jahre geboren, kaufte mit 13 ihr erstes Smartphone, wuchs mit Facebook auf und ist es gewohnt, ihre Befindlichkeiten mit ihren Freunden im Netz zu teilen. Beim Kurznachrichtendienst Twitter schreibt sie etwa sechs Beiträge am Tag. Mal, um mitzuteilen, was sie gerade zu Mittag isst. Mal, um zu vermelden, wie sehr sie sich auf ihren nächsten Urlaub freut. Ein paar Tage vor der Sache mit »Barraco Barner« schrieb sie, wie glücklich sie sei, endlich den richtigen Bikini für den Sommer gefunden zu haben.

Als sich mit einem Mal Leute aus der ganzen Welt über sie lustig machten, war ihr das sehr peinlich, und sie entschuldigte sich, wieder per Twitter. Sie habe niemanden verletzen wollen, schrieb sie. Es sei einfach ein »blöder Moment« gewesen.

Mit jeder neuen Äußerung von ihr wuchs aber nur das Maß an Verachtung. Ein digitaler Mob war ihr auf den Fersen, in anonymen Nachrichten schrieben ihr Leute, sie sei eine Schande für das ganze Land. Selbst Morddrohungen erhielt sie.

Und das wollte Gemma Worrall dann doch nicht hinnehmen. Sie griff erneut zum Smartphone, öffnete wieder Twitter

und teilte ihrer nunmehr auf 30 000 Follower angeschwollenen Gemeinde mit, sie habe vielleicht einen Fehler gemacht, sei deshalb aber keineswegs dumm. Sie verwies auf ihre überdurchschnittlichen Schulnoten in Englisch, Technik und Religion.

Es dauerte nicht lange, bis auch dieser Tweet im Netz kursierte und die ersten User vom britischen Staat mit bösem Witz die anteilige Rückzahlung der Ausbildungskosten für Gemma Worrall verlangten. In Radiosendungen wurde anlässlich ihres Falls die Qualität der englischen Schulen diskutiert und das gesamte Bildungssystem in Frage gestellt.

Die ärgste Wut hat sich mittlerweile gelegt. Fünf Wochen nach ihrem unrühmlichen Tweet bietet ihr ein Radiosender mehrere tausend Pfund für die Teilnahme an einem Nachrichtenquiz. Auch für das TV-Format »Celebrity Big Brother«, heißt es, sei sie im Gespräch.

Gemma Worrall hat bisher alle Anfragen vom Fernsehen abgeblockt. Sie wolle von nun an mehr über die Ukraine, Russland und Politik im Allgemeinen lesen, teilte sie der britischen Öffentlichkeit mit. Eines Tages möchte sie studieren. Wirtschaft, sagt sie, »finde ich interessant«.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

Für die Rubrik »Ein Tweet und seine Geschichte« schrieb Claas Relotius über eine junge Frau aus Nordengland, die durch eine völlig verunglückte Kurzmitteilung über den damaligen US-Präsidenten Barack Obama »zur weltweiten Witzfigur« geworden sei und 30.000 Twitter-Follower bekommen habe.

Der Kern der Geschichte scheint wahr. Der Tweet, der sich auf die Ukrainekrise bezog, lautete »If barraco barner is our president why is he getting involved with Russia, scary«. Der falsch geschriebene Name des US-Präsidenten Barack Obama und die falsche Annahme, dass er Präsident von Großbritannien sei, zog Spott in den sozialen Netzwerken nach sich - darüber wurde im März 2014 in mehreren englischsprachigen Medien wie der Boulevardzeitung »Daily Mail« berichtet. Häufig wurde die junge Britin mit ihrem vollen Namen genannt, Fotos von ihr, die im Netz zu finden waren, wurden veröffentlicht.

Der Text von Relotius enthält einige detaillierte Schilderungen, die sich durch heute zugängliche Quellen nicht belegen lassen. So gibt es kleine Abweichungen zur Berichterstattung in der »Daily Mail«, die offenbar wenige Tage nach dem Tweet mit der

jungen Frau gesprochen hatte. Die Zeitung berichtete auf ihrer Website, die junge Frau habe schon an dem Morgen, nachdem sie ihren Tweet abgesetzt hatte, bemerkt, dass sie 1300 neue Follower habe. Dann sei sie zur Arbeit gegangen, während ihr Smartphone ständig den Eingang neuer Nachrichten gemeldet habe, so wurde die junge Frau von der englischen Zeitung zitiert.

Bei Relotius liest es sich so, als sei sie morgens zunächst wie gewohnt zur Arbeit in einen Schönheitssalon gegangen und habe erst in der Mittagspause nachgeschaut, »welche Freunde ihren weltpolitischen Beitrag kommentiert hatten«. Für die Zahl von 4000 Followern, die sie zu diesem Zeitpunkt angeblich bereits auf Twitter hatte, ließ sich bei der Neu-Verifikation kein Beleg finden.

Relotius schreibt, die junge Frau habe ihm am Telefon ihre Geschichte erzählt. Ob das stimmt, ließ sich jetzt, fünf Jahre später, noch nicht sicher klären.

Sicher ist dagegen, dass die ursprüngliche Überschrift »90 Zeichen Stuss« so nicht korrekt ist. Der Tweet, um den es geht, ist einschließlich der Leerzeichen lediglich 80 Zeichen lang.

Ins Mehl geboren

Die Geheimnisse des besten Pizzabäckers in Europa

Wenn Gäste Daniel Favero fragen, wie es ihm gelungen sei, die beste Pizza Europas zu backen, bekommen sie eine Geschichte zu hören, die mit göttlicher Vor-sehung zu tun hat. »Wie soll ich es nur erklären«, sagt der 23-Jährige halb entschuldigend, halb schicksals ergeben, »vom Tag meiner Geburt an bis zur heutigen Perfektion war alles vorherbestimmt, ich sollte Pizzaiolo werden, ich wurde ins Mehl hineingeboren.«

Faveros Mutter faltet die Hände. Sein Onkel nickt zustimmend und hebt bedeu-tungsschwer die Augenbrauen, als könne er jene sakrale Begebenheit persönlich bezeugen. Die Gäste an den hölzernen Ess-tischen sind entzückt, sie staunen und applaudieren.

Es ist eine schmale Straße, die sich steil durch die Apuanischen Alpen der Toskana windet und ins vernebelte Tausend-Seelen-Dorf Redizzano führt. Die einzige Pizzeria des Ortes, mit heruntergelassenen Fensterläden von innen kann als solche zu erkennen, wird für gewöhnlich nur von ein paar Einheimischen besucht. Seit drei Wochen aber ist die Trattoria Ometto, lachs-farbene Gardinen, 50 Stühle, Adriano Celentano vom CD-Spieler, jeden Abend ausgebucht. An diesem Sonntagnachmittag sind sogar Fotografen nationaler Zeitungen gekommen, ein Fernsehteam ist da, drei Reporter schreiben eifrig mit.

Sie alle wollen Faveros Geschichte hören, wieder und wieder. Also stellt sich der kleine junge Mann mit der Gelfrisur in Jogginghose und Kochhemd auf einen Stuhl und erzählt sie noch einmal, die Geschichte von der Mehlgeburt, von seiner Bestimmung, Pizza zu backen und Europas größte Pizzaiolo zu werden. Dabei, fest in beiden Händen die silberne Trophäe, 50 Zentimeter hoch, vier Kilo schwer, »Giropizza d'Europa 2014«.

Die Europameisterschaft der Pizzabäcker wird seit zehn Jahren ausgetragen. Es geht dabei nicht um Geld, es geht um Ehre. Daniel Favero qualifizierte sich

im Februar über einen Wettbewerb in seiner Heimatregion Massa-Carrara. Das große Finale fand einen Monat später auf der Internorga-Messe in Hamburg statt. Nur die besten 40 Pizzaioli aus allen europaweiten Vorunden traten an. Die meisten von ihnen, neben vielen Italienern auch drei Deutsche, kauften die Zutaten, die sie für ihre Kreationen brauchten, erst vor Ort. Für Favero kam das nicht in Frage.



Favero in seiner Trattoria

Daniel Favero, 23, italienischer Koch, ist Europas bester Pizzabäcker. Favero setzte sich am Montagabend bei der Messe Internorga in Hamburg gegen Aus der „Stadtscheun-Zeitung“

Alles muss perfekt sein, sagte er sich noch in der Nacht, bevor er mit seiner Verlobten ins Flugzeug nach Hamburg stieg. Also stellte er sich nach Feierabend in die Küche der Trattoria, um einen Teig zu kneten, der während der Reise atmen sollte, um am nächsten Tag im Ofen aufzugehen wie eine schöne Wolke. Außerdem im Glorick nach Deutschland: Tomaten, Frühlingzwiebeln, grüner Spargel, frische Kräuter aus der Toskana und der berühmte Lardo di Colonnata, ein schneeweißer Schweinebauch, der traditionell über Monate in Marmorböckern reift, um sein besonderes Aroma zu erlangen.

Die Entscheidung fiel in 20 Minuten. Für alle Teilnehmer galt dieselbe Regel: nur eine Pizza, nur eine Chance. Faveros Auftritt wirkte silber, er wirkte nervös. »Meine Hände haben gezittert«, sagt er, »ich hatte Angst zu scheitern.«

Es ist spät am Abend in der Trattoria Ometto, die meisten Gäste sind schon satt und beschäftigt gegessen, da führt Daniel Favero nach ein weiteres Geheimnis seines

Triumphs. Es habe mit seinem verstorbene Großvater Francisco zu tun, sagt er. Als Partisan schloss sich dieser während des Zweiten Weltkriegs der verbotenen Resistenza an, die versuchte, die Invasion der deutschen Marineeinheiten von Carrara vor der Zerstörung durch die Nazis zu retten.

Nach dem Krieg besetzten der Großvater, 1,82 Meter groß, von allen im Dorf mit »Ometto«, der Klump, genannt, ein Restaurant zu eröffnen. Um Spezialitäten wie den Lardo di Colonnata einlegen zu können, schlug er irgendwann zwei Dutzend Marmorböckchen aus dem Fels und schaffte sie nach Redizzano.

Es sei ein ganz besonderer Marmor, über den die Familie bis heute im Keller der Trattoria verfügt, sagt Daniel Favero. Nicht so massiv wie früher, aber dem Mischelaplo ist seinen bewährten »Davio« formte. Aber gut genug für den perfekten Speck, er zerlegt wie Butter auf der Zunge,

»Salute alle care«, Gesundheit aus dem Stammbuch, hat Favero seine Kreation folgerichtig genannt. Die Jury in Hamburg war begeistert, sie gab ihm 729 von möglichen 800 Punkten – der erste Platz für eine Pizza, die in der heimischen Trattoria in Redizzano gerade mal sieben Euro kostet. Daniel Favero jedoch stellt sich noch nicht am Ende seiner Träume. Vom morgigen Dienstag an steigt die Weltmeisterschaft der Pizzabäcker in Parma. Er will wieder mit demselben Rezept antreten. Ein Pfund frischer Lardo ist schon in Arbeit. Der Rest, sagt Favero, sei Bestimmung.

CLASS BRONKHORST

10.09.2014 15:27:04

31

Ins Mehl geboren

Eine Meldung und ihre Geschichte. Die Geheimnisse des besten Pizzabäckers in Europa

56 | DER SPIEGEL 15/2014, 7.4.2014

Wenn Gäste Daniel Favero fragen, wie es ihm gelungen sei, die beste Pizza Europas zu backen, bekommen sie eine Geschichte zu hören, die mit göttlicher Vor-sehung zu tun hat. »Wie soll ich es nur erklären«, sagt der 23-Jährige halb entschuldigend, halb schicksals ergeben, »vom Tag meiner Geburt an bis zur heutigen Perfektion war alles vorherbestimmt, ich sollte Pizzaiolo werden, ich wurde ins Mehl hineingeboren.«

Faveros Mutter faltet die Hände. Sein Onkel nickt zustimmend und hebt bedeutungsschwer die Augenbrauen, als könne er jene sakrale Begebenheit persönlich bezeugen. Die Gäste an den hölzernen Ess-tischen sind entzückt, sie staunen und applaudieren.

Es ist eine schmale Straße, die sich steil durch die Apuanischen Alpen der Toskana windet und ins vernebelte Tausend-Seelen-Dorf Bedizzano führt. Die einzige Pizzeria des Ortes, mit heruntergelassenen

Fensterläden von außen kaum als solche zu erkennen, wird für gewöhnlich nur von ein paar Einheimischen besucht. Seit drei Wochen aber ist die Trattoria Ometto, lachs-farbene Gardinen, 50 Stühle, Adriano Celentano vom CD-Spieler, jeden Abend ausgebucht. An diesem Sonntagnachmittag sind sogar Fotografen nationaler Zeitungen gekommen, ein Fernsehteam ist da, drei Reporter schreiben eifrig mit.

Sie alle wollen Faveros Geschichte hören, wieder und wieder. Also stellt sich der kleine junge Mann mit der Gelfrisur in Jogginghose und Kochhemd auf einen Stuhl und erzählt sie noch einmal, die Geschichte von der Mehlgeburt, von seiner Bestimmung, Pizza zu backen und Europas größter Pizzaiolo zu werden. Dabei, fest in beiden Händen: die silberne Trophäe, 50 Zentimeter hoch, vier Kilo schwer, »Giropizza d'Europa 2014«.

Die Europameisterschaft der Pizzabäcker wird seit zehn Jahren ausgetragen. Es

geht dabei nicht um Geld, es geht um Ehre. Daniel Favero qualifizierte sich im Februar über einen Wettbewerb in seiner Heimatregion Massa-Carrara. Das große Finale fand einen Monat später auf der Internorga-Messe in Hamburg statt. Nur die besten 40 Pizzaioli aus allen europaweiten Vorunden traten an. Die meisten von ihnen, neben vielen Italienern auch drei Deutsche, kauften die Zutaten, die sie für ihre Kreationen brauchten, erst vor Ort. Für Favero kam das nicht in Frage.

Alles muss perfekt sein, sagte er sich noch in der Nacht, bevor er mit seiner Verlobten ins Flugzeug nach Hamburg stieg. Also stellte er sich nach Feierabend in die Küche der Trattoria, um einen Teig zu kneten, der während der Reise atmen sollte, um am nächsten Tag im Ofen aufzugehen wie eine schöne Wolke. Außerdem im Gepäck nach Deutschland: Tomaten, Frühlingzwiebeln, grüner Spargel, frische Kräuter aus der Toskana und der berühmte Lardo di Colonnata, ein schneeweißer

Schweinespeck, der traditionell über Monate in Marmorbecken reift, um sein besonderes Aroma zu erlangen.

Die Entscheidung fiel in 20 Minuten. Für alle Teilnehmer galt dieselbe Regel: nur eine Pizza, nur eine Chance. Faveros Auftritt rückte näher, er wurde nervös. »Meine Hände haben gezittert«, sagt er, »ich hatte Angst zu scheitern.« Wie er die Jury trotzdem überzeugte?

Es ist spät am Abend in der Trattoria Ometto, die meisten Gäste sind schon satt und beseelt gegangen, da lüftet Daniel Favero noch ein weiteres Geheimnis seines Triumphs. Es habe mit seinem verstorbenen Großvater Francisco zu tun, sagt er. Als Partisan schloss sich dieser während des Zweiten Weltkriegs der örtlichen Re-

sistenza an, die versuchte, die Industrie der berühmten Marmorsteinbrüche von Carrara vor der Zerstörung durch die Nazis zu retten.

Nach dem Krieg beschloss der Großvater, 1,64 Meter groß, von allen im Dorf nur »Ometto«, der Knirps, genannt, ein Restaurant zu eröffnen. Um Spezialitäten wie den Lardo di Colonnata einlegen zu können, schlug er eigenhändig zwei Dutzend Marmorplatten aus dem Fels und schaffte sie nach Bedizzano.

Es sei ein ganz besonderer Marmor, über den die Familie bis heute im Keller der Trattoria verfüge, sagt Daniel Favero. Nicht so massiv vielleicht wie jener, aus dem Michelangelo einst seinen berühmten »David« formte. Aber gut genug für den

perfekten Speck, er zergeht wie Butter auf der Zunge.

»Salute alle cave«, Gesundheit aus dem Steinbruch, hat Favero seine Kreation folgerichtig genannt. Die Jury in Hamburg war begeistert, sie gab ihm 729 von möglichen 800 Punkten - der erste Platz für eine Pizza, die in der heimischen Trattoria in Bedizzano gerade mal sieben Euro kostet. Daniel Favero jedoch sieht sich noch nicht am Ende seiner Träume. Vom morgigen Dienstag an steigt die Weltmeisterschaft der Pizzabäcker in Parma. Er will wieder mit demselben Rezept antreten. Ein Pfund feinsten Lardo ist schon in Arbeit. Der Rest, sagt Favero, sei Bestimmung.

Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar und Februar 2019

In der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« schreibt Claas Relotius über den 23-jährigen Italiener Daniel Favero, der kurz zuvor zum »besten Pizzabäcker Europas« gekürt worden war.

Die Geschichte ist wahr und - soweit das heute noch nachzuprüfen ist - im Wesentlichen korrekt geschildert. Relotius war 2014 tatsächlich in der Trattoria von Favero und sprach dort mit ihm. Das geht unter anderem aus einem Artikel der italienischen Lokalzeitung »Il Tirreno« hervor, die das kleine Ereignis mit einem Bild belegt, das den damaligen SPIEGEL-Mitarbeiter zusammen mit dem Pizzabäcker zeigt.

Eine Unstimmigkeit gibt es über die Tageszeit des Besuchs: Relotius schreibt von einem »Sonntagnachmittag«, in der italienischen Zeitung ist von 11.00 Uhr am Vormittag die Rede. Die Zita-

te des Pizzabäckers konnte der SPIEGEL fast fünf Jahre nach dem Treffen nicht verifizieren. Aber keine der Aussagen Faveros im Text steht im Widerspruch zu denen in der Darstellung anderer Medien.

Grobe Faktenfehler gibt es offenkundig nicht, die Einwohnerzahl des »Tausend-Seelen-Dorfs Bedizzano« lag allerdings mit rund 830 ein wenig niedriger als im Text angegeben. Laut Homepage des Restaurants schrieb sich der Großvater des Pizzabäckers, der Gründer der Trattoria, »Francesco« mit »e«, doch Relotius bestand 2014 auf der Schreibweise »Francisco« mit »i«.

BEFORE MIDNIGHT-STAR DELPY: »Die Männer sind schuld«

Alle neun Jahre wieder - in »Before Midnight« setzt Julie Delpy an der Seite von Ethan Hawke die Romanze um das Liebespaar Jesse und Céline fort. Im Interview spricht die Französin über den neuen Film, Zeitreisen und ihre Lust am Streiten.

57 | SPIEGEL-ONLINE-Artikel vom 4.6.2013

SPIEGEL ONLINE: Madame Delpy, mit welchem Gefühl im Bauch sind Sie Ihrer Filmfigur Céline nach neun Jahren wieder begegnet?

Delpy: Das ist doch typisch! In Frankreich wird man als Erstes gefragt, wie es war, oben ohne zu spielen, und in den USA kommt meistens die Frage, wie es war, mit Ethan Hawke zu drehen. Hier in Deutschland wird man immer gleich so metaphorisch, das gefällt mir. Um die Frage zu beantworten: Es war schon ein bisschen gruselig. Genauso wie Céline bin ich ja auch selbst älter geworden. Wenn man sich wieder mit der Rolle beschäftigt, begegnet man also nicht nur der Leinwandfigur von damals, sondern auch ein wenig seinem früheren Ich.

SPIEGEL ONLINE: Was genau ist daran gruselig?

Delpy: Nun ja, man kommt sich vor, als würde man dabei durch einen Kanal in die Vergangenheit geschickt und stünde dort plötzlich sich selbst gegenüber. Und ohne dass dieses Gegenüber sprechen könnte, konfrontiert es einen ja mit seinen eigenen Träumen und Zielen von damals und fragt ganz automatisch: Bist du glücklich und zufrieden, wie alles gelaufen ist?

SPIEGEL ONLINE: Haben Sie eine Antwort darauf?

Delpy: Ja, ich bin ganz ohne Zweifel zufrieden. Ich bin Mutter geworden in der Zwischenzeit, und das stellt alles andere in den Schatten. Trotzdem bereitet es mir Unbehagen, mich überhaupt mit solchen Fragen auseinanderzusetzen. Ich glaube, ich werde in der Zukunft kein Fan vom Zeitreisen sein. Von mir aus kann der Fortschritt gerne warten.

SPIEGEL ONLINE: Wann war Ihnen klar, dass es nach neun Jahren einen dritten Teil der »Before«-Reihe geben könnte?

Delpy: Das war mir eigentlich erst vor etwa zwei Jahren klar, als ich mit Ethan telefonierte und er irgendwann halb scherzhaft sagte: Hey, weißt du was, jetzt sind bald schon wieder neun Jahre vergangen - was ist wohl in der Zwischenzeit aus unseren alten Freunden Jesse und Céline

geworden? Dann wurde aus dieser flapsigen Bemerkung für uns beide schnell ein so ernsthafter Gedanke, dass wir direkt Richard Linklater angerufen haben, der ja auch bei den letzten Teilen schon Regie führte.

SPIEGEL ONLINE: Wie hat der reagiert?

Delpy: Als hätte er nur darauf gewartet. Es stellte sich heraus, dass Rick den gleichen Gedanken offenbar schon lange vor uns in sich trug. Er fand die Idee verlockend, ein Leinwandpaar zu verschiedenen Abschnitten ihres Lebens zu besuchen und zu sehen, wie sich die Chemie zwischen ihnen entwickelt.

SPIEGEL ONLINE: Das Thema Zeit spielt ja in fast allen Linklater-Filmen eine Rolle.

Delpy: Das stimmt tatsächlich! Ich persönlich glaube, er ist ein bisschen besessen davon. Aber im Ernst: Viele Leute denken, wir hatten es immer auf einen dritten Teil angelegt, weil das Ende des zweiten Teils so offen war. Doch ehrlich gesagt, war das kein Kalkül - wir fanden diesen Schluss damals einfach am stärksten.

SPIEGEL ONLINE: Der Film endete mit der Frage, ob Jesse Céline zuliebe seine Familie verlassen und in Paris bleiben wird.

Delpy: In der Zwischenzeit bin ich so vielen Leuten begegnet, die ihre ganz eigene Vorstellung davon hatten, wie es mit den beiden weitergegangen ist. Ich schätze, das ist das große Problem bei unserem jetzigen Film: Die Erwartungen sind gigantisch, und wir können es nicht allen recht machen. Viele werden vielleicht enttäuscht sein, wenn wir jetzt die Antwort geben: Ja, er ist bei ihr geblieben, die beiden sind ein Paar, haben Kinder - und plötzlich auch Probleme miteinander.

SPIEGEL ONLINE: Damit unterscheidet sich »Before Midnight« von seinen beiden Vorgängern. Es geht nicht mehr um Projektionen und den Reiz des Augenblicks, sondern um die Realität einer Beziehung.

Delpy: »Before Sunrise« war im Grunde noch ein Coming-of-Age-Film. Damals wollten wir vor allem eine bittersüße Liebesgeschichte erzählen, die von den Möglichkeiten des Jungseins handelt. In »Be-

fore Sunset« ging es schon eher um das Gefühl, an den falschen Stellen abgebogen zu sein und die ersten großen Entscheidungen im Leben zu bereuen. In beiden Fällen führen sich Jesse und Céline ihre Wünsche und zugleich ihre verpassten Chancen gegenseitig vor Augen, obwohl sie nur ein paar Stunden miteinander verbringen. Jetzt wollten wir wieder einen Schritt weitergehen.

SPIEGEL ONLINE: Würden Sie sagen, dass »Before Midnight« der ehrlichste Teil der Reihe ist, da er nicht nur Luftschlöser kreiert, sondern von einer gemeinsamen Wirklichkeit handelt?

Delpy: Das ist ein interessanter Gedanke, der mir auch schon gekommen ist. Der Film spielt ja nicht mehr mit der leichten Frage »Was wäre wenn?«, sondern mit dem, was tatsächlich ist. Das ist immer eine Herausforderung, der man sich erst einmal stellen muss. Im wahren Leben haben leider viele Leute Angst davor. Vielleicht ist dieser Film also der mutigste.

SPIEGEL ONLINE: Gehören Sie zu denen, die glauben, dass die Vorstellung von etwas immer besser ist als die Wirklichkeit?

Delpy: Nein, ganz im Gegenteil. Wer seine Luftschlöser nicht real werden lässt aus Angst, sie könnten in sich zusammenfallen, der läuft nur vor etwas weg, was er eigentlich doch will.

SPIEGEL ONLINE: Ein Proustscher Gedanke.

Delpy: Genau, es führt wie bei Proust letztlich nur zu Unglück und Entfremdung. Ich bin der Meinung, man muss immer alles wagen und sein Glück beim Schopf packen - so wie es im Film Jesse und Céline irgendwann getan haben, weil sie sich über Jahre hinweg nicht aus dem Kopf gegangen sind. Jetzt sind sie zwar ein gealtertes Paar, haben Routine, Kinder und einen gemeinsamen Haushalt. Das strotzt nicht immer vor Romantik. Trotzdem bleiben sie für mich im Umgang miteinander ein sehr romantisches Paar.

SPIEGEL ONLINE: In der längsten und vielleicht stärksten Szene des Films sieht der Zuschauer die beiden nun dennoch zum

ersten Mal streiten. Wie oft haben Sie das geprobt?

Delpy: Ehrlich gesagt: Bis zum Erbrechen. Die Szene dauert ja fast 30 Minuten und könnte als Film im Film genommen ja fast schon für sich allein stehen. Und obwohl jeder anscheinend denkt, wir würden in der »Before«-Reihe so viel improvisieren, ist tatsächlich überhaupt nichts improvisiert. Jedes Wort, jede Silbe, jede Betonung ist hart erkämpft.

SPIEGEL ONLINE: Sie haben zusammen mit Ethan Hawke wieder am Drehbuch mitgeschrieben. Wie demokratisch lief das ab?

Delpy: Da wir uns ja in Griechenland getroffen haben, ziemlich demokratisch. Wo bei man darunter ja auch einfach nur die Tyrannei der Mehrheit verstehen kann. Wir haben uns gemeinsam mit Rick zehn Wochen lang dort eingeschlossen und von morgens bis abends an jedem Satz gefeilt.

Beim ersten Film waren wir alle drei noch höflich miteinander und haben gegenseitig allenfalls vorsichtige Kritik geübt, wenn uns etwas nicht gefiel. Diesmal war davon nichts mehr zu spüren. Gerade Ethan und ich haben uns beim Schreiben manchmal selbst gestritten wie ein altes Ehepaar. *(lacht)*

SPIEGEL ONLINE: Jean-Luc Godard, der Sie ja einst entdeckte, prägte den Satz: »Kino heißt streiten.« Das dürfte gerade in diesem Fall doch sehr inspirierend gewesen sein.

Delpy: Das war es. Und ich glaube, nur deshalb ist die große Streit-Szene auch so intensiv geworden. Allerdings muss man sagen, dass die Rollen ein wenig verkehrt herum verteilt waren: Ich habe allgemein das meiste für die Figur Jesse geliefert, während Ethan vor allem die Sätze von Céline ins Drehbuch schrieb und für ihren Charakter verantwortlich war.

SPIEGEL ONLINE: Céline ist immer noch eine überzeugte Feministin...

Delpy: Schauen Sie mich nicht so an, als hätte ich etwas damit zu tun. Die Männer sind schuld. Ich fand es wirklich interessant zu sehen, welche Vorstellungen die beiden hatten, was Frauen so sagen und denken.

SPIEGEL ONLINE: Wer lieferte denn beim Streiten für das Drehbuch die besseren Argumente?

Delpy: Nun, die besseren Argumente hatten vielleicht die anderen beiden, aber ich hatte definitiv den längeren Atem, und nur darauf kommt es an. Ich glaube wirklich: Wenn ich die Maschine zum Zeitreisen noch mal anschmeißen könnte und mein Ich von 1995 mir die Frage stellen würde, was ich seitdem vor allem gelernt habe - dann ist es, wie man am besten laut und endlos streitet.

Das Interview führte Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Überprüft im Januar 2019

Im Juni 2013 startete der Film »Before Midnight« in den deutschen Kinos. SPIEGEL ONLINE veröffentlichte dazu ein Interview mit der französischen Schauspielerin Julie Delpy. Der Redaktion angeboten hatte es der damalige freie Mitarbeiter Claas Relotius.

Ob das Gespräch tatsächlich stattgefunden hat, ist unklar. »Before Midnight« wurde am 11. Februar 2013 im Wettbewerb der Berlinale gezeigt. Die Hauptdarsteller Julie Delpy und Ethan Hawke waren vor Ort und gaben auch Interviews.

Vermittelt wurden die Interviews von einer Münchner PR-Agentur im Auftrag des Filmverleihs Prokino an mehr als 30 Journalisten aus Deutschland und Österreich. Auf Anfrage teilte die Agentur mit, Relotius sei nicht dabei gewesen. Die Listen mit den anwesenden Journalisten sind noch vorhanden und wurden von der Agentur nach eigenen Angaben überprüft.

Theoretisch hätte Relotius auch an den offiziellen Kanälen und der PR-Agentur vorbei die Möglichkeit gehabt, Delpy zu sprechen, was allerdings ungewöhnlich wäre.

Ohne Audiodatei lässt sich das Gespräch schwer verifizieren. Im konkreten Fall gibt es keine Antworten von Delpy, die auffällig unplausibel sind. Zwei der Antworten stehen in einem gewissen Widerspruch zu Aussagen von ihr bzw. ihrem Filmpartner Ethan Hawke und dem Regisseur Richard Linklater in der Zeitschrift »Vanity Fair« bzw. der »New York Times«. So lässt Relotius am Anfang sagen: »In Frankreich wird man als Erstes gefragt, wie es war, oben ohne zu spielen, und in den USA kommt meistens die Frage, wie es war, mit Ethan Hawke zu drehen.« In einem Interview mit der amerikanischen Zeitschrift »Vanity Fair« sagte sie dagegen: »Es ist interessant, das (gemeint ist die Oben-ohne-Szene) hat hier (in den USA) für Aufmerksamkeit gesorgt, aber in Frankreich würde mich niemand danach fragen.«

Schönheit zahlt sich buchstäblich aus

Wer blendend aussieht, hat's im Beruf viel leichter und macht schneller Karriere, behauptet US-Wirtschaftsforscher Daniel Hamermesh. Im Interview erklärt er, wieso hübsche Menschen auch mehr verdienen - und warum weniger attraktive Kollegen es mit einer Klage versuchen könnten.

58 | SPIEGEL ONLINE-Artikel vom 29.11.2011

SPIEGEL ONLINE: Herr Hamermesh, besonders hübsche Menschen verpassen häufiger Meetings oder kommen zu spät zur Arbeit - stimmt's?

Hamermesh: Dazu habe ich noch nie eine Studie gelesen. Meine Intuition würde sagen: ja. Wenn Sie eine begehrenswerte Eigenschaft wie Schönheit besitzen, tendieren Sie womöglich dazu, in Sachen Pünktlichkeit etwas nachlässiger zu sein.

SPIEGEL ONLINE: In Ihrem Buch »Beauty Pays« zeigen Sie anhand von Studien, dass Attraktivität klare Vorteile auf dem Arbeitsmarkt mit sich bringt. Kann man Schönheit überhaupt definieren?

Hamermesh: Schönheit ist in gewisser Hinsicht wie Pornografie: Man kann sie nicht beschreiben, aber man erkennt sie, wenn man sie sieht. Und obwohl Schönheit natürlich im Auge des Betrachters liegt, neigen die Menschen dazu, das Aussehen anderer sehr ähnlich zu bewerten. Wenn Sie jemanden für sehr attraktiv oder wirklich hässlich halten, ist es ziemlich wahrscheinlich, dass die meisten Menschen das ähnlich sehen. Studien belegen, dass auf einer Skala von eins bis fünf die Eins und die Fünf überaus konsensfähig sind.

SPIEGEL ONLINE: Lässt sich in Zahlen ausdrücken, wie groß der berufliche Vorteil ist, den hübschere Menschen gegenüber weniger attraktiven Kollegen haben?

Hamermesh: Eine aktuelle Studie für Deutschland zeigt, dass diejenigen, die äußerlich zum oberen Drittel gezählt werden, etwa zehn Prozent mehr verdienen als die, die von ihrer Attraktivität her zu den unteren zehn Prozent gehören. Rechnet man damit, dass der deutsche Durchschnittsangeestellte in seinem Leben 40 Jahre arbeitet und 30.000 Euro pro Jahr verdient, bedeutet dies eine Differenz von insgesamt 120.000 Euro - kein astronomischer Unterschied, aber sicher auch kein geringer. Schönheit zahlt sich also buchstäblich aus.

SPIEGEL ONLINE: Und wie ist das zu erklären?

Hamermesh: Es ist ganz einfach: Angestellte bevorzugen gutaussehende Kollegen, und Arbeitgeber bevorzugen gutaussehende Angestellte. Vor allem bevorzugen wir alle es, mit hübschen Menschen Geschäfte zu machen, ihnen etwas zu glauben oder abzukaufen. Entsprechend spielt

Schönheit auch in Branchen eine Rolle, wo sie eigentlich gar keine Rolle spielen sollte - im Einzelhandel, in der Politik oder wie in meinem Fall in der Universitätslehre.

SPIEGEL ONLINE: Sie haben in Yale studiert und unter anderem in Princeton gelehrt, also eine akademische Vorzeigekarriere hingelegt. Welche Rolle hat Ihr Aussehen dabei gespielt?

Hamermesh: Ich bilde mir ein, dass mein Aussehen meinen beruflichen Erfolg nicht beeinflusst hat, wobei ich weiß, dass das nicht ganz stimmt. Wäre ich unglaublich schön, hätte ich wahrscheinlich bessere Evaluierungen von meinen Studenten bekommen und dadurch noch mehr Möglichkeiten als Dozent erhalten. Wäre ich extrem hässlich, hätte ich sicher schlechter abgeschnitten. Auch in Deutschland haben Studien gezeigt, dass hübschere Professoren besser bewertet werden.

SPIEGEL ONLINE: Für die Berufswelt beschreiben Sie Attraktivität als ökonomischen Faktor...

Hamermesh: Ja, solange sich Leute bewusst oder unbewusst darauf einigen können, wer gut aussieht, ist Schönheit ein kostbares Gut. Und dieses Gut wird auf dem Arbeitsmarkt mit einem Extra an Lohn honoriert.

SPIEGEL ONLINE: Müssten Arbeitgeber nicht umgekehrt verstärkt auf hässliche Entlein setzen, weil die gezwungen sind, ihren oberflächlichen Makel durch Leistung zu kompensieren?

Hamermesh: Natürlich ist es so, dass attraktive Arbeitnehmer sich eher auf ihrer Schönheit ausruhen können, während die anderen versuchen müssen, ihren Mangel an Schönheit durch andere Qualitäten wie Intelligenz und Fleiß wettzumachen. Geht man aber davon aus, dass alle gleich klug und engagiert sind, so versprechen hübschere Angestellte dem Arbeitgeber in den meisten Fällen tatsächlich mehr Gewinn.

SPIEGEL ONLINE: Dem Klischee zufolge sind Äußerlichkeiten bei Frauen wichtiger für den beruflichen Erfolg als bei Männern. Die Zahlen in Ihrem Buch machen jedoch deutlich, dass es eher umgekehrt ist. Warum?

Hamermesh: Das ist darauf zurückzuführen, dass Männer in der Regel arbeiten - und zwar egal wie sie aussehen. Wären Sie ein hässlicher Mann, würden Sie die damit verbundenen Einkommensnachteile in Kauf nehmen und trotzdem einen Beruf ausüben. Weiß eine Frau dagegen, dass sie aufgrund optischer Makel schlechter verdienen wird, so wird sie eher zu Hause bleiben und sich somit auch dieser Statistik entziehen. In den USA belegen Studien ganz klar: Gutaussehende Frauen sind wesentlich häufiger berufstätig als weniger gutaussehende. Bei den Männern gibt es dagegen kaum Unterschiede.

SPIEGEL ONLINE: In den USA haben Sie mit Ihrem Buch eine ganz neue Diskussion um berufliche Chancengleichheit angestoßen. Dabei fordern Sie so etwas wie einen Diskriminierungsschutz für Arbeitnehmer, die in optischer Hinsicht von der Natur benachteiligt wurden.

Hamermesh: Der Staat könnte hässliche Menschen in genau der Weise schützen, wie er es auch bei Behinderten macht. Wenn eine Gruppe unattraktiver Menschen nachweisen kann, dass ihr Arbeitgeber hübschere Kollegen konsequent bevorzugt, müssten sie deswegen vor Gericht ziehen können - genau wie es Behinderte oder ethnische Minderheiten auch tun. Zwar gesteht sich wohl niemand gern selbst ein, besonders hässlich zu sein. Aber die zu erwartenden Gehaltsunterschiede dürften vielleicht dabei helfen.

Das Interview führte Claas Relotius

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

Erneut überprüft im Januar 2019

Am 29. November 2011 erschien im KarriereSPIEGEL ein Interview mit dem US-Wirtschaftsforscher Daniel Hamermesh, in dem es darum ging, ob es attraktive Menschen im Berufsleben leichter haben. Hamermesh hat auf Anfrage bestätigt, dass das Interview seine Aussagen präzise wiedergibt.

Wer bloggt, dem droht der Tod

Worüber Mexikos Medien im Drogenkrieg nicht zu berichten wagen, schreiben jetzt anonyme Blogger im Internet - und geraten so selbst ins Visier der Kartelle. Vier Menschen sind in den vergangenen Wochen auf grausame Weise ermordet worden, andere wollen trotzdem weitermachen. *Von Claas Relotius*

59 | SPIEGEL ONLINE-Artikel, vom 14.11.2011

Der Mann, der sich im Internet als »Gerardo« ausgibt, hat sich inzwischen an die bedrohlichen E-Mails in seinem Postfach gewöhnt. Sie stammen stets von unterschiedlichen Adressen und folgen doch immer dem gleichen, brutalen Muster: Man werde ihm alle Glieder einzeln abtrennen und seiner Familie schicken, schreibt ein Absender, der unter dem Namen Bosque firmiert. Ein anderer, Zacateca, droht damit, ihm die Kehle aufzuschlitzen, sollte er nicht sofort mit dem Schreiben aufhören. Dass das keine leeren Drohungen sind, ist mittlerweile weltweit bekannt - vier Blogger bezahlten ihr Engagement in Mexiko in den vergangenen Wochen mit ihrem Leben.

»Solche Sätze lassen einen nicht kalt, aber wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen«, betont Gerardo, der weder sein Alter noch seinen bürgerlichen Namen veraten möchte und telefonisch mittlerweile nur noch über einen Onlinedienst zu erreichen ist. Anonymität sei für ihn überlebenswichtig, sagt er. Denn Gerardo betreibt die 2009 von einem texanischen Staatsanwalt gegründete Internetplattform Borderlandbeat.com.

Gemeinsam mit anderen anonymen Bloggern informiert er dort über das, worüber immer mehr Lokalmedien in Mexiko lieber schweigen: Drogenhandel, Korruption, Mord - Verbrechen der mächtigen Drogenkartelle entlang der US-amerikanischen Grenze.

»Fernseher sind dazu nicht mehr in der Lage«

»Fernseher oder Zeitungen sind dazu nicht mehr in der Lage«, sagt Gerardo. Die Angst um das eigene Leben sitze inzwischen nicht nur bei Reportern, sondern auch bei Verlagseignern tief. Allein seit dem Jahr 2000 wurden in Mexiko über 70 Journalisten getötet, elf weitere werden bis heute vermisst - so viele wie in keinem anderen Land der Welt. Einem Bericht der Vereinigung Reporter ohne Grenzen zufolge gehen all diese Morde vermutlich auf das Konto organisierter Drogenbanden.

Die Blogger von Borderland Beat ver-

suchen genau diese Informationslücke im Netz zu schließen. Mit Texten, Fotos und Videos dokumentieren sie täglich, was sich im Krieg zwischen verfeindeten Kartellen und dem mexikanischen Militär ereignet.

Neben einer virtuellen Karte, auf welcher Einflussgebiete und Schmuggelrouten verzeichnet sind, findet sich auf der Seite sogar detaillierte Angaben zur Organisation der wichtigsten Drogenkartelle wieder - inklusive der Namen ihrer Anführer.

»Das Internet ist die letzte Bastion«

Woher solche Informationen stammen? Man werte alles aus, was an glaubhaften Meldungen und unabhängigen Nachrichten zur Verfügung stehe, erklärt Gerardo. Vor allem aber erreichten ihn viele Hintergrundberichte von Reportern, die sich nicht mehr trautes, öffentlich über das organisierte Verbrechen zu schreiben. »Für viele Journalisten«, sagt er, »ist das Internet hierfür die letzte Bastion.«

Das englischsprachige Blog Borderland Beat hat längst auch spanischsprachige Nachahmer in Mexiko gefunden: Von Tijuana bis Matamoros betreiben heute Blogger in fast jeder größeren Grenzstadt anonyme Nachrichtenportale zum Drogenkrieg in ihrer Region. Daneben werden die Meldungen von Twitteraccounts wie [ReynosaFree](https://twitter.com/ReynosaFree) oder [MtyFollow](https://twitter.com/MtyFollow) von mehreren Tausend Nutzern gelesen.

Die Bewohner der im Zentrum des Drogenkrieges stehenden Kleinstadt Nuevo Laredo werden im Netz sogar zur Denunziation aufgefordert: Auf der Seite nuevolaredoenvivo.es.tl können sie via Google Maps markieren, wo in der Stadt Gangs ihr Unwesen treiben und in welchen Straßen sich geheime Drogenverstecke befinden. Wer verdächtige Vorfälle bemerkt oder von kriminellen Machenschaften hört, kann dies außerdem über einen anonymen Live-Chat mitteilen.

»Schusswechsel im Zentrum«

»Seit einer Stunde hört man Schusswechsel im Zentrum, noch keine Polizei zu sehen«, schreibt [Anon8284](https://twitter.com/Anon8284) gegen Mitternacht. Nur eine halbe Stunde später meldet [Anon1339](https://twitter.com/Anon1339): »Gang verprügelt

Mann am Busbahnhof, fährt in schwarzem Kleinbus davon.« Zwischen 20 und 30 neue Einträge erscheinen täglich auf der Seite, die längst auch das in der Region stationierte Militär zur Verbrechensaufklärung nutzt.

Nuevos Laredos Polizeichef Manuel Daros betont zwar, dass man bei weitem nicht jeder Quelle aus dem Netz vertrauen könne. Schließlich könnten auch die organisierten Banden die Plattform nutzen, um gezielt falsche Informationen zu lancieren. Doch ähnlich wie Gerardo ist auch er der Ansicht: Je mehr Leute die Augen aufhalten und im Internet ihr Schweigen brechen, »desto enger werden die illegalen Spielräume für die Kartelle«.

Dass diese die Aktivisten im Netz indes längst als Bedrohung für sich und ihre Geschäfte erkannt haben, zeigen ausgerechnet in Nuevo Laredo allein vier brutale Morde im letzten Monat - bei denen es erstmals gezielt Blogger und Forenmoderatoren traf. Neben den zwei Toten, die Anfang September mit herausgerissenen Eingeweiden an einer Fußgängerbrücke aufgehängt wurden, fand die Polizei zwei Zettel mit der unmissverständlichen Warnung: »Das passiert mit allen Internetpetzen. Wir haben ein Auge auf Euch.«

Kontakte zu Regierungskreisen und Polizei

Nur zwei Wochen später schlugen die Killer wieder zu: Neben der enthaupteten und verstümmelten Frauenleiche, die in den Straßen Nuevo Laredos abgeladen wurde, fand man zwei Computer-Tastaturen und mehrere Netzwerkkabel. Daneben ein Brief mit den Worten: »Ich bin hier wegen meinen und Euren Berichten.«

Neben der enthaupteten Leiche eines jungen Mannes, die am vergangenen Mittwoch in Nuevo Laredo aufgefunden wurde, lag ein Schild mit der Aufschrift: »Ich bin Rascatripas und das hier ist mir widerfahren, weil ich nicht verstanden habe, dass ich bestimmte Dinge nicht in Social Networks verbreiten sollte.« Er soll bei [Nuevolaredoenvivo](https://twitter.com/Nuevolaredoenvivo) als Moderator tätig gewesen sein.

Unterzeichnet hatten in allen Fällen Mitglieder des gefürchteten Zeta-Kartells, das

gegenwärtig den Drogenhandel an der gesamten Ostküste Mexikos kontrolliert. »Die Zetas sollen beste Kontakte zur Polizei und sogar zu Regierungskreisen haben«, sagt Gerardo. »Wer sich mit ihnen anlegt, lebt auch als Blogger gefährlich.«

Das Hackerkollektiv Anonymous lässt sich davon offenbar nicht abschrecken. Zu Beginn der vergangenen Woche richteten die Hacker via YouTube eine Botschaft an Los Zetas, in der sie das Kartell aufforderten, ihr Terrorregime zu beenden. Der Anlass für diese Drohung war die mutmaßliche Entführung eines Anonymous-Mit-

glieds im Bundesstaat Veracruz. Sollte die Person nicht bis zum 5. November freigelassen werden, so hieß es in dem nun veröffentlichten Video, werde Anonymous umfangreiche Daten von Zeta-Unterstützern preisgeben. Inzwischen wurde der Mann angeblich freigelassen, die Drohung zurückgezogen. Doch Anonymous will nun mit Veröffentlichungen aus er-hackten E-Mails korrupte Beamte und Politiker in Bedrängnis bringen.

Um ihren Drohungen Nachdruck zu verleihen, hatten die Hacker schon vor zwei Wochen einen Vorgeschmack ihres Kön-

nens geliefert: Sie hackten die Website des Politikers Gustavo Rosario und hinterließen dort die Nachricht: »Gustavo Rosario ist ein Zeta.«

Rosario, ein ehemaliger Generalstaatsanwalt, steht inzwischen rund um die Uhr unter Polizeischutz. »Wer als Politiker mit einem bestimmten Kartell in Verbindung gebracht wird, ist sofort eine Zielscheibe für die anderen Kartelle«, sagt Blogger Gerardo. In diesem Sinne gilt für - möglicherweise zu Unrecht - Verdächtige, was auch für die bloggenden Berichtersteller gilt: Öffentlichkeit kann lebensbedrohlich sein.

NACHTRÄGLICHE ÜBERPRÜFUNG

In dem Text, den SPIEGEL ONLINE im November 2011 veröffentlicht hat, geht es um Blogger, die anonym über den mexikanischen Drogenkrieg berichten und deswegen bedroht oder ermordet werden. Der Artikel stützt sich vor allem auf Statements eines anonymen Bloggers mit dem Decknamen »Gerardo«, der für das englischsprachige Blog »Borderland Beat« über Kartellkriminalität in Mexiko berichtet und deswegen digital bedroht wird.

Die von Claas Relotius zitierten Aussagen von »Gerardo« beschreiben die allgemeine Situation der Blogger und die Gewalt in Mexiko plausibel, »Gerardo« berichtet dabei auch von zwei konkreten Drohungen, die er per E-Mail bekommen haben will.

In einer Passage wird ein Polizeichef zitiert, zu dem bisher kein

Kontakt hergestellt werden konnte. Außerdem schreibt Relotius über Gewalttaten gegen Blogger, Journalisten und Politiker, die den Fakten entsprechen und über die so auch in mexikanischen oder internationalen Medien berichtet wurde - die Quellen, auf die er sich dabei bezieht, hat er nur teilweise angegeben.

Der strittigste Teil des Textes ist das Interview mit »Gerardo«. Es lässt sich nicht nachprüfen, ob Relotius den Blogger tatsächlich befragt hat. Es gibt einen bei Borderland Beat als Reporter registrierten Autor mit dem Alias »Gerardo«, der auch im fraglichen Zeitraum 2010/2011 immer wieder Beiträge auf der Seite eingestellt hat. Borderland-Beat-Blogger/Betreiber haben in der Vergangenheit zumindest vereinzelt Interviews gegeben.